image
not
available

THE LIBRARY

Periodical Collection
CLASS

BOOK

Digitized by Google

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1833.

Neunter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

H. von Malten's

Bibliothek der neueſten Weltkunde.

Jahrgang 1833. 12 Theile. 8 Thlr. oder 12 fl.

Während ſechs Jahren hat dieſe intereſſante Sammlung zeitgemäßer Mittheilungen den ungetheilten Beifall aller Gebildeten erhalten; ſie wird als eine der vorzüglichern Zeitſchriften beurtheilt.

Es erſcheint dieſe Bibliothek auch im nächſten Jahr 1834 in unveränderter Form, und mannichfaltig und ausgewählt an Inhalt, wie bisher, in monatlichen Lieferungen und zu demſelben Preis à 8 Thlr. oder 12 fl. pr. Jahrgang.

Den Freunden der heutigen Zeitgeſchichte, welche dieſe Bibliothek der Weltkunde noch nicht beſitzen, wird hiermit Veranlaſſung gegeben, ſich die erſten vier Jahrgänge von 1828 bis 1831 um die Hälfte des Preiſes nun zu verſchaffen. Es iſt nur ein kleiner Vorrath vollſtändiger Exemplare davon noch vorhanden, die aus 48 Theilen beſtehend, ſtatt 48 fl. oder 32 Thlr. nun um 16 Thlr. oder 24 fl. zu erhalten ſind. Jedoch können die neuen Jahrgänge von 1832 und 1833 wegen dem ſehr geringen Vorrath, nur im bisherigen Ladenpreis à 8 Thlr. oder 12 fl. erlaſſen werden.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Dritter Band, siebenter bis neunter Theil.

Neunter Theil.

Aarau 1833.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die konstitutionellen Fortschritte in den preussischen Staaten *).

Die preussische Monarchie, ihrer Territoriallage und ihrer übeln Begrenzung ungeachtet, ist durch ihre innere Einrichtung einer der Staaten Europa's, die auf unsere (England's) politische Lage den meisten Einfluß ausüben müssen.

Preussen's Dasein selbst ist ein Phänomen. Von Rußland, Frankreich und Oesterreich umschlossen, hat es sich, seiner schwierigen Lage ungeachtet, mächtig erhalten; und nicht allein durch seine Armee (jenes aus den Händen der beiden Friederich hervorgegangene Meisterwerk), sondern vorzüglich durch der Preussen patriotische Anhänglichkeit für ihr Vaterland, wie durch die erfahrungsreiche Umsicht ihrer Regierung, nimmt es jetzt eine der ersten Stellen ein unter den europäischen Staaten.

Fern von uns der Gedanke, den andern Nationen Europa's als Muster das „despotische" System aufzustellen, welches Preussen regiert. Aber als geschichtliche Berichtabstatter müssen wir die Geschicklichkeit

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz, der uns in mehrfacher Hinsicht sehr beachtungswerth scheint, einer englischen Zeitschrift, dem Blackwood's Magazine, das man als eines der Hauptorgane der gemäßigten Partei in Großbritannien betrachten kann.

467928

BINDERY
MAY 3 '90
25 '48

Digitized by Google

und Kraft bewundern, welche diese Macht, in Mitte der aller ungünstigsten Umstände, erhalten, sie zugleich den Gefahren entzogen, denen sie von Seiten der sie umringenden gewaltigen Feinde, und der innern Unruhen, welche sich in Deutschland bereits beurkundet haben, ausgesetzt war.

Dies Gedeihen des preussischen Staats, ist es das Ergebniß der unumschränkten Regierung, welcher er gehorcht? — Nein. Aber obgleich unumschränkt, ist diese Regierung, eine der geschicktesten der neuern Zeit, scharfsinnig genug gewesen, um der konstitutionellen und freisinnigen Verbesserung eine Bahn zu eröffnen, die wenig Aufsehen in Europa erregt, weil sie weder von prunkenden Worten begleitet, noch von Zeitungsschreibern herausgestrichen wird, die jedoch einen mächtigen Einfluß auf die Gesellschaft ausgeübt hat.

Während man in einigen andern deutschen Staaten pomphaft die Einführung vertretender Formen, und das Entstehen gesetzlicher Freiheit verkündete, beschäftigte sich die preussische Regierung, die weder etwas verlieren wollte von ihrer alten Vollmacht, noch dem Volke jene Wahlfähigkeit zugestehen mochte, welche Baiern und einige andere Theile Deutschlands, bereits besaßen, dennoch unausgesetzt, aber still und ruhig, mit der Emanzipation ihrer Angehörigen.

Die Fesseln der Gemeinden wurden zerbrochen und beseitigt. Der Stände Stufenleiter wurde weniger drückend, weniger von einander entfernt. Vielleicht würde man Unrecht haben, der preussischen Regierung eine schimärische Dahingebung und Selbstverleugnung zuzuschreiben. Aber ihre Klugheit muß man loben.

Digitized by Google

Sorgsam verwischte sie die Ursachen, vertilgte sie die Keime jeder möglichen Staatsumwälzung. Man verschaffe überhaupt dem Volke Brot, und sorge für sein materielles Wohlergehen, man lasse ihm keine Ursache zu bittern Klagen, die früher oder später in Empörung sich verwandeln, und man hat wenig zu besorgen von Theoretikern und Staatssophisten. Die öffentliche Macht befestigen auf das Wohlergehen aller Stände, das ist die alleinige wahre und gute Politik.

Es ergibt sich aus diesem von der preussischen Regierung befolgten Verfahren, daß die Nation, weil sie wohl verwaltet ist, mit Leidenschaft an ihrem bisherigen Regierungssystem hängt. Nichts würde leichter sein, als diese Neigung zu mißbrauchen, sie zu bewegen, sich in Masse zu erheben, um die von einigen Süddeutschen ersonnenen demokratischen Institutionen zu vernichten. . . . .

Man höre die eifrigsten Freisinnigen Deutschlands, Männer wie Wirth, Siebenpfeifer, Rey u. a. In ihren Augen sind die Preussen „ein so entartetes Volk," daß ihre Sklaverei ihnen lieb geworden.

„Preussen ist blind," sagen sie, „es ist taub für den Schrei des Liberalismus. Was kümmert es sich um Preßfreiheit, um Volksvertretung, um volksthümliche Einrichtungen, und um Deutschlands Wiedergeburt? Es hat Brot, es ist glücklich, es ist bereit, mit fanatischem Eifer sein Regierungssystem zu erhalten, und die schöne Freiheitsblüthe zu vernichten, die im südlichen Deutschland kaum Wurzel gefaßt."

Also, nach dem Geständniß selbst dieser Publizisten ist der Friede, den Preussen genießt, nicht der

des Schreckens. Es ist zufrieden mit seiner Lage, und jede Veränderung flößt ihm Besorgnisse ein. Während in den Straßen von München und Dresden, von Braunschweig und Kassel, wie in Rheinbaiern, Aufläufe stattfinden, die man als schwache Nachahmungen der großen Auftritte in Paris betrachten kann, erleiden Handel und Gewerbthätigkeit Preussens keinerlei Störung und gedeihen zusehens. Aufklärung, Sittlichkeit, Wohlstand des Volkes machen rasche Fortschritte, und sein politischer Gesichtskreis ist frei von jenem unheilschwangern Gewölk, von dem England, wie Frankreich, immerfort noch bedrohet werden.

Indessen haben Baiern, Würtemberg, Baden, beide Hessen, Nassau und andere Länder Deutschlands von ihren Beherrschern jenes verhängnißvolle Geschenk der politischen Macht erhalten, jenes Nessusgewand, das die Seiten desjenigen, der es trägt, zerreißt. —

Woher rührt es nun, daß die Königreiche, und derselben Unterabtheilungen, beschützt durch das Zauberwort „Staatsverfassung," mit vertretenden Formen bekleidet, und der Macht der Wahlkammern überlassen, grade diejenigen sind, welche von politischen Unwettern heimgesucht worden?

Ist es denn wahr, daß der Staaten Wohlergehen nicht ausschließlich abhängt von diesem Mechanismus volksthümlicher Wahl und Vertretung, worauf man so viel Wichtigkeit zu legen scheint? Ist es denn nicht genügend, zu erklären, daß ein Königreich konstitutionell ist, um sein Glück zu sichern?.....

Wahrlich nein. Eine andere Vorausbildung ist ihm unumgänglich nothwendig. Man dekretire heut

ein konstitutionelles Griechenland, und man wird sehen, was aus ihm wird. Verschwinden alle übeln Leidenschaften, alle Umtriebe, alle verhängnißvollen Aufregungsversuche einzelner Personen oder sich entgegengesetzter Parteien, bei dem alleinigen Zauberworte „Konstitution?“ —

Man hat das nie und nirgends gesehen. Um wahrhaft frei zu sein, muß ein Volk zuerst die Freiheit zu ermessen, zu würdigen verstehen. Halb republikanische Anstalten einer unmündigen Volksmenge überlassen, die derselben sich nur bedienen dürfte, wie einer Brandfackel, um das ganze Staatsgebäude zu vernichten, heißt Vernunft und Erfahrung geradezu Hohn sprechen. Tausendmal besser wäre es, ihr den Glauben zu lassen, daß sie nicht frei ist, dagegen im Stillen für den Genuß der Freiheit sie vorzubereiten.

Preussen ist jetzt dem, was man eine hohe politische Fähigkeit nennen könnte, viel näher, als Baiern selbst. Preussens konstitutionelle Fortschritte sind reell, nicht illusorisch. Viele der Uebel, woran es gelitten, sind bereits gehoben. Mehrere unschätzbare Wohlthaten sind ihm zugesichert. Es hat sich hoch erhoben auf der Leiter der europäischen Mächte.

Ungerechte beläſtigende Vorrechte sind abgeschafft worden. Die so oft und immer vergebens in Frankreich verkündete Gleichheit der Rechte, ist, wo nicht unerschütterlich festgestellt, doch durch wohlverstandene Arbeiten längst vorbereitet. Man hat in Preussen nicht mit derselben Eitelkeit, derselben Ehrsucht und Unbeständigkeit zu kämpfen, die in Frankreich jeder

moralischen Vervollkommnung so große Hindernisse entgegenstellen. Darum auch ist der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze in Preussen so tief, so unerschütterlich festgewurzelt, daß er durch keine Tirannei, durch keine mögliche Anarchie je erschüttert werden kann.

Solches sind die konstitutionellen Fortschritte in den preussischen Staaten, die gewissermaßen von dem ganzen Europa unbeachtet stattgefunden haben, und dir wir nicht gradezu der regierenden Macht zuschreiben möchten, welche nur darauf bedacht gewesen, sich zu erhalten. Die dringende Nothwendigkeit, die Gewalt der Dinge selbst, die genaue Beobachtung des Zustandes Europa's, haben die preussische Regierung vermocht, schweigend, aber auf eine wirksame Weise, die Bewegung des ganzen Europa's zu theilen.

Sie hat auf solche Weise zwei Vortheile gefunden, indem sie innerer Aufregung entgangen ist, und den fremden Mächten gegenüber eine starke, achtunggebietende Stellung bewahrt hat.

Die Endergebnisse der begonnenen Emanzipation lassen sich ohne Schwierigkeit vorausbestimmen, und jene oberflächlichen Philosophen, die in der innern Einrichtung Preussens nichts gesehen, als Despotismus ohne Gegengewicht, werden nicht wenig erstaunen, wenn in einer vielleicht nahen Zukunft, sobald die Keime sich entwickelt haben, welche die Gegenwart gelegt, sie die preussischen Staaten frei, konstitutionell und vertreten erblicken werden, nicht allein der äussern Formen der Gesetzlichkeit, sondern auch des Genies selbst und der politischen Fähigkeit sich erfreuend.

Von den siegreichen Waffen Frankreichs zermalmt, befand sich Preussen, nach dem Frieden von Tilsit (am 9. Juli 1807) in einer sehr traurigen Lage. Seine Landesausdehnung und seine Bevölkerung wurden fast um die Hälfte vermindert. Die erst neubegründete Wichtigkeit, welche es unter Friedrich dem Großen erlangt, schien auf dem Punkte, in Kurzem wieder in Nichts versinken zu müssen.

Das Land war in eine ausserordentliche Lage versetzt. Seine Kraft erstarb; Entmuthigung bemächtigte sich nach und nach aller Gemüther. Stein, ein despotischer, aber weitsehender Minister, nahm seine Zuflucht zu großen Maßregeln, die viele Interessen verletzen mußten: hochherzige Heilmittel, die nur durch die gefahrvolle Krisis gerechtfertigt werden konnten, worin das Vaterland sich befand.

Die Lehnbarkeit bestand noch in Preussen, und das Feudalwesen hatte sich in seiner ganzen Lauterkeit, ja sogar in seiner ganzen Grausamkeit erhalten. In Friedrichs des Großen Augen war der preussische Bauer nichts, als ein künftiger Soldat. Hätte man ihm seine Freiheit gegeben, würde man ihm Geschmack an Unabhängigkeit und an Ungehorsam gegeben haben. Es war besser, ihn „leibeigen“ zu lassen, in der ganzen Stärke dieses alten Wortes.

Der preussische Bauer war demnach an den Boden gefesselt, und zum Frohndienst geboren. Das Gesetz zwang ihn, seinem Lehnsherrn zu dienen, ohne von demselben irgend eine Entschädigung, irgend einen Lohn für seine Arbeit fordern zu dürfen. Unfähig, Eigenthümer zu werden, seinen Aufenthaltsort zu verändern, seine Töchter, ohne Zustimmung seines Herrn,

zu verheirathen, und seinen Söhnen ein anderes Gewerbe, einen andern Stand zu geben, als den seinigen, war er ein wirklicher Flot. Der russische Mugick selbst war keiner absoluteren Abhängigkeit unterworfen.

In den Briefen Friedrichs des Großen scherzt unser philantropischer König manchmal über das Schicksal dieser Armen, deren Lage Voltaire's Freund nicht verbessern zu können glaubte.

Zur Erhaltung eines so traurigen Systems, hatte das Gesetz den Austausch von Ländereien mehreren Beschränkungen unterworfen. Ein Adelicher konnte sein sogenanntes „Rittergut" nur einem andern Adelichen verkaufen, und da die meisten Liegenschaften zu einer oder der andern Zeit in den Händen der Aristokratie sich befunden, konnten Bürgerliche kein Grundeigenthum auf dem offenen Lande besitzen.

Nicht blos die untern Stände, sondern der Adel selbst, hatten nur zu oft Gelegenheit, über so abgeschmackte Beschränkungen sich zu beschweren. Der Adeliche, welcher unter den reichen Handelsleuten leicht einen Käufer gefunden hätte, konnte über sein Eigenthum nicht zu seinem Vortheil verfügen. Indessen konnte man den Adel kaufen, und dadurch wurde von Zeit zu Zeit eine ziemlich bedeutende Abgabe von der Eitelkeit erhoben. Der Ackerbau war vernachlässigt, und des Gutsbesitzers, wie des Lehnsmannes Vortheil, wurde zu gleicher Zeit verletzt.

Wer sollte es glauben, Friedrich der Große beschützte dies System, und verbreitete es immer mehr. Seines Erachtens war Länderaustausch unnütz. Handel und Fabriken sollten alle Kapitalien verwenden,

und die Landgüter sollten immer in denselben Händen bleiben.

Es gab zweierlei Lehnsleute, die der erblichen Bauerhöfe, und die, welche eine gewisse Strecke Landes nur auf Lebenszeit, oder auf eine bestimmte Reihe Jahre, ausbeuteten.

In dem einen, wie in dem andern Falle, konnte der Grundeigenthümer nicht über seinen Boden verfügen. Nach des erblichen Lehensmannes Tode war er genöthigt, dessen Sohn an jenes Stelle anzunehmen. Erreichte anderseits der mit einem zeitweisen Lehensmann abgeschlossene Vertrag sein Ende, war es dem Eigenthümer verboten, selbst sein Grundstück zu bebauen, und wohl oder übel mußte er einen andern Meier wählen.

Der Pachtpreis, der mehrere Jahrhunderte früher bestimmt worden, blieb immer derselbe, obgleich der Werth des Geldes, in seiner Beziehung mit andern Gegenständen, sich ausserordentlich vermindert hatte.

Diese ganze Einrichtung war, wie man sieht, nichts als ein Gemisch von Wahnsinn und Ungerechtigkeit. Der Minister Stein vernichtete sie mit einem Schlage. Durch das Gesetz vom 9. Oktober 1807 wurde die Lehnsbarkeit abgeschafft, und zwar in einer Progression, deren Endpunkt auf das Jahr 1810 bestimmt worden, wo alle Lehnspflichtigkeit gänzlich aufhören sollte.

„Gerechtigkeit will," sagte der Minister, „und die Grundsätze einer guten Regierung fordern, daß jedes Individuum ungehindert den höchsten Grad von Wohlergehen erreichen könne, wozu sein Karakter,

sein Talent oder sein Vermögen ihn berechtigen. Die Hindernisse, welche die alten Gesetze der Uebertragung und dem Austausch des Eigenthums auferlegt, haben bedeutend der Landwirthschaft geschadet, indem sie ihr einen Theil der moralischen Kraft und der physischen Stärke der Ackerbauern geraubt. Eine große Maßregel ist also nothwendig zum Besten des Staats."

Diese große Maßregel wurde genommen. Alle preussischen Unterthanen erhielten das Recht, nach Gutdünken Ländereien zu kaufen und zu verkaufen. Die Bauern konnten Rittergüter erstehen und die Adelichen Bauerngüter. Handel zog nicht mehr, wie früherhin, Verlust des Adels nach sich. Alle Bürger, ohne Ausnahme, konnten Ackerbau treiben, und die meisten Vorrechte, welche bisher gewisse Stände genossen, wurden abgeschafft. Lehnsbarkeit und Leibeigenschaft verschwanden. Man konnte weder durch Geburt, noch durch Verheirathung, noch selbst durch einen speziellen Vertrag dazu verpflichtet werden.

Die aufgeklärteste Freisinnigkeit hätte nicht ein mehr den Grundsätzen der gesunden Philosophie entsprechendes Gesetz eingeben können. Knechtschaft, jenes große Uebel der feudalen Gesellschaften, das Friedrich II geachtet und genährt, verschwand auf immer aus den preussischen Staaten.

Ein anderes vom 27. Juli 1808 datirtes Ergänzungsgesetz, entwickelte und befestigte die Resultate dessen, welches allen Verbesserungen eine breite Bahn gebrochen. Jeder erbliche Lehnsmann wurde gesetzlicher Eigenthümer von zwei Dritteln des von ihm ausgebeuteten Gutes. Also, statt jenes unfruchtbaren Rechtes erblicher Uebertragung, das zugleich eine

herabwürdigende, unausstehliche Knechtschaft auferlegte, wurde der Lehnsmann Herr eines wirklichen Eigenthums, während der Eigenthümer, der früher keinen Vortheil von seiner Besitzung gewann, jetzt nach Gutdünken über das vom Gesetze ihm zugesprochene Drittel desselben verfügen konnte. Die lebenslänglichen oder zeitweisen Pächter, deren Rechte viel unsicherer waren, erhielten nur die Hälfte der von ihnen bebaueten Ländereien. Die andere Hälfte fiel an den Pachtherrn zurück.

Solches waren die durchaus weisen und freisinnigen Maßregeln, welche die Feudalität in Preussen vernichteten, und durch billige Uebereinkünfte das Grundeigenthum wiederherstellten. Ohne Zweifel hat unumschränkte Macht sie geboten. Aber was thut das? Würde eine konstitutionelle Kammer, mit Anordnung solcher Interessen beauftragt, mit eben so viel Sicherheit und Schnelle dasselbe Ziel erreicht haben? Hätte sie nicht eine kostbare Zeit mit heftigen Wortkämpfen verloren? Würden nicht lange, nutzlose Debatten die Geduld ihrer Mitglieder und des Volkes ermüdet haben? Und endlich, statt zu einem vernunftgemäßen Ergebniß zu gelangen, wäre man nicht genöthigt gewesen, sie aufzulösen?.....

Beachten wir die Früchte dieser angeblich despotischen Maßregel. Ein neues Leben hat alle Stände der Gesellschaft in der preussischen Monarchie durchdrungen. Der Ackerbau hat sich auf eine unerhörte Weise vervollkommt. Eine neue Klasse, die der kleinen Eigenthümer, ist entstanden. Der Handel ist im blühendsten Zustande. In zehn Jahren ist man mehr

als ein Jahrhundert fortgeschritten auf dem Wege der sittlichen und industriellen Vervollkommnung.

Hardenberg, ein noch größerer Staatsmann als Stein, weil er weniger heftig, weniger ungestüm, weniger hochfahrend war, scharfsinniger und kühner Diplomat, freisinnig in seinen Ansichten, und zugleich bewandert in der Kenntniß der Menschen, ihrer Hebel und Interessen, vervollständigte seines Vorgängers Werk.

Was die vorgedachten Gesetze für Vervollkommnung des Ackerbaues und Verbesserung des Zustandes der Bauern gethan, das vollbrachte nun die berühmte Städteordnung, und die Gewerbsteuer, auch für die bürgerlichen und Handelsrechte des Gemeinwesens.

Zu der ersten dieser Maßregeln hatte Stein bereits den Grund gelegt. Die zweite rührt allein von seinem Nachfolger her. Bisher war die Ernennung der Magistratspersonen und der Richter in Städten und Dörfern, ausschließlich von dem feudalen Oberherrn ausgegangen. Die Gerechtigkeitspflege war geheim, blind, oft parteiisch, und von Beweggründen der Knechtschaft und Herrengunst geleitet. Eine Menge Monopole, Zunftrechte und alte Privilegien hemmten des Handels Ausdehnung, erhielten einen zu hohen Preis der Waaren, und trugen das ihrige zur Fortdauer des öffentlichen Elendes bei.

Stein war der erste, der es zu unternehmen wagte, alle diese Hindernisse zu beseitigen. Er begann sein kühnes Werk mit der ihm eigenthümlichen Verwegenheit, und führte zum ersten Male das Wahlrecht in der Preussen Privatleben ein.

Die Einwohner sollten selbst ihre Magistratspersonen und ihre öffentlichen Beamten bestimmen, ohne daß die Regierung in diese Wahl sich mischen, oder sie hemmen konnte, einige von dem Gesetze vorausbestimmte Fälle allein ausgenommen.

Dies Kontrollerecht der Regierung ist äusserst beschränkt, und findet seine Anwendung nur in kleinen Städten. Die großen Städte ernennen drei Kandidaten, aus welchen die Regierung den ersten Ortsvorsteher, oder Oberbürgermeister, bestimmt. Erhalten die Magistratspersonen eine Besoldung, was nicht immer geschieht, so wird sie von der Gemeinde bezahlt. Sie werden auf drei Jahre erwählt.

Die Stadtverordneten, ebenfalls von ihren Mitbürgern gewählt, sind beauftragt mit Vertheilung der Abgaben, der Sorge für die örtlichen Anstalten, und verschiedenen andern Munizipalverrichtungen. Sie erhalten durchaus keine Besoldung. Alle ihre Maßregeln und Verfügungen gelangen zur größten Oeffentlichkeit. Ihre Verhandlungen und Rechnungsablegungen werden allgemein bekannt gemacht, und die Bürger sind immer im Stande, zu beurtheilen, bis zu welchem Punkte ihre Vertreter des ihnen zugestandenen Vertrauens sich würdig machen *).

Ist das nicht eine recht offene und energische Anwendbarmachung des demokratischen Elements, und war der Zweck des Ministeriums Steins, und seines Nachfolgers Hardenberg, nicht augenscheinlich, das Volk in der Verwaltung seiner Angelegenheiten

*) M. s. den Artikel: „Preussen und die Konstitution," im vierten Theile des Jahrgangs 1831 dieses Werkes.

zu interessiren, ihm einen thätigen Antheil zuzugestehen an des Landes politischer Bewegung? —

Nicht ohne einiges Mißfallen hat der preussische Adel diese dem Munizipalwesen zugestandene Präponderanz gesehen. Die meisten Mitglieder dieses Standes zogen sich in ihre Schlösser zurück, und überliessen den Bürgern ausschließlich die Führung ihrer städtischen Angelegenheiten.

Welcher philosophische Beobachter aber wird in dieser den mittlern und untern Ständen gewährten politischen Theilnahme nicht eine unermeßliche Vervollkommnung entdecken? Fügen wir noch hinzu, daß die spezielle Sittlichkeit Preussens, die Beständigkeit seiner Ideen, und seine geringe Neigung zu heftigen Aufregungen ihm vergönnten, gefahrlos ein Experiment in Ausübung zu bringen, das für andere unruhigere Nationen höchst verhängnißvoll hätte werden können.

Die von Hardenberg eingeführte Gewerbsteuer setzte dem Werke Steins die Krone auf. Alle Zunftvorrechte wurden abgeschafft, und statt jenen drückenden, ungleichen, einseitigen Abgaben, welche nach dem alten Gesetze erhoben worden, umfaßte eine neue Abgabe das ganze Königreich. Es wurde bestimmt, daß, um Handel zu treiben, es künftighin genügend sei, an den Staat eine gewisse Summe zu zahlen, und daß alle alten Zünfte für immer beseitigt seien.

Der lange Krieg, den Preussen zu führen genöthigt gewesen, hatte die Abgaben bedeutend vermehrt, und ihre ungleich vertheilte Last bedrückte vorzüglich die armen, die gewerb- und die handeltreibenden Stände, während, nach der alten Staatsverfassung, die höhe-

ren Klassen der Gesellschaft wenig oder nichts zu zahlen hatten.

Hardenberg schaffte dies System gänzlich ab. Dieselbe Abgabe wurde von allen Bürgern gefordert, und des beharrlichen Widerstandes von Seiten des Adels ungeachtet, mußte er sich dennoch endlich derselben verhältnißmäßigen Steuer unterwerfen, wie alle übrigen Angehörigen der preussischen Monarchie.

An diese so wichtigen Verbesserungen reiheten sich eine Menge andere Gesetze, die Ordnung und Regelmäßigkeit in die Einrichtung der Mauthen, der Landstraßen und der Transportmittel verbreiteten. Ehemals bildete jede Provinz gewissermaßen einen unabhängigen Staat, der seinen eigenen Tarif, seine speziellen Abgaben, und seine besondere Mauthlinie hatte.

Hardenberg verwandelte nicht allein dies traurige System in eine entsprechende Einheit, er stellte auch das große Prinzip der Handelsfreiheit in seinem Zollgesetze von 1808 fest, dessen Canning, in einer seiner Parlamentsreden, mit Lobeserhebungen gedachte. Nicht zufrieden, die Fesseln zerbrochen zu haben, unter denen Handel und Gewerbthätigkeit bisher geschmachtet, beförderte dieser Minister auch die Industrie durch Unterstützungen jeder Art, durch öffentliche Ausstellungen, Preise ꝛc., deren Ergebnisse seine schönsten Hoffnungen übertrafen.

Das alles sind wirkliche Fortschritte, und wir wünschen, daß berathende Versammlungen, von der lebendigsten Vaterlandsliebe beseelt, in so kurzer Zeit eben so ausserordentliche, eben so sehr der Bewunderung aller aufgeklärten Menschen würdige Resultate erreichen mögen.

Man vergleiche nun das alte mit dem neuen Preussen. In dem Theile von Sachsen, der mit der preussischen Monarchie vereinigt worden, gab es sieben verschiedene Abgabensysteme. In Westphalen hatte jede kleine Provinz ihr Budget und ihre Steuern. Ein Distrikt zahlte nur direkte Abgaben, ein anderer nur undirekte. Ein Artikel war in einer Provinz besteuert, und in der andern durchaus frei. Es gab bei sechszig verschiedene Tarife, und da es unmöglich war, eine Mauthlinie um jede Landabtheilung zu ziehen, war der Schleichhandel allgemein.

Die beiden Gesetze vom 26. Mai 1818, und vom 30. Mai 1820, setzten einen einzigen Tarif ein für das ganze Königreich, sicherten die vollkommene Freiheit des Handels und der Versendung von einem Ende des Königreichs zum andern, und beseitigten das kostspielige, bedrückende System, das jeder Provinz seine eigene Mauth verlieh.

Freilich war die auf solche Weise von dem Minister festgestellte Abgabe stark. Aber verglich man sie mit der Gesammtsumme aller kleinen Steuern, und der unregelmäßig vertheilten Abgaben, so konnte man sie als sehr gemäßigt betrachten *). Schon seit 1820

*) Hinzufügen muß man noch, daß die preussische Regierung die erste gewesen, welche die seit Langem von den umsichtsvollsten Staatswirthen angedeutete Bahn der Handelserneuerung betreten, um den Handel von seinen Fesseln zu befreien, und zu einem freien Austausch der Erzeugnisse des Bodens und der Gewerbsamkeit zu gelangen. Wahr ist es, daß sie nur mit äusserster Vorsicht diese neue Bahn betreten. Aber auf jeden Fall ist ihr Streben höchst lobenswerth. Ihr System besteht darin, die Ausfuhr durch Beseitigung aller Abgaben zu begünstigen, und von der Einfuhr Steuern zu

hat der Friede, von dem Preussen mehr als jedes andere Land großen Nutzen gewonnen, der Regierung vergönnt, einige Abgaben, unter andern die des Chausséegeldes, um die Hälfte herabzusetzen.

Mehr als dreitausend englische Meilen (tausend geographische Stunden) Landstraßen sind seit dem Zeitpunkt dieser Reform entworfen und zu Stande gebracht worden. Man hat mehrere Flüsse schiffbar gemacht, Kanäle und Hafen gegraben, neue Waldungen angepflanzt, ziemlich große unbebaute Steppen kultivirt, eine Menge Fabriken, öffentliche Gebäude und Anstalten, ja sogar ganze Dörfer erbauet. Dies kriegerische Königreich, das den Thron seines despotischen Königs auf den Bayonetten seiner Soldaten erhalten, ist ein Handel- und Ackerbautreibender Staat geworden, ohne daß seine militärischen Anstalten dadurch im Mindesten geschwächt worden.

Lange von der französischen Besetzung bedrückt, hat Preussen seine innere Kraft nicht erstarren lassen. Der Friede von Tilsit hatte ihm die Hälfte seines Gebiets entrissen. Was ihm übrig blieb, war vom Kriege erschöpft. Der abgeschlossene Vertrag bestimmte ihm eine Armee von 40,000 Mann, die nicht hinrei-

---

erheben, die nach der Nothwendigkeit, diese oder jene Industrie zu beschützen, oder den Luxus zu besteuern, um kein Defizit in den Staatseinnahmen zu erhalten, bestimmt sind. Die Waaren, welche nicht in diese beiden Kategorien gehören, zahlen eine gleichförmige Abgabe von nicht ganz einem rhein. Gulden für jeden Zentner. Die stärksten Abgaben treffen alle Luxusgegenstände, und betragen 100 Thaler vom Zentner Seidenzeug, Spitzen ꝛc., und 60 Thaler für die zur Spitzenverfertigung nothwendigen Stoffe.

chend war zu des Landes Vertheidigung, und mit der man in keinem Fall die Offensive ergreifen ko: ite.

Die Staatspolitik wußte aus Erfahrung, daß die Isenburger, oder Bundestruppen, welche vor dem verhängnißvollen Feldzuge von 1806 die Cadres gefüllt, durchaus kein Vertrauen verdienten, und den Staat nur in den Abgrund gestürzt hatten. Stein, Scharnhorst und Hardenberg wußten die Bedingung des Vertrags zu umgehen, durch den die Stärke der preussischen Armee auf 40,000 Mann festgestellt wurde. Man zog in allen Theilen der Monarchie aus jungen Männern bestehende Truppenkorps zusammen, die von geschickten Offizieren in den Waffen geübt, und die nach dieser vorläufigen Soldatenerziehung wieder in ihre Heimath geschickt wurden.

Durch dies kluge, bewunderungswürdige Verfahren wurde die ganze Bevölkerung Preussens kriegerisch, und eine mächtige Miliz bildete sich auf dem offenen Lande, wie in Städten und Flecken. Das hieß den Vers des Alceus verwirklichen, der in einem seiner bis zu uns gelangten Kriegslieder ruft:

„Der Wälle sicherste sind unsre eignen Bürger."

Durch das Gesetz vom 3. September 1814 ist jeder preussische Unterthan Soldat, sobald er sein zwanzigstes Jahr erreicht. Die preussischen Truppen scheiden sich in drei Abtheilungen: stehende Armee, Landwehr, erstes und zweites Aufgebot, und Landsturm.

Der Landwehr erstes Aufgebot besteht aus jungen Männern von 20 bis 22 Jahren. In Kriegszeiten wirkt sie übereinstimmend mit der stehenden Armee. Das zweite Aufgebot der Landwehr besteht aus Män-

nern von 30 bis 39 Jahren, die den Dienst kennen, und die gewöhnlich in Garnisonen gelegt werden.

Der Dienst des ersten Aufgebots übersteigt nicht einige Wochen im ganzen Laufe des Jahres. Jener des zweiten Aufgebots beschränkt sich auf einige Tage. Auf solche Weise sind alle Einwohner Soldaten. Alle nehmen gleichen Antheil an ihres Vaterlandes Ruhm, und da ihr Dienst weder besonders lang noch ermüdend ist, sind sie immer zum Aufbruch bereit.

Nur in dem Fall der äussersten Nothwendigkeit wird der aus Veteranen von 39 bis 50 Jahren bestehende Landsturm aufgeboten, und zu des Landes innerer Vertheidigung in Anspruch genommen. Die wirkliche Dienstzeit in der stehenden Armee ist nicht über drei Jahre. Nach dieser Zeit ist man nur zum Dienst in der Landwehr verpflichtet. Will man sich ganz dem Militärstande widmen, darf man auf eine mit seinem Eifer, seinen Fähigkeiten und seinem Dienstalter im Verhältniß stehende Beförderung rechnen.

Ehemals mußte man von Adel sein, um Offizier werden zu können. Durch das Gesetz von 1814 sind alle diese unsinnigen Beschränkungen abgeschafft. Die Militärpersonen werden einer strengen Prüfung unterzogen. Wer mit Eifer und Erfolg dem Studium der Taktik, der Befestigungskunst, der Strategie, dem Genieweſen sich überläßt, darf auf eine schnelle und sichere Beförderung gefaßt sein.

So hat sich eine der tapfersten, erfahrungsreichsten Armeen in Europa gebildet, bestehend aus dem Kern der Nation, frei von aller käuflichen Beimischung, und jenen entehrenden Bestrafungen fremd, welchen

die britische Armee und Marine noch in ihrer ganzen Schimpflichkeit unterworfen sind.

In vielen Ländern ist die Armee getrennt von der Nation. Eine eherne Mauer scheidet die eine von der andern. Eine geheime Feindschaft beseelt den Soldaten gegen den Bürger und den Bürger gegen den Soldaten. Der Bürgerstand betrachtet die Armee immer als den Wall, als die Vorhuth der Regierung, als das Gewalt- und Schreckensmittel, deren sie sich bedient, um alle Klagen zu ersticken, allen Vorstellungen Schweigen zu gebieten, und ihre Willkür zu erhalten.

In Preussen ist im Gegentheil die stehende Armee nichts, neben jener beweglichen Armee, die aus dem Schoose der Nation selbst hervorgeht, um wieder in denselben zurückzukehren, die sich aus ihrem Titel, Bürger und Soldat, eine gleiche Ehre macht, die während ihrer militärischen Laufbahn keine ihrer bürgerlichen Bande zerreißt, und sich eben sowohl mit der stehenden Armee als mit dem Bürgerstande verschmilzt, weil sie beiden angehört. Sie ist im Grunde eine wirkliche Nationalgarde. Wäre diese Masse nun wirklich feindselig gegen die Regierung gesinnt, wäre die Regierung ihr verhaßt, würde sie sich nicht zwei Tage erhalten können.

Die Festungen, von denen Preussen wie mit einem Gürtel umschlossen ist, die Militärstraßen, die das Land von Berlin bis Luxemburg, von Berlin bis Aachen, und von Aachen bis Saarlouis durchschneiden, die thätige Oberaufsicht, welcher die ganze Armee unterzogen ist, gewähren der Militäreinrichtung Preussens eine bewunderungswürdige Einheit, eine

wirkliche Macht, deren nur wenig europäische Königreiche sich rühmen können.

Man schlägt auf 300,000 Mann die Streitkraft an, welche Preussen ins Feld stellen kann, vorausgesetzt, daß seine Finanzumstände eine so riesige Entwickelung ihm erlauben. Die jährliche Ausgabe, welche diese Armee nothwendig macht, übersteigt nicht 3,370,000 Pfund Sterling (40,440,000 rhein. Guld) eine wenig beträchtliche Summe für die Unterhaltung so vieler Festungen und eines so ungeheuern Kriegswesens. Die Cadres der preussischen Armee sind vortrefflich, und in Beachtung aller von uns angegebenen Umstände, kann ein preussischer Offizier den ausgezeichnetsten Männern der aristokratischen Stände gleichgestellt werden.

Diese Militäreinrichtung scheint uns jedoch, unter mehr als einer Beziehung, nicht ganz fehlerfrei. Ein Theil der Armee besteht immer aus Rekruten, die durch die Ermüdung der Beiwachten und der angestrengten Märsche, bald ausser Dienst gesetzt werden dürften. Es ist unmöglich in den speziellen Waffengattungen vollkommen tüchtige Leute zu haben, wenn jeder Soldat nur drei Jahre unter der Fahne zu dienen genöthigt ist.

Müßte man überdem die Landwehr in Bewegung setzen, würden die Kosten so bedeutend werden, daß die Regierung nicht im Stande sein könnte, sie zu ertragen. Der erste Krieg, den Preussen zu führen genöthigt sein dürfte, wird uns belehren, bis zu welchem Punkte die wirklichen Vortheile, welche wir angedeutet, durch von allen menschlichen Anstalten un-

zertrennliche Mängel und Verstöße neutralisirt oder übertroffen werden.

Ist das Kriegswesen in den preussischen Staaten der Gegenstand eines speziellen Studiums und der angestrengtesten Sorgfalt, ist die bürgerliche Erziehung darüber dennoch keineswegs vernachlässigt worden. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß während den zuletzt verflossenen 24 Jahren, Preussen mehr Opfer gebracht zur Verbreitung der Volkserziehung, als alle übrigen Länder Europa's zusammengenommen.

Erwarten durfte man billigerweise, daß andere Ideen den Geist der Regierenden und des Volkes beschäftigen konnten, nach den blutigen Feldzügen, den traurigen Niederlagen und dem theuer erkauften Triumphe, woran Preussen Theil genommen. Und dennoch wurde mitten unter diesen mächtigen Ereignissen, zwei Jahre nach dem Frieden von Tilsit, die Universität in Berlin gegründet. Aller Schmuck des Königs und seiner Familie wurde bei dieser Stiftung zum Opfer gebracht. Die Universität Bonn erhob sich 1814. Um ihren Werth zu würdigen, brauchen wir nur zwei ihrer Professoren, August Wilhelm Schlegel und Niebuhr zu nennen.

Unser gegenwärtiger rascher Abriß erlaubt uns nicht, in alle einzelnen Umstände des vortrefflichen sittlichen, geistigen und religiösen Erziehungssystems, welches in den preussischen Staaten eingeführt worden, einzutreten. Ein Franzos, Herr Cousin, von seiner Regierung beauftragt, dies System näher zu prüfen, und desselben praktische Ergebnisse zu studieren, hat sich dafür eines Enthusiasmus nicht erweh-

ren können, von dem seine Schriften zeugen, und den seine Gegner ihm zum Verbrechen angerechnet haben.

Das preussische Gesetz hält Aeltern und Verwandte an, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Die Artikel 43 und 44 des allgemeinen Gesetzbuches besagen, daß jeder Einwohner, dessen Mittel ihm nicht vergönnen, seine Kinder bei sich unterrichten zu lassen, sie von dem Alter von fünf Jahren an, zur Schule zu schicken hat. Nach diesem Alter ist jedes Kind genöthigt, die Schule zu besuchen, Ausnahmen können nur besonderer Gründe wegen stattfinden, die von den geistlichen und Zivilbehörden gutgeheissen worden.

Armenschulen befinden sich in allen Dörfern. Bücher und Kleidungsstücke werden von der Regierung den Kindern solcher Familien gegeben, welche nicht die Mittel haben, sie ihnen anzuschaffen. Jedes Dorf ist genöthigt, eine Elementarschule zu unterhalten. In den Distrikten, wo die Bevölkerung halb protestantisch halb katholisch ist, hat jede Glaubensmeinung ihre besondere Schule, welche die Kinder israelitischer Aeltern ebenfalls besuchen können.

Die Wahl der Schullehrer ist ein Gegenstand der strengsten und sorgsamsten Aufmerksamkeit. Die in jedem Distrikt bestehenden Schullehrer-Seminarien sind ausschließlich zur Unterrichtung und sittlichen Erziehung der Schullehrer bestimmt.*)

*) Nach der neuesten Volkszählung hat das Königreich Preussen eine Bevölkerung von 12,726,823 Seelen. Von dieser Zahl waren 1831 4,767,072 Kinder von einem Tag bis 14 Jahre, für beide Geschlechter. Die durch das Gesetz bestimmte Zeit,

Ein Geist der Religion, der strengen Sittlichkeit, der Achtung für das Gesetz, der Dahingebung für seine Pflichten, bestimmt diese Doppelerziehung der Lehrer und der Zöglinge. Fromme und patriotische Gesänge erschallen in den Schulen, und die Lehrer übersehen nichts, was der Kinder Herzen für edelmüthige und erhabene Gefühle öffnen kann.

Wir zweifeln nicht, daß solch ein System Menschen Anlaß geben könne zum Spotte, die nichts auf der Welt beachtungswerth finden, als die kritische Abtheilung dieser oder jener Zeitschrift. Für solche Leute sind Tugend und Religion leere Worte, unnütze, lächerliche Vorurtheile.

„Sobald ein Kind unterrichtet und aufgeklärt ist," sagen sie, „ist es tugendhaft genug. Warum soll man überdem die Schüler in dem Genuß ihrer Men-

---

während welcher die Kinder die Schule zu besuchen haben, ist vom siebenten bis zum vollendeten 14. Jahre. Man darf also annehmen, daß von 100 Kindern jedes Alters immer 43 die Schule besuchen, also in ganz Preussen 2,043,030 Kinder (in Wirklichkeit nur 2,021,421 im J. 1831). Es entnimmt sich daraus von selbst, daß es in diesem Königreiche nicht ein einziges menschliches Wesen giebt, das nicht einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Unterricht erhält. Es gab 1831 in den preussischen Staaten 22,612 Primarschulen, die von 27,749 Lehrern oder Lehrerinnen geleitet wurden. Von vorstehender Zahl waren 21,789 Elementar- und 823 Mittelschulen (zwischen den Elementar- und den Gelehrten-Schulen oder Gymnasien), wovon 481 für Knaben und 342 für Mädchen. Es giebt in Preussen 1021 Städte, wovon nur 26 über 10,000 Seelen haben. Also haben nicht blos alle Städte von 10,000 Seelen, sondern sogar die drei Viertel aller Städte, ausser den Elementarschulen für die untern Stände, auch noch Mittelschulen fur die Bürgerschaft in diesen Städten.

schenrechte stören? Warum soll man ihnen so strenge Pflichten, so schwierige Bedingungen auferlegen? Es ist hinlänglich sie aufzuklären: Aufklärung gewährt Tugend durch sich selbst."

Das Alles ist grundfalsch, welches auch die Autorität derjenigen sei, die solche Maximen verbreiten, und obgleich Lord Brougham, einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit, sich an der Spitze der Gesellschaft für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse befindet. —

Nein, wahrlich, Aufklärung ist nicht hinreichend. Ohne Sittlichkeit, ohne Rechtschaffenheit, ohne Dahingebung für das Gute, beglückt die alleinige Aufklärung nicht nur nicht, sie wirft auch noch die Brandfackel in die Gemüther, und wir halten mit Cousin dafür, daß ein religiöses System der alleinige Grundpfeiler ist, worauf moralische und intellektuelle Erziehung beruhen kann.

In welchen Ländern ist die Volkserziehung am blühendsten? In Holland, in Deutschland, in Schottland, in Nordamerika, mit einem Worte in den religiösesten Ländern der Erde. In einem Lande, wo es der Geistlichkeit an Aufklärung gebräche, und wo die Wissenschaft feindselig der Religion gegenüberstände, würde die Volkserziehung immer unvollkommen bleiben, ein Fall der gerade in Frankreich stattfindet, wo, allen Bemühungen einiger das Gute wollenden Männer ungeachtet, das Volk anmaßlich ist, ohne unterrichtet, irrelegiös, ohne philosophisch zu sein.

Die in der preussischen Monarchie bestehenden Gelehrtenschulen und Universitäten sind nicht weniger

beachtungswerth. Dies ganze System ist einer beständigen, unermüdlichen Aufsicht unterworfen. Sobald ein Versehen angedeutet wird, sendet die Regierung einen Beauftragten an Ort und Stelle, um den Vorfall genau zu untersuchen, und unverweilt seinen Bericht darüber abzustatten. Die geringste Vernachlässigung wird fast immer gleich bestraft.

Diese militärische Disziplin ist übrigens in ganz Preussen vorherrschend. Man bemerkt sie in seinem Verwaltungssystem, und in allen von der Regierung getroffenen Maßregeln. Sie erstreckt sich auf alle Beamten. Die große Regierungsmaschine geht auf solche Weise gut und schnell. Ich glaube nicht, daß in Betreff der Geschwindigkeit, der Oekonomie und der Genauigkeit, irgend etwas in Europa diesem System gleichgestellt werden könnte, das, wenn man will, despotisch, aber bei weitem weniger verschürzt und hinderlich, bei weitem weniger geneigt ist, sich selbst zu vernichten, als die meisten der angeblich vertretenden Regierungen.

Baden, Würtemberg und Bayern, die ihren Angehörigen mit einer vielleicht zu übereilten Zuvorkommenheit das Kontrollerecht über alle Verfügungen der Regierung zugestanden, sind durch diese Unvorsichtigkeit noch fortwährend beunruhigt. Das Fest zu Hambach, der Insurrektionsversuch in Frankfurt am Main, sind die Folgen der Einführung halb demokratischer Verfassungen gewesen.

Die französische Julirevolution hat sich, freilich schwach und sogar lächerlich, aber mit dem besten Willen Unheil anzustiften, wiedergespiegelt, in den revolutionären Bewegungen in Rheinbaiern, obgleich

der Fürst, welcher dieses Land beherrscht, einer der philosophischsten und aufgeklärtesten in Europa ist.

Die Freisinnigkeit seiner Meinungen, seine Liebe zu den Künsten und zur Literatur, seine zugleich theoretische und administrative Philantropie haben sich neuerdings in mehreren, einer vertretenden Regierung würdigen Maßregeln offenbart. Während er seinem Volke eine Wahlkammer, eine unabhängige Konstitution und Preßfreiheit gab,*) überhäufte man mit Beschuldigungen und Schmähungen denjenigen von allen europäischen Monarchen, der die wenigste Neigung zur Tirannei hatte.

Des gedeihlichen Zustandes dessen Baiern sich erfreuete, ungeachtet, schien jeden Tag eine allgemeine Revolution ausbrechen zu wollen.**) Der Volkslöwe war zu früh losgelassen worden, entfesselt, bevor er gelernt, die Staatsmaschine zu ziehen, bevor seine übeln Leidenschaften in sich selbst geläutert waren.

Wollte man uns als Feinde der Volksfreiheit betrachten, würde man sich sehr irren, uns sehr unrecht thun. In Deutschlands altem Zustande hatte die feudale Königswürde tiefe Wurzel gefaßt. Der ritterliche Geist, der dem demokratischen Geiste geradezu entgegengesetzt ist, war bis in die untersten Stände vorherrschend: Geist des Gehorsams gegen Vorgesetzte und Höhere, und des den Untergebenen

*) Es sind hier einige kleine Irrthümer obwaltend, die wir nur andeuten, ohne sie in umständlichere Erörterung stellen zu wollen.

**) Man weiß, daß diese Angabe nur auf Rheinbaiern Anwendung finden kann. Auf Altbaiern paßt sie nicht.

zugestandenen Schutzes. Es ist nicht an uns, geschichtlich den Nachtheil oder den Vortheil dieser verschiedenen Systeme zu untersuchen. Wir beschäftigen uns mit Thatsachen allein.

Deutschland, wie es war, konnte nicht ohne Gefahr den elektrischen und heftigen Schlag einer demokratischen Bewegung erleiden. Die Gegenden Deutschlands, wo ein solcher Versuch wirklich stattgefunden, sind jetzt noch beunruhigt, mißvergnügt, unglücklich. Durch sein geschicktes Benehmen hat Preussen unaufhörliche, sehr bedeutende Fortschritte gemacht, und — als sklavisch betrachtet von einem Theile Europa's, ist es in Wirklichkeit freier, und weiter fortgeschritten in der Zivilisation, als die meisten Länder, welche es umschliessen.

Wird man sich denn nie überzeugen, daß von allen Politiken die allein gute, die allein nützliche diejenige ist, welche mit den Zeiten, den Oertlichkeiten, den Sitten, den Ideen in Uebereinstimmung steht, die nichts übereilt, die dem Menschen keine Gewalt anthut, und die Mittel und Wege findet, ihn und seinen Zustand zu verbessern, ohne daß er selbst es bemerkt.

Einige der neueſten authentiſchen Berichte über Japan *).

Am äuſſerſten öſtlichen Ende Aſiens befindet ſich ein groſser Archipel, der das Japaniſche Reich bildet. Seine Gröſse mag bei 12,000 geographiſche Geviertmeilen betragen. Es erſtreckt ſich vom 30. bis zum 47. Grade nördlicher Breite.

Die Nation, welche dies Land bewohnt, iſt eine der intereſſanteſten und geiſtreichſten Aſiens. Ihre Ziviliſation iſt chineſiſchen Urſprungs. Aber dieſe Ziviliſation ſelbſt hat ſich in Japan durch des Karakters Adel, und durch die Energie des Volkes, welche ſie angenommen, veredelt.

Die Japaner ſind weniger ſtillſtehend geblieben, als die Chineſen, und obgleich gewiſſe Beweggründe einer geſunden Politik ſie vermocht, den Europäern (mit alleiniger Ausnahme der Holländer, die den Hafen von Nangaſaki beſuchen dürfen) den Eintritt in ihr Land zu verbieten, bemühen ſie ſich dennoch unaufhörlich, das Bereich ihrer Kenntniſſe zu erweitern, weswegen ſie auch die intellektuellen Andeutungen nicht unbeachtet laſſen, welche die verſchiedenen Literaturen Europa's ihnen darbieten können. Mehrere gelehrte Japaner leſen und verſtehen ſehr gut das Holländiſche, ſogar das Lateiniſche, und übertragen die in dieſen beiden Sprachen geſchriebenen Werke in die ihrige.

Sitten und Anſtalten Japans würden in einem

*) Man vergleiche mit dem Aufſatze: „Ein merkwürdiges Aktenſtück über Japan," im ſechsten, ſiebenten und achten Theile des Jahrgangs 1830 dieſes Werks.

hohen Grade unserer näheren Beachtung würdig sein. Unglücklicherweise gebricht es uns an Mitteln, sie, wenn auch nur oberflächlich, zu studieren, und die Beamten des holländischen Handelskomptors in Nangasaki (oder vielmehr auf der kleinen Insel Desima, nahe bei der genannten Stadt) dürften allein im Stande sein, uns nähere Nachrichten über diese geheimnißvolle Gegend zu geben.

Die beständigen Fortschritte der Aufklärung, wie das allgemeine Verlangen, sich zu unterrichten, das unsere Epoche karakterisirt, haben mehreren Mitgliedern des holländischen Komptors den Wunsch eingegeben, ein Land genauer kennen zu lernen, wo sie gewöhnlich fünf oder mehr Jahre sich aufzuhalten pflegen. Die Resultate ihrer Erfahrungen werden in zwei Werken, von Van Overmeer Fischer und Dr. Siebold, enthalten sein, die in Kurzem erscheinen sollen.

Fischer hat von 1820 bis 1829 in Japan gewohnt, und 1822 eine Reise nach Jedo, der zweiten Hauptstadt dieses Landes, gemacht. Sein in holländischer Sprache geschriebenes Buch ist mit mehreren Kupferstichen bereichert. Er handelt darin über den innern Zustand von Japan, über seine Geographie, seine Alterthümer, Wissenschaften, Literatur und Kunst, über Luxus und Militärwesen, über die verschiedenen religiösen Glaubensmeinungen, die Lebensweise der Einwohner, ihre Gewerbe und verschiedene andere Gegenstände. Hinzugefügt hat der Verfasser eine Geschichte der Niederlassung der Holländer in Japan, und die Beschreibung ihres Komptors, nebst einem Auszug von seiner Reise an den Hof des Seogun,

der eigentlicher Beherrſcher von Japan iſt, obgleich er nicht den Kaiſertitel trägt.

Wir wollen unſern Leſern einige dieſer Mittheilungen, über ein bisher beinahe noch gänzlich unbekanntes Land, vorlegen. Ueber des Landes allgemeinen Anblick äuſſert ſich Fiſcher folgendermaßen:

In dieſem faſt überall gebirgigen Lande befinden ſich die meiſten bewohnten Orte in der ſchönſten Lage, entweder hart am Meeresufer, oder an Flüſſen, inneren Seen und tiefen Buchten. Sie ſind alſo für die Handelsverbindungen äuſſerſt günſtig gelegen. Das Gebirg iſt eben ſo ſtark bevölkert, als die Städte. Man ſieht ſelten eine etwas große Ebene, die nicht mit mehreren Städten, Dörfern und Weilern bedeckt wäre.

Nicht hohe Thürme deuten hier, wie in Europa, die Nähe einer Stadt an, ſondern die große Volksmenge, welche die Landſtraßen bedeckt. Die Wege ſind bis auf die höchſten Berge bequem erbauet. Sie ſind ziemlich breit und werden immer mit der größten Sorgfalt unterhalten. Faſt alle ſind mit ſchönen Alleen von Tannenbäumen, Zedern, Kaſtanien- oder Kirſchbäumen beſetzt.

Im flachen Lande ſieht man auf Flüſſen und Seen unzählige Fahrzeuge, die in allen Richtungen den ſtarkbevölkerten Städten zueilen, und die Landſchaft auſſerordentlich beleben. Vor allen Gebäuden zeichnen ſich die Tempel am meiſten aus. Sie erheben ſich faſt immer auf kleinen Anhöhen, und ſind mit hübſchem Gebüſch umgeben. Ueberhaupt gewährt ihr äuſſeres Anſehen eine günſtige Idee von dem Reichthum und der Wichtigkeit der Städte, worin ſie ſich

befinden. Sie sind äusserst zierlich gebauet, und mit schönen Kunstgegenständen ausgeschmückt.

Die Städte, in welchen die Fürsten ihre Residenz haben, sind mit Wellen, Graben und Mauern umschlossen, worauf sich drei- bis fünf Stockwerk hohe Thürme erheben. Gewöhnlich haben diese Orte nur zwei oder drei Eingänge. Wie die verschiedenen Viertel einer Stadt, werden sie durch eiserne Gitterthüren verschlossen, und von einer mehr oder weniger bedeutenden Zahl Soldaten bewacht.

Die Städte werden oft von Kanälen durchschnitten, über die sich schöne steinerne Bogenbrücken wölben. Alle Straßen sind schnurgrade und rechtwinkelig. Kein Haus darf auch nur um einen Zoll weiter hervorragen, als die übrigen. Auch dürfen sie nicht mehr als ein Stockwerk haben. Die fürstlichen Schlösser und die Forts allein dürfen höher sein.

Jeder Eigenthümer ist genöthigt, den Fußweg vor seinem Hause in gutem Stand zu erhalten. Er ist mehrere Fuß breit, und aus behauenen Steinen erbauet. Der übrige Theil der breiten Straße ist entweder ebenfalls mit Steinplatten, oder mit so fest aneinander gefügten Steinbrocken bedeckt, daß sie nur eine einzige Masse bilden. Das Aeussere der Häuser ist im Allgemeinen nicht besonders verziert. Denn in Japan wohnen nur die Dienstboten auf der Seite gegen die Straße, während die herrschaftlichen Gemächer gegen einen Garten gewendet sind, der den Aufenthalt äusserst angenehm macht.

Ein Fremder kann sich nicht leicht einen Begriff machen von der Menge der Mannigfaltigkeit der Kaufläden, wie von dem Reichthum und der Zierlichkeit

der Magazine, die auf allen Seiten geöffnet, und die beständig mit Käufern angefüllt sind. Die Handwerker, deren Werkstätten an der Straße sich befinden, öffnen sie mit Tagesanbruch. Sie arbeiten immer sehr fleissig, während ihre Frauen das Hauswesen besorgen, oder durch leichte Handarbeiten ebenfalls ein kleines Einkommen sich zu verschaffen suchen.

Die Privatwohnungen sind im Durchschnitt anständig und bequem eingerichtet. Gewöhnlich ist der untere Theil der Fenster von ganzen oder durchbrochenen hölzernen Laden verschlossen. Vor den Häusern ist eine Art Hof, umgeben von einer Mauer oder einem hölzernen Spalier, wodurch er von der Straße geschieden wird. Dieser Vorhof ist mit Steinen gepflastert. In ihm verweilt das Gefolge hoher Beamten, wenn diese den Hauseigenthümer besuchen.

Keiner Stadt, keinem Flecken in Japan, wie unbedeutend er auch sei, fehlt es an jenen großen und schönen Gebäuden, bekannt unter dem Namen Tsiaya's, oder Theehäuser. Im Innern mit dem größten Luxus ausgeschmückt, gehören solche Häuser Personen, die mit den Reizen junger Frauenzimmer Spekulation treiben. Das größte Vergnügen der Japaner besteht darin, den Abend in Gesellschaft dieser Frauenzimmer, die man Thekakien nennt, zuzubringen. Gewöhnlich sind die unglücklichen Geschöpfe im zartesten Alter von ihren Erzeugern verkauft worden.

Eine andere Art liederlicher Weibspersonen sind die Gehko, oder Samsiespielerinnen *). Sie sind meistentheils sehr schön und gut erzogen, weshalb

*) Die Samsie ist eine Guitarre mit drei Saiten.

ihnen der Zutritt in die Theehäuſer geſtattet wird, wo ſie die Geſellſchaft durch Muſik und Tanz beluſtigen. Sie lehnen weder den Sake, oder chineſiſchen Wein ab, noch die verſchiedenen Leckereien, welche ihnen angeboten werden.

Die Theehäuſer ſind ſo zahlreich, daß ſie in großen Städten ganze Straßen bilden. Es gehört zum guten Ton, ſie zu beſuchen, und oft gehen die Männer mit ihren Frauen dahin, damit auch dieſe Theil nehmen können an den dortigen Vergnügungen. Man behauptet, daß das Entſtehen dieſer Häuſer ſich aus den Zeiten des Seogun Joritomo herſchreibt, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts, an der Spitze einer großen Armee ſtehend, beſondere Rechte Denen zugeſtand, welche an den Landſtraßen ſolche Häuſer errichtet, die zugleich den Reiſenden als Gaſthöfe dienten.

Man macht ſich in Europa eine durchaus falſche Idee von der japaniſchen Regierung, wenn man ſie als einen abſoluten Despotismus betrachtet, der die Unterthanen verhindert, glücklich und zufrieden zu leben. Obgleich in der That unumſchränkt, iſt ſie doch keineswegs willkürlich. Die Geſetze ſind freilich ſehr ſtrenge. Aber Jedermann kennt ſie, und weiß, was ſie verbieten und was ſie erlauben. Welchen Rang ein Japaner auch haben mag, darf er doch nie einen Untergeordneten bedrohen, oder auf irgend eine Weiſe ihn bedrücken.

Wie in allen Ländern, ſind die japaniſchen Geſetze nicht vollkommen; doch werden ſie immer gewiſſenhaft in Anwendung gebracht. Niemand iſt über dem Geſetze, und alle Anſtalten zielen darauf hin,

Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums feſtzuſtellen. Der Japaner iſt vollkommen frei und unabhängig. Sklaverei iſt ein in ſeinem Vaterlande unbekanntes Wort. Jeder Arbeiter erhält ſeinen verhältnißmäßigen Lohn, und genießt eine nach ſeinen Fähigkeiten abgemeſſene Achtung.

Die unteren Volksklaſſen haben wenig Bedürfniſſe. Die Milde des Klima's und des Bodens Fruchtbarkeit ſichern Japan den Vortheil zu, alle Lebensbedürfniſſe in ſo großer Menge zu haben, daß ſie noch hinlänglich ſein würden, wäre die Bevölkerung ſelbſt doppelt ſo ſtark, als ſie gegenwärtig iſt.

Eigentliche Arme und Bettler ſind durchaus unbekannt. Die Verhältniſſe zwiſchen den höhern und niedern Ständen ſind ſo freundſchaftlich, ſo zuvorkommend, daß dadurch ein allgemeines Zutrauen begründet wird. Jeder findet ſich glücklich in ſeiner Lage. Der Diener bemühet ſich nicht über ſeinen Herrn ſich zu erheben, und die Jugend ſinnt nicht auf übeln Gebrauch ihrer beginnenden Fähigkeiten, um die auf reife Erfahrung begründete Autorität zu untergraben.

Der geſunden Vernunft nach, darf man als ein gut regiertes Land ein ſolches betrachten, wo man nur die Macht des Geſetzes anerkennt, vor dem alle durchaus gleich ſind, wo Alles darauf hinzielt, die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu garantiren, und wo der Vorgeſetzte den Untergebenen mit jener Achtung behandelt, welche bis zu einem gewiſſen Punkte die gegenſeitige Stellung vergeſſen läßt.

Muß man nun auch im Allgemeinen die Regierungsweiſe und die öffentlichen Anſtalten dieſes Lan-

des loben, gibt es in ihm doch auch mehrere Gebräuche, welche in den Augen eines Europäers sonderbar genug sind. So wundert er sich unter andern nicht wenig, wenn er junge Mädchen von 16 bis 20 Jahren, in der vollen Blüte der Schönheit, auf ihre natürlichen Reize verzichten sieht, um sich unter die Vorschriften der Mode zu fügen.

Ihre Zähne, deren Weisse noch die des Elfenbeins übertrifft, werden schwarz gefärbt. Sie lassen sich Augenbraunen abscheeren, färben sich die Lippen grün, und schminken sich das Gesicht kreideweis. Ein Frauenzimmer, das in der Gesellschaft Anspruch auf guten Ton machen will, muß sich durchaus diesem Gebrauche unterwerfen. Fügt man dazu noch die häufigen heissen Bäder, deren sich die japanischen Damen in jeder Jahreszeit bedienen, so wird man leicht begreifen, warum sie, in einem Alter von 25 Jahren, wenigstens 10 Jahr älter zu sein scheinen.

Die japanischen Frauen sind treue Gattinnen und zärtliche Mütter. Sie erfüllen ihre häuslichen Pflichten mit vieler Pünktlichkeit, und finden darin ihr größtes Glück. Das Betragen ihrer Männer ist dagegen keinesweges regelmäßig. Sie bringen meistentheils einen großen Theil des Tages in den Theehäusern zu, und halten sich überdem noch Kebsweiber in ihrem eigenen Hause. Das Gesetz ertheilt ihnen dazu das Recht, obgleich die häusliche Ruhe dadurch oft gestört wird. Demungeachtet vergelten die Frauen ihren Männern nicht Gleiches mit Gleichem, und eine Japanerin, die ausser ihrem Manne noch einen Liebhaber begünstigte, ist etwas beinahe Unerhörtes.

In den höheren Ständen werden die Kinder schon

sehr jung verheirathet. Denn Politik und andere Betrachtungen nöthigen oft die Familien, durch gegenseitige Verheirathungen sich eng zu verbinden, wobei freilich die gegenseitige Neigung der beiden Verlobten selten oder nie zu Rathe gezogen wird. Dieser Umstand ist wahrscheinlich Ursach, daß das Gesetz erlaubt, neben der rechtmäßigen Gattin sich noch Kebsweiber zu halten.

Die Zahl dieser letztern ist nicht bestimmt; doch überschreitet sie selten zwei. Ist ein Japaner nur irgend wohlhabend, so ermangelt er nicht, Gebrauch zu machen von der Erlaubniß, die das Gesetz ihm zugesteht. Immer behandelt er jedoch seine erste, rechtmäßige Gattin mit der ihr gebührenden Achtung, und diese lebt oft in schwesterlicher Vertraulichkeit mit den Nebenbuhlerinnen, welche ihr Mann ihr gegeben. Die Kebsweiber scheeren sich die Augenbraunen nicht. Aber ohne Unterschied alle Frauen und Mädchen, wenn sie ein Alter von 18 Jahren erreichen, färben sich die Zähne schwarz, und die Lippen grün.

Bleibt die Ehe kinderlos, so erhält der Mann leicht seine Scheidung, und in diesem Fall ist die Lage der Frau sehr traurig, weil sie gesetzlich nicht das Recht hat, von ihrem Gatten irgend etwas zurückzufordern, was sie ihm zugebracht. Ueberhaupt sorgt das Gesetz nicht besonders für sie. Eine Frau wird nie als Zeuge zugelassen, und zu welchem gesellschaftlichen Stande sie auch gehöre, hängt sie immer von ihren Verwandten ab. Doch müssen diese unter allen Umständen sich ihrer annehmen, und dürfen sie nicht verlassen. In allem Uebrigen befindet sich in Japan die Frau auf derselben gesellschaftlichen Stufe, wie

in Europa, doch theilt ſie mehr die Mühen und Arbeiten ihres Mannes, als ſeine Vergnügungen.

Die Art und Weiſe, wie man in Japan reiſet, iſt weniger raſch, als in Europa, obgleich die Poſten eben ſo regelmäßig eingerichtet ſind, wie alle andern Anſtalten. Wenn auch das Land gebirgig iſt, könnte man doch ſehr leicht der Fuhrwerke ſich bedienen, was man bis jetzt vernachläſſigt hat.

Gewohnheit und Sitte allein ſcheinen dieſe Verbeſſerung noch zu verhindern. Man reiſet gewöhnlich in einem Tragſeſſel. Das Gepäck wird entweder von Menſchen oder von Pferden fortgeſchleppt. Die Einführung der Fuhrwerke würde einem bedeutenden Theile der Bevölkerung ſeinen Verdienſt rauben. Dieſer alleinige Umſtand verhindert die Regierung, oder reiche Privatperſonen, eine Aenderung in ſolchem Betrachte vorzunehmen. Ueberdem beſteht eines der Hauptvergnügen der Japaner darin, auf eine zugleich langſame und ſichere Weiſe zu reiſen, und mit einem großen Gefolge die ſchönſten Gegenden ihres Vaterlandes zu beſuchen.

Die Poſten ſind öffentliche Anſtalten, welche jeder Fürſt in ſeinem Gebiet zu unterhalten genöthigt iſt, und die auf den großen Landſtraßen durch beſondere Beamte verwaltet werden. Der Natur des Weges nach, ſind die Stationen 1½ bis 4 Stunden von einander entfernt. Man wechſelt daſelbſt Träger und Pferde, und kann, falls man ſich nicht aufhalten will, in wenigen Minuten ſeinen Weg fortſetzen. Doch verweilen gewöhnlich die Reiſenden mehrere Stunden in den verſchiedenen Theehäuſern, wäre es auch blos,

um von den hübschen Thekakien sich Thee vorsetzen zu lassen.

Hat man ein zahlreiches Gefolge, so sendet man Schnellläufer voraus, damit man Träger und Pferde herbeischaffen könne. Alle Zurüstungen werden mit der größten Ordnung, und ohne Lärm getroffen. Längs den Küsten, wie auf allen Seen, sind eine Menge große und kleine Fahrzeuge, welche Reisende und Kaufmannswaaren in allen Richtungen fortschaffen. Diese Schiffe sind mit allen Bequemlichkeiten versehen, und dergestalt eingerichtet, daß sie bei Windstille oder Gegenwind von Pferden gezogen werden können, so daß man nirgends gegen seinen Willen aufgehalten wird.

Die Briefe werden durch Schnellläufer befördert. Diese tragen auf der Schulter eine Stange, woran die Brieflade befestigt ist. Sie laufen einer hinter dem andern, und werden von einem Postbeamten begleitet, der für die Depeschen verantwortlich ist, und für ihre unversäumte Weiterschaffung sorgen muß. Auf solche Weise legen die Briefe gewöhnlich 20 Wegstunden in einem Tage zurück. Eine mit dem kaiserlichen oder einem fürstlichen Wappen geschmückte Flagge, die auf dem Briefkasten wehet, nöthigt alle andere Personen, den Postschnellläufern auszuweichen, und den Weg für sie frei zu lassen. Oft haben die Boten auch kleine Glocken, wie die Postpferde in der Schweiz, deren Schall ihre Näherung verkündet.

Alles, was sich auf den Ursprung der japanischen Nation beziehet, wie auf die Art und Weise der Bevölkerung ihres Landes, ist durchaus fabelhaft. Die Japaner behaupten, daß ihr Reich anfänglich von

ſieben himmliſchen Geiſtern oder Göttern regiert worden, die regelmäßig aufeinander folgten. Die drei erſten dieſer Götter entſtanden durch ihren eigenen Willen; die vier andern hatten Gattinnen.

Auf die ſieben himmliſchen Geiſter folgten fünf irdiſche Genien, wovon der erſte eine Tochter der Sonne war, und Ten ſio day ſin, oder großer Geiſt der himmliſchen Klarheit, genannt wurde. Es iſt dieſes die in ganz Japan, vorzüglich in Izeh, wo ſie ihren Sitz haben ſoll, verehrte Hauptgottheit.

Die Japaner glauben, daß ihre Daihri's *), oder Kaiſer, von Ten ſio day ſin abſtammen, und daß alſo ihre Familie nicht menſchlichen Urſprungs iſt. Die Dynaſtie dieſer letzten wurde im J. 660 vor unſerer Zeitrechnung gegründet durch Zinmu, oder den geiſtlichen Krieger, der vom äuſſerſten Ende Japans herkommend, dies Reich eroberte, mit Ausnahme des nördlichen Theiles, der noch lange nach ihm von den eigentlichen Eingebornen, Gebis genannt, behauptet wurde.

Zinmu ziviliſirte ſeine neuen Unterthanen, und die Inſtitutionen, welche er ihnen gab, laſſen vermuthen, daß er, oder ſeine Familie, chineſiſchen Urſprungs geweſen. Seines Reiches Verfaſſung war feudal, und dieſe Regierungsform iſt die noch jetzt beſtehende. Japan iſt noch immer unter eine Menge kleine Fürſten getheilt, die den Kaiſer zwar als ihr Oberhaupt betrachten, die jedoch im Grunde beinahe ganz unabhängig ſind.

Zinmu's Nachkommen bewahrten die höchſte Ge-

*) Ausgeſprochen Da-ih-ri.

walt bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, und ſelbſt jetzt noch erhalten ſie den Titel Mikado, oder Kaiſer, obgleich die geſetzgebende und vollſtreckende Gewalt ausſchließlich dem Seogun oder Kubo gehört, der urſprünglich nur Oberbefehlshaber ihrer Armeen war.

Die Gewaltanmaßung der Seogun's begann durch Joritomo, der im J. 1154 nach Chriſti Geburt das Licht der Welt erblickte, und den Kaiſer von dem Joche befreiete, worin die mächtige Familie Teyke, eine geſchworne Feindin der Familie Genſi, wozu Joritomo gehörte, ihn gefangen hielt.

Der durch die Zwiſtigkeiten dieſer beiden ehrgeizigen Häuſer entzündete Bürgerkrieg verheerte Japan mehrere Jahre, und endete durch die gänzliche Ausrottung der Teyke. Joritomo wurde nun zum Obergeneral ernannt, und wählte ſeine Reſidenz in Kamakura. Seine Nachfolger ſetzten das von ihm begonnene Werk fort. Sie brachten es endlich ſo weit, daß ſie der höchſten Gewalt ſich bemächtigten, und die Kaiſer in vollkommener Abhängigkeit erhielten, ein Zuſtand, der auch jetzt noch fortdauert.

Die von Joritomo abſtammende Dynaſtie iſt 1616 erloſchen. Die jetzt regierende hat ihre Reſidenz nach Jedo verlegt, weshalb dies letzte auch die öſtliche Hauptſtadt des Reiches genannt wird. Der Daihri, oder Kaiſer, wohnt in Miako, einer ungeheuern Stadt an einem ſchönen Fluſſe, der einem großen See im Innern des Landes entſtrömt, und ſich in das Meer ergießt.

Die Lehensfürſten haben, wie überhaupt jeder Japaner, ihre eigenen Wappen, die auf allen ihnen ge-

hörigen Gegenſtänden angebracht, und auf ihre Gewänder geſtickt ſind. Das Gefolge eines Fürſten, bei großen Feierlichkeiten, iſt eines der ſchönſten Schauſpiele, die man nur irgend ſehen kann. Die überall beobachtete Ordnung iſt wirklich bewunderungswürdig.

Voraus werden Fahnen und Standarten getragen, mit goldgeſtickten Wappenſchilden, deren Felder von verſchiedenen Farben ſind, eben ſo Lanzen, Hellebarden, Flinten und Piſtolen in zierlichen Futteralen von Seide und andern Stoffen, hohe Federbüſche und weiſſe Roßſchweife, befeſtigt an langen Stangen, geſchmückt mit Goldäpfeln, Seidenbüſcheln und andern Verzierungen, ſodann Bogen und Pfeile in reichen Köchern. Man führt auch geſattelte Pferde, Hunde und Jagdfalken, um des Zuges Herrlichkeit zu vermehren. Auf dieſe folgt eine Bande Muſikanten, welche mehrere prächtige Norimonen oder japaniſche Tragſeſſel umringen, worauf Helm und Harniſch des Fürſten liegen.

Bei ſolcher Veranlaſſung, wie bei jeder andern, beobachten die Japaner ſehr genau die Regeln der Etikette. Niemand unterſteht ſich, etwas zu thun, was ſein Rang nicht zuläßt, oder die Würde Derjenigen zu verkennen, die auf der geſellſchaftlichen Leiter über ihm ſtehen.

Der Handelsſtand, obgleich im Allgemeinen ſehr reich, genießt dennoch keine Achtung in Japan. Deshalb auch bemühen ſich die Kaufleute auf alle erdenkliche Weiſe, bei den Fürſten und Großen ſich beliebt zu machen, indem ſie ihnen Geld leihen, um der Ehre theilhaftig zu werden, in ihrem Gefolge ſich zu be-

finden, und dadurch das Recht zu erhalten, wie die andern Offiziere unterſcheidende Zeichen zu tragen.

Die unteren Stände der Geſellſchaft beſtehen aus Krämern, Handwerkern, Arbeitern und Bauern. Die letzten ſind die am wenigſten wohlhabenden. Selten gehört einem Landmann der von ihm bebauete Boden eigenthümlich. Gewöhnlich hat er ihn nur gepachtet, unter der Bedingung, dem Eigenthümer die drei Fünftel des Geſammtertrages zu geben, dergeſtalt, daß dieſer den größten Theil der Erndte erhält. Die Meier wohnen faſt immer in kleinen Hütten, welche ſie ſelbſt erbauen. Ihrer Armuth ungeachtet betteln ſie nie. Nur die Abdecker, die zugleich Henker und Kerkermeiſter ſind, und die als ſolche eine eigene Innung bilden, haben das Recht, am erſten und letzten Tage jedes Monats eine Beiſteuer heiſchen zu dürfen.

Die Geſetze ſind ſtrenge, und die Polizei iſt äuſſerſt wachſam, indem ſie eine Menge Kundſchafter beſoldet, durch welche ſie von Allem, was ſich ereignet, genau unterrichtet wird. Der Geſetze auſſerordentliche Strenge iſt Urſach, daß viele Angelegenheiten, die unter gewiſſen Beziehungen ſehr ſchwer ſind, im Grunde aber nichts Verbrecheriſches darbieten, nicht bis vor die Gerichte gelangen. Man erſtickt, oder beſeitigt ſie, was man dort zu Lande *Naybun* nennt. Die auf wirkliche Vergehen ſich begründenden Rechtsſachen, über die öffentlich entſchieden wird, und bei denen keine Strafverminderung ſtattfinden kann, werden unter dem Namen *Omite Muki* bezeichnet.

In den unmittelbar dem Seogun unterworfenen Staaten, wie in Nangaſaki, iſt ein Ausſchuß von

Untersuchungsrichtern, unter dem Vorsitz des Statthalters, verantwortlich für die von ihm erlassenen Urtheilssprüche. Er bietet deshalb alles Mögliche auf, um den Grund der Wahrheit zu erforschen. Es geschieht auf solche Weise nur äusserst selten, daß sie in der Verhandlung nicht vollkommen entschleiert wird, wonach das Gericht sein Urtheil ausspricht.

Vor dem Palast des Seogun, in Jedo, wie vor den Wohnungen der kaiserlichen Statthalter in den Provinzen, befinden sich viereckige, 2 Fuß lange und breite Kasten, worin alle Klagen gegen öffentliche Beamte niedergelegt werden können. Wer sich auf irgend eine Weise in seinen Rechten verletzt glaubt, kann seine Bittschrift dahineinwerfen. Zwei Offiziere stehen beständig neben den Kasten, um sich Diejenigen zu merken, welche eine Schrift hineinthun.

Diese Schriften müssen versiegelt, mit der genauen Namensunterschrift und der Wohnungsandeutung des Bittstellers versehen sein. Sie werden direkt nach Jedo geschickt. Alle Papiere, bei denen nicht die bestimmte Vorschrift erfüllt ist, werden verbrannt. Erscheint jedoch eine unvollständige Schrift zum dritten Male, so wird sie ebenfalls nach Jedo gesandt.

Alle Papiere werden an einem bestimmten Tage eigenhändig von dem Seogun eröffnet, und von ihm allein durchlesen, indem er dadurch am besten erfahren kann, ob dieser oder jener seiner Beamten eine Pflichtübertretung sich hat zu Schulden kommen lassen. Er läßt sodann unverzüglich untersuchen, ob die Beschwerden gegründet sind.

Hat der Kläger unrichtige oder durchaus falsche Umstände angegeben, wird er, auf einem Pferde rei-

tend, durch die ganze Stadt geführt. Man trägt vor ihm eine papierene Fahne, die oft 9 Fuß lang iſt, und worauf ſein Name, ſein Alter und ſein Vergehen angedeutet ſind. Das Alles wird mit lauter Stimme an den Straßenecken und an alle den Or:en ausgerufen, wo man die kaiſerlichen Verordnungen gewöhnlich bekannt zu machen pflegt. Zum Schluß wird dem Schuldigen, auf dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatze, der Kopf vor die Füße gelegt.

Die kaiſerlichen Statthalter, die mit Verwaltung der Krongüter, und anderer dem Staate gehörigen Ländereien, beauftragt ſind, können Niemand mit dem Tode beſtrafen, ohne dazu von dem Monarchen eine ausdrückliche Bewilligung erhalten zu haben.

Unter dieſem Betrachte ſind die Lehensfürſten viel unabhängiger. Indeſſen mißbrauchen ſie ihr Recht nicht, weil eine öffentliche Hinrichtung immer als eine Schande für das Land betrachtet wird. Ueberdem ſetzen ſie ſich der Unzufriedenheit, und ſelbſt einer Rüge von Seiten des Seogun aus, wenn, in Folge ihrer nachläſſigen Verwaltung, ihre Unterthanen verbrecheriſcher Handlungen ſich ſchuldig gemacht, welche Todesſtrafe nach ſich ziehen.

Obgleich alle Japaner von denſelben Geſetzen regiert werden, iſt doch eine große Verſchiedenheit obwaltend zwiſchen denen, die in den unmittelbar dem Kaiſer gehorchenden Provinzen wohnen, und denen, die als erſtes Oberhaupt eigene Fürſten haben. Die Ehre, Unterthan des höchſten Beherrſchers von Japan zu ſein, und die von ihm ertheilten Aemter und Würden zu bekleiden, kommt nicht dem Glücke gleich,

welches die Bewohner der kleinen Staaten, unter einer milderen und väterlicheren Regierung, geniessen.

Die Statthalter des Seogun sind viel strenger in ihrer Verwaltung, als die kleinen Fürsten, und zwar aus dem Grunde, weil sie nur ein Jahr an demselben Orte bleiben. Sie flößen nichts ein, als erzwungene Ehrfurcht, und selbst Entsetzen. Die untere Volksklasse muß auch viele Frohnarbeiten thun, denen sie sich jedoch ohne Murren unterzieht, weil sie dafür eine bestimmte Entschädigung erhält, die freilich nur sehr gering ist.

Der auffallendste Zug in dem Karakter des Japaners ist der eines auf's Aeusserste gesteigerten Ehrgefühls. Man darf sich also nicht wundern, wenn er lieber stirbt, als daß er eine eingebildete Entehrung erträgt. Das Mittel, dessen man sich am meisten bedient, um sich „gesetzlich" das Leben zu nehmen, besteht darin, sich den Leib aufzuschneiden. Es ist das nicht eine durch ein Urtheil auferlegte Strafe, sondern die letzte Hilfe, wozu jeder Mann von Ehre seine Zuflucht nimmt, um einer öffentlichen Verurtheilung, und andern ähnlichen Uebeln, zu entgehen.

Man betrachtet es aus diesem Grunde als eine verdienstliche Handlung, den Verbrechern, die irgend eine Verurtheilung zu erwarten haben, die Mittel darzubieten, sich das Leben zu nehmen. Alle Offiziere und alle Zivilbeamten sind so vertraut mit dem Gedanken, einmal in der Nothwendigkeit sich zu befinden, den Leib sich aufschneiden zu müssen, daß sie immer, ausser ihrer gewöhnlichen Kleidung, mit der versehen sind, die man, bei dem gesetzlichen Selbstmord anlegen muß.

Machen sie eine Reise, so nehmen sie dies Sterbegewand jedesmal mit sich. Es besteht aus einem langen weissen Zeremonienkleide und aus einem andern von Leinwand; beide ohne Wappen. Die Aussenseite des Sterbehauses wird mit weissen Leintüchern behangen, während gewöhnlich die Wohnungen der Großen mit bunten Teppichen geschmückt sind, worauf ihr Wappen gestickt ist. Der Gebrauch, sich den Leib aufzuschneiden, ist so allgemein, daß man ein Ereigniß dieser Art kaum noch der Aufmerksamkeit würdig hält.

Ein englisches Kriegsschiff, der Phaeton, gelangte 1808 in die Bucht von Nangasaki, durch einen seiner vielen Klippen wegen äusserst gefährlichen Kanal, der aus diesem Grunde von den sonst so mißtrauischen Japanern nicht bewacht war. Man bemerkte das Schiff erst, als es schon bei dem Papenberg, in der Bucht selbst, etwa eine Stunde von Nangasaki, vor Anker gegangen war.

Die Japaner hielten es anfänglich für ein holländisches Schiff, als sie aber die englische Flagge aufziehen sahen, trafen sie furchtbare Vorbereitungen es anzugreifen. Der Brite, welcher endlich die ihn bedrohende Gefahr bemerkte, benutzte die wiederkehrende Fluth, um die Bucht zu verlassen, woran er sehr wohl that; denn am andern Morgen waren eilftausend Mann zum Angriff bereit, und mehrere hundert japanische Fahrzeuge hatten sich absichtlich aufgestellt, um sich in den Grund bohren zu lassen, und dadurch das englische Schiff zu verhindern, die Bucht zu verlassen.

Unserer Ansicht zufolge, war der Statthalter von Nangasaki keineswegs Schuld an diesem Ereignisse, das er nicht voraussehen und verhindern konnte. Aber nach den Landesgesetzen blieb ihm kein Mittel, bei seinem Kaiser sich zu rechtfertigen. Um nicht durch einen Rechtsspruch sich zum Tode verurtheilt zu sehen, faßte er den Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen. Nachdem er darüber mit seinem Gokaro, oder ersten Stellvertreter, sich reiflich berathen, und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, verließ er den Statthalterpalast, um ein dem Kaiser gehöriges Gebäude durch seinen Tod nicht zu entweihen, und begab sich in ein ihm gehöriges Gartenhaus, wo er, nachdem er dem japanischen Gebrauche gemäß, einen letzten Humpen Wein geleert, sich den Bauch mit einem Säbel aufschlitzte.

Sein vertrautester Freund stand ihm bei diesem entscheidenden Begehen bei, und durchschnitt ihm die Gurgel mit einem Messer, um seinen Tod zu beschleunigen.

Da die Bucht von Nangasaki der Bewachung des Fürsten von Fisen und Tzikutzen anvertrauet ist, wurde er ebenfalls für schuldig betrachtet. Indessen war bereits ein Opfer gefallen, weshalb sich der Fürst nur zu einem hunderttägigen Hausarrest in seinem Palaste, der durch eine Bretterwand von allen übrigen Gebäuden während dieser Zeit abgesondert wurde, verurtheilt sah. Er mußte ausserdem noch eine jährliche Entschädigung von tausend Kobangen, oder ungefähr 13,000 rhein. Gulden an Frau und Kinder des Statthalters bezahlen, der sich selbst entleibt hatte.

Die Angelegenheiten Portugals, unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen.

Nach langem vorsichtigen Zögern, das allein seiner Pläne Beförderung sichern konnte, hat Don Pedro endlich vor Kurzem die Offensive ergriffen, eines Theiles von Algarvien und der Hauptstadt des Reiches seiner Tochter, Lissabon, sich bemächtigt. Zu gleicher Zeit schlug eine Handvoll tapferer Krieger in Porto die verzweifelten Angriffe der Belagerer zurück. Diese letzten erlitten eine empfindliche Niederlage in einem mörderischen Gefechte, dessen Resultat im Voraus anzudeuten schien, welches Kampf und Erfolg sein würden, wenn die beiden entgegengesetzten Grundsätze, in die gegenwärtig Europa geschieden ist, jemals auf einem größeren Schauplatze mit Waffengewalt aneinander stoßen sollten.

Dieser beiden Grundsätze Verfechter haben sich gewissermaßen in Portugal herausgefordert, und während ein Solignac, ein Duvergier u. a., mit Saldanha, Palmella und Villaflor unter derselben Fahne sich befanden, entwickelten Bourmont, Clouet und Larochejacquelin jenen Fanatismus für Thron und Altar, der hinfort in Frankreich nichts mehr erzeugen kann, als nächtliche Ueberfälle und Straßenräubereien.

Die spanische Königswürde hielt sich, mit dem Gewehr im Arm, auf der Grenze, und bemühete sich unter der Hand den Thronräuber Michael zu unterstützen, den sie, ihren eigenen Interessen und Grundsätzen zuwider, noch immer als König anerkennt, während die Absolutisten von ganz Europa, in Por-

tugal die Basis ihrer Operationen gegen die allgemeine Freiheit zu erhalten sich bemüheten.

Welches wird für Portugal dieses Krieges Erfolg sein? Um eine solche Frage befriedigend zu beantworten, müßte man vielleicht erst entscheidende Ereignisse abwarten. Don Michael wird auf jeden Fall so lange als möglich sich wehren, und wahrscheinlich einen Guerillaskrieg organisiren. Aber dann auch beginnt, wie sich bereits ergeben, die Aufgabe der Diplomatik.

Die fünf großen Mächte, denen Spanien nothwendigerweise sich beigesellen wird, dürften über die portugiesischen, wie über die belgischen Angelegenheiten, „Konferenzen" für nöthig erachten, und so lange Don Michael noch Meister eines Winkels in Portugal ist, wird es ihm an Fürsprache und Schutz von Aussen nicht fehlen. Alle vereinten Bemühungen Englands und Frankreichs, zu Gunsten der konstitutionellen Sache, dürften vielleicht lange noch durch der Protokolle Einfluß gelähmt werden.

Die Mehrheit der Konferenz, die, in den belgischen Angelegenheiten, beständig auf Seiten des unumschränkten Triumvirats war, wird noch stärker sein in den Verhandlungen über die portugiesischen Angelegenheiten, weil auch Spanien darin eine Stimme haben wird.

Vergebens würde man den Satz aufstellen, daß die unumschränkten Monarchen Europa's, indem sie Don Michaels Usurpation unterstützen, der Rechtmäßigkeit Grundsätze mit Füßen treten. Warum es in dieser Sache am meisten zu thun ist, weil es der Oligarchie Hauptinteresse betrifft, ist, daß der Völker

Freiheit in gewisse Schranken gehalten, daß Gleichheit vor dem Gesetz, von unwissenden oder fanatischen Massen, als ein Werk des Satans betrachtet werde.

Aus diesem Grunde, und weil die „Rechtmäßigkeit“ in den Augen des heiligen Bundes selbst, nur so lange Achtung verdient, als sie dem unumschränkten Regierungsprinzip huldiget, darf man sicher darauf rechnen, daß Don Michael immer kräftige Unterstützung finden werde, seiner Eigenschaft als Thronräuber und meineidiger Tirann ungeachtet, weil — er eine „Garantie der Unumschränktheit“ im westlichen Europa ist, und weil mit seinem Sturz diese Garantie verloren gehen würde....!

Nach dieser Voraussetzung kann man jetzt schon vorabsehen, welches, in dem Fall, wo Don Michael gänzlich unterläge in dem Kampfe gegen seinen Bruder, die von der Konferenz, oder in Ermangelung derselben, von den vier unumschränkten Mächten verfolgte Linie sein würde.

Don Pedro hat bereits die Kortes zusammenberufen, um Portugal eine neue Verfassung zu geben. Hier nun beginnt die Rolle der Diplomatik. In dem Augenblicke, wo die neue portugiesische Verfassung in Ausübung gebracht werden soll, unter welcher Dona Maria den Thron zu besteigen hat, wird man mehr oder weniger geschickt der konstitutionellen Partei Forderungen benutzen.

Man wird auch eine gemäßigte Partei organisiren, bestehend aus einigen Günstlingen Don Pedro's, einigen Palastbeamten Dona Maria's, einigen mit Don Michael unzufriedenen Mitgliedern der Geistlichkeit, und nach langen Unterhandlungen, durch Protokolle, oder

anderweitig, wird Dona Maria, mit einer so viel als möglich unumschränkt monarchischen Verfassung, als Königin von Portugal allgemein anerkannt werden.

Das britische Kabinet wird, auf eine solche Entscheidung der Sache, aus allen Kräften hinwirken, und es wird gewiß nicht ermangeln, die Zugestehung einer konstitutionellen Urkunde, wie beschränkt sie auch sein dürfte, als einen großen Dienst geltend zu machen, für den man, durch dem englischen Handel zuzugestehende Vorrechte nie dankbar genug sein könne.

Wie wichtig es anderseits auch für das französische Kabinet ist, im Süden von einem Gürtel konstitutioneller Staaten umschlossen zu sein, wird es dennoch England allein handeln lassen, wie dieses, in der Sache von Antwerpen, Frankreich ebenfalls vollkommen freie Hand gelassen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Lage eines Landes, welches die Vertheidiger des konstitutionellen Systems demselben anzuneigen entschlossen sind, und beobachten wir, welchen Erfolg für ihre neuen Kombinationen sie sich versprechen können.

Der in Portugal über Alles vorherrschende Einfluß, ist unstreitig jener der Geistlichkeit. Mit Hilfe wunderbarer Legenden, und angeblicher Mirakel, war es ihm gelungen, alle Rechte des Volkes einem Monarchen zu überliefern, der zwar eine anscheinend unumschränkte, im Geheimen jedoch dem Gutachten der Priester unterzogene Macht bekleidete.

Die portugiesischen Schriftsteller, wovon die meisten Geistliche waren, oder die ihre Feder nicht auf den Scheiterhaufen der Inquisition verbrannt sehen wollten, versichern beinahe einstimmig, daß ihre Lands-

leute die religiöseste Nation der Erde seien, und daß sie es ohne Unterbrechung seit Tubal, dem Enkel Noas gewesen, der als Gründer von Setubal *) betrachtet wird. Die Beweise, worauf sie eine solche Angabe stützen, beurkunden zugleich die Ausdehnung und Natur ihrer Frömmigkeit.

Sie beweisen unter andern, daß die Portugiesen immer die eifrigsten, unversöhnlichsten Verfolger aller Ungläubigen gewesen; daß sie die erste der Jungfrau Maria gewidmete Kirche erbauet, und daß sie ohne Schwanken und aus allen Kräften ihre unbefleckte Empfängniß vertheidigt haben; daß in ihrem Lande vier Stifter von Mönchsorden geboren worden; daß ihre Könige unter allen Monarchen die reichsten religiösen Stiftungen gemacht; daß man in Portugal die meisten Reliquien findet; endlich daß dort die meisten Heiligen das Licht der Welt erblickt, und daß darin die meisten Wunder geschehen sind.

Da mehrere Jahrhunderte hindurch die Portugiesen die Mauren bekriegt, und da jeder Sieg durch irgend ein Begehen des auffallendsten Aberglaubens bezeichnet wurde, oder durch Ausdehnung der geistlichen Vorrechte, so begreift man leicht, daß der Kirche Macht durch alle neue Eroberungen sich unumgänglich vermehren mußte.

Des Landes und der Gesellschaft Anblick in Portugal, ist übereinstimmend mit dem Gemälde, welches die nationalen Schriftsteller davon entworfen. In den andern Staaten Europa's findet man nur Spuren

*) Stadt von 14,000 Seelen, von den Ausländern gewöhnlich St. Ubes genannt, mit Gruben zur Bereitung des Seesalzes.

des 15. Jahrhunderts, in früheren Denkschriften oder Kroniken. In Portugal dagegen ist es noch ganz lebendig. Man erblickt es noch mit dem größten Theil seiner Trachten, Gebräuche und Vorurtheile.

Kommt ein Protestant nach Lissabon, so geräth er in Versuchung, zu glauben, daß die Religion (oder was man in diesem Lande unter Religion versteht) der Einwohner alleinige Beschäftigung ist, daß sie alle ihre Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und daß die Regierung eine reine Theokratie ist. Alle Städte haben etwas Mönchisches. Kirchen, geistliche Stifte und Klöster sind die ausgezeichnetsten Gebäude. Sie befinden sich auf Höhen, von denen sie gleichsam alle übrigen Häuser beherrschen.

Jeden Morgen schon sehr früh, wird man durch Glockengeläut geweckt, das, mit nur kurzen Unterbrechungen, den ganzen Tag über dauert. Macht man einen Gang durch die Straßen, darf man darauf gefaßt sein, eine oder mehrere Prozessionen zu begegnen, und die Menge vor irgend einem wunderthätigen Heiligenbilde knieend zu erblicken. Schwarze, weisse und graue Mönche, beschuhet oder barfuß, mit oder ohne Bart, bevölkern alle Straßen und Plätze. Man vernimmt das Schwirren einer Klingel, welche die Näherung des heiligen Guts andeutet, und noch hat man nicht den Thronhimmel erblickt, worunter der Priester einherschreitet, oder die ihn begleitenden Fackeln, als schon, so weit man sehen kann, alles Volk in den Straßen auf den Knien liegt.

Man läßt sich in eine Kirche drängen, deren Wände mit Ex-voto's bedeckt sind, und man wundert sich nicht wenig, daß an mehreren Altären zu gleicher

Zeit Messe gelesen wird, in Gegenwart vieler Frömmler und Betschwestern, die, das Haupt tief gegen den Boden gebeugt, lateinische Gebete hermurmeln.

Die Bettler, von denen man in den Thüren bestürmt wird, fordern ihr Almosen im Namen der heiligsten Jungfrau, der fünf Wunden, der sieben Schwerter, aller Heiligen des Paradieses, und der armen Seelen im Fegfeuer; während die Küster der verschiedenen Kirchen unter Trommelschlag, mit Begleitung eines Dudelsacks und eines „heiligen Geistes," in den Straßen Beisteuern einsammeln.

Und man vermuthe nicht, daß Zahlenmenge, Macht und Reichthum der Mitglieder der Geistlichkeit geringer sei in Wirklichkeit, als dem Anschein nach. Der Jesuit Vieyra sagt, daß zu seiner Zeit (1670) es in Portugal 10,000 Mönche, 15,000 Nonnen und 30,000 Weltpriester, im Ganzen 55,000 geistliche Personen gegeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Angabe jedoch viel zu gering. Denn ein einziges Kloster, das von Alcobaça, bildete gewissermaßen eine ganze Stadt, indem darin nicht weniger als 995 Mönche, ohne die Laienbrüder, und die andern Dienstboten, sich befanden.

Seit jener Zeit hat die Geistlichkeit zwar eine gewisse Verminderung erlitten, doch ist ihre Zahl immer noch sehr bedeutend. Wenn man den Individuen dieses Standes, deren Menge nicht unter 30,000 angeschlagen werden kann, noch den Generalstab der Großwürdeträger beigesellt, bestehend aus einem Patriarchen, den man beinahe als einen Pabst des Königreichs betrachten kann, aus 3 Erzbischöfen, 15 Bischöfen und ungefähr 50 Prälaten, oder Vorsteher

von Kongregationen und religiösen Orden, so kann man sich eine Idee machen von der Portugiesen Frömmigkeit.

Das Gesammteinkommen der Geistlichkeit, blos nach dem Zehnten berechnet, den sie dem Staate bezahlt, würde sich auf 8,400,000 rhein. Gulden belaufen. Man darf aber annehmen, daß es wenigstens doppelt so stark ist. Die portugiesische Geistlichkeit hat immer mit so großer Strenge ihre Zehnten gefordert, daß in einer zwischen einem Könige dieses Landes, und dem Probst eines Mönchordens abgeschlossenen Vertrage, eine Feststellung enthalten ist, für den Zehnten aller im Tajo gefangenen Fische. —

Beachtet man die Menge der Mitglieder der Geistlichkeit, und die ungeheure Summe ihres Einkommens, so wird man leicht begreifen, welchen großen Einfluß auf Portugals Zustand sie auszuüben im Stande ist.

Unglücklicherweise dürfte es schwer sein, unwissendere und entartetere Priester zu finden, als in diesem Lande. Gibt es unter ihnen noch einige, die nicht gradezu, wie die überwiegende Mehrzahl, schamlose Betrüger sind, die mit erheucheltem Fanatismus lehren, und zu glauben gebieten, was sie selbst nicht glauben, und haben sie noch einiges Vertrauen in ihre Legenden, so sind sie zugleich auch unter dem Joche des abgeschmacktesten Aberglaubens. Aber fast alle beuten die große Masse zu ihren eigensüchtigen, habgierigen Zwecken aus. Darum auch hat die portugiesische Geistlichkeit sich nicht gescheuet, in ihrer kalkulierten Bewunderung für Don Michael, ihn den „wiederherstellenden Engel“ zu nennen. Von ihr

auch wird die stärkste Opposition herrühren gegen alle Reformen, welche man unter der Regierung der Dona Maria einzuführen sich bemühen dürfte.

Es ist unmöglich von Portugals Lage und von seiner wahrscheinlichen Zukunft zu sprechen, ohne seines Adels, des zweiten Standes im Staate, zu gedenken. Vielleicht gibt es kein Land, das mehr Adeliche hat, als dieses Königreich. Einige derselben tragen Namen, die bis zu den ruhmvollsten Zeiten seiner Geschichte hinaufreichen. Andere verdanken ihre Titel nur Launen des Hofes.

Der portugiesische Fidalgo (Adeliche) ist im Allgemeinen ein hochmüthiges, träges, ungeselliges Wesen, ohne Erziehung und ohne Grundsätze. Die meisten leben, mit großen Besitzungen und einem verhältnißmäßig unbedeutenden Einkommen, zugleich in Schmutz und Prunk, in irgend einem Winkel eines halberbaueten oder in Trümmer zerfallenden Hauses, ohne Bücher zu ihrer Unterrichtung oder Zerstreuung, ohne Kunstgeschmack, ohne Verlangen ihren Geist aufzuklären, ohne die Möglichkeit auf eine schickliche Weise Gastfreundschaft auszuüben, blos jeglichen Ausschweifungen und dem Spiel ergeben. Uebrigens ohne wirklichen Einfluß im Staate, ohne irgend einen erhebenden Antrieb zum Ehrgeiz, waren die Fidalgo's unter den letzten Regierungen gewöhnt, nur in den eiteln Förmlichkeiten des Hofes, in kleinlichen Umtrieben, und in den Uebungen eines herabwürdigenden Aberglaubens zu leben.

Ihre Geburt war, nach des Monarchen Gunst, worauf sie am meisten eitel waren, und obgleich sie von Denen, die entweder Vermögen oder Talente hat-

ten, wenig geachtet wurden, heiratheten sie doch nur unter sich, und flohen jede Berührung mit den andern Ständen ärger als die Pest. Bemerken muß man jedoch, daß diese Schilderung nicht ohne Ausnahme auf alle portugiesischen Adelichen anwendbar gemacht werden kann, und daß es auch unter ihnen wie überall, einige ehrenvolle Ausnahmen gibt.

Man würde bis jetzt nur einen unvollkommenen Begriff haben von den verschiedenen Klassen, deren Einwirkung sich in Portugal fühlbar macht, wenn wir nicht der Individuen gedächten, welche mit der bürgerlichen und gerichtlichen Verwaltung beauftragt sind. Um ein kleines Staatseinkommen einzutreiben und zu verwalten, wie zur Bekleidung der übrigen Aemter, gibt es mehr habgierige, verhungerte, betrügerische Beamten, mehr Unterschlagungen und mehr Unordnung und Trägheit, als erforderlich sein würde, das größte und blühendste Königreich zu Grunde zu richten.

Jeder Zweig der Verwaltung wird durch eine Menge schlechtbezahlter Individuen geleitet, die sich durch Betrügereien jeder Art zu entschädigen suchen. In den Finanzen arbeiten mehr Personen, als in denen Großbritanniens, und Richter gibt es mehr als hundert, nur allein in Lissabon.

Die am meisten bezahlten Beamten haben nicht über 3600 rhein. Gulden jährliches Gehalt. Demungeachtet geben sie wenigstens dreimal mehr aus, indem sie den Ueberschuß auf eine Weise sich zu verschaffen wissen, die in jedem andern Lande als höchst entehrend betrachtet werden dürfte; d. h. sie verkaufen

Recht und Gerechtigkeit an den Letzt- und Meistbietenden.

Alles beachtet, wird dies Heer von Richtern und Beamten, das über das ganze Land verbreitet ist, und das die neue Ordnung der Dinge nothwendigerweise wird vermindern müssen, den konstitutionellen Fortschritten in Portugal noch hinderlicher sein, als selbst die Mönche.

Solches war, vor einigen Monaten noch, dieses Landes Zustand. Prüfen wir jetzt rasch den Karakter der Männer, die der schwierigen Aufgabe sich unterzogen, es zu erheben. Sehen wir, was sie bereits gethan zur Erreichung dieses Zweckes, und bemerken wir die Hindernisse, welche sie noch zu übersteigen haben. Beschäftigen wir uns vor Allem mit der wo nicht durch ihre Fähigkeit, doch durch ihren hohen Rang wichtigsten Person.

Don Pedro (man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen) hat seine Expedition nur zu Gunsten seiner Tochter Dona Maria unternommen. Er hat sie zwar bei seiner Landung auf Terceira, zu Porto und Lissabon als Königin ausgerufen. Aber es gab vor Kurzem, wie selbst jetzt noch, eine Partei, die bereit ist, seinem persönlichen Ehrgeize zu dienen, oder seiner Uneigennützigkeit Gewalt anzuthun, und ihn selbst zum Thron zu berufen.

Wir glauben jedoch, daß die Unmöglichkeit, einen solchen Entwurf in Ausführung zu bringen, ohne das Land entsetzlichen Zerrüttungen auszusetzen, lange noch seine unvorsichtigen Freunde zurückhalten werde. Wie dem auch sei, wird der Karakter dieses Fürsten, wie jener der ihn umringenden Personen, endlich die Sit-

ten und Gewohnheiten der Portugiesen selbst, mehr als ein Hinderniß aufstellen, um ihm zu vergönnen, in Ruhe die Vormundschaft auszuüben, die seine Eigenschaft als Vater ihm zusichert, und das Präsidium der Regentschaft zu übernehmen, wozu die Bemühungen, seiner Tochter eine Krone zu erobern, ihm ein eben so unumstößliches Recht geben, als ihre Dienste Männern wie Palmella, Villaflor und Saldanha verleihen können.

Um den Karakter dieses Fürsten vollkommen zu zeichnen, wollen wir einige Stellen einer Schilderung der Expedition nach Portugal im Jahr 1832 entnehmen, die der Oberst Hodges vor Kurzem bekannt gemacht. Voraus bemerken müssen wir jedoch, daß diese Schrift aus augenscheinlicher Abneigung gegen den Herzog von Braganza verfaßt worden, und daß wir mehrere Angaben in derselben für eben so ungerecht als unverdient halten.

„Von Allem entblößt, was die Franzosen Karakterstärke nennen, Eigenschaft, die einem Fürsten unentbehrlich ist, überdem mit einer großen Lebhaftigkeit des Begriffes, wie mit ausgezeichneten Talenten begabt, die Erziehung nicht entwickelt, und die Schmeichelei verdorben hat, zugleich ausserordentlich eitel und unbeugsam, unentschlossen, unbeständig, leichtsinnig in seinen Neigungen, Despot aus Instinkt, und freisinnig aus Laune, gleich fähig sich zum Guten zu erheben, und dem Bösen sich zuzuneigen, je nach dem ihm verliehenen Drange, ist Don Pedro wenig mehr, als ein gewöhnlicher Mensch. Solch ein Ausspruch deutet zur Genüge an, daß er unter der hohen Auf-

gabe ist, die er sich auferlegt, und deren entscheidender Erfolg von seinen Rathgebern abhängen wird.

„Das Haus Don Pedro's bestand 1832 nur aus Individuen, die in Brasilien geboren, oder dort naturalisirt waren. Die einflußreichsten unter ihnen waren der Marquis von Resende, jüngerer Sohn der Familie Penalva, und Hr. von Rochapinto. In dem Augenblicke, wo der Kern des seiner Anhänglichkeit an die Sache der Dona Maria wegen verbannten Adels sich in Paris sammelte, sah man Tag für Tag den gewesenen Kaiser in den Tuilerien am Arm des letztern. Er trieb sogar zu Windsor den Verstoß gegen alle Schicklichkeit so weit, daß er ihn mitbrachte zu einem königlichen Gastmahle, zu welchem nur die höchsten Würdeträger des Königreichs eingeladen worden.

„Als er sich einschiffte, um zu seiner Flotte sich zu begeben, bemerkten wir ihn auf dem Dampfschiffe, umringt von seinem Gefolge, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe. Mendizabal, einer der eifrigsten und thätigsten Beförderer der Expedition, betrachtete ihn mit dem Entzücken des Triumphes, und seine sichtbare Aufregung kontrastirte mit der sorglosen Heiterkeit Don Pedro's, mit welcher er den biedern Portugiesen anredete *).

„Der Patron des Bootes, das Cäsar und sein Glück trug, warf den Anker in Nähe des Schiffes „die Königin von Portugal," worauf sich der Admiral befand. Dieser begab sich sogleich in eine Scha-

*) Wir begreifen nicht, welchen Vorwurf man Don Pedro aus seiner ruhigen Haltung, selbst mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, machen will. —

luppe, um den Kaiser zu empfangen. Eine Ehrenwache, aus 60 Seesoldaten in Paradeuniform, und der Generalstab der Expedition, bildeten ein Spalier auf dem Verdeck, und empfingen ihn mit zahlreichem Vivat, und der konstitutionellen Hymne, die von einem zahlreichen Musikchor gespielt wurde.

„Die unbedingteste Hingebung für seine Sache, für seine Person selbst, beurkundete sich bei diesem Kern der portugiesischen Nation, und bei den britischen Freiwilligen. Die Gelegenheit war günstig, durch einen freundschaftlichen Empfang die Herzen aller dieser braven Leute zu gewinnen. Aber Don Pedro verstand nicht den Augenblick zu benutzen. Er begnügte sich rechts und links zu grüßen, mit entblößtem Haupte die Soldatenreihe zu durchschreiten, und sich in die Kajüte zu begeben, wo er sich weigerte, einige alte Diener seines Vaters zum Handkuß zu empfangen. Wahr ist es, daß auf der Ueberfahrt von Nantes zur Flotte stark von der Seekrankheit ergriffen, er sich äusserst unwohl befand. Dem ungeachtet gab dieser kurzabgebrochene, kalte Empfang uns keinen besonders hohen Begriff von seiner Höflichkeit.“

Diese wenigen Stellen scheinen uns genügend, das „Karakteristische“ der Schrift des Oberst Hodges vollkommen herauszuheben. So viel scheint jedoch erwiesen, daß Don Pedro sich keine große Mühe gab, durch zuvorkommende Freundschaftsbezeugungen die Partei seiner Tochter zu verstärken.

Eine neue politische Gewalt bestimmt jetzt gewissermaßen das Geschick der Staaten, erregt oder mäßigt der Könige Ehrgeiz, arbeitet den Entwürfen der Diplomatik entgegen, und lähmt des Soldaten Ta-

pferkeit. Diese Macht besteht aus 300 oder 400 Individuen ohne Namen, die größtentheils unfähig sind, auf der Landkarte den Schauplatz ihrer Operationen zu bezeichnen. Diese Macht ist die Börse, das wundervollste Phänomen unsers Jahrhunderts. Ihr verdankt Don Pedro seine Flotten, sein Heer, und vorzüglich jene fremden Legionen, deren Dienste er mißkennt.

Des gewesenen Kaisers von Brasilien Abneigung gegen die Engländer, hat sich bei mehr denn einer Gelegenheit offenbart. Er hat sie oft genug beurkundet, unter andern in Brasilien, durch sein Benehmen gegen den britischen bevollmächtigten Minister Gordon von St. Georg Eyre, und gegen den Kapitän Hunn. Man kann noch eine große Zahl anderer englischen Offiziere namhaft machen, die, aus Verdruß gegen die ihnen zu Theil gewordene üble Behandlung, seinen Dienst verlassen haben.

Don Pedro's Vertraute haben sich lange geschmeichelt, daß wenn er einmal gelandet, seine Fortschritte in Portugal nichts als ein beständiger Triumphmarsch sein würden. War ihre Ueberzeugung wirklich von der Art, so ist es unbegreiflich, warum man nicht direkt nach Lissabon gesegelt, wo natürlicherweise die größte und umfassendste Abneigung gegen den Usurpator existiren mußte.

Indessen wurde ein solches Manöver nicht ausgeführt, und allen Grundsätzen vernünftiger Politik und Strategie zum Trotz, landete die Expedition zu Oporto, wo sie nothwendigerweise Widerstand von Seiten der Generale Don Michaels finden mußte. Gleich bei der Einnahme dieser Stadt mußte alle Täuschung verschwinden.

„Beinahe 200 zur Miliz gehörige Ueberläufer,“ sagt Oberst Hodges, „stießen zu uns. Aber nicht ein einziger Offizier ging zu uns über. Keine Provinz erklärte sich für unsere Sache, obgleich in allen denen am rechten Ufer des Duero nicht ein einziges miguelliſtiſches Bataillon war.“

Wären Don Pedro und seine Räthe nicht vollkommen blind gewesen, würden diese beiden Umstände hinlänglich gewesen sein, sie zu belehren, daß ihre Partei nicht als Erfolgselement in der Vorausberechnung ihrer Operationen geltend gemacht werden konnte, und daß sie nur auf ihrer strategiſchen Kombinationen Geſchicklichkeit ſich verlaſſen durften. Durch dies Wunder haben ſie denn auch ihre Stellung in Porto behauptet, und wenn ſie nicht, drei Tage nach ihrer Landung wieder in's Meer zurückgedrängt worden, verdanken ſie es mehr der beiſpielloſen Fahrläſſigkeit des feindlichen Generalſtabes, als ihrer Zahlenſtärke und der Geſchicklichkeit ihrer Manöver.

Der Portugieſen unzubeſtreitende Gleichgültigkeit für die konſtitutionelle Sache, würde eine traurige Vorbedeutung ſein für die Fortſchritte der Menſchheit, wollte man den Ueberreſt Europa's nach ihnen beurtheilen. Aber was ſie von den am meiſten ziviliſirten Völkern unterſcheidet, das iſt ihre Anhänglichkeit und ihre Verehrung für die Gebräuche ihrer Vorfahren. Seit Jahrhunderten herabgewürdigt durch Deſpotismus und Aberglauben, läßt ihre Trägheit ſie jede Neuerung haſſen. Beſchimpfung und Verleumdung erwarten Jeden, der es verſuchen möchte, ſie in Ausführung zu bringen.

Zu dieſer Abneigung gegen die Sache der Freiheit

gesellt sich noch die, welche sie gegen die Person Don Pedro's haben, dem sie alles Unglück ihres Landes zuschreiben, dessen Ehrgeiz ihrer Macht, wie ihrem Wohlergehen eine unheilbare Wunde beigebracht, und dessen politische Laufbahn nicht ganz fleckenlos ist.

Zudem erinnern sich die aufgeklärten Klassen, daß die ihn umringenden Personen größtentheils die Unterstützer seines Despotismus waren, bis Berechnungen persönlichen Interesses sie gelehrt, daß es vortheilhafter für sie sei, die Rolle der Freiwilligen, als die der Servilen, zu spielen. Sie haben überdem die Gewißheit, daß unter Leitung solcher Individuen, die neue Staatsverfassung nichts sein würde, als ein todter Buchstabe, als ein Spielzeug für die Eitelkeit der Nation, daß für sie die Revolution in einer Veränderung der Menschen und nicht der Anstalten bestehen würde, und daß alle im Staate eingeführten Neuerungen, die dem Lande am meisten liebgewordenen Vorurtheile verletzen müßten.

Die Geschichte wird vielleicht nicht auf eine ganz genügende Weise die viehische Wildheit eines Don Michael brandmarken können. Aber nicht in einem so revolutionären Jahrhundert, wie das unserige, wird man ernsthaft über den Lehrsatz der „Rechtmäßigkeit“ sich streiten, wenn gleich sie Vertheidigung unter den portugiesischen Rechtsgelehrten gefunden, welche sie zu beweisen sich bemühet, indem sie das alte Statut der Kortes von Lamego, über die Ordnung der Kronübertragung, angerufen.

Der Wunsch des Volkes, oder seiner gesetzlichen Vertreter, konstituirt die alleinigen Rechte auf die Krone, welche Ludwig Philipp in Frankreich, Leopold

in Belgien, und Wilhelm in Braunschweig geltend machen können. Don Michaels Macht ist freilich einem weniger reinen Quell entsprossen, indem er nur von des Volkes Hefe zum König ausgerufen, und in seiner Würde erhalten worden, aller gegen ihn im Innern angesponnenen Verschwörungen, und des von seinem Bruder unternommenen Angriffes ungeachtet. Aber auf jeden Fall bildete diese Volkshefe die Mehrheit, als sie den Titel „Regent," in den Titel König verwandelt.

Don Michaels Rechte auf den Thron sind also (den neuern Begriffen der Staatspolitik zufolge) unbestreitbar bis zu dem Augenblicke, wo eine andere Mehrheit ihn desselben verlustig erklärt.

Eine unglücklicherweise in Portugal nur zu sehr verbreitete Meinung ist, daß Don Pedro für sich selbst die Krone begehrt, und es scheint gewiß, daß er eine Partei hat, welche sie ihm zuwenden möchte. Diese Meinung, die selbst durch die feierlichsten Versicherungen von seiner Seite nicht hat ausgerottet werden können, ist für den Erfolg der konstitutionellen Sache äusserst nachtheilig geworden.

Wenn man übrigens Don Michael den Vorwurf gemacht, daß er in Portugal den Thron usurpirt, und die Konstitution, die er zu vertheidigen geschworen, umgestürzt, hat Don Pedro nicht auch dasselbe in Brasilien gethan? Hat er nicht die erste, diesem Lande gegebene Verfassung, mit Füßen getreten? Hat er nicht mit Gewalt die erste Versammlung der Vertreter der Nation aufgelöset, und den seinem Vater geleisteten Eid der Treue gebrochen, obgleich er

ihn, bei seiner Abreise von Lissabon, mit seinem eigenen Blute geschrieben?.....

Solche Erinnerungen sind wohl im Stande, den Eifer der portugiesischen Patrioten zu kühlen. Es ist zudem nicht leicht denkbar, daß sie einen großen Enthusiasmus verspüren dürften, bei dem Anblick der fremden Miethsoldaten, die den größten Theil des „Befreiungsheeres“ bilden, und bei Erwägung der falschen Schritte und Maßregeln, die man während der ganzen Expedition genommen.

Wie hat Don Pedro nie begriffen, daß die Gegenwart der jungen Königin Maria eine elektrische Wirkung in Portugal hätte hervorbringen müssen? Wenn er, an der einen Hand seine Tochter, in der andern die konstitutionelle Fahne, in der Bucht von Caseaes an der Spitze von 500 portugiesischen Patrioten gelandet wäre, würde er, unserer Ueberzeugung nach, ohne Schwertstreich Lissabon betreten, und den entsetzlichen Bürgerkrieg vermieden haben, der eine Folge der Besetzung von Porto gewesen ist, und der wohl noch lange dauern kann.

Zu glauben, daß das konstitutionelle System hinlänglich sei, um Ordnung und Eintracht in Portugal wieder herzustellen, heißt durchaus nicht die Elemente des Mißtrauens und der Unruhe kennen, welche dieses Land bewegen.

Die Bevölkerung scheidet sich in vier politische Parteien, die gegen einander äusserst erbittert sind. Die stärkste ist die der Apostolischen, welche, wenn sie auch auf dem Schlachtfelde eine Niederlage erlitten, doch wieder in den gesetzgebenden Versammlungen das Uebergewicht bewahrt. Nach ihr kommt

die gemäßigte konstitutionelle Partei, die viele Anhänger hat, an deren Spitze sich Palmella, und alle Freunde des Friedens und einer weisen Freiheit befinden. Die dritte Partei ist die Don Pedro's, die ihn direkt auf den Thron erheben möchte. Endlich die vierte Partei, ist die demokratische, die nichts besser findet, als die Verfassung von 1820, und eine einzige Kammer, aus Männern bestehend, die auf nichts weniger hinarbeiten, als auf eine vollkommene Reorganisation des gesellschaftlichen Gebäudes.

Man beurtheile nun, welche Unwetter noch das unglückliche Lusitanien bedrohen. Die Sitten und Vorurtheile seiner Einwohner, durch ihre innern Kämpfe zu derselben Vertheidigung verstärkt, machen sie noch auf lange Zeit unfähig, der Freiheit wirkliche Wohlthaten zu würdigen. Viele Jahre werden noch vergehen, bevor der Baum der politischen Wiedergeburt wird feste Wurzeln fassen können auf einem Boden, der von so vielen heftigen Stößen erschüttert worden. Man müßte ihn erst reinigen von dem Unkraut des Aberglaubens, das lange noch alle bessern Keime ersticken wird, welche man ihm einverleiben möchte.

Alsdann erst, statt eine konstitutionelle Verfassung zu erhalten, die denen anderer europäischen Völker nachgeahmt worden, könnten die besser über ihre wirklichen Interessen aufgeklärten Portugiesen, sich selbst eine auf ihre Bedürfnisse begründete, und ihrem gesellschaftlichen Zustande anpassende, solide Verfassung geben.

Eigenthümlichkeiten des englischen und des französischen Karakters.

In seinem neuesten Werke, betitelt England and the English (England und die Engländer), stellt der geistreiche Verfasser von Pelham, E. L. Bulwer, eine sehr „pikante“ Parallele auf zwischen den Eigenheiten der Briten und Franzosen, wovon wir einige Züge mittheilen wollen. Bemerken wir nur vorläufig, daß dies Bruchstück einer karakteristischen Philippika an den Fürsten von Talleyrand, französischen Gesandten in London gerichtet ist, der bekanntlich als einer der scharfsinnigsten Beurtheiler unserer Zeit betrachtet wird. Kommen wir zur Sache. Bulwer sagt:

Ich erinnere mich, in einem alten Schriftsteller (Diodor von Sizilien) gelesen zu haben, daß es in Afrika eine gewisse durch ein wahrhaft erschreckliches Phänomen merkwürdige Gegend gibt. „Unter diesem Himmelsstrich schien die Luft mit riesigen Gestalten, mit befremdenden, entsetzlichen Ungeheuern angefüllt, die sich gegenseitig bekämpften (oder verfolgten). Diese Erscheinungen waren indessen nur furchtbar für Fremdlinge, während die Eingebornen sie mit der größten Gleichgültigkeit betrachteten.“

Ist diese Geschichte nicht ein Sinnbild der nationalen Vorurtheile? Die Ungeheuer, welche dem Fremden Furcht einjagen, sind für uns ganz gewöhnliche Dinge. Wir haben kein Gefühl, das uns von der Atmosphäre-Veränderung benachrichtigt, und was in den Augen Anderer wunderbar erscheint, ist für uns ein bloßer Gemeinplatz.

Wenn indessen der eingeborne Bewohner unaufmerksam ist, wird Eure Exzellenz doch auch des Fremden Leichtgläubigkeit zugeben, und wenn manchmal der Eine die Ungeheuer nicht bemerkt, werden sie oft auch von dem Andern erfunden.

Eure Exzellenz erinnert sich der Geschichte des französischen Jesuiten, der sich wunderte, das Priestergewerbe in China zu finden. Der Mann, welcher im Namen der Jungfrau praktizirte, hielt es für eine namenlose Unverschämtheit, im Namen Fo's zu handeln.

Von derselben Gemüthsstimmung beherrscht, beklagt sich eine in den Vereinstaaten Nordamerika's reisende Engländerin (Mistreß Trollope) über die amerikanische Unhöflichkeit, und ein deutscher Titularfürst (Pükler-Muskau) eifert mit fast republikanischem Abscheu gegen die britische Aristokratie.

Se. Exzellenz der Fürst von Talleyrand weiß besser, als das ganze Korps der Diplomaten, wie geringfügig die Verschiedenheit von Menschen zu Menschen ist. Wuchs und Glieder sind wenig verschieden. Der ganze Unterschied rührt her von der Tracht. Die Reisenden zergliedern im Allgemeinen nicht genug die sie betreffenden Neuigkeiten, und oft bezeichnen sie als eine Verschiedenheit in den Karakteren der Völker, was nichts ist, als eine Verschiedenheit ihres Benehmens.

Eines der ältesten Beispiele des nationalen Vorurtheils findet man bei Herodot. Die Griechen, welche die Gewohnheit hatten ihre Verwandten zu verbrennen, fühlten sich im höchsten Grade empört über die Barbarei der Kallaten, welche ihre Verwandten

auffspeiseten. Ein König von Persien lies Kallaten und Griechen vor sich bescheiden.

„Ihr esset Eure Väter und Mütter," sagte er.

— Wir essen sie, weil der Gebrauch vortrefflich ist.

„Möchtet Ihr Euch nicht, gegen Auszahlung einer gewissen Summe entschließen, sie zu verbrennen?"

Die Kallaten wurden über einen solchen Antrag sehr entrüstet. Ihre Verwandten verbrennen, welche gräßliche Zumuthung. Sie stießen bei einem so unmenschlichen Vorschlage einen Schrei des Entsetzens aus.

Griechen und Kallaten waren von gleichmäßiger kindlicher Liebe gegen ihre Aeltern beseelt. Aber der Mann, der aus seines Vaters Körper sich eine Mahlzeit machte, betrachtete es als ein haaremporsträubendes Vergehen, ihn auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Leidenschaften sind allgemein immer und überall dieselben; nur ihr Ausdruck ist allgemein veränderlich. Eure Exzellenz wird zugestehen, daß Franzosen und Engländer, die einen wie die andern, ausserordentlich eitel über ihr Vaterland sind. Darin sind sie sich vollkommen ähnlich. Dagegen sind sie in der Art und Weise, wie diese Eitelkeit bei ihnen sich verkündet, durchaus verschieden von einander.

Des Franzosen Eitelkeit (ich habe es irgendwo gelesen) besteht darin, einem so großen Vaterlande anzugehören. Die des Briten ist, zu denken, daß ein so großes Vaterland ihm angehört. Die Quelle unserer ganzen Denkungsweise, wie aller unserer Ge-

ſetze, iſt in dem Gefühl des Eigenthums. Es iſt meine Frau, die Ihr nicht beſchimpfen, es iſt mein Haus, das Ihr nicht betreten, es iſt mein Land, über das Ihr nicht läſtern, und wie in einer Art ultra-weltlicher Zueignung, es iſt mein Gott, den Ihr nicht verſchmähen dürft.

Wir können die verſchiedenen Formen der nationalen Eitelkeit in dem Bewohner der beiden Länder beobachten, wenn man die Lobeserhebungen des Franzoſen über ſein Vaterland mit der ironiſchen Entmuthigung vergleicht, die in allen Aeuſſerungen des Briten über England durchſchimmert.

Vor einigen Monaten machte ich eine kurze Reiſe nach Paris. Ich traf dort mit einem Marquis zur bourboniſtiſchen (karliſtiſchen) Meinung ſich bekennend, zuſammen. Er ſprach mit mir von dem gegenwärtigen Zuſtande von Paris, und zwar mit hellen Thränen in den Augen. Aus Höflichkeit hielt ich es für meine Schuldigkeit, in Allem was er ſagte mit einzuſtimmen. Mein Verfahren ſchien ihm zu mißfallen. Er trocknete ſeine Thränen, und raſch gegen mich gewendet, rief er:

„Bei alledem, mein Herr, ſind unſere öffentlichen Gebäude prächtig.“

— Ich ſtimme ihnen bei, entgegnete ich.

„Wir haben große Fortſchritte gemacht in der Ziviliſation.“

— Ohne Gegenrede.

„Unſere Schriftſteller ſind die erſten Schriftſteller in der ganzen Welt.“

Ich ließ ihn reden.

„Enfin,“ fuhr er auf, „quel diable de climat

vous avez en comparaison du notre (welch' teufliches Klima Sie haben, im Vergleich mit dem unsrigen)."

Ich kehrte nach England zurück in Gesellschaft eines Franzosen, der es zwanzig Jahre früher gesehen, und der über die Verschönerungen Londons ganz entzückt war. Ich stellte ihn einem unserer Patrioten vor.

„Welch eine herrliche Straße ist Regent-Street," rief der Franzmann.

— Ei was! Nichts als Latten und Gips, entgegnete der Brite.

„Ich möchte wohl die Debatten Ihrer Kammern hören."

— Das verlohnt sich wahrlich der Mühe nicht.

„Ich würde es mir zur Ehre anrechnen, Ihre politischen Männer kennen zu lernen."

— Schauspieler, und weiter nichts. Etwas Großes gibt es heut zu Tage nicht mehr.

„Sie setzen mich in Erstaunen. Aber wenigstens muß ich doch Ihre Schriftsteller und Ihre Gelehrten sehen."

— Was das anbelangt, erwiederte sehr ernsthaft der Patriot, so glaube ich, daß wir nicht einen einzigen haben.

Der höfliche Franzos war einen Augenblick in großer Verlegenheit. Doch sammelte er sich bald wieder, und sagte, indem er eine Prieſe Taback nahm:

„Indessen sind Sie doch eine sehr große Nation."

— Ja, das ist wahr! rief der Engländer, und richtete sich in die Höhe.

Der Brite ist also eitel über sein Vaterland. War-

um? Seiner öffentlichen Gebäude wegen? — Er betritt ſie niemals. — Seiner Geſetze wegen? — Er ſpricht unaufhörlich übel davon. — Seiner politiſchen Männer wegen? — Er betrachtet ſie als Marktſchreier. — Seiner Schriftſteller wegen? — Er kennt ſie nicht. Er iſt eitel über ſein Vaterland, einer ganz vortrefflichen Urſach wegen: „weil ſein Vaterland ihn hervorgebracht.“

Seiner Meinung zufolge iſt der Engländer der Kern aller Dinge, der Mittelpunkt des ganzen Sonnenſyſtems. Was ein Dichter von der Tugend geſagt, er macht es anwendbar auf ſich. „Er iſt der Königſtern, und alle übrigen Sterne, wie ihre Trabanten, erhalten von ihm Leben, Licht und Glanz.“

Es iſt ein bei uns ſchon altgewordener Lehrſatz, daß wir das brutale Gefühl der Unabhängigkeit beſitzen. Wir ſchätzen uns nur nach dem Maßſtabe dieſes Gefühls, das oft nichts weiter iſt, als Mangel an Gleichgefühl für Andere.

Ein in einem Gaſthofe wohnender britiſcher Kaufmann, wurde eines Morgens frühzeitig aus Verſehen von dem Hausknecht geweckt. „Die Sonne geht auf, Herr!“ rief dieſer ihm zu. — Meinetwegen mag ſie auf- oder untergehen; was kümmert mich das. Mir iſt ſie nichts ſchuldig. — Nach dieſen Worten wendete ſich der Kaufmann um, und verfiel wieder in tiefen Schlaf.

Dieſe Anekdote iſt durchaus karakteriſtiſch. Sie beurkundet die enge Verbindung zwiſchen Selbſtſucht und Unabhängigkeit. Man hat nur zu oft dieſen Zug bemerkt in unſerm Nationalkarakter, ohne ihn jedoch genau zu zergliedern, und Eure Exzellenz weiß, daß

jeder Franzos, der eine Zeile über England geschrieben, ihn dem stolzen Bewußtsein unserer Freiheit zuschreibt.

Wir kennen der Freiheit wahre Wirkungen heut zu Tage besser. Das Gefühl, welches ich beschreibe, ist durchaus selbstsüchtig. Die Gesinnungen, welche das Bewußtsein der Freiheit erzeugen, verfallen vielmehr in entgegengesetzte Uebertreibung, in die allgemeine Philantropie. Einigkeit und Brüderlichkeit, das sind die Losungsworte der populären Parteien. Es ist möglich, daß Ungeselligkeit die Freiheit begleite. Aber ihr unterscheidendes Attribut ist sie wahrlich nicht.

Frankreich hat lange derselben Sicherheit des Eigenthums, und desselben Freiheit-Bewußtseins genossen, worauf England so stolz ist. Dieser Vortheil hat bei den Franzosen den Kreis der Zuneigung mehr erweitert, als verengt. Auch als Bürger hat der Franzos den Umgang mit Seinesgleichen nicht vermieden, und er ist geneigt genug zu glauben, daß frei und ungesellig mehr für den Wilden, als für den zivilisirten Menschen sich schickt.

Eure Exzellenz hat bemerkt, daß bei uns, mit Ausnahme der höhern Stände, jeder gern für sich allein lebt. Unsere Säle, worin die Modemenge sich versammelt, sind die Gesellschaft nicht. Wir laden unsere Bekannten nur ein, um das Vergnügen zu haben, ihnen nichts zu sagen.

„Die Engländer," sagt einer Ihrer Landsleute, „haben eine Menge kleiner konventioneller Gebräuche, welche sie der Mühe überheben, zu sprechen."

Unser Element ist unser für uns (home), und

wollen sie unsern Empfindlern Glauben schenken, machen wir uns eine Tugend daraus, an allen andern Orten unglücklich und ermüdend zu sein. So (und das verdient bemerkt zu werden) gewöhnen wir uns, eine übertriebene Wichtigkeit auf unsern Gesellschaftskreis zu legen, und Alles, was ausser demselben ist, mit Gleichgültigkeit zu schlagen. Dadurch unterscheiden sich sprichwörtlich die sogenannten „geschlossenen Mitglieder" einer Klike.*)

Eure Exzellenz hat vielleicht irgend einmal Gelegenheit gehabt, mit Owen zu sprechen. Dieser Philantrop besucht gewöhnlich jeden Fremden, den er für würdig hält, zu seiner Parallelogrammatisation**) bekehrt zu werden, und da er eines Tages sogar auf den Gedanken gekommen, den Herzog von Wellington und den Erzbischof von Canterbury zu Proseliten zu gewinnen, würde es keine Unmöglichkeit sein, wenn es ihm beigekommen wäre, auch aus dem gewesenen Bischof von Autun einen Oweniten zu machen.

Täuscht er sich auch zufällig in diesem Punkte, hat er doch Recht in einem andern. Er hat Recht wenn er, um die Philantropie allgemein zu machen, in Vorschlag bringt, daß alle Individuen, welche ein

*) Man findet dies gesellschaftliche Laster auch auf dem Festlande. Die „geschlossene Lesegesellschaft" in Straßburg giebt dazu einen eben so überzeugenden als traurigen Beleg. Sie tödtet alle Liebe zu Literatur und Wissenschaft, indem sie fremde Literatoren in sich aufzunehmen weigert, ein Begehen, das man, in Betracht des allgemeinen Zivilisationszustandes in Europa, beispiellos nennen darf.

**) Verbindungssystem, das viele Aehnlichkeit hat mit der häuslichen oder landwirthschaftlichen Verbindung (Phalanstère) Fouriers, das von Owen jedoch verworfen wird.

und dasselbe Gewerbe haben, in Gemeinschaft leben sollten. Ungeselliges Leben ist wahrlich an gesellschaftlichen Tugenden nicht reich.

Wenn nun nicht das Bewußtsein der Freiheit die Ursach der Ungeselligkeit ist, welche man bei uns mit dem Namen „häuslicher Geschmack“ belegt, woher rührt sie denn? Ich besorge, daß diese Ursachen von zweierlei Art sind. Die erste liegt in unsern Handelsgewohnheiten, die zweite in dem anerkannten Einflusse einer ganz eigenthümlichen aristokratischen Form.

Hinsichts der ersten, glaube ich, wird man mir leicht zugestehen, daß der Handel die Gemüther von jeder Idee sich zu vergnügen abwendet. Von ihren beständigen Berührungen im Laufe des Tages, mit so vielen Individuen, ermüdet, beschränkt sich der Kaufleute ganzes Zerstreuungsverlangen auf ihr inneres Leben, und wenn der Abend kommt, fühlen sie mehr das Bedürfniß auszuruhen, als sich zu vergnügen. Daher rührt jene Gleichgültigkeit gegen alle öffentlichen Lustbarkeiten, jene ernste Haltung der Gastmähler und Feste, welche die handeltreibenden Nationen karakterisiren.

Man bemerkt das nicht weniger bei den Holländern und Amerikanern, als bei den Briten. Diese haben jedoch in ihrem gesellschaftlichen Zustande dem Handelsgeiste mehr als ein Gegengewicht darzubieten. Ich hatte vor einigen Tagen die Ehre einem jungen holländischen Reisenden vorgestellt zu werden.

„Haben Sie, seit Sie in London sind, das Schauspiel besucht?“ fragte ich ihn.

— Nein, entgegnete er; dergleichen Zerstreuungen sind zu kostspielig.

„Sie sind wohl theuer. Aber ein so reicher Mann wie Sie, braucht darauf nicht zu sehen.“

— Doch, Herr. Ich kann mir wohl Zerstreuung, aber nicht die Gewohnheit der Zerstreuung geben.

Solches war seine zugleich strenge und philosophische Antwort.

Ein geistreicher Landsmann Eurer Exzellenz erbot sich, den ersten besten Engländer, den ich ihm andeuten würde, zu überreden, ihn auf einem Ball im Opernhause zu begleiten. Ich nannte ihm einen Familienvater, der sehr eingezogen lebte, und der ausser der Börse nie einen öffentlichen Ort besuchte. Der Franzos redete ihn folgendergestalt an:

„Sie gehen nie auf einen Maskenball, mein Herr?“

— Wie Sie sagen; nie.

„Ich vermuthete das. Es würde also unmöglich sein, Sie zu vermögen, auf einen solchen Ball zu gehen?“

— Unmöglich nicht geradezu, entgegnete lächelnd der Kaufmann. Aber ich bin zu sehr beschäftigt, um an dergleichen Zerstreuungen denken zu können. Ueberdem würde noch ein moralischer Skrupel mich davon abhalten.

„Ich begreife das. Indessen habe ich mit meinem hier gegenwärtigen Freunde eins gegen drei gewettet, daß er Sie nicht überreden könne, den für morgen Abend im Opernhause angekündigten Ball zu besuchen.“

— Drei gegen eins, rief er. Das ist sehr ungleich.

„Nun, so biete ich Ihnen selbst eine solche Wette an, und zwar in Guineen, wenn Sie wollen.“

— Drei gegen eins, wiederholte der Kaufmann. Angenommen.

Und er gieng auf den Maskenball, um seine Wette zu gewinnen. Was für Andere Vergnügen war, wurde also für ihn eine Handelsspekulation.

Dieselbe Klasse, die gegen dergleichen Zerstreuungen ganz gleichgültig bleibt, legt dagegen viel Wichtigkeit auf äussern Prunk. Der Geist allgemeiner Ungeselligkeit ist nicht unvereinbar mit der Neigung zu Festen, mit prächtigen Gastereien bei großen Gelegenheiten, und mit einer rauschenden Gastfreundschaft. Prahlsucht und Ungeselligkeit sind oft die Wirkungen einer und derselben Ursache. Denn der Handelsgeist, wenn er auch gewöhnliche Vergnügungen verachtet, ist dennoch froh, wenn er seinen Reichthum offenbaren kann. Aus diesem Grunde zeigt er sich auch günstiger gegen die Vergnügungen des Luxus, als gegen die Künste.

Die zweite Ursach unserer Ungeselligkeit ist weniger in die Augen fallend, als die erste. Sie wird nicht von unserer Freiheit erzeugt, sondern legt ihr im Gegentheil Fesseln an. Sie ist eine Folge nicht der Anmaßlichkeit der Demokratie, sondern des eigenthümlichen Einflusses der aristokratischen Macht..... .....Eine große Nation hat immer einen Hauptgrundsatz der Größe gehabt, irgend eine unterscheidende Eigenschaft, deren Entwickelung sie groß gemacht. Eure Exzellenz erinnert sich, wie Montesquieu diese wichtige Wahrheit bewiesen in seinem Werke über „Größe und Verfall der Römer.“

In Frankreich ist dies Prinzip Ruhmliebe, in Amerika Freiheitsliebe, in England Thätig-

keitsliebe, die größte und umfassendste von alle d:m. Denn sie erlangt den Ruhm, ohne eigends darauf Jagd zu machen, und sie bedarf der Freiheit, um zu existieren. Mit einem Worte „Gewerbthätigkeit“ ist die charakteristische Eigenschaft des englischen Volkes, der beherrschende Genius seines Reichthums, seiner Größe, seiner Macht.

Eure Exzellenz versteht besser als Jemand vor dem Wahnsinn sich zu bewahren, Anspruch auf zu große Feinheit zu machen, und besser als Jemand wissen Sie auch, wie nothwendig es ist, mehr als der Dinge Oberfläche zu durchdringen, in der verworrenen Geschichte der Vergangenheit irgend einen umfassenden, wenn auch metaphysischen Grundsatz zu ergreifen, um Ihre Politik zu leiten. Deshalb auch wird Eure Exzellenz mit mir sagen, daß wenn man einmal die nationale Eigenschaft entdeckt hat, wodurch eine Nation groß geworden, man sie nicht genug unterstützen und ermuthigen kann, indem man alle Hindernisse beseitigt, welche ihrer Entwickelung sich entgegenstellen, indem man alle Prinzipien vernichtet, die geeignet sind sie zurückzuhalten, oder zu bekämpfen.

Es ist das heilige Feuer, das man Tag und Nacht nähren muß, weil unser ganzes Wohlergehen davon abhängt. Wenn also die Gewerbthätigkeit das Prinzip unserer Macht ist, können wir sie nicht sorgsam genug vertheidigen gegen alle Hindernisse, nicht genug ihren Wirkungskreis erweitern.

Leider ist das eine Wahrheit, die unsere Staatsmänner nur zu sehr verachtet haben durch jene „Armengesetze“, welche die Trägheit begünstigen, durch jene Steuern, jene Verbietungen und Monopole, die

alle Sprungfedern der nationalen Thätigkeit zerbrechen. Eine solche Politik, die nur übel gewesen sein würde in jedem andern Lande, war abscheulich in dem unsrigen.

Das letzte Mal, als Mikromegas uns einen Besuch abstattete, wurde er von einem sonderbaren Schauspiel betroffen. Er sah einen ungeheuern Riesen der Länge nach auf der Erde ausgestreckt, in Mitte eines großen Fruchtgartens. Alle seine Glieder waren mit Ketten gefesselt; ungeheure Gewichte lasteten auf seiner Brust.

Der Riese bemühete sich mit Händen und Füßen von seinen Banden sich zu befreien. Unter seinem Bestreben erbebte dergestalt die Erde, daß von Zeit zu Zeit Früchte in großer Menge von den benachbar-Bäumen fielen. Die Landesbewohner, welche ihn umringten, rafften die Früchte begierig auf. Doch waren deren nicht genügend für alle, und die, welche nur einige aufgelesen, murrten laut gegen die andern, die davon mehr erhascht, die also glücklicher und besser genährt waren, als sie. Mikromegas, von Mitleid ergriffen, drängte sich durch die Menge, und fragte:

„Wer bist du, unglücklicher Riese?“

— Ach, entgegnete dieser, ich heisse Industrie, und bin der Vater dieser undankbaren Kinder, die mich gefesselt haben, damit ich, durch mein Bemühen frei zu werden, ihnen einige Früchte verschaffe.

„Erbarmen!“ rief Mikromegas; „welche sonderbare Erfindung. Aber seht Ihr denn nicht, lieben Freunde,“ fuhr er gegen die Menge gewendet fort, „daß Euer Vater, wäre er von seinen Banden frei,

mit seinen langen Aermen die höchsten Zweige der Bäume erreichen, und Euch so viele Früchte geben könnte, als ihr immer haben möchtet. Entfesselt nur einmal seinen rechten Arm, und Ihr werdet sehen."

— Die Kette am rechten Arm ist uns nothwendig, Gottloser, riefen hundert Stimmen; sie giebt uns den Zehnten.

„Oder beseitigt diese Stricke."

— Narr von Profession; diese Stricke sind die Mauth. Wir wären verloren, nähme man sie weg.

In demselben Augenblicke erschien eine Bande alter Weiber, mit einer großen Tasse voll Opium, den sie dem unglücklichen Riesen in den Schlund schütteten.

„Warum, zum Henker, thut Ihr das?" fragte Mikromegas.

— Wir wollen unsern guten Vater verhindern, sich so gewaltig anzustrengen, entgegneten die frommen Matronen. Wir geben ihm Opium, um ihn zu beruhigen.

„Das wird ihn aber verhindern, ferner Früchte abzuschütteln, und Ihr werdet Hungers sterben. Erspart ihm wenigstens das Opium."

— Barbarisches Ungeheuer! schrien mit Entsetzen die Frauen. Wolltest Du denn das Armengesetz unterdrücken?

„Kinder, Kinder!" rief der dem Tode nahe Riese, „ich habe mein Möglichstes gethan, Euch alle zu ernähren. Es sind genug Früchte in diesem Baumgarten, um fünfzigmal mehr Personen als Ihr im Ueberfluß zu nähren. Warum verstümmelt Ihr nun Euern Vater, um zu darben? Ihr interessirt Euch für mich, und habt Mitleid mit meinem Bemühen. Aber statt

mir Freiheit zu gewähren, wollen diese Weiber mich sogar einschläfern. Trauet doch der Natur und dem gesunden Menschenverstande. Wir werden alsdann alle glücklich leben, und wenn dieser Baumgarten nicht mehr hinreichend ist, pflanze ich einen andern."

— Natur und gesunder Menschenverstand, lieber Vater, riefen seine Kinder. O, hütet Euch vor solchen neuen Worten. Laßt uns der Erfahrung folgen, und nicht der Theorie oder den Spekulationen.

Hier wurden Diejenigen, welche die Früchte genossen, durch einen allgemeinen Ueberfall der Andern erdrückt, die beim letzten Kampfe um jene leer ausgegangen waren. Mikromegas entfloh so schnell er konnte, weil er nur zu gut voraus sah, daß wenn der Riese noch einige Zeit gefesselt bliebe, die ersten die Opfer des Hungers wie des Neides der letzten werden würden.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Es ist traurig, aber wahr, daß je tiefer man einzudringen Gelegenheit hat in das eigentliche Wesen unserer heutigen Gesellschaft, wie verschrobene Sitten und Gebräuche, Erzeugnisse einer auf Irrwege gerathenen Zivilisation, sie gemacht, um so mehr wird das reine, einfache Gefühl der Rechtlichkeit zurückgestoßen von den unlautern Anzeichen, welche überall in Unzahl sich ihm entgegenstellen. Es giebt keine uneigennützige Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, keine wirkliche Theilnahme mehr. Alles ist nach einem bestimmten Tarife vorausberechnet. Jeder Schritt trägt seine Zinsen, jede zuvorkommende Bezeugung wirft so oder so viel ab.

Diese Erfahrung bewährt sich in unsern Tagen nur zu häufig in den vielfachen Prozessen, welche, sogenannter „Liebesdienste“ wegen, vor den Gerichten verschiedener Länder anhängig gemacht werden. Einer der merkwürdigsten solcher Art ist der, welchen ein gewisser Dümoulin gegen den gewesenen Kaiser von Brasilien Don Pedro, vor dem Tribunal erster Instanz, in Paris, erhoben. Des erstern Advokat, Marie, drückte sich folgendergestalt aus:

„Dümoulin ist der Agent Don Pedro's in einer ziemlich zarten Angelegenheit gewesen, und die ihm ertheilte Beauftragung, hat Reisen, wie großen Zeitverlust, nach sich gezogen. Bevor er dem Gerichte seine Forderung vorgelegt, hat er es versucht, mit Don Pedro sich zu verständigen. Aber jede Uebereinkunft ist unmöglich geworden, der geringfügigen,

lächerlichen Anerbietungen wegen, die man ihm im Namen des gewesenen Kaisers gemacht.

„Don Pedro war noch auf dem Thron Brasiliens, als der Tod ihm die Kaiserin entriß. Sein Wittwerstand wurde ihm bald zur Last, und er sann auf eine zweite für seine Politik vortheilhafte, seiner Person angenehme Heirath. Ein Beauftragter wurde nach Europa geschickt, um einigen europäischen Höfen Eröffnungen zu machen.

„In einem kleinen deutschen Staate wohnte eine alte Fürstenwittwe (une vieille douairière), die Prinzessin von Baden.*) Kaum hatte sie Kenntniß erlangt von Don Pedro's Entwürfen, so bewarb sie sich schon für ihre Tochter, die Prinzessin Luise, um die kaiserliche Krone. Der Herzog von Baden machte sich nicht viel aus dieser Verbindung, gegen welche er sogar seine Abneigung geäussert.

„Aber die Herzogin ließ sich nicht zurückhalten durch diese Opposition, und sann auf einen „Staatsstreich“ in ihrer Familie. Sie nahm es über sich, an Pedra Branca einen für Don Pedro bestimmten Brief zu schicken, und ein lebhafter Briefwechsel begann nun zwischen dem kleinen badischen Hofe, Don Pedro und seinen Agenten. Welches der Gegenstand dieser vor - hochzeitlichen Diplomatik und dieser ehelichen Protokolle gewesen, brauche ich nicht weiter zu untersuchen. Indessen fühlte man die Nothwendigkeit, ausser dem eigentlichen Gesandten einen andern ad hoc zu haben, und die Wahl fiel auf Dümoulin.

*) Wahrscheinlich ist die Rede von der verwittweten Großherzogin Stephanie.

„Zu Ende Mai schiffte er sich nach Rio Janeiro ein, als Ueberbringer offizieller und geheimer Mittheilungen. Die offiziellen Depeschen betrafen die Heirath des Kaisers mit einer europäischen Prinzessin, und zwar insbesondere mit der Herzogin Luise von Baden. Die geheimen Mittheilungen hatten Bezug auf einige Schicklichkeits-Anordnungen, gewisse Privatverhältnisse u. s. w.

„Nach seiner Ankunft in Rio Janeiro erhielt Dümoulin, der von Pedra Branca an Don Almeida, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gewiesen worden, von diesem letzten eine Audienz, und wurde später dem Kaiser vorgestellt, mit dem er eine lange Unterredung hatte, die durch die Ueberreichung des Briefes der Herzogin von Baden beendet wurde. Dümoulin, nachdem er einen Monat in Rio Janeiro zugebracht, nahm Abschied von Don Pedro, erhielt von seiner Regierung einen Paß, wie man ihn den Gesandten ertheilt, und kehrte nach Frankreich zurück.“

Der Advokat las zwei von Franzisko Gomes da Silva unterzeichnete Briefe vor, durch welche bewiesen werden sollte, daß Dümoulin wirklich der Beauftragte Don Pedro's gewesen, was sich jedoch keineswegs aus denselben ergab. Man ersah daraus nur, wie man schon aus der ganzen verstehenden Rede entnommen haben wird, daß Dümoulin ungerufen in eine Sache sich gemischt, die er als eine Spekulation betrachtete, welche ihm freilich nicht gelungen ist, weshalb er bei dem Gericht um Entschädigung seiner Mühe, seiner baaren Auslagen und seines Zeitverlustes einkam. Dieses fällte jedoch sein Urtheil in folgenden Worten:

„In Erwägung, wie nicht gerechtfertigt wird, daß Dümoulin von Don Pedro persönlich irgend einen Auftrag erhalten, erklärt das Gericht Dümoulin's Forderung als unstatthaft, und verurtheilt ihn zu Bezahlung aller Kosten.“

Im Januar d. J. wurde in der Stadt Angoulême ein schrecklicher Mord begangen. Desselben beschuldigt, erschienen zwei Galeerensklaven, die bereits für ihre Lebensdauer verurtheilt gewesen, aus dem Bagne von Rochefort aber entflohen waren, vor Gericht. Einer von ihnen, Namens Fecher, ist als Hauptthäter, Latournerie als sein Mitschuldiger bezeichnet. Aus der Anklagsakte ergeben sich folgende Umstände:

In einer der bevölkertsten Vorstädte von Angoulême wohnte allein, ruhig, von ihren Nachbarn geliebt, mit einem kleinen Gewürzhandel beschäftigt, eine unter dem Namen Wittwe Drouet bekannte Frau. Man hielt sie allgemein für sehr wohlhabend. Es war bekannt, daß sie viele Kleider hatte, auch trug sie von Zeit zu Zeit einigen Schmuck. Nach dem Volksglauben hatte sie beständig einen ganz mit Goldstücken gefüllten Gürtel an sich. Dieser Wahn wurde die Ursach ihres Verderbens.

Den 19. Januar, gegen 7 Uhr Morgens, sah eine Freundin der Wittwe Drouet die Ladenthür derselben halb offen stehen. Sie trat ein in die Wohnung, und fand dort Alles in der größten Unordnung. Darüber erstaunt rief sie die Eigenthümerin, erhielt jedoch keine Antwort. Ein Unglück ahnend benach-

richtigte sie die andern Nachbarn von ihren Vermuthungen.

Man begab sich in das obere Stockwerk, und fand, wie unten, Geräthe und Wäsche durcheinandergeworfen. Alle Schränke waren offen und durchwühlt. Matrazen und viele andere Sachen bedeckten den Boden. Aber nirgends konnte man die Wittwe finden.

Schon hatte man vergebens Keller und Speicher durchsucht, als ein Mann zwei Füße bemerkte, die am Ende des Zahltisches hervorragten. Man forschte weiter, und fand die Unglückliche leblos in dem engen Raume zwischen der Mauer und dem Komptor. Sie war kaum noch erkenntlich. Ihr Gesicht war blaugelb, ihre Augen schwammen in Blut, ihre dicke, schwärzliche Zunge hieng aus dem Munde. Alle diese Zeichen deuteten an, daß sie erwürgt worden. Spuren von Nägelmalen um die Lippen liessen vermuthen, daß die Mörder sich bemühet, ihr den Mund zu verschliessen, und ihr Geschrei zu ersticken.

Bei näherer Untersuchung des Leichnams ergab sich, daß man die Unglückliche zuerst erwürgt, sodann ihr das Genick umgedrehet, indem der Wirbelknochen zerbrochen war. Das Gesicht über die rechte Schulter gewendet, hatten sie nun den Zahltisch, der über 120 Pfund schwer war, auf ihren Kopf gestellt, um vollkommen sicher zu sein, daß sie sich nicht mehr erheben könne. Demungeachtet hatten die Mörder, wahrscheinlich selbst entsetzt bei dem Anblick ihres Schlachtopfers, ihm die goldene Kette nicht abgenommen, welche die Wittwe um den Hals trug, und mit der sie erwürgt zu sein schien.

Man fragte sich, wer ein so schreckliches Verbre-

chen begangen haben könne? — Ein 10jähriges Mädchen sagte aus, daß, als es gegen 6 Uhr Abends bei der Wittwe Drouet gewesen, um eine Kleinigkeit zu kaufen, es beim Hinausgehen aus dem Laden zwei Männer gesehen, von denen der eine die Thürklinke hielt, und zu dem andern sagte: „Es ist noch Jemand da.“

Gegen 9 Uhr hatten einige junge Näherinnen, welche eben durch die Straße gingen, ebenfalls zwei aus dem Hause der Ermordeten kommende Männer bemerkt, von denen der größte eine weisse Nachtmütze trug. Man wiederholte zugleich, daß Fecher, das Entsetzen des Landes, aus dem Sklavenhause entsprungen sei, und daß man ihn an demselben Abend, wo die blutige That sich ereignet, in einem Wirthshause, in Nachbarschaft der Wohnung der Wittwe Drouet, gesehen. Tags darauf, ziemlich früh, wollte man ihn, in Begleitung eines Unbekannten, auf dem Wege nach dem weissen Gehölz bemerkt haben. Er trug eine weisse Nachtmütze.

Es wurden sogleich die nothwendigen Maßregeln getroffen, dieses Menschen sich zu versichern. Nach zweitägigen rastlosen Nachforschungen, fand man ihn in einem Weinhause in der Stadt, wohin er allein zurückgekehrt war. Um seine Zeche zu bezahlen, hatte er ein 48 Frankenstück gegeben. Nachdem man ihm den Ueberrest des Geldes zurückerstattet, zog er dreimal aus dem Unterfutter seiner Weste zwei Doppellouisd'or hervor, welche er ihm auszuwechseln bat.

Dies Begehen fesselte auf ihn der Anwesenden Aufmerksamkeit um so mehr, da er, als die Magd sich weigerte, zum viertenmale fortzugehen, um die

beiden letzten Goldstücke zu wechseln, dieselben in den Mund steckte, und wie verzweifelnd ausrief; „O, warum ist meine Frau nicht hier!... Ich würde demjenigen verzeihen, der mir jetzt eine Kugel durch den Kopf jagen wollte.“ Eine Viertelstunde nachher wurde er verhaftet.

Sein Mitschuldiger, Latournerie, harrte indessen auf seine Rückkehr im Walde, wo er sich von Holz eine Hütte gebauet. Ein Waldwärter entdeckte ihn in diesem Schlupfwinkel, und verlangte seinen Paß zu sehen. Bei dieser Forderung wurde Latournerie unruhig und stotterte. Der Wärter befahl ihm, mit ihm zu gehen, und um ihm keinen Vorwand zu lassen, nahm er ein Paket, welches jener neben sich liegen hatte. In diesem Paket befanden sich mehrere Sachen, welche nach Ermordung der Wittwe Drouet aus derselben Wohnung entwendet worden.

Latournerie schritt einige Zeit hinter dem Wärter her. Aber an einer Stelle, wo mehrere Wege sich durchkreuzten, lief er davon, indem er drohte, seine Gefährten zu rufen. So entkam er. Spät Abends traf er in einem Dorfwirthshause ein, wo er sich für einen entlaufenen Seemann ausgab, und über Nacht zu bleiben verlangte. Der Wirth, Böses an seinem Gaste ahnend, ließ ihm zwar etwas zu essen vorsetzen, benachrichtigte aber zugleich den benachbarten Nationalgarde-Posten von seinen Vermuthungen.

Latournerie wurde befragt, und da seine Antworten nicht befriedigend schienen, wurde er verhaftet. Man fand in seinen Kleidern eine Scheere, ein 48 Frankenstück, und einige andere unbedeutende Gegenstände. Erst einige Tage später entdeckte man im

Kamin ein Papier, worin eine goldene Kette, eine Busennadel, ein Ring und andere kostbare Gegenstände eingewickelt waren.

Beide Angeklagte gestanden ihre Entspringung aus dem Sklavenhause, dagegen leugneten sie alle Theinahme an der Ermordung der Wittwe Drouet geradezu. Die Goldstücke will Fecher von einer Frau erhalten haben, mit der er früher in vertrautem Verhältniß gestanden. Eins davon habe er seinem Gefährten gegeben. Dieser wollte die bei dem Wirth gefundenen Gegenstände nicht als ihm gehörig anerkennen.

Indessen waren die ehemals der Ermordeten gehörigen Sachen, welche Latournerie in den Händen des Waldhüters gelassen, schwer zu beseitigende Beweise gegen ihn. Fecher wurde von dem 10jährigen Mädchen als derjenige erkannt, den sie an der Frau Drouet Ladenthür gesehen. Noch ehe dies Kind ihm gegenüber gestellt wurde, hatte es geäussert, daß jener Mensch gestottert, und in der That stotterte Fecher beim Sprechen ziemlich stark. Mehrere Zeugen erkennen die Wäsche, die Scheere und andere Gegenstände, welche Latournerie bei sich gehabt, als früher ihrer unglücklichen Freundin gehörig.

Nach einer halbstündigen Berathung erklärten die Geschwornen die beiden Angeklagten eines an der Person der Wittwe Drouet verübten Raubmordes schuldig. Demzufolge wurde über beide das Todesurtheil ausgesprochen. Als sie hinausgeführt wurden, sagte Fecher lachend: „Siehe da, wie viele Eselsköpfe, um zwei verständige Kerle passiren zu sehen.“

Basil Touchard, Pfarrer der Gemeine Beaumont-Pied-de-Boeuf, erschien vor dem Kriminalgericht zu Laval unter der Anklage, eine aufrührerische Predigt gehalten, und seine Zuhörer zum Bürgerkrieg aufgewiegelt zu haben.

Den 3. Juni 1832, acht Tage nach dem bei Chanay (2 Stunden von Beaumont) gegen die Chouans gelieferten Treffen, sties der Abbé Touchard auf der Kanzel folgende Worte aus, worauf die Anklage sich begründet:

„Ich beneide das Schicksal der Unglücklichen, die ihr Blut für Jesus Christus vergossen, und bin bereit, all' das meinige für die gute Sache zu vergiessen."

Er fügte hinzu, indem er einen jungen Mann scharf in's Auge faßte, der eine Chouansbande verlassen, und zu den Seinigen zurückgekehrt war, „daß, wenn man für eine gute Sache streite, man eher sterben als nachgeben müsse."

Die beschuldigenden Zeugen waren übereinstimmend in ihren Aussagen, während die entschuldigenden sich häufig widersprachen. Der Substitut des königlichen Prokurators unterstützte die Anklage. Er leitete die Aufmerksamkeit der Geschwornen auf jene politischen Priester, die, ihren eigentlichen Friedensberuf vergessend, zum Bürgerkrieg anreizen, und nur in Machtanmaßung und Unruhe ihre Befriedigung finden.

Mit der Mehrheit von mehr als sieben Stimmen haben die Geschwornen den Angeklagten schuldig erklärt, weshalb er, mit Beachtung einiger mildern-

den Umstände, zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe und Bezahlung aller Prozeßkosten verurtheilt wurde.

Selten hat eine vor Gericht in Rede gestellte Angelegenheit in einem höheren Grade die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, als die in den Audienzen am 26, 27, 28 und 29 Juni vor den Assisen in Troyes verhandelte, die Ermordung des Pfarrers von Savières betreffend. Ein 70jähriger feigerweise von seiner Geliebten während einer Umarmung ermordeter Priester, dessen Leichnam sodann mit wahrer Kannibalenfreude mißhandelt und beschimpft, dessen Wohnung vier Tage lang rein ausgeplündert, während der verstümmelte Körper nur leicht bei Seite geschafft worden; das sind die einzelnen Umstände eines blutigen Drama's, welches in den Jahrbüchern der Gerechtigkeitspflege wenigen ähnlichen zur Seite gestellt werden kann. Aus der Anklage ergeben sich folgende Thatsachen:

Abbé Valton, 73 Jahr alt, wohnte in der Gemeine Savières, deren Pfarrer er gewesen. Lange hatte er als Haushälterin eine seiner Verwandten, Luise Dachet, bei sich gehabt. Aber 1832 hatte er sie fortgeschickt, um allein und desto zwangloser zu leben.

Samstag den 26. Januar d. J. sah ihn sein nächster Verwandter seine Wohnung fegen und sein Frühstück bereiten. An den folgenden Tagen bemerkte man ihn nicht mehr, und am Mittewoch sagte Edmund Breteille, der in dem Hause des Abbé ein Zimmer hatte, daß er durch ein Fenster diesen in der Küche vor dem Feuerherd liegend gesehen, das Ge-

ſicht in der Aſche verborgen. Alle Bewohner des Dorfes eilten herbei; nur Petit und Maria Breteille erſchienen nicht, und als man ſie von dieſem Ereigniß benachrichtigte, ſagten ſie wie aus einem Munde: „Er wird ins Feuer gefallen ſein, und ſich auf ſolche Weiſe getödtet haben.“

Dieſe Meinung wurde anfänglich auch vom Maire und einem Geſundheitsbeamten (officier de santé) getheilt, bei der oberflächlichen Unterſuchung des Leichnams. Als man denſelben jedoch genauer betrachtete, mußte man erkennen, daß der Geiſtliche ermordet worden. Das Geſicht ganz mit Aſche und Blut bedeckt, wurde rein gewaſchen, und nun erblickte man mehrere tiefe Wunden, die augenſcheinlich durch verſchiedene Inſtrumente (Hammer und Meſſer) veranlaßt worden, was vermuthen ließ, daß mehrere Perſonen dazu behilflich geweſen.

Hart am Bette fand man eine große Pfütze Blut, das dick mit Aſche überſtreut worden, wonach man es ſo gut als möglich unter das Lager gefegt. Spuren von Nägeln und andere Zeichen lieſſen erkennen, daß man den Körper von dieſer Stelle, wo das Verbrechen eigentlich verübt worden, an den Feuerherd geſchleift, ihn dort mit Aſche beſchmiert, und das Geſicht tief in dieſelbe verborgen.

Da kein Blutfleck auf den Kleidern war, mußte man annehmen, daß die Mörder den Greis nach der in oder an ſeinem Bette verübten That vollkommen angekleidet, um Glauben zu machen, daß ihn ein Schlagfluß getroffen. Hinter ihm lag ein umgeſtürzter Stuhl, und ein irdener Teller, der jedoch nicht zerbrochen war, was unumgänglich hätte geſchehen

müſſen, wäre Valton, mit demſelben in der Hand, niedergeſtürzt. Die Aerzte erkannten überdem bei Unterſuchung des Leichnams, daß der Greis in demſelben Augenblick ermordet worden, wo er der Umarmung eines Frauenzimmers ſich überlaſſen.

Auf den erſten Blick konnte man bemerken, daß in der Behauſung des Abbé Valton ein beträchtlicher Diebſtahl verübt worden. Sehr viele Wäſche, Silberzeug, mehr als 10,000 Franken baares Geld in Gold und Silber, und für 30,000 Franken Schuldverſchreibungen waren verſchwunden. Man fand nichts als eine Summe von etwa 10 Franken in Scheidemünze. Indeſſen waren Fenſter und Thüren unverletzt. Die Uebelthäter mußten alſo mit Hilfe falſcher Schlüſſel ſich Eingang verſchafft haben, und überdem des Hauſes innere Einrichtung genau kennen.

Die öffentliche Meinung ſprach den erſten Verdacht aus gegen die Familie Breteille, weil mit dieſer allein der Abbé Valton noch in näherer Berührung geſtanden. Im Laufe des Jahres 1830 hatte er ein Teſtament zu ihrem Gunſten gemacht. Maria Syre Breteille war, wie Jedermann wußte, ſeine Geliebte geweſen, und erſt ſeit einem Monat war er kälter gegen ſie geworden, der Entwendung einer Summe von 800 Franken wegen, was er ihr zum Vorwurf machte.

Er hatte zu gleicher Zeit den Vorſatz geäuſſert, ſein Teſtament zu verändern, und ſeinen bisherigen Wohnort zu verlaſſen. Sein Haß gegen Petit, entſtanden aus Eiferſucht, war um ſo heftiger, da Maria mehr als einmal darauf angeſpielt, daß ſie mit

Petit sich verheirathen wolle, und daß er sie schon nehmen würde, wenn sie nur etwas reicher wäre.

Der auf der Familie Breteille haftende Verdacht wurde noch durch andere Umstände vermehrt. Der Tischlergesell N o ë l suchte Werkzeug in einem finstern Kabinet, und fand in demselben ein großes Packet, worin Kleidungsstücke und andere Gegenstände waren, die er, als früher dem Abbé Valton gehörig, erkannte. Maria Breteille bat ihre junge Freundin Alexandrina N o c h e r, auszusagen, daß sie seit dem 26. immer bei ihr geschlafen, und als diese des Verlangten sich weigerte, rief Maria: „Würdest Du es auch nicht thun, wenn Du mir dadurch das Leben retten könntest?“

Nachforschungen wurden in Breteille's und Petits Wohnungen angestellt. Man fand unter dem Bette dieses lezten in mehreren Säcken 4500 Franken, sowohl in Silber als Kupfer. Die beiden Breteille, ihre Schwester und Petit, wurden nun verhaftet. Anfangs leugneten alle. Später gestand Edmund Breteille, daß seine Schwester ihm Geld und Sachen zum Aufbewahren gegeben, mit der Versicherung, daß sie dieselben von dem Abbé Valton zum Geschenk erhalten. Petit, um sich zu retten, schob alle Schuld auf Maria Breteille.

Aus den Verhandlungen vor Gericht ergab sich, daß Petit im vertrautesten Verhältnisse mit Maria Breteille gelebt, die ihrerseits in einem durchaus ähnlichen Verhältnisse mit dem Abbé Valton gestanden. Petit behauptete, daß Maria ihm den Auftrag gegeben, in der Stadt Troyes ein starkes Brechpulver zu kaufen, um damit des Abbé sich zu entledigen,

daß er ihrem Verlangen entsprochen, und daß der Greis damit wirklich vergiftet worden. Man entdeckte jedoch bald, daß diese Angabe keinen Grund habe, und daß man sich nicht des Giftes, sondern eines Hammers und eines Messers bedient, um dem Unglücklichen das Leben zu rauben.

Der Erklärung der Geschwornen zufolge, wurden die beiden Brüder Breteille in Freiheit gesetzt, ihre Schwester Maria wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, und Petit zu fünfjähriger Gefängnißstrafe, zehnjähriger Bewachung von Seiten der Polizei, des Verlustes seiner bürgerlichen Rechte während diesen zehn Jahren, und zu 500 Franken Buße verurtheilt. — Diese Sentenz, besonders die Petit betreffende, erregte im Publikum allgemeines Erstaunen.

Die Eheleute Doquin hatten Darbier vor das Zuchtpolizeigericht in Paris beschieden, um sich kategorisch über gewisse Faustschläge, Fußtritte, Ellenbogenstöße und Beschimpfungen zu explizíren, womit er die Kläger in reichlichem Maße gratifizirt.

Darbier ist eine kleine, schiefgewachsene, fast beinlose Gestalt, mit einem ungeheuern dichtbehaarten Kopfe, der in beständiger Beweglichkeit ist.

„Hochgeehrte Herren,“ sagte er mit tiefer Baßstimme zu den Richtern, „ich bitte Sie zu glauben, daß nicht ich angefangen habe, sondern die Andern. Frau Doquin und ihr Mann machen sich ein boshaftes Vergnügen daraus, mich den ganzen lieben langen Tag über zu beschimpfen.“

Frau Doquin. Ah, par exemple!

Doquin. Ja, par exemple.

Darbier. Sie hat mir aus ihrem Fenster au *cintième* (im fünften Stock) zugeschrien, daß ich ein Todschläger sei.

Beide Doquin. O, über den alten Lügner.

Darbier. Daß ich schon einmal guillotinirt worden. (Gelächter.)

Beide Doquin. Es ist nicht wahr, denn sonst wäre er ja nicht da.

Darbier. Nicht zufrieden mit dem Allem hat die Doquin aus ihrem cintième mir auf den Kopf gespien.

Frau Doquin. Verläumder, va!

Doquin, ausser sich. Der Herr ist ein falscher Zeuge.

Darbier, ruhig fortfahrend. Ich nun über die Maßen mystifizirt, auf solche Weise mir auf den Kopf gespien zu sehen, verliere Geduld, und da ich grade Doquin, den Mann, unter der Hand finde, ersuche ich ihn ganz höflich, seine Frau zu vermögen, daß sie aufhöre. Er, statt aller Antwort, lacht mir unter die Nase. Ich bitte ihn wiederholt. Er wendet mir den Rücken. Endlich zum dritten Male flehe ich ihn an, die Güte zu haben, seiner Frau, die immer noch spie, zu sagen, daß sie aufhören solle. Statt dem schickt er mich zum Henker. Das war zu arg, und in meinem gerechten Zorn habe ich mir erlaubt, ihm einen Streich zu versezen.

Doquin. Zwei Streiche, wenn's beliebt. Ich muß das am besten wissen.

Darbier. Va, für zwei. Ich mag darüber nicht schikaniren.

Frau Doquin. Ich will die Geschichte da fort-

setzen, wo der Herr sie abgebrochen. Nachdem er meinen Mann zerbläuet, der, wie sie gesehen, diesen wilden Tieger ganz ruhig gelassen, kommt er auch zu mir, mit einem dicken vierfach zusammengelegten Strick in der Hand. Ich konnte wohl vermuthen, daß es nicht in guter Absicht sei, um so mehr, da er große Holzschuhe trug. Ich schickte nun sogleich meinen Kleinen ab, um die Wache zu holen. Aber kaum bemerkt das wilde Ungeheuer seine Absicht, als es das unschuldige Wesen beim Schopf ergreift, und es mit solcher Gewalt fortschleudert, daß es mit einem Sprung aus dem dritten Stock in den zweiten hinabkommt.

Darbier, unterbrechend. Da sehen Sie, Madam Doquin, daß Sie mir wieder zur Last legen, was ich nicht gethan. Hätte ich Ihren Kleinen mit einem Fußtritt aus dem dritten in den zweiten Stock geschleudert, würde er jetzt weder gehen noch kriechen können, und der Himmel weiß, wie er jetzt noch springt.

Doquin. Alles, was ich zu sagen habe, besteht darin, daß meine Gemahlin eine zu gute Erziehung genossen, um irgend Jemand auf den Kopf zu speien. So lange wir im Stadtviertel wohnen, hat sich Niemand über dergleichen, uns betreffend, beklagt. Was mich persönlich anbelangt, kann ich nicht ableugnen, zwei ordentliche Hiebe bekommen zu haben. Sehen Sie nur, mit welchem Herkules ich es zu thun gehabt.

Diese Bezeichnung scheint Darbier sehr zu behagen. Er erhebt sich so viel als möglich auf seinen kleinen Beinen, lächelt selbstzufrieden, und schneidet eine Grimasse, die alle Anwesende zum Lachen reizt.

Das Gericht verurtheilte ihn zu 5 Franken Strafe, und zu 25 Franken Schadenersatz gegen die Eheleute Doquin. Darbier, als er diesen Ausspruch vernahm, wendete sich gegen das Gericht, mit den Worten: „In Allem, was ich gesagt, ist kein wahres Wort, eben so wenig an den Hieben, als an der ganzen übrigen Geschichte.“

Duguay, bekannt unter dem Namen eines Grafen von Freneville, angeblicher Emigrant, Chouan, Gefährte Charette's, Cathelineau's und Larochejacquelins, scheint aus dem Betrug ein besonderes Studium, wie seine vorzüglichste Lebensaufgabe gemacht zu haben. Bei ihm ist es ein bestimmtes System, das er reiflich durchdacht, und dessen einzelne Theile so künstlich verschlungen sind, daß sie sich gegenseitig unterstützen.

Betrügt er einen Möbelhändler um zierliche Möbel, so dienen diese ihm, bei dem Kleidermacher sich Vertrauen zu verschaffen. Die unbezahlten Kleider geben ihm das Mittel, bei Speisewirthen und andern Personen sich Kredit zu verschaffen. Er manövrirt überhaupt so geschickt, daß selten eine Person, gegen die er sein Netz ausgeworfen, demselben entgehen kann.

So erklärt es sich denn auch, warum der sogenannte Graf Freneville schon mehr als einen Prozeß, seiner „Rechtschaffenheit“ wegen gehabt. Zu Bordeaux, zu Versailles, zu Paris und an andern Orten sind bereits zahlreiche Klagen gegen ihn anhängig gemacht worden. Ein Urtheil, welches ganz neuerdings das Zuchtpolizeigericht in Paris gegen ihn aus-

gesprochen, hat ihm endlich, wenigstens auf 5 Jahre, das Handwerk gelegt.

Unter den gegen ihn auftretenden Zeugen sagte der Kleidermacher Ratier aus, daß er um mehr als 700 Franken Kleidungsstücke betrogen worden. Er hatte immer Gold im Munde; aber seine Taschen waren leer. Seiner Versicherung zufolge hatte er für mehr als hunderttausend Thaler Liegenschaften in Spanien. Er sprach unaufhörlich von seinem Notar, seinen Kapitalien, seinen Titeln, Ehrenstellen und Würden, und wenn es zum Bezahlen kam, war er nirgends mehr zu finden.

Duguay. Der Zeuge hat mir Alles gestohlen, was ich besessen. Er hat sich meiner drei Koffer von englischem Leder, mit Wäsche, Kleinodien, Patenten und andern wichtigen Papieren bemächtigt.....

Präsident, einfallend. Einer der zahlreichen Kunstgriffe des Angeklagten besteht darin, zu behaupten, daß er von Denen bestohlen worden, die er beraubt.

Der königliche Advokat, nach Durchsicht der ihm vorgelegten Papiere: Sind das Ihre Titel und Patente? Ich finde unter denselben ein Diplom, woraus sich ergibt, das sie zum dritten symbolischen Grad im großen Orient (der Loge) zu Paris erhoben worden. Ich finde auch Verse zu Ehren des Herzogs von Berry, des Herzogs von Bordeaux, eine Menge Bittschriften an den König Karl X, so wie einige an den Bischof von Montauban gerichtete Bettelbriefe.

Duguay. Ich hatte äusserst wichtige Papiere. Aber sie sind mir, scheint es, entwendet worden. Man hat mir dadurch die Mittel genommen, meine

Gläubiger zu befriedigen. Der Schneider Ratier hat mir mehr als 2000 Thaler gestohlen.

Ein Makler sagt aus, daß Duguay ihn durch seine angeblichen Titel, durch zwei Orden, und durch die Vorspiegelung seiner großen Besitzungen in Spanien, besonders aber durch einen Kreditbrief an den Bankier Caccia, in Paris, hintergangen, nach welchem letzten er 22,000 Franken zu empfangen hatte. Der Makler hatte ihm bereits eine bedeutende Summe vorgeschossen, als er von Caccia erfuhr, daß ein Graf von Freneville ihm gänzlich unbekannt sei, und daß derselbe nie irgend einen Kredit bei ihm gehabt.

Die übrigen Zeugen waren Kaufleute, Handwerker, Künstler, Gastwirthe, und andere Personen, welche Duguay mit Hilfe ähnlicher Vorspiegelungen hintergangen. Wie übereinstimmend nun auch die Aussagen dieser Zeugen sein mochten, brachte den Angeklagten doch nichts aus seiner ruhigen Fassung.

„Es ist eine gegen mich angesponnene Kabale," rief er einmal über das andere. „Man will mir dadurch meinen Kredit rauben, mich zu Grunde richten. Aber die Gerechtigkeit wird den Triumph meiner Sache sichern, und mich durch eine absolute Freisprechung in den Stand setzen, meine Angelegenheiten wieder herzustellen, und alle meine Gläubiger zu befriedigen."

Da er jedoch nicht im Stande war, genügend darzuthun, wie und auf welche Weise er sein Versprechen erfüllen könne, und es überdem aus den früheren Rechtshändeln sich ergab, wie es bei ihm nur auf Hintergehung leichtgläubiger Menschen zu thun

sei, wurde er zu fünfjähriger Gefängnißstrafe, und zehnjähriger Aufsicht der Staatspolizei, verurtheilt.

Ein Mann, der, nach kaum zehnmonatlichem ehelichen Beisammenleben, seiner jungen Gattin durch alle erdenklichen Mittel sich zu entledigen sucht, und der sie endlich auf dem Lager, welches sie mit ihm getheilt, mit eigenen Händen erwürgt, scheint zu den Unmöglichkeiten des menschlichen und gesellschaftlichen Daseins unserer Tage gezählt werden zu müssen; und doch hat es einen solchen Mann gegeben.

Johann Baptist Dejors erschien am 24. Juli d. J. vor den Assisen des Eure-Departements, zu Evreux, unter der Anklage, in der Nacht vom 10. zum 11. Januar 1833 seine Frau, Augustine Pointel, in seiner Behausung, in der Stadt Vernon, umgebracht zu haben. Am 11. Januar Morgens hatte er seine Verwandten und Nachbarn von dem plötzlichen Hinscheiden seiner Frau, während der Nacht, unterrichtet.

Ein so plötzlicher, unvorhergesehener Todesfall erweckte Verdacht, und die öffentliche Meinung sprach sich laut genug aus, daß Dejors wohl desselben Urheber sein könne, um von Seiten der Obrigkeit eine nähere Untersuchung zu veranlassen.

Am 12. Januar Morgens fand sich der Stellvertreter des Friedensrichters, in Begleitung zweier Aerzte in des Verdächtigen Wohnung ein. Der Verstorbenen Leichnam lag bereits im Sarge, und Dejors, unter dem Vorwande, daß jede fernere Untersuchung überflüssig sei, bemühete sich aus allen Kräften, die Beerdigung zu beschleunigen. Nur mit Mühe ließ er

ſich belehren, daß das nicht geſchehen dürfe, bevor, der Vorſchrift des Geſetzes gemäß, der Leichnam genau unterſucht worden, um ſich zu überzeugen, daß er nicht auf gewaltſame Weiſe das Leben verloren.

Nach dem erſten Schreck, den dieſe unwiderrufliche Beſtimmung ihm gegeben, erholte er ſich bald wieder, verrieth nicht die mindeſte Bangigkeit, und wohnte der ganzen Operation der Sezirung bei, indem er ſich beſtändig nahe am Kopfe ſeiner unglücklichen Frau hielt. Er verlor ſelbſt ſeine Faſſung nicht, als bei einem Schnitt in derſelben Bruſt, Milch und Blut vermiſcht ihm ins Geſicht ſpritzte. Dieſe unnatürliche, augenſcheinlich erzwungene Gleichgültigkeit, war allen Anweſenden im höchſten Grade auffallend.

Aus der ärztlichen Unterſuchung ergaben ſich die unzubezweifelnden Beweiſe eines gewaltſamen Todes. Auſſer den Zeichen einer vor Kurzem erfolgten Entbindung, bemerkte man auch eine tiefe bläuliche Furche rings um den Hals, eine Verletzung unter der linken Augenwimper, und ein leichtes Mahl auf der linken Schulter. Das Geſicht war bleifarbig und ſtark geſchwollen. Die Lippen waren violett, und die Zunge zwiſchen die Zähne gedrängt.

Die Aerzte ſchloſſen daraus, daß die Frau Dejors erwürgt worden, und zwar mit einem Tuche, das man ihr um den Hals zuſammengedrehet. Sie fügten hinzu, es ſei möglich, daß die Verſtorbene ſich ſelbſt das Leben genommen, doch ſei es wahrſcheinlicher, daß eine fremde Hand dazu behilflich geweſen.

Die Vermuthung, daß die Frau Dejors ſich ſelbſt erwürgt habe, war um ſo unſtatthafter, da ſie mit

ihrem Manne das Lager theilte, und er behauptete, bei seinem Erwachen sie tod neben sich gefunden, früher aber nicht die geringste Bewegung bemerkt zu haben. Nach dem Haß zu urtheilen, den Dejors, bald nach seiner Verheirathung, auf seine unglückliche Frau geworfen, und den er keinesweges zu verbergen sich bemühete, durfte man vielmehr annehmen, daß er ihr, während sie schlief, das Tuch übergeworfen, und ohne besondern Widerstand ihrerseits, sie erwürgt habe.

In seinen Verhören widersprach der Angeklagte sich mehr als einmal. Anfänglich behauptete er, daß in der Nacht vom 10. zum 11. Januar seine Frau sich erhoben, um ihrem acht Tage alten Kinde ein Glas Zuckerwasser zu geben, wonach sie sich aufs neue niedergelegt und eingeschlafen sei. Um 5 Uhr Morgens, wie er habe aufstehen wollen, habe seine Frau mit erstickter Stimme ihn gerufen, und ihm gesagt, daß sie sich sehr bedrückt fühle, weshalb er, statt ihr selbst zu Hilfe zu kommen, zu den Nachbarn gegangen sei, um bei diesen sich Raths zu erholen, was er thun oder lassen solle.

Gegen einen seiner Nachbarn hatte er sich geäussert, daß gegen 2 Uhr Nachts seine Frau sich über heftiges Unwohlbefinden sich beklagt, weshalb er ihr den Vorschlag gemacht, ihre Mutter zu holen. Auf ihre Weigerung habe er sich in einen Lehnstuhl gesetzt, und sei eingeschlafen. Als er drei oder vier Stunden nachher sie angeredet, habe sie nicht mehr geantwortet.

Hätte nun die Unglückliche sich selbst erwürgt, würde man wenigstens das Tuch, oder den Strick ge-

funden haben, womit sie dies Vorhaben bewerkstelligt. Aber auch die sorgfältigsten Nachforschungen liessen davon keine Spur entdecken.

Dejors beharrte auf seiner Aussage, daß er nicht gesehen, wie seine Frau sich erwürgt. Er behauptete, daß sie mehrmals Anfälle von Wahnsinn gehabt, und daß sie oft den Entschluß ausgesprochen, sich das Leben zu nehmen. Aus der Untersuchung hat sich jedoch ergeben, daß die Unglückliche den vollen Genuß ihrer Verstandeskräfte gehabt, daß sie immer gut, sanft, arbeitsam und rechtschaffen, dagegen keinesweges zum Selbstmord geneigt gewesen. Fast alle Zeugen schilderten anderseits den Angeklagten als einen äusserst jähzornigen, rachsüchtigen und beharrlichen Menschen, der, aus unbekannt gebliebenen Ursachen, seine Frau bitter haßte, und auf alle Weise derselben zu entledigen sich bemühete. Er hatte zu diesem Zweck sich mehr als eines Mittels bedient, und im achten Monat nach seiner Verheirathung, sogar durch Grünspan sie zu vergiften gesucht.

Der Angeklagte war 28 Jahr alt. Sein ziemlich sanftes Gesicht kontrastirte auffallend mit dem entsetzlichen Verbrechen, dessentwegen er vor Gericht erschien. Seine Haltung war vollkommen ruhig und untheilnehmend. Er schien mehr Zuschauer als Hauptperson der furchtbaren Szene zu sein, die vor Gericht verhandelt wurde.

Um Mitternacht wurde Dejors von den Geschwornen schuldig erklärt, mit Vorbedacht seine Frau erwürgt zu haben. Er wurde demzufolge zum Tode verurtheilt.

Zum ersten Male erhob er sich, nach diesem Aus-

ſpruche, aus der Lethargie, in welche er ganz verſunken ſchien, und rief, mit einer beinahe an Wuth grenzenden Heftigkeit: Nein, ich bin nicht ſchuldig. Ich will als ein Tapferer ſterben. Ich will, als der erſte unter den Menſchen, das Blutgerüſt beſteigen."

Karakter und Privatleben Göthe's.

Erſte Mittheilung.

Es iſt merkwürdig, zu beachten, wie Deutſchlands ausgezeichnetſte Schriftſteller, von den auf die gelehrte und literariſche Welt einen großen Einfluß ausübenden Organen der Oeffentlichkeit im Auslande gewürdigt und beurtheilt werden. Wir finden in der Edinburger Revüe einen Aufſatz über „Karakter und Privatleben Göthe's," womit wir die Reihe ſolcher Biographien deutſcher Männer eröffnen wollen, die in ihren Einzelnheiten aus dem vorerwähnten Geſichtspunkte betrachtet, ſehr intereſſant werden kann. Die ſchottiſche Zeitſchrift drückt ſich folgendermaßen aus:

Es giebt immer bei geniereichen Männern einen lebendigen, geheimen Grundſatz, der als Mittelpunkt all' ihrer Kraft, als Hebel aller ihrer Eigenſchaften betrachtet werden kann. Bei J. J. Rouſſeau war es die Leidenſchaft, bei Voltaire der feine Spott, bei Bako die Beobachtungskunſt. Shakſpear's Verſtandeskraft war vor Allem unparteiiſch und ſcharfſichtig.

Ein wahres Vergnügen iſt es, zu ſehen, wie Handlungen und Privatleben großer Männer den Karakter dieſes Prinzips, das in ihren Werken lebt, an ſich tragen. Deshalb auch gewähren ihre Lebensbeſchrei-

bungen einen speziellen Reiz, und wenn Boswell in seiner Zeitschrift uns die geringsten Eigenthümlichkeiten aus Johnson's Leben mittheilt, wenn Voltaire's Zeitgenossen uns sagen, welche Farbe sein Schlafrock hatte, um welche Zeit er speisete, haben sie dadurch das Mittel gefunden, sich Leser zu verschaffen.

Ein gewisser Hr. Falk hat in Bezug auf Göthe dieselbe Rolle übernommen, wie Boswell in Bezug auf Johnson. Während den zwei letzten Lebensjahren Göthe's war Falk sein Hausfreund. Aber sonderbar genug, der Greis, dessen karakteristische Züge mit so vieler Sorgfalt gesammelt wurden, ist gestorben nach dem, welcher mit so vieler Aufmerksamkeit einer solchen Aufgabe sich unterzogen. Das „Leben und Karakter Göthe's", von Falk, ist erst nach ihrem beiderseitigen Absterben bekannt gemacht worden.

Es ist ein unvollständiges, aber dennoch ein merkwürdiges Buch. Professor Falk hatte nicht durchgreifende Scharfsicht genug, um Göthe's hohe Ueberlegenheit zu begreifen. Demungeachtet kann man der Andeutungen seines Werkes sich bedienen, um eine ziemlich richtige Würdigung von des verstorbenen großen Dichters wahrem Karakter danach sich zu bilden. Durch tausend an einander gereihete einzelne Umstände, durch tausend in einander verschlungene Züge wird man es endlich vielleicht dahin bringen, bis in das geheimnißvolle Heiligthum zu dringen, wo dies mächtige, umfassende Genie seinen Thron aufgeschlagen.

Gewöhnlich stellt man sich das Genie dar mit fliegendem Haar, eifrig, ungestüm, heftig. Als Be-

gleiter giebt man ihm die Unordnung. Man will, daß es in Anarchie und Sturmgebraus lebe.

Solches war Göthe's Verstandeskraft nicht. Er liebte „Ordnung" über Alles. Aber eine erhabene, eine Alles beherrschende Ordnung. Sein erstes Bedürfniß war eine höhere Harmonie, ein vollkommener Einklang aller Gedanken, aller Bilder, aller Handlungen. Nicht mittelmäßige Ordnung, nicht die Ordnung der Armuth und Nichtigkeit suchte er, sondern das Gleichgewicht, die Uebereinstimmung, den Einklang im Reichthum, die regelmäßige Anordnung im Luxus und im Glanze.

Göthe war zugleich Hofmann, Dichter, Geschichtschreiber, Gelehrter, Kritiker, Weltmann, Träumer und Philosoph, und verstand so gut alle sein Leben bildenden Theile zu vereinigen, sie in Gleichgewicht zu bringen, daß darin keinerlei Mißklang, keinerlei Unzusammenhang je zu bemerken war. Alle schroffen Schattenschläge verschwanden und verschmolzen in einander, ohne dem Auge einen einzigen Kontrast darzubieten, der es zu verletzen im Stande gewesen wäre.

Im Grunde seiner Seele war eine gewisse Kälte vorherrschend. Statt leidenschaftlich des Lebens Ereignissen sich beizugesellen, statt mit Feuer und Heftigkeit sie zu umschlingen, betrachtete er sie nur als ruhige Zuschauer, manchmal gerührt, oft mit frommen Gefühlen, öfter noch mit Ironie.

Schon in seinem Jugendalter scheint er sich zwei bestimmte Regeln seines ferneren Betragens vorgeschrieben, scheint er sich zwei Grundpfeiler gewählt zu haben, worauf er sein ganzes Glück, sein ganzes

Genie zu beruhen entschlossen war, nämlich: Klarheit der Urtheilskraft, Ruhe des Gedankens zu bewahren, und die Wahrheit über Alles zu suchen.

Solches waren seine zwei großen intellektuellen Hebel. Milde, Ruhe, Entfernung von allen heftigen Leidenschaften, Heiterkeit der Sinne und des Geistes waren ihm durchaus nothwendig. Sie zu erlangen scheuete er keine Mühe.

Göthe war ausserordentlich vorsichtig in seinen Handlungen, sehr zurückhaltend in seinem Benehmen. Er sicherte ein unabhängiges Dasein, und nahm keinen Antheil an den politischen und religiösen Zwistigkeiten, deren Schauplatz Deutschland war. Sobald ein mehr als gewöhnlich starker Eindruck seiner sich zu bemächtigen drohte, entschlüpfte er ihm instinktartig, wie die Blätter der Sinnpflanze vor dem Finger sich zurückziehen, der sie berühren will.

In seiner Jugend hatte er gewisse Augenblicke der Verzweiflung, des Dahinsterbens, des Abscheues. Um derselben sich zu entledigen schrieb er seinen „Werther," wie man schädlichen Dünsten Ausgang verschafft, die ein Zimmer verpesten, oder wie man eine Sicherheitsklappe öffnet.

Einmal solcher ungestümen Gedanken ledig, die bald alle seine Kraft verschlungen hätten, fand er seines Lebens Gleichgewicht wieder, und sann nur darauf, jenen Frieden zu geniessen, den er über Alles schätzte. Von nun an hatte er nur ein einziges Losungswort, „Gleichgewicht." Sein riesiger, geschmeidiger Geist fühlte sich behaglich. Die Meisterwerke, welche er schuf, schienen aus der Quelle zu strömen. Keine Spur irgend einer Mühe, oder eines gezwun-

genen Strebens. Nichts was die innere Angst eines Geistes verräth, der sich quält, um etwas hervorzubringen. Man erblickte wirkliche Herkulesarbeiten. Die Hand, von der sie herrührten, blieb verborgen.

Nie war ein Mensch mehr Herr über sich selbst, als Göthe. Keine Anregung durfte ihn tiranniſiren. In des Lebens kleinſten Gewohnheiten war er ordnungsmäßig und bestimmt. Bei ihm gieng die Ordnungsliebe bis zum Fanatismus. Er wollte, daß seine Verstandeskraft freien Spielraum habe, daß sie ruhig und ohne Hinderniß sich bewegen und schaffen könne. Die Einrichtung seiner Papiere, seiner Bibliothek war mit der größten Sorgfalt getroffen. Man hätte die Ehrfurcht für seine eigene Ruhe, die Achtsamkeit für seine geistigen Genüsse, für Selbstsucht halten können. Mit einer zartfühlenden Seele begabt, that er bis zu einem gewissen Punkte seinen Neigungen Gewalt an. Als der berühmte Wieland starb, weigerte sich Göthe, seinem Leichnam zu folgen. Als sein Nebenbuhler Schiller ihm zur Unsterblichkeit vorangieng, begnügte er sich, ein Trauergedicht zu schreiben.

Zu dieser Ordnungs- und Friedensliebe gesellte sich bei ihm, wie wir bereits gesagt, eine unabläßliche Forschung nach der Wahrheit. Er fand ein großes Gefallen daran, die Natur in allen ihren Verschiedenheiten kennen zu lernen. Sie hatte für ihn nichts, was zu mikroskopisch, nichts was zu umfassend war. Daher rühren jene so genauen, so befremdenden naturgeschichtlichen Beobachtungen, die so wenig mit seinem Beruf als Dichter in Uebereinstimmung zu stehen scheinen.

Aber Göthe glaubte nicht, daß die Dichtkunst Lüge sei. Er hielt vielmehr jede Wahrheit für Poesie. Stundenlang konnte er ein Mineral oder eine Blume untersuchen. Aus diesen dem Anschein nach unfruchtbaren Beobachtungen, sind wie durch einen Zauberschlag die seltsamsten, die malerischsten Ideen entsprossen.

Auf seinem Kamin befand sich eine lebendige Schlange unter einem Glase. Er beobachtete sie jeden Tag, und verwendete auf dies Studium eine beträchtliche Zeit. Da alle geredeten Sprachen nothwendigerweise unvollständig sind, überließ sich Göthe um der Wahrheit, diesem Gegenstande seines Kultus, näher zu kommen, dem Studium der Zeichenkunst. Er sah darin nicht das Sinnbild und den Schatten der Dinge vorstellende Ideen, sondern den genauen Anschein der Gegenstände selbst. „Wir sollten weniger sprechen," sagte er, „und mehr zeichnen."

Es liegt in seinem Karakter etwas von dem indischen Gymnosophisten und dem morgenländischen Philosophen. Göthe's ganzes politisches und religiöses System ruhete auf denselben Grundpfeilern. Ordnung war für ihn Naturgesetz; Harmonie war das große literarische, politische und religiöse Gesetz.

Umwälzungen, welche die Ordnung stören, schienen ihm nur dann entschuldigt werden zu können, wenn sie als Vorbereitungen einer bessern Ordnung betrachtet werden konnten. Der Ideen und der Parteien fieberische Aufregung war ihm zuwider. Der zügellose Ausdruck der Leidenschaften, schien ihm den guten Geschmack zu beleidigen. Fest überzeugt von des Verstandes Ueberlegenheit über alle andern Eigen-

schaften, konnte er nicht glauben, daß die Vernunft bestimmt sei, je zu sterben, während er das individuelle Bewußtsein der Unsterblichkeit als zweifelhaft betrachtete. Seines Erachtens vernichtete sich nichts auf der Welt, und alle Phänomene der Natur enthalten, nach seinem System, die Keime einer zukünftigen, einer vollkommeneren Existenz, als unsere gegenwärtige, deren Grenzen, wie deren Bereich er jedoch nicht zu bestimmen wagte.

Das waren einige der Grundsätze, welche dieses an Licht und schönen Werken fruchtbare Leben geleitet haben; das waren einige der Züge dieser so beachtungswerthen geistigen Anatomie. Daß Göthe des Knechtischen in seinen Grundsätzen, der Selbstsucht in seinem Privatleben, der Schmeichelei und Gefallsucht in seinen Beziehungen mit den Großen, der Kälte in einigen seiner Dichtungen beschuldigt worden: man begreift es leicht.

Ueberhaupt werden die menschlichen Karaktere übel beobachtet. Die vorgeblichen Folgewidrigkeiten (Inkonsequenzen), welche sie in ihrer Entwickelung darbieten, tragen alle zu einem übereinstimmenden Ganzen bei, und ihre sogenannten Widersprüche existiren nur für oberflächliche Geister.

Von Göthe's frühester Jugend an bereitete seine Gleichstimmung mit den Naturgegenständen, mit dem Blatt, der Blume, der Feldfrucht, dem wilden oder dem Hausthiere, den Pantheismus vor, der bald (obschon er es nie laut zugestanden) seine Philosophie und seine eigentliche Theologie wurde.

Diese Neigung, statt zu erlöschen, vermehrte sich nur mit dem zunehmenden Alter. In seinen letzten

Jahren nahm er besonders zuvorkommend Jeden auf, der ihm als Tribut einige naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten darbot: eine seltene Muschel, eine sibirische Bärentatze, einen Vogel aus den Wäldern Amerika's.

Sein sonderbares System, der Seele Unsterblichkeit und das Dasein der Monaden betreffend, hatte diese Naturliebe als Grundpfeiler. Es war ein poetischer Spinosismus. Man muß sogar gestehen, daß für einen Mann, der mit Voltaire's Strenge die Irrthümer und Launen genievoller Männer beurtheilen wollte, die meisten Theorien Göthe's bis zur Uebertreibung wunderlich scheinen würden.

Ist es aber nicht auch möglich, daß der Verfasser des „Götz von Berlichingen," der den ehrlichen Falk immer bereit sah, alle närrischen Einfälle, welche des großen Mannes Gehirn durchzuckten, alle Worte, welche ihm entschlüpften, als wahre Apostel-Spezimen niederzuschreiben, sich belustigt habe, philosophische Luftschlösser und lächerliche Theorien zu bauen, unschuldige Mystifikationen, denen des Professors Ehrlichkeit unbedingten Glauben zugestand? — Es wäre ein trauriger Beweis von der Hinfälligkeit großer Geister, wenn man die ernsthaft von Falk kopirten Träumereien, als wirkliche Ergebnisse von Göthe's gereifter Weisheit betrachten müßte. Der Leser wird uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihm einige der sonderbaren Phantasiesprünge vorlegen, die Göthe für seine Systeme ausgab.

„Wenn ein großer Mann stirbt," sagte er, „glaube ich nicht, daß seine hohen Eigenschaften verloren gehen können. Die Natur ist nicht freigebig genug,

um auf solche Weise ihr Kapital zu verschwenden. Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich selbst einer höhern Entwickelung Keim. Nennt ihn Keim, Idee, Seele, Monade, wie es Euch gefällt. Es ist etwas Unsichtbares, das früher da war, als alle sichtbaren und äussern Entwickelungen.

„In den verschiedenen Uebergängen von einem Zustande zum andern, von der Knospe zur Blume, von der Blüte zur Frucht, von der Larve zur Raupe, von der Raupe zum Schmetterling, bewahrt die Monade oder Seele sich immerdar. Ich halte dafür, daß es viele Arten Monaden, höhere und untergeordnete gibt; daß, kraft einem Naturgesetze, die mächtigste Monade die Monaden zweiten Ranges um sich her gruppirt.

„In dem Menschen beherrscht eine einzige höhere Monade alle übrigen, welche den menschlichen Körper bilden. Erscheint der Tod, so verabschiedet die Königsmonade alle ihre Unterthanen, die nun volle Freiheit erlangen. Unzerstörbar durch ihre Natur, verlieren sie nun weder ihre Thätigkeit noch ihre Kraft. Aber ihrer alten Bande ledig, suchen sie andere. Eine geheime anziehende Kraft entführt sie. Begegnen sie auf ihrem Wege eine mächtigere Monade, so werden sie von ihr verschlungen, und genöthigt, ihren Gesetzen sich zu unterwerfen... Ich muß gestehen, daß das eine Idee ist, deren ich mich nie habe entledigen können, und die mich immer erschreckt hat. Ich habe mir mit Entsetzen meine Königsmonade im Raume von der eines wilden Thieres ergriffen gedacht, dessen Joch sie zu erleiden genöthigt war. Ist das nicht eine Tirannei und ein wahres Unglück?“....

Man denke sich den ehrlichen Falk jeden Abend hinter seinem Schreibtisch in seinen Noten diese ganze schöne Theorie niederschreibend, die er „Göthes philosophisches System" betitelte.

„Mitten in seiner Rede," sagt er, „wurde der Philosoph durch das Bellen eines Hundes unterbrochen, und lebhaft bezeugte er sein Bedauern, wenn eine seiner Monaden in die Gewalt des Hundegeschlechts fallen sollte, das er, beiläufig gesagt, verabscheuete."

Mehr als eine Albernheit dieser Art wird von Falk mit großer Treuherzigkeit, als zu Göthe's Karakteristik beitragend, aufgetischt. Was kümmert uns unter andern die Zumachung eines Fensters, das der geheime Staatsminister nicht offen stehen lassen wollte, obgleich es der Großherzog von Weimar, sein Souverän, ausdrücklich verlangt, dem der Philosoph aber aus dem Grunde ungehorsam war, weil — die kalte Luft den Damen beschwerlich fiel. Es ist etwas zu gutmüthig von Seiten Falks, solch' ein Begeben als eine Heldenthat zu betrachten, wodurch Hr. von Göthe sich „unsterblich" gemacht....

Ueberhaupt war des Dichters Leben, in einem bis zur einfachsten Natürlichkeit unschuldigen Kreis, worin er nur mit kleinen Theaterangelegenheiten, mit Beglückwünschungen des Großherzogs und seiner Freunde, mit in Szene zu stellenden Stücken, mit zu befriedigenden Schauspielern, mit zu schreibenden Madrigalen, mit zu empfangenden Fremden sich zu beschäftigen hatte, nicht am meisten geeignet zur Entwickelung des Genie's.

Man wundert sich über das Kindische der meisten

auf diesen Zeitpunkt in Göthe's Leben sich beziehenden Anekdoten. Sie haben eine gewisse Schattirung von Gutmüthigkeit, gemischt mit Einfältigkeit, die den an die literarischen Sitten von London und Paris Gewöhnten nicht wenig überrascht.

Bald geräth er in Zorn über seinen Titel „Schauspieldirektor," dessen er mehr als zwanzigmal sich hat entledigen wollen, ohne es zu können. Bald spielt er wenig boshafte Streiche einigen Damen und ihren Kavalieren. Manchmal überläßt er sich poetisch-theologischen Dissertationen, den vorerwähnten ähnlich.

Eines Tages trat er, bekleidet mit einem blauen Jagdkleide und hirschledernen Hosen, in ein Zimmer, wo der Dichter Gleim einer zahlreichen Gesellschaft einen neuen Taschenkalender vorlas, den er eben erhalten, und worin Gedichte von mehreren neuen Poeten befindlich waren. Göthe ergriff den Almanach, und statt die Vorlesung fortzusetzen, wie er versprochen, und wie er sich das Ansehen gibt, improvisirt er die seltsamsten, ungereimtesten Verse, wie sie ihm grade einkamen, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie aufeinander paßten oder nicht.

Auf solche Weise behauptet der Biograph uns in den wahren Karakter Göthe's, in allen seinen Schattirungen und Einzelnheiten, einzuweihen. Ein von einem Schüler geschriebener Brief, in welchem dieser seiner Familie Rechnung ablegt über einen Besuch, den er um 1822 dem hochbetagten Dichter abgestattet, scheint uns interessanter, als die unbedeutenden Umstände, die Falk anführt, obgleich er täglich mit ihm sich unterhielt. Dies Schreiben lautet folgendermaßen:

„Lieber Freund. Göthe ist stark und kräftig, wie

ein vierzigjähriger Mann. Es ist unmöglich, einen Greis zu sehen, der mehr einem reifen Manne ähnlich ist. Ja, seine Größe verkündet sich in seinem ganzen äussern Anblick. Sein Gang ist majestätisch, seine Stirn hoch und grade. Sein Auge funkelt. Alle seine Gesichtszüge, sein zum Befehlen gebildeter Mund, seine römische Nase, Alles in ihm ruft Dir zu: „Faust, Margaretha, Iphigenia, Tasso," und ich weiß nicht wie viele andere Meisterwerke.

„Ich sehe ihn alle Tage in seinem Garten, und es ist für mich ein großes Vergnügen, ihn zu betrachten. Gewöhnlich geht er mehrmals auf und nieder, mit ernstem Schritte, verweilt vor einer Blume, und bleibt vor derselben oft eine halbe Stunde in Nachdenken vertieft. O, könnte ich seine Gedanken errathen. Sodann verläßt er seine Blumen und Gesträuche, um mit seinen Enkeln zu spielen.

„Du wirst mich fragen, ob Göthe mit mir gesprochen? Gesprochen, mit mir? Hat er nichts Besseres zu thun? In Gedanken wende ich mich wohl an ihn. Ich unterhalte mich mit ihm, ohne die Stimme laut werden zu lassen, ohne die Lippen zu öffnen. Im Frühling will ich jeden Tag hierherkommen. Ich will beobachten, mit welchem Auge Göthe die Knospen sich öffnen, die Blätter sich entwickeln, die Natur wieder erwachen sehen wird. O, lieber Freund, es ist etwas, Göthe der Natur gegenüber zu erblicken."

Man kann nach diesem Briefe beurtheilen, welchen eigenthümlichen Enthusiasmus die Deutschen von frühester Jugend an in des Lebens einfachste Beziehungen übertragen. Dieser sechszehnjährige Jüng-

ling, der philosophisch die Form von Göthe's Nase bewundert, ist wahrhaft köstlich, und erinnert uns an Frau von Graffigny, die Blumen in Voltaire's Schlafrock zählend, oder an John Boswell, der Johnson Schritt vor Schritt folgend, uns benachrichtigt, daß sein Held einmal durch ein Gericht grüner Erbsen sich den Magen verdorben.

Wenn die natürliche Kinderei des sechszehnjährigen Deutschen etwas leicht Verzeihliches hat, hat die des Professor Falk, des ernsten und reifen Mannes, der sich hinsetzt, um niederzuschreiben, daß Göthe sehr oft kein Halstuch umband, etwas recht Lächerliches.

Ein anderer Biograph, der Genfer Soret, hat ebenfalls einige Zeit in des Dichters Vertraulichkeit gelebt, und dem Publikum das Ergebniß seiner Beobachtungen vorgelegt. Sein Styl erinnert an den gezierten Ton, der die kleinen Genferklicken so unleidlich macht. Auch er hat, seines Anscheins von Unparteilichkeit ungeachtet, in Göthe nichts gesehen, als einen Gott. Statt von ihm ein getreues Bild zu entwerfen, begnügt er sich, ihm eine Leichenrede zu halten.

Alle diese Schriftsteller, die ihre Bewunderung nicht räsonniren, sondern die sie auf Gerathewohl mit Ungestüm verkünden, hinterbringen dem Philosophen nichts über die großen Männer, mit denen sie sich beschäftigen. Sie sind jenen Malern ähnlich, die, zu den Zeiten der Königin Elisabeth, weder Schatten noch Fernsicht in dem Bilde der Königin anbrachten, aus Besorgniß, sagten sie, einem schönen Ge-

sichte Flecken zu geben, und ein düsteres Gewölk über eine so verehrungswürdige Aehnlichkeit zu werfen.

Schütteln wir diese Fesseln ab, verlassen wir diese lächerliche, wir hätten bald gesagt speichelleckerisch-niedrige Sphäre. Nachdem wir im Beginn dieses Artikels die Haupthebel von Göthe's Karakter und Genie zu erforschen uns bemühet, treten wir nun näher, inniger ein in die einzelnen Umstände seines Lebens, und in die Umgestaltungen, welche sein Genie erlitten. Besorgen wir nicht, selbst Tadel auszusprechen, wenn der Dichter, der auch Mensch war, ihn zu verdienen scheint. Seine Lobredner selbst, bieten uns in ihrem schwankenden Enthusiasmus, in ihren beständigen Hymnen, die zu einer solchen Arbeit erforderlichen Materialien dar.

— Wir behalten diesen kritischen Theil des Aufsatzes der Edinburger Revüe einer zweiten Mittheilung vor, weil er zu lang ist um ihn ununterbrochen hier anreihen zu können.

Die bisherigen Entdeckungen im Innern Australiens.

Erste Mittheilung.

Von allen entfernten Eroberungen, die Großbritannien dem Genie und der Beharrlichkeit seiner Seefahrer verdankt, ist keine vielleicht wichtiger für dieses Land, als die Australiens, dieses so lange unbekannten Kontinents im Schooße des Südmeeres. An die Geschichte seiner Kolonisirung knüpfen sich wenigstens nicht weder die blutigen Episoden der Entdeckung Amerika's, noch die traurigen Erinnerungen der ersten britischen Niederlassungen in Ostindien, was die zahlreichen Vortheile noch vermehrt, welche jenes den dortigen Einwanderern darbietet. Mit Hilfe einer weisen, aufgeklärten Verwaltung, die gleich vom Beginn an Australien zu Theil geworden, macht diese Kolonie jeden Tag neue, wenn auch geräuschlose doch rasche Fortschritte auf der Bahn der Zivilisation.

Erst 1788 nahm die englische Regierung förmlich Besitz von der östlichen Küste dieses Festlandes, wo eine Straf- oder Verbrecherkolonie errichtet wurde. Anfänglich mußten die Kolonisten sich auf einen sehr engen Raum beschränken. Aber in dem Maße als die Bevölkerung sich vermehrte, und als die Heerden zahlreicher wurden, erweiterten sich die ursprünglich festgestellten Grenzen, und nach und nach wurde eine große Küstenausdehnung bebauet. Im gegenwärtigen Augenblicke erstreckt sich der kolonisirte Theil von Neusüdwales vom 32. bis zum 36 Grade südlicher Breite, und seine Bevölkerung besteht aus 45,000 freien und 25,000 verurtheilten Individuen.

Der ungeheure Raum, der England von Australien trennt ist wahrscheinlich Ursache, daß man den Fortschritten dieses letzten nicht die Aufmerksamkeit schenkt, welche es in jeder Hinsicht doch verdient. Die Zeitungen und Zeitschriften selbst, welche in Sidney erscheinen, und deren alleiniges Dasein andeutet, wie große Fortschritte man dort bereits in der Zivilisation gemacht, geben einen immer nur unvollkommenen Begriff von dem wirklichen Wohlstande dieser Kolonie.

Die daselbst entstandenen Handlungshäuser überlassen sich den kühnsten Spekulationen. Sidney gewährt den Anblick einer bedeutenden europäischen Stadt, und der Küstensaum zwischen Sidney-Cove und Darling-Harbour, ist mit einer ununterbrochenen Reihe von Handelshäusern, Magazinen, Mühlen und Werkstätten oder Schiffswerften bedeckt, die mit einander wetteifern durch ihre Ausdehnung und Zierlichkeit, und die in nichts hinter den bestverstandensten europäischen Bauten zurückstehen.

Es waltet auch noch ein großer Unterschied in dem Betrachte ob zwischen Australien und den andern britischen Kolonien, daß jenes schon jetzt nicht mehr dem Mutterlande zur Last fällt. Sein Einkommen belief sich im Jahr 1832 auf 135,909 Pfund Sterling (1,630,908 rhein. Gulden), und seine örtlichen Ausgaben auf 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.), so daß also ein jährlicher Ueberschuß von fast 36,000 Pf. St. (432,000 rh. Gl.) zu den Kosten der allgemeinen Verwaltung blieb. Zu Ende Januar 1833 erhob sich der Ertrag der Einfuhr auf 602,032 Pfund Sterling (7,224,384 rh. Gl.) und der der Ausfuhr, größten-

theils aus eigenerzeugten Gegenständen bestehend, auf 384,344 Pf. St. (4,612,128 rh. Gl.). Mit einem Worte, Australien scheint nichts mehr verlangen zu dürfen, als ein wenig mehr Freiheit. Noch immer werden seine entstehenden Städte mit Verbrechern bevölkert, die England ihm unaufhörlich zusendet, und was dieses aus seinem Schooße verstößt, empfängt es immer noch als eine Wohlthat und als ein Unterpfand seines Gedeihens.

Von dem Aussatz der europäischen Gesellschaft und von einigen freien Kolonisten gebildet, welche letzten jedoch zu wenig zahlreich sind, um dieser entstehenden Gesellschaft eine gleichförmige, achtungswerthe Gestalt zu verleihen, kann sie bis jetzt noch nicht in einem günstigen Lichte sich zeigen. Doch stimmen alle Reisenden darin überein, daß sie in Wirklichkeit besser ist, als man nach den Elementen woraus sie besteht, vermuthen sollte.

Ohne Zweifel muß ein Land, das zum Sitz einer Strafkolonie erwählt worden, lange die von einer solchen Anstalt unzertrennlichen Mißbestände spüren. Aber schon von jetzt an läßt das, was man von der Lebensweise der höhern Stände in Sidney weiß, vermuthen, daß es für sie Annehmlichkeiten gibt, welche das Lästige eines solchen Aufenthaltsortes übersehen läßt. Sie haben alle Luxusgegenstände, deren Besitz nicht wenig dazu beiträgt, das Leben bequem zu machen, und sie sind jetzt zahlreich genug, um eine durchaus reine Gesellschaft zu bilden. Mit Erfolg pflegen sie auch Literatur und schöne Künste. Durch ihren thätigen Beistand haben sich mehrere wissenschaftliche Akademien gebildet, und schon beginnt das Thea-

ter von Sidney, selbst für Europäer, erträglich zu werden.

Schon in den ersten Zeiten, kurz nach Bildung dieser Kolonie, bemüheten sich die unternehmenden Männer, welche derselben Kern bildeten, in des Landes Inneres zu dringen, sei es, um dort fruchtbare Gegenden, oder gute Jagdreviere zu entdecken. Aber ein unübersteigliches Hinderniß stellte sich unaufhörlich allen ihren Bemühungen entgegen, nämlich jener ungeheure Wall, den die Natur selbst zwischen Zivilisation und Barbarei aufgethürmt zu haben schien.

Eine hohe Bergkette, die nie über vierzig englische Meilen (13 Stunden) vom Meere entfernt ist, hielt sie immer auf dem schmalen Küstensaum gefangen. Was vermochte all' ihr Muth, alle ihre Kühnheit gegen jene steil abgerissenen Wände riesiger Berge, die nirgends einen Durchgang ließen, selbst nicht einmal dem Alles durchnagenden Gewässer?

Deshalb auch hielten diese Berge, die man ihres Anblicks wegen die blauen nannte, die Einwanderer, deren Gesichtskreis sie bildeten, lange von allen weitern Unternehmungen ab. Erst 1813, also zwanzig Jahre nach der ersten Bildung der Kolonie, traf man bessere Maßregeln zur Uebersteigung jenes mächtigen Walles. Diese Maßregeln wurden mit um so größerm Eifer in Anwendung gebracht, als man im Innern des Landes ein neues Eden, ein Eldorado vermuthete, wo Alles im Ueberflusse vorhanden sei.

Dies allgemein gefühlte Verlangen, des Landes Inneres zu durchforschen, veranlaßte mehrere bald auf einanderfolgende Expeditionen. Die ersten wurden auf Kosten einiger Privatpersonen unternommen.

Einer dieser kühnen Abenteurer, Namens Caley, erstieg zuerst die gewaltige Gebirgskette, ohne sie jedoch überschreiten zu können. Die 1813 herrschende Trockenheit benutzend, gelang es dem Lieutenant Lawson, und seinen Begleitern Blaxland und Wentworth, die blauen Berge vollkommen zu übersteigen. Ihren Schritten folgte Ewans, Unteraufseher der Kolonie, der zwei Flüsse entdeckte, welche er den Macquarie und den Lacklan nannte. Beide entspringen zwischen dem 33. und 34. Breitegrade, obgleich in einer Entfernung von 80 Meilen (27 Stunden) einer von dem andern.

Im folgenden Jahre (1814) wurde endlich ein Weg über das blaue Gebirg gebahnt, und zwar der ausgedehnten Weideplätze an seinem westlichen Abhange wegen. Der Oberaufseher Oxley folgte 1817 dem Laufe des Lacklan, bis zum 144. Länge- und 34. Breitegrade, wo er eine ungeheure Ebene fand, die keine andere Grenzen, als den Horizont, hatte, und wo der Fluß sich in undurchdringliche Sümpfe ergoß. Im folgenden Jahre unternahm Oxley die Erforschung des Macquarie, den er bis 147. Länge- und 31. Breitegrade verfolgen konnte. Auf diesem Punkte war jedoch alles Weiterdringen unmöglich, indem der Fluß ein unübersehbares Wasserbecken bildete, das größtentheils mit Schilf und Gestrüpp bedeckt war.

Oxley glaubte nun die Ueberzeugung zu haben, daß alle am westlichen Abhange der blauen Berge entspringende Gewässer in einen großen See in des Landes Mitte sich ergössen, den sie endlich, durch die mitgeführte Erde, ausfüllen würden.

Cunningham nahm später diese Theorie an, und bemühte sich, zu beweisen, daß alle diese Gewässer, nachdem sie ein mehr oder minder ausgedehntes Becken angefüllt, wohl einen Ausfluß gegen das Meer haben könnten.

Indessen wurde diese Theorie nur von Europa und seinen Akademien angenommen. Neue Völker dagegen haben nur Achtung für bestimmte Thatsachen. Deshalb auch wurden mehrere neue Entdeckungsreisen unternommen, um das große Problem der Undurchdringlichkeit des Innern des australischen Festlandes zu lösen. Howell und Hume gingen 1824 von dem Georgsee ab, und wendeten sich gegen die Baßstraße. Doch war das Ergebniß ihres Ausfluges nur sehr unbedeutend.

Also hatte man um Mitte 1828 nur Muthmaßungen über das Innere Neuhollands. Man war überzeugt, daß jede Expedition, deren Zweck darin bestehe, Entdeckungen zu machen, wie die andern genöthigt sein würde, an den ungeheuern Sümpfen halt zu machen, weil alle bis dahin erkannten Flüsse ihnen zuzuströmen schienen.

Entschlossen über einen für die Zukunft der Kolonie so wichtigen Punkt sich vollkommene Aufklärung zu verschaffen, verordnete die Verwaltung, daß eine besser verstandene Expedition, wie alle frühere, abgesendet werden solle. Diese Expedition bestand aus dem Hauptmann Sturt, Hrn. Hume, zwei Soldaten und acht dem Staate gehörigen Verurtheilten, welche den Depeschendienst besorgen sollten.

Im September 1828 gingen die Reisenden von Wellington-Valley ab, folgten dem Flusse dieses Na-

mens, bis zu dem großen Sumpfe, den sie sodann, nicht ohne große Mühe, in allen Richtungen durchforschten. Oestlich von dem Sumpfe war der Boden flach, mit Muscheln und verschiedenen Gattungen Gesträuchern, die am besten in feuchtem Boden wachsen, bedeckt.

Nach langer Durchirrung dieses großen Labyrinths, gelangten die Reisenden an eine Stelle, wo die um die Hälfte verminderten Gewässer des Macquarie, nachdem sie lange zwischen Felsen sich hinweggewunden, wieder einen kleinen Fluß bildeten. Demselben folgend gelangten sie an mehrere auf einander folgende kleine Seen oder Teiche, denen sie den gemeinschaftlichen Namen Morisset beilegte. Der letzte derselben mündet in den Kastlereaghstrom, einem ebenfalls aus dem großen Sumpfe kommenden schwachen Ueberreste des obern Kastlereagh.

Endlich von Sumpf zu Sumpf gelangte die Expedition bis zu 145° 33′ der Länge und 29° 37′ der Breite, wo sie plötzlich einen prächtigen Strom, der Darling, erblickte, der von Nordost nach Südwest, in einem 70 bis 80 Klafter breiten Bette fließt. Er war mit unzähligen Pelikanen und andern Wasservögeln bedeckt.

Seit einiger Zeit hatte man Mangel an süßem Wasser gelitten, weßhalb die erste Bewegung der Reisenden darin bestand, dem schönen Flusse zuzueilen, und in vollen Zügen daraus zu trinken. Leider mußten sie bald entdecken, daß das Wasser salzig und widerlich schmeckend war, so daß sie es nicht trinken konnten. Sie vermutheten anfänglich, daß dieser salzige Geschmack von des Meeres Nähe herrührte. Aber

bald mußten sie sich überzeugen, daß eine Menge Salzquellen in dem Flusse selbst entsprangen. Sie mußten alle Hoffnung fahren lassen, ihren Vorrath Trinkwasser zu erneuern, weßhalb der Hauptmann Sturt sich genöthigt sah, alle ferneren Nachforschungen aufzugeben, und nach der Kolonie zurückzukehren, ohne den Zweck, dessentwegen die Expedition unternommen worden, vollkommen erreicht zu haben.

Indessen hatte sie doch ein großes Problem gelöset. Sie hatte sich überzeugt, daß es kein inneres Meer in Mitte des Australfestlandes gebe. Sie hatte Lauf und Mündung mehrerer Flüsse bestimmt, und die bereits erlangten Kenntnisse über das westlich von den ursprünglichen Niederlassungen gelegene Land, durch neue vermehrt. Die Entdeckung des Darling war von höchster Wichtigkeit, weil dieser große Fluß, durch das Zusammenströmen mehrerer andern von Oxley und Cunningham erkannten Flüsse, die alle schon ziemlich beträchtlich sind, dem Regenwasser als Abführungskanal dient, das in dem Gebirgslande zwischen dem 27. und 33. Breitegrade sich sammelt, und weil er, der großen Trockenheit ungeachtet, zu der Zeit, wo er entdeckt wurde, immer noch wasserreich genug war, um ziemlich große Schiffe tragen zu können.

Uebrigens war das von der Expedition durchreisete Land nicht von der Art, um große Hoffnungen auf seine Fruchtbarkeit begründen zu können. Fast überall war der Boden äusserst armselig, und seine Erzeugnisse höchst unbedeutend. Hier und da waren Wüsten, deren entsetzlicher Anblick sich nicht beschreiben läßt, und die seltenen fruchtbaren Erdschollen, welche man auf dem Wege fand, schienen die sie umgebende

Einöde nur noch trauriger und zurückstoßender zu machen.

Diese Unfruchtbarkeit, womit ein großer Theil Australiens geschlagen zu sein scheint, läßt sich durch einen dem Klima eigenthümlichen Umstand erklären. Man weiß, daß sonst überall auf der ganzen Erde der undankbarste Boden auf die Länge fruchtbar wird durch die Verwesung der ihn bedeckenden Gewächse. Hier verhält es sich durchaus anders, und Erfahrung hat gelehrt, daß in Neusüdwales die herabgefallenen Blätter, und das verfaulende Holz, weit entfernt des Landes Reichthum zu vermehren, in ihm gradezu das Prinzip der Vegetation vernichten. So sind die Ebenen der Norfolkinsel, wo sich die von Sidney abhängende Strafanstalt befindet, und wo die vegetalischen Trümmer sehr häufig sind, ausserordentlich unfruchtbar. Durchstreift man die Waldungen, so versinkt man bis zu den Knien in eine Schicht abgestorbener Blätter, und wenn man auf einen festen, gesunden Baumstamm zu treten glaubt, wundert man sich nicht wenig, daß er unter dem Fuße nachgibt, und schon gänzlich verweset ist. Nicht ein Grasfleck ist hier zu bemerken. Einige Flechten und weißliche Moosarten sind die alleinigen Vegetationsspuren, welche man in Nähe der umgestürzten Bäume bemerkt.

In Neuwales sind aufgehäufte Pflanzenstoffe sehr selten, wenn aber ein Baum fällt, wird dadurch der von ihm bedeckte Boden vollkommen unfruchtbar, und wenn die Zeit seine Masse zersetzt hat, bleibt nichts übrig von ihm als ein Trümmerhaufen, der mit den Schlacken verbrannter Ziegel die größte Aehnlichkeit hat. Muß man der großen Trockenheit des Dunst-

kreises, oder den aus der Erde aufsteigenden Gastheilen dies Phänomen zuschreiben? Wir überlassen Physikern und Geologen diese Frage zur Beantwortung.

Wir haben gesehen, daß es dem Hauptmann Sturt nicht möglich gewesen, den Lauf des Darling zu bestimmen. Nach seiner Rückkehr in die Kolonie begnügte er sich damit, einige Voraussetzungen aufzustellen, über den Punkt der Küste, wo dieser Fluß sich in das Meer ergießen konnte. Die Schwierigkeiten, welche des süßen Wassers Seltenheit in diesen Gegenden darbot, ließ alle Nachforschungen, welche zur Lösung dieser Frage noch erforderlich waren, vertagen. Man wendete sich ab von dem Darling, dem Macquarie, dem Castlereagh und dem Lacklan. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich gegen den Morumbidgee, der, wie man behauptete, sehr breit war, und äusserst schnell strömte.

Man setzte voraus, daß dieser Fluß, der an den höchsten Gipfeln des Dromedarberges entspringt, länger schiffbar sein könnte, als die übrigen vorgedachten Ströme, die nur von zeitweisen Regengüssen genährt zu werden scheinen, indem ein einziges trockenes Jahr hinreichend gewesen, sie zum Theil auszutrocknen.

Der Morumbidgee entsteht unterm 31. Grade südlicher Breite und unter 148. östlicher Länge. Er strömt gegen Westen, und ergießt sich in den Murray. Man traf unverweilt alle zu einer neuen Nachforschung erforderlichen Vorbereitungen. Der Expedition erster Zweck sollte darin bestehen, dem Morumbidgee zu folgen, so wie die andern Flüsse, mit denen er in Verbindung stehen konnte, und in dem Fall, wo irgend ein unerwartetes Hinderniß alles Weiter-

dringen unmöglich mache, sollte sie sich bemühen, den Darling zu erreichen, und sodann diesem zu folgen, von dem Punkte aus, bis zu welchem der Hauptmann Sturt auf seiner frühern Reise gelangt war.

Die Expedition verließ Sidney im November 1829. Sie war versehen mit Allem, was zum Erfolg ihrer Nachforschungen beitragen konnte. Nachdem sie den Morumbidgee erreicht hatte, folgte sie seinem Laufe durch ein wildes, hier und da von reizenden Gegenden durchschnittenes Land. Der Fluß war 90 Fuß breit, und sein durchsichtiges, tiefes, schnellaufendes Gewässer schien eine langdauernde Schifffahrt zu versprechen.

Von seiner Quelle, bis zu dem Punkte, wo er sein Ende erreicht, bewahrt der Morumbidgee, der zahlreichen Umschweife ungeachtet, welche die Natur des Bodens ihn zu machen nöthigt, dennoch immer die Richtung von Ost nach West, und zwar beständig zwischen dem 34. und 35. Breitegrade. Beide Ufer prangten in üppiger Vegetation, nur ein wenig weiter gegen des Landes Inneres schien die Erde weniger fruchtbar. An gewissen Stellen war der Fluß zwischen 150 und 170 Fuß breit, und zwischen 4 bis 20 Fuß tief.

Gegen den 34. Breitegrad wurde das Land nackt und öde. Auf einem von dem Hauptmann Sturt unternommenen Ausfluge, zur Erforschung einer in einiger Entfernung nördlich sich erhebenden Gebirgsreihe, fand er denselben traurigen Anblick, der ihn schon auf seiner ersten Expedition betroffen. Einige wenige verknürpelte Gummibäume, oder düstre Zypressen, welche die Natur als Trauerzeichen über ein un-

geheures Grab in diese wüsten Ebenen zerstreut zu haben schien, waren die alleinigen Gegenstände, welche ihre Einförmigkeit unterbrachen. Kein Vogel bewohnte diese ungastlichen Regionen, wo das Auge vergebens nach kleinen grünen Rasenflecken spähete, um darauf sich auszuruhen.

Da jetzt die Expedition dem Längegrade sich näherte, wo alle andern Flüsse Australiens in den großen Sumpf sich ergossen, erwartete sie jeden Augenblick, daß der schöne Wasserstreifen, worauf sie schiffte, bald dasselbe Schicksal erleiden werde. Unglücklicherweise gingen ihre Besorgnisse nur zu bald in Erfüllung. Man berührte allmählig den Lacklansumpf, worin das Gewässer des Morumbidgee sich ergoß. Sturt bewahrte indessen immer noch die Hoffnung, daß der Fluß sich nicht gänzlich in dem bewaldeten Sumpfe verliere, weshalb er darin unermüdet vordrang, und endlich zu seiner größten Befriedigung bemerkte, daß er nach und nach sich wieder bildete und einen andern Fluß in sich aufnahm, den er für den Lacklan hielt. Der Vereinigungspunkt dieser beiden Flüsse ist ungefähr 10 Wegstunden von dem Punkte entfernt, bis zu welchem Oxley, auf seiner Reise im J. 1817, vorgedrungen war.

Der Morumbidgee bot jedoch von nun an nicht mehr den majestätischen Anblick dar, den er früher gehabt, als er, vom Gebirg herab in zahlreichen Wasserfällen der Ebene sich zustürzte. Des Landes Natur verändert sich ebenfalls. Man bemerkte keine Spuren von Ueberschwemmung mehr, sondern die obschon mit Gesträuch bedeckten Ebenen, behielten immer dieselbe Gleichförmigkeit. Gegen 142° 30′ der

Länge kam man zu dem Zusammenflusse des Morumbidgee und des Murray, eines der Hauptströme Australiens, der nach Sturts Meinung der gemeinsame Kanal aller Gewässer des südöstlichen Winkels der Insel ist, mit Einschluß des Hume, des Ovens und des Golbourn, die von Hume und Howell entdeckt worden.

Der Reisenden ganze Aufmerksamkeit wendete sich nun dem Murray zu. Dieses Flusses mittlere Breite beträgt 350 Fuß, und seine Tiefe zwischen 12 bis 20. Sein äusserst durchsichtiges Wasser strömte über ein sandiges Bett, mit einer Schnelligkeit von zwei Faden (40 Minuten) in einer Stunde, und seine 18 Fuß hohen Ufer schienen dennoch häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein.

Das vom Murray bewässerte Land bietet überall denselben Anblick dar, wie die vom Morumbidgee durchschnittenen Ebenen. Es war überall dieselbe Unfruchtbarkeit des Bodens, überall dieselbe Traurigkeit; überall durchaus einförmige Ebenen, ohne die mindeste Wellenform des Bodens.

Nach einer neuntägigen Schifffahrt, während der man bei 35 Wegstunden zurückgelegt, erreichte man einen Punkt, wo der Murray einen andern Fluß in sich aufnimmt, dessen Breite bei 100 Klaftern, und dessen Tiefe 12 Fuß mißt. Sein Wasser war trinkbar, obschon trüb. Der Hauptmann Sturt setzte voraus, daß dieser Fluß kein anderer sei, als der Darling, den er unter 144° 50′ der Länge und 30° 16′ der Breite verlassen. Die ebengedachte Zusammenströmung findet statt unter 140° 56′ der Länge und 34° 3′ der Breite. Bewahrheiten sich Sturts

Vermuthungen, so hätten alle Ströme, welche im Innern des Landes entstehen, vom Dumaresq, unterm 29. Breitegrade bis zum Murray, unterm 34. Grade, welcher letztere sich in das Meer auf der südlichen Küste ergießt, alle eine gemeinsame Mündung, die des Murray. Man darf jedoch bezweifeln, daß das Innere von Neuholland eine so starke Abdachung gegen Süden habe.

Wie dem auch sei, verändert sich des Landes Anblick, von der Vereinigung jener beiden Flüsse an, vollkommen. Die Ufer waren von hier an mit dem frischesten Rasen bedeckt. Majestätische Bäume beschatteten es mit dichten Laubdächern. Eine Menge Vögel schwamm auf dem Wasser, oder verbarg sich zwischen den Zweigen der Bäume. Alles mit einem Worte erinnerte die Reisenden, nachdem sie lange nichts als einförmige Gegenden gesehen, die schönen Landschaften und die beblümten Ufer der Flüsse Altenglands.

Bald darauf gewährte das Gestade des Murray ein noch viel überraschenderes Schauspiel, das durch seine Schönheit und Täuschung alle Nebelbilder oder Luftspiegelungen der Wüste bei weitem übertraf. Bald erblickten die Reisenden einen Säulengang von korinthischer Ordnung, bald hohe Wasserfälle, die in ihrem Sturze versteinert zu sein schienen. Hier sah man die hohen Mauern und Zinnen eines festen Schlosses, weiterhin die phantastischen Massen morgenländischer Paläste; seltsame Erscheinungen, die mit einigen Worten sich leicht erklären lassen.

Des Flusses Ufer bestehen nämlich aus einem Gemisch von Thon und Sand, und des Wassers Wir-

kung, das hier und da die Sandufer benagt, oder durchbricht, ist die alleinige Ursache, welche demselben jenen zugleich malerischen und großartigen Anschein gewährt.

Bald darauf erlitt der geologische Anblick des Landes eine neue Veränderung. Die Sand- und Thonufer verschwanden, und wurden durch andere Gegenstände von fossiler Bildung, und nicht minder merkwürdiger Wirkung ersetzt. Man hätte sagen mögen, daß Millionen menschlicher Schädel aufeinander gehäuft worden. Es waren ungeheure Bänke von Muscheln, zur Gattung Turritella gehörig.

Ein wenig südlich vom 34. Breitegrade beschreibt der Fluß auf einmal einen rechtwinkeligen Umschweif gegen Süden, eine Richtung, welche er immer verfolgt, so lange kein Hinderniß seinem Laufe sich entgegenstellt. Sturt folgte ihm auch in dieser neuen Richtung, und das Auge übersah nun mehrere Wasserbecken, von fast 2 Stunden Länge und 350 Klaftern Breite.

Nach fünf Tagen gelangte die Expedition an den Punkt, wo der Murray sich in den schönen Alexandrinasee ergießt, worin die Gewässer von Südaustralien sich vereinigen, und der selbst bei der Encounterbucht mit dem Meere in Verbindung steht. Nichts Reizenderes, als dieser See, und die ihn umschliessenden prächtigen Hügel. Er ist 53 Meilen (18 Stunden) lang, und 40 Meilen (13 Stunden) breit. Auffallend genug ist seine mittlere Tiefe nicht über vier Fuß.

Dieser mühsamen, mit nicht geringen Gefahren begleiteten Expedition Ergebniß ist die Ausfüllung

einer großen Lücke auf der Karte des südlichen Theiles von Neuholland, und die Bestimmung des Laufes der dortigen Flüsse gewesen. Sie hat auch dazu gedient, auf ihren eigentlichen Werth die eitlen Voraussetzungen zu reduzieren, die Irthum und Vorurtheil über dieses Festlandes Inneres annehmlich gemacht.

Nirgends hat Sturt große Ebenen gefunden, dessen Boden fruchtbar genug gewesen wäre, um Kolonisten zu vermögen, darauf sich niederzulassen. Das von ihm erkannte Erdreich ist keinesweges besser, als das längs der Küste; es steht vielmehr in Betreff der Fruchtbarkeit weit hinter ihm zurück. Es ist auch erwiesen, daß es keinen großen schiffbaren Fluß im Innern Australiens gibt, indem der Alexandrinasee, worin der Murray sich ergießt, nur wenig tief, und an seinem Eingange noch überdem von Felsen versperrt ist.

Bei alledem hat Sturts Expedition das Problem noch nicht vollkommen gelößt. Man glaubt immer noch, daß es eine Verbindung gibt zwischen dem östlichen Ende der Encounterbucht und dem St. Vinzenzmeerbusen. Die noch über diesen Punkt obwaltende Ungewißheit wird jedoch bald gänzlich verschwinden.

Den Aufforderungen des Hauptmann Sturt selbst nachgebend, schickte die Kolonialregierung den Kapitän Collet Barker, der lange unter den Eingebornen auf der Küste sich aufgehalten, und der, besser als jeder Andere, im Stande war, eine solche Unternehmung zu einem guten Ende zu führen, nach dem St. Vinzenzmeerbusen.

Er drang vor bis zu 34° 4′ der Breite, und überzeugte sich, daß keinerlei Verbindung zwischen

dem St. Vinzenzmeerbusen und der Encounterbucht vorhanden sei. Er erkannte jedoch auch, daß die zwischen beiden befindliche Landstrecke bei fünf Millionen Morgen des besten und fruchtbarsten Bodens enthalte. Unglücklicherweise hat dieser unerschrockene Seemann eine so schöne Entdeckung mit seinem Leben bezahlen müssen.

Reise auf dem Genfersee.

In den verschiedenen Skizzen über die Schweiz, wahrhaft literarische Brocken oder Brosamen, welche der bekannte französische Schriftsteller Alexander Dümas in den letzten Monaten dem französischen Publikum gespendet, beurkundet sich die ganze unleidliche Oberflächlichkeit der pariser Bücherfabrikanten à tant la feuille, die wir in dem Ermite en Suisse, in den Reisen des Grafen Walsh, Raoul-Rochette, und in andern kläglichen Zusammenstoppelungen dieser Art schon mehr als einmal zu rügen Gelegenheit gehabt.

Für Jemand, der das auf diese Weise beschriebene Land genauer kennt, ist solche Lektüre eine wahre Qual. Er vermag nicht zu begreifen, wie man die Stirn haben könne, Angaben auszumalen, deren absolute Grundlosigkeit in die Augen springt und erwiesen ist.

So sieht man, um uns jetzt nur mit Dümas zu beschäftigen, diesen Koriphäen der jeune France, der, wie er selbstgefällig uns benachrichtigt, vor jedem hölzernen Kreuz an der Landstraße ehrfurchtsvoll den Hut abnimmt, dagegen über allgemeine Sittlichkeit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Rechtschaffenheit agréa-

blement badinirt, der es als erste Bedingung eines Reisebeschreibers zu betrachten scheint, Alles zu übertreiben, und beharrlich seinem Leser ein X für ein U vorzumalen; so sehen wir ihn, der mehrere Wochen sich in Aix, in Savoien, aufgehalten, zu Fuß in einer halben Stunde den Wasserfall bei Grésy besuchen, obgleich derselbe fünf Stunden von Aix entfernt ist; so sehen wir ihn den Mont du Chat, über den von Bourget nach Yonne eine 30 Fuß breite sehr bequeme Landstraße führt, mit Lebensgefahr erklimmen, und auf dessen Gipfel, der durchaus nackt und öde ist, wie überhaupt die zwei Drittel des ganzen Mont du Chat, „die auf demselben befindlichen prachtvollen Wälder in Brand stecken," welcher Heldenthat wegen er und seine Kameraden verurtheilt worden, an den König von Sardinien, Zypern und Jerusalem die Summe von 72,000 Franken (33,600 rhein. Gulden) zu zahlen, welche später auf 1800 Fr. (840 rh. Gl.) reduzirt wurde.

An dergleichen Angaben sind des in Rede stehenden Literators Mittheilungen über die von ihm bereiseten Länder nur zu reich. In Aix ist ein „ehrlicher" Deutscher (ehrlich ist in seinem Begriff ein Spottwort, und gleichbedeutend mit plump) die Zielscheibe seiner Witzeleien. Er läßt ihn folgendergestalt sprechen: Fous ne s'affre bas thémangthé; ché feux abeller bour fous (Sie verstehen nicht zu fordern; ich will für Sie rufen) u. s. w.

In der Grande-Chartreuse läßt er sich von einem jungen Karthäuser einen Roman à la mode erzählen, worin Ehebruch, Bordellspäße, empörende Einzelnheiten jeder Art die Hauptrolle spielen. Dem com-

mis-voyageur Lecacheux und einem andern französischen Reisenden (dessen Name uns entschlüpft) gleich, die auf ihrem Besuche Südamerika's nur die schlechtesten Orte ihrer Beobachtung unterzogen, und deren Beschreibung der feilen Bewohnerinnen derselben die Revue de Paris, die Revue des deux mondes, und andere Zeitschriften der Hauptstadt Frankreichs, mit empressement aufgenommen, wälzt auch Dümas sich in diesem Kloak empörender Unglaublichkeiten mit einem Wohlbehagen, der weder seinem Verstande noch seinem Karakter Ehre macht.

Nachdem er Bex, Chamouny, Martigny, den großen und kleinen Bernhardsberg, Chambéry und Aix in seinem genre beschrieben, kommt nun auch die Reihe an Genf und den Genfersee. Hören wir, wie er darüber sich äussert.

„Genf ist, nächst Neapel, eine der am glücklichst gelegenen Städte der Welt *): träg gelagert wie es ist (paresseusement couchée comme elle l'est), seinen Kopf an den Fuß des Salève stützend **), bis in den See seine Füße ausstreckend, die jeder Wellenschlag (chaque flot) küßt, scheint es nichts anderes zu thun zu haben, als mit Liebe seine tausend an

*) Welch ein Gedanke, Genf tief im Innern des Landes, in Nahe der Alpen gelegen, mit seinem sechs Monate langen Winter und seiner nur durch Schleichhandel genährten Gewerbthätigkeit, zu vergleichen mit einer großen Seestadt, in dem herrlichsten Klima. Und was ist wieder Neapel neben Konstantinopel, Lissabon, Neu-York, Rio-Janeiro und andern großen prachtvoll gelegenen Haupt- und Handelsstädten? —

**) Der Fuß dieses 3390 Fuß über den Genfersee und 4540 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Berges, ist noch eine starke Stunde von Genf entfernt.

den Abhängen der Eisgebirge zur Rechten zerstreueten oder die grünen Hügel zur Linken krönenden Villas zu betrachten *).

„Auf ein Zeichen seiner Hand sieht es aus dem dunstigen Hintergrunde des See's seine leichten Barken mit den dreieckigen Segeln herbeieilen, die weiß und rasch, wie Seemeven, über des Wassers Oberfläche dahingleiten, und seine schwerfälligen Dampfschiffe, die den Schaum mit ihrer Brust (poitrail) vor sich hertreiben **). Unter diesem schönen Himmel, vor diesem schönen Gewässer, scheint es, daß es seiner Arme entbehren kann, und daß es nur zu athmen braucht, um zu leben, und demungeachtet ist diese nachlässige Odaliske, diese anscheinend träge Sultanin, die Königin der Industrie, das thätige, handeltreibende Genf, das fünf und achtzig Millionäre unter seinen 20,000 Kindern zählt ***).

Dümas erzählt sehr breit, was alle Welt weiß, was man in fünfzig Reisebeschreibungen, Geschichts-

*) Es gibt höchstens zwischen 60 bis 70 Villas oder Landhäuser, welche diesen Namen verdienen, in den Umgebungen von Genf auf eine Strecke von 4 bis 5 Stunden, also 930 weniger, als Dümas angibt. Die Abhänge des Eisgebirges sind nicht weniger als achtzehn Stunden von Genf entfernt.

**) Jedermann weiß, daß die Barken auf dem Genfersee sehr schwerfällig, die Dampfschiffe dagegen leicht und schnell sind. Bei Dümas ist es umgekehrt. Die ersten brauchen in gewöhnlicher Zeit zu der Reise von Villeneuve bis Genf 4 bis 5 Tage, und die letzten legen diese Strecke in 6 bis 8 Stunden zurück.

***) Mit fünf und zwanzig Millionären dürfte man der Wahrheit schon näher kommen. Uebrigens hat Genf eine Bevölkerung von 30,000 Seelen.

büchern, Wegweisern und Handbüchern lesen kann, daß Genf keltischen (vielmehr allobrogischen) Ursprungs ist, und vor ungefähr 2500 Jahren gegründet wurde. Sein Name wird abgeleitet von Gen, Ausgang, und Ev, Fluß, woraus Julius Cäsar: *Geneva* machte. Antonin verwandelte in seinem Itinerar diesen Namen in Cenabum, Gregor von Tours in seiner Kronik in Janoba, und die Schriftsteller vom 8. bis zum 15. Jahrhundert in Gebenna. Erst seit 1536 nennt man es, wie noch heute, Genève.

Uebergehen wir, der Geduld unserer Leser zur Schonung, seine weitschweifigen geschichtlichen Notizen, die er augenscheinlich aus Bérangers Geschichte von Genf, oder aus irgend einem „Manuel" abgeschrieben, um ein Paar Seiten mehr damit zu füllen. Theilen wir nur mit, was er über den gegenwärtigen Zustand dieser Stadt sagt. Man entnimmt daraus am besten seine Beobachtungsweise, die äusserst selten der Gegenstände Oberfläche durchdringt, und nur mit Dingen sich beschäftigt, die höchstens im Vorbeigehen bemerkt zu werden verdienen.

„Unter allen Hauptstädten der Schweiz vertritt Genf die Geldaristokratie *). Es ist die Stadt des Luxus, der goldenen Ketten, der Uhren, der Kutschen und Pferde. Seine dreitausend Arbeiter versorgen ganz Europa mit Kleinodien. 75,000 Unzen Gold und 50,000 Mark Silber verändern Jahr ein Jahr

*) Die Schweiz hat keine Hauptstädte. Jeder Kanton hat nur seinen Hauptort. Tessin und Appenzell haben deren drei, Unterwalden zwei, u. s. f. Basel versinnlicht mehr die Geldaristokratie, als Genf.

aus ihre Gestalt unter ihren Händen, und ihr alleiniger Verdienst beläuft sich auf 2,150,000 Franken.

„Das fashionabelste aller Kleinodienmagazine in Genf ist ohne Gegenrede das Bautte's. Es ist schwer, sich eine reichere Sammlung jener tausend Wunder zu denken, welche eine weibliche Seele hinreissen. Es ist, um eine Pariserin toll zu machen, und Kleopatra in ihrem Grabe einen Schauer des Neides abzujagen.“

Hierauf folgen einige Anekdoten, den Schleichhandel der Genfer betreffend, die jeder Lohnbediente dem Fremden, mit dem er die Stadt durchtrottirt, zum Besten zu geben nicht unterläßt. Aus dieser Quelle auch scheint Dümas die meisten seiner „kostbaren Bemerkungen“ geschöpft zu haben.

Es ist etwas klägliches, wenn man Menschen sieht, die als baare Weisheit die abgestandensten Mährchen des Pöbels annehmen. So wird man in der Schweiz, sei es in deutschem, französischem oder italienischem Kauderwelsch, bis zum Ekel mit der beliebten Geschichte von dem Ei regalirt, für welches, je nach den Oertlichkeiten, bald ein Fürst, bald ein Bischof, bald ein Lord, bald ein General ꝛc. 20 oder 100 Dublonen (Louisd'or) zahlen mußte, nicht weil die Eier, sondern weil solche Reisenden selten seien. Es wundert uns sehr, daß Dümas dies Kellner- und Führermährchen bis jetzt noch nicht aufgetischt.

Dümas spricht den Genfern allen Kunstsinn, alle Liebe zu den Wissenschaften ab. „Handel ist ihre einzige Beschäftigung,“ sagt er, „Geld ihr alleiniger Hebel. Sie denken an nichts, sie forschen nach nichts, als was mit Geld und Geldeswerth in Beziehung steht.“

Dieser Vorwurf ist ungerecht. Es gibt auch in Genf Männer, die ausschließlich sich den Wissenschaften widmen. Ihre Zahl ist sogar nicht gering. Wenn nun auch die große Masse der eingebornen Bevölkerung für Alles, was nicht Geld ist, oder Geld gibt, als abgestorben betrachtet werden kann, muß man doch nicht die einzelnen Ausnahmen unbeachtet lassen, für die Geld allein nicht der Beweggrund alles Denkens und Thuns ist. Uebrigens glauben wir nicht, daß die Genfer viel verlieren, wenn sie die Erzeugnisse der neuesten „schöngeistigen" Literatur Frankreichs, die Romane, Dramen und Dichtungen Viktor Hugo's und Konsorten, unbeachtet lassen.

Die alleinigen Kunstgegenstände für einen Fremden sind in Genf, nach Dümas:

„In der Bibliothek (er sagt nicht in welcher, obschon es deren drei oder vier gibt) eine Handschrift des heiligen Augustin, auf Papyrus; eine Geschichte Alexanders, von Quintus Curcius, gefunden in dem Gepäck des Herzogs von Burgund (Karls des Kühnen), nach der Schlacht bei Grandson, und die Hausrechnungen Philipps des Schönen, auf Wachstafeln geschrieben.

„In der Peterskirche das Grabmal des Marschalls von Rohan, Freund Heinrichs IV, eifrigen Vertheidigers der Kalvinisten, gestorben 1638 zu Königsfelden. In demselben Grabe ruhet auch seine Gattin, Sullys Tochter.

„Endlich das Haus J. J. Rousseau's, welches in der Straße dieses Namens durch eine schwarze Marmortafel bezeichnet wird, worauf man folgende Inschrift lieset:

„Hier ist geboren J. J. Rousseau, den 28. Juni 1712.*)

„Die Ausflüge in die Umgebungen von Genf sind sehr angenehm. Jeden Augenblick findet man zierliche Fuhrwerke, die bereit sind, den Reisenden überall hin zu führen, wohin Neugier oder Laune ihn lockt. Nach Durchwanderung der Stadt stiegen wir in eine Kalesche, und begaben uns nach Ferney, das wir in zwei Stunden erreichten.**)

„Das Erste was man bemerkt, bevor man das Schloß betritt, ist eine kleine Kapelle, deren Inschrift ein Meisterstück ist. Sie besteht nur aus drei lateinischen Worten:

Deo erexit Voltaire.†)

„Ihr Zweck bestand darin, der ganzen Welt, die sehr unruhig war über die Uneinigkeiten zwischen

*) Es ist erwiesen, daß Rousseau nicht in dem Hause der Straße geboren worden, die seinen Namen trägt, sondern in der großen Straße (Grand' Rue). Einige Tage nach seiner Geburt zogen seine Aeltern in die Straße Chevelu (jetzt J. J. Rousseau) in der Vorstadt St. Germain. Auch ist das alte Haus, worin er als Kind gewohnt, nicht mehr vorhanden, sondern durch ein neues Gebäude ersetzt worden.

**) Sehr genau gemessen ist die Entfernung von Genf bis Ferney-Voltaire folgende: Abgangspunkt Genf, Platz Bel-Air: Barrière de Cornavin, 6 Minuten; Mont-Brillant, Weiler, 3 M.; Varembé, Weiler, 12 M.; Petit-Saconnex, Dorf links, 3 M.; Grand-Saconnex, Dorf, 18 M.; Grenzstein zwischen dem Kanton Genf und Frankreich, 17 M.; la Tuilerie, Weiler, 5 M.; Ferney, kleine Stadt, Anfang, 7 M.; Stadthaus 5 M.; katholische Kirche, 1 M.; protest. Kirche, 1 M.; Schloßallee, 1 M.; Voltaires Schloß, 2 M. Im Ganzen 1 Stunde 22 Minuten.

†) Gott errichtet Voltaire. Diese Inschrift wurde bereits 1811 abgenommen, und ist seitdem verloren gegangen. Auch wird die Kapelle nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht.

Geschöpf und Schöpfer, zu beweisen, daß Voltaire und Gott sich endlich versöhnt. Die Welt nahm diese Neuigkeit mit Freude auf, sie muthmaßte jedoch immer, daß Voltaire den ersten Schritt gethan.

„Wir durchschritten einen Garten, stiegen zwei oder drei Treppen hinan, und befanden uns in dem Vorzimmer. Bevor sie das Heiligthum betreten, um den Gott der Irreligion anzubeten, sammeln die Pilger sich hier in sich selbst. Der Hauswärter benachrichtigt sie feierlich im Voraus, daß in dem Hausgeräth nichts verändert worden, und daß seine Zimmer sich noch ganz in demselben Zustande befinden, als da Herr von Voltaire sie bewohnte. Diese Anrede ermangelt selten, ihre Wirkung hervorzubringen. Man hat bei diesen einfachen Worten Abonnenten des Konstitutionell in Thränen ausbrechen sehen.“

Dumas wiederholt nun sehr weitläufig eine Menge Alteweibergeschwätz über Voltaire, seine Gewohnheiten, u. s. w. Er berichtet, wie der Cicerone bei jedesmaliger Aussprechung der „geheiligten“ Worte: Herr Arouet de Voltaire, den Hut gelüpft, was alle diejenigen, welche sich vielleicht vor dem Christus auf dem Kalvarienberg nicht entblößt haben würden, ehrfurchtsvoll nachahmten.

Von Ferney begaben sich die Reisenden über Versoix nach Coppet. Die Entfernung beträgt 2 Stunden. Man hat auf der ersten Hälfte dieses Weges die herrlichste Ansicht des Mont-Blanc und des ihn umgebenden Eisgebirges, wovon Dümas jedoch kein Wort sagt. Für ihn waren die Aufschneidereien des Beschliessers des gegenwärtig dem Grafen von Büdé (einem Genfer) gehörigen ehemaligen voltairischen

Schlosses zu Ferney, oder vielmehr seine eigenen, viel wichtiger, als jener erhabene Naturanblick, der in ganz Europa nicht seines Gleichen hat.

Zu Coppet, einem zum Kanton Waat gehörigen Flecken von 800 Einwohnern, fand er in dem Schlosse der Frau von Stäel, welches jetzt ein Eigenthum ihrer Tochter, der Herzogin von Broglie, ist, weder das Wohnzimmer der berühmten Frau, noch das ihres Sohnes, August von Stäel, in demselben Zustande, als sie während ihrem Lebzeiten gewesen.

Nach 10 Uhr Morgens schifften sich die Reisenden auf einem Dampfschiffe, wahrscheinlich dem Léman, dem schönsten und schnellsten auf dem Genfersee, ein, das sie in weniger als vier Stunden nach Ouchy, dem Hafen von Lausanne, brachte.

Bemerken wir hier im Vorbeigehen, daß die Schnelligkeit des Dampfschiffes, der Léman, 670 Pariserfuß in einer Zeitminute beträgt. Der Winkelried macht nur 540, und der Wilhelm Tell nur 480 Fuß in einer Minute.

Der erste macht die 39,900 Fuß, oder 2½ Stunden von Genf bis Coppet, in einer Zeitstunde, der zweite in 1¼ Stunde, und der dritte in 1 Stunde 24 Minuten. Die 25,380 Fuß, oder 1¾ Stunde, von Coppet bis Nyon, legt der erste in 38 Minuten, der zweite in 47, und der dritte in 53 Minuten zurück. Von Nyon bis Rolle, auf 35,640 Fuß oder 2¼ Stunden, verwendet der erste 53 Minuten, der zweite 1 St. 6 M., und der dritte 1¼ St. Zu den 41,710 Fuß, oder 2¾ Stunden, von Rolle bis Morges, braucht der erste 1 St. 3 M., der zweite 1 St.

17 M., und der dritte 1 St. 27 M. Von Morges bis Ouchy rechnet man zu Wasser 30,480 Fuß oder fast 2 Stunden. Das erste Dampfschiff macht diese Strecke in 46, das zweite in 57 Minuten, und das dritte in 1 St. 4 M. Die Entfernung von Ouchy bis Vevay beträgt 53,970 Fuß oder 3½ Stunden, welche das erste in 1 St. 21 M., das zweite in 1 St. 40 M., und das dritte in 1 St. 53 M. zurücklegt. Endlich von Vevay bis Villeneuve, auf 27,600 Fuß oder 1¾ Stunden, braucht das erste 42, das zweite 52, und das dritte 58 Minuten. Zählt man nun alle diese Ziffern zusammen, so findet man, daß für eine Strecke von 254,000 Fuß, oder 16½ Schweizerwegstunden (jede zu 16,250 Pariserfuß), der Léman braucht 6 Stunden 23 Minuten, der Winkelried 7 St. 54 M., und der Wilhelm Tell 8 St. 54 M. Hierzu muß man noch den Aufenthalt bei den Ein- und Ausschiffungspunkten rechnen, der im Durchschnitt für jeden derselben 4 bis 5 Minuten beträgt.

Es versteht sich von selbst, daß für Dümas dergleichen Nachforschungen und Angaben viel zu geringfügig sind. Ein Bel-Esprit, wie er, würde sich dadurch auf immer für entehrt halten. Die Fortschritte der allgemeinen Kenntnisse zu befördern, wäre es auch nur durch bescheidene Berechnungen, solch Begehen ist für ihn viel zu gemein. Er weiß nicht einmal den Namen des Schiffes, auf welchem er sich befindet, eben so wenig als die der Orte, welche der Reihe nach vor seinen Augen erscheinen, oder die sein Fuß berührt. Lassen wir ihn sprechen.

„Der Genfersee (Lac Léman) ist das Meer von

Neapel *). Es ist sein blauer Himmel (wenn er nicht bewölkt ist, was jedoch häufig sich ereignet), sein blaues Gewässer, und mehr noch seine düstern Berge, die aufeinandergethürmt zu sein scheinen, wie die Stufen einer Himmelstreppe, nur das jede Stufe 3000 Fuß hoch ist. Und hinter dem Allem die beschneite Stirn des Mont-Blanc, dieses neugierigen Riesen, der den See über den Kopf der andern Berge hinweg betrachtet, die mit ihm verglichen nur Hügel sind, und dessen robuste Seiten man bei jeder Thalöffnung erblickt.

„Darum auch kann man mit Mühe nur seinen Blick abwenden von dem südlichen Gestade des See's, um es dem nördlichen Ufer zuzuwenden. Auf dieser Seite hat indessen die Natur am verschwenderischsten jene Blumen und jene Früchte der Erde ausgeschüttet, welche sie in einem Zipfel ihres Gewandes trägt. Es sind hier Weinberge und Reblauben (des pares de vignes, was keinen Sinn hat), Erndten, ein 18 Stunden langes Dorf, von einem Ende des See's bis zum andern **). Schlösser, gebauet auf den schön-

*) Il ne sortira pas de là, sagen die Franzosen. Der 13 bis 14 Stunden lange und 2½ bis 3 Stunden breite Genfersee ist für ihn das unübersehbare Meer bei Neapel, dessen Umgebung übrigens nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat mit der von Genf, eben so wenig als der 14,770 Fuß hohe Mont-Blanc mit dem 3700 Fuß hohen Vesuv.

**) Dies 18 Stunden lange Dorf ist abermals eine poetische Lizenz. Man zählt am nördlichen Ufer des Genfersee's (Genf ausgenommen) 9 Städte oder Städtchen, 5 Flecken und 30 bis 40 Dörfer und Weiler, die jedoch nicht unmittelbar zusammenhängen, sondern oft durch ¼ oder ½ Stunde lange Strecken, wo keine Häuser stehen, von einander geschieden sind. Diese Ortschaften selbst steigen bunt an gegen die Ab-

sten Stellen, verschieden wie die Einbildungskraft, auf ihrer Stirn die genaue Jahreszahl ihrer Geburt eingegraben tragend. Zu Nyon römische von Cäsar aufgeführte Gebäude *); zu Vufflens eine gothische Burg, erbauet von der spinnenden Königin Bertha **); zu Morges Villa's in Terrassenform, die man ganz fertig von Sorrent oder Baja hierher versetzt glaubt, endlich im Hintergrunde Lausanne, mit seinen hohen Thürmen, Lausanne, dessen weisse Häuser von fern ein Trupp Schwäne zu sein scheinen, der sich im Sonnenschein trocknet, und das an's Seeufer die kleine Stadt Oulchy ***) als Schildwacht gestellt, um den Reisenden ein Zeichen zu machen, nicht vorbeizugehen, ohne der waatländischen Königin ihre Huldigung darzubringen."

Bei seiner Landung zu Ouchy wurde Dümas von einem jungen Landsmann, Namens Allier empfangen, der zu Paris, einer aufrührerischen Flugschrift

hänge des Jura, des Hügels von la Côte, des Joral und der Alpen. Uebrigens ist das Land nur durch den Fleiß und die Beharrlichkeit seiner Bewohner fruchtbar gemacht. Das südliche Ufer des Genfersee's, zu Savoien gehörig, ist von der Natur viel reicher ausgestattet, als das nördliche. Aber seine Bewohner sind träg und elend.

*) Es gibt in Nyon (Neuß), Städtchen von 2600 Einw., wie in der ganzen Umgegend, nicht ein einziges römisches Gebäude, sondern nur einige Grundmauern und andere Bruchstücke.

**) Das Schloß Vufflens, jetzt der Familie Senarcles gehörig, existirte schon vor der Königin Bertha. Daneben steht ein ächtrömischer Thurm.

***) Ouchy (nicht Oulchy) ist ein kleiner Weiler von 150 Einwohnern, 20 Minuten unterhalb Lausanne, dessen Hafen es ist. Lausanne ist bei der Hauptkirche 490 Fuß ü. Genfersee und 1640 F. ü. M. erhaben.

wegen, zu fünfjähriger Haft verurtheilt worden, und der, um derselben zu entgehen, sich nach Lausanne geflüchtet, wo er seit einem Monat wohnte. Durch diesen mit dem Professor Pellis bekannt gemacht, erhielt er von dem letztern einige Andeutungen über den Kanton Waat, die einen zu auffallenden Kontrast bilden mit den bisher von Dümas mitgetheilten Lohnbedientennotizen, als daß wir unsern Lesern sie nicht vorlegen sollten.

„Der Kanton Waat *), der den von Genf berührt, verdankt seinen Wohlstand einer der seines Nachbars ganz entgegengesetzten Ursach. Sein eigenthümlicher Reichthum ist nicht industriell, sondern rührt her vom Grundeigenthum. Der Boden ist dergestalt getheilt, daß Jeder etwas davon besitzt, woher es kommt, daß man auf seine 180,000 Einwohner 34,000 Eigenthümer zählt. Man hat berechnet, daß das 4000 mehr macht, als in ganz Großbritannien.

„Der Kanton ist, in militärischer Hinsicht, einer der bestorganisirten der Eidgenossenschaft, und da jeder Waatländer Soldat ist, sind immer, sowohl an disponibeln Truppen, als an Reserve, ungefähr 30,000 Mann unter den Waffen. Das macht ein Sechstel der Gesammtbevölkerung. Wäre die französische Armee auf gleiche Weise eingerichtet, würde sie aus sechs Millionen Soldaten bestehen.

„Die Schweizertruppen werden nicht besoldet. Dem Vaterlande zu dienen ist eine Bürgerpflicht, der sie sich bereitwillig unterziehen, und die ihnen nicht lästig scheint. Jedes Jahr bringen sie drei Mo-

*) Dümas schreibt Vaux statt Vaud.

nate *) im Feldlager zu, um sich in allen Manövern zu üben, und sich an alle Beschwerlichkeiten zu gewöhnen. Auf solche Weise würde die Schweiz beim ersten Kriegsruf eine Armee von 180,000 Mann bereit haben, die der Regierung nicht einen Heller kostet **). Das Budget der unsrigen (der französischen) bietet, wie ich glaube, ein Effektiv von 400,000 (jetzt nur 245,000 Mann) dar, welche ungefähr 306 Millionen (142,700,000 rh. Gl.) kosten.

„Niemand kann Offizier werden, bevor er nicht zwei Jahr gedient. Die Kandidaten werden von dem Offizierkorps in Vorschlag gebracht, und von dem Staatsrath ernannt. Wer ein Alter von 25 Jahren erreicht, ohne in der Elite (der Kerntruppe, aus jungen Männern bestehend) gedient zu haben, gehört bis zum 50 Jahre zur Reserve, und kann nie Offizier werden. Ein Bürger kann sich nicht verheirathen, wenn er nicht seine Uniform, seine Waffen und seine Bibel besitzt.

„Die gesetzgebende Macht ruhet auf eben so festen und leichtverständlichen Grundpfeilern. Alle fünf Jahre wird die Deputirtenkammer gänzlich erneuert, und der vollstreckende Rath erleidet zu gleicher Zeit eine theilweise Umgestaltung. Jeder Bürger ist Wählmann. Die Wahlen finden statt in den Kirchen, und die Deputirten legen sogleich den Eid ab vor dem

*) Nur einen Monat oder sechs Wochen, und auch das nur das jedesmalige Kontingent zur Bundesarmee.

**) Im Kanton Waat belaufen sich die jährlichen Ausgaben für das Militär, das Zeughaus ꝛc., auf beiläufig 80,000 Schweizerfranken (56,000 rh. Gl.), die Zahlung an die Bundeskasse für das Militärwesen nicht mit inbegriffen.

eidgenössischen Wappen, worauf die Worte: „Freiheit — Vaterland“ stehen *).“

Wir übergehen die Beschreibung der Hauptkirche und des Straf- und Besserungshauses, die nur allgemein bekannte Dinge wiederholt. Sodann, wie aller dieser etwas soliden Gegenstände müde, ermangelt Dümas nicht, das Gefrorne zu empfehlen, das man ganz vortrefflich (ohne Zweifel im Kaffeehaus Morands) für drei Batzen (12½ Kreuzer) bekommt. Er empfiehlt auch als etwas höchst Delikates den gemeinsten Fisch des Genfersee's, die Fera (corregonus Fera), ohne die Forelle, den Salm, den Schwarzritter, die Karpfe ꝛc., seiner Beachtung werth zu halten.

Ueber Vevay sagt unser Gewährsmann nichts, als daß er dort weissen Wein getrunken. Statt mit den großartigen und zugleich erschütternden Erinnerungen sich zu beschäftigen, welche die Ebene von Vidy, die Lage von Cully (das alte Collium), das Schloß Glérolles (das alte Calarona), die Tour de Gourze, der Thurm Bertholo, das alte Vibiscum und das eben so alte Pennilucus (jetzt Villeneuve), mit seinem berühmten Schlachtfeld Diviko's, bei jedem Unterrichteten erwecken, widerkäuet er nur die Angaben des Romans J. J. Rousseau, die sich auf bloße Erdichtungen begründen, während von ihm die wirklich wahren tief ergreifenden geschichtlichen Ereignisse der Vergangenheit unbeachtet bleiben. Er scheint davon

*) Das eidgenössische Wappen ist, wie Jedermann bekannt, ein weisses Kreuz in rothem Felde. Das Wappen des Standes Waat ist weiß und hellgrün, mit den Worten: Liberté et Patrie.

nicht die mindeste Ahnung zu haben. Wahrscheinlich war kein Lohnbediente da, ihn davon zu unterrichten.

Zu verwundern ist es, daß er noch Chillon besucht, dies ehemalige Staatsgefängniß der Herzoge von Savoien, jetzt nicht Zeughaus (wie Dümas sagt), sondern Pulvermagazin des Kantons Waat. Es wurde nicht 1250, wie er behauptet, sondern 1238 erbauet. Bonnivard, einer der Freiheitsstifter und Reformatoren Genfs, wurde in den unter des See's Oberfläche in den Felsen ausgehauenen unterirdischen Kerker, von 1530 bis 1536 von dem Herzog von Savoien gefangen gehalten. Lord Byron hat an dem Pfeiler, wo jenes Kette eingeschmiedet war, 1816 seinen Namen eingegraben.

Das Merkwürdigste in der neuesten ausländischen Literatur.

Deux ans de regne. — Zwei Regierungsjahre. 1830 — 1832. Von Alphons Pepin, Advokat. Paris, 1833. Bei Alexander Mesnier. Ein Band in 8., von VII und 437 Seiten. Mit dem Sinnspruche: „Welche auffallende Sprachübereinstimmung zwischen den von der Aristokratie zugestandenen Aufrührern, und denen, welche sich den Namen Patrioten anmaßen! Alle wollen die Gesetze umstoßen, alle hassen die Nationalgarde, predigen der Armee Ungehorsam.“...

Dies Werk hat in Frankreich, vorzüglich in Paris, ausserordentliches Aufsehen erregt, und den sich gegenseitig bestreitenden politischen Leidenschaften neuen Stoff zu zügellosen Angriffen, Beschuldigungen und Gegenanklagen dargeboten. Im Auslande dürfte es viel weniger beachtet werden, nicht nur weil fast alle darin aufgestellten Umstände und Thatsachen bereits bekannt, und genügend gewürdigt sind, sondern auch, weil fremde Parteimenschen unmöglich dasselbe Interesse für eine Sache nehmen können, die nicht die ihrige ist, und der sie höchstens eine oberflächliche Theilnahme widmen mögen.

Wir sprechen damit zugleich unsere ganze Beurtheilung aus über dieses Werk, dem wir, mit strenger Unparteilichkeit, keine größere Wichtigkeit beilegen können, als es wirklich hat.

Wenn die republikanische Partei in Frankreich die oft wiederholte Behauptung aufgestellt, daß der größte Theil des Buches, als dessen Verfasser sich Alphons

Pepin nennt, von dem General-Prokurator und Deputirten, Schonen, von dem Minister des königlichen Hauses, Montalivet, von dem Minister des Handels, Thiers, ja von dem König Ludwig Philipp selbst geschrieben, oder wenigstens dem angeblichen Verfasser in die Feder diktirt worden, so gibt uns das von der Verstandesschärfe Derjenigen, welche zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um den Eindruck zu schwächen, welchen das in Rede stehende Werk im Allgemeinen hervorgebracht, nicht den erfreulichsten Beweis.

Des Buches erster Ueberblick, wie desselben genauere Erörterung, wie eine aufmerksame Zergliederung seiner beachtungswerthesten Einzelnheiten beweiset sonnenklar, wie und auf welche Weise es entstanden ist.

Mit Abscheu erfüllt gegen die schamlosen Ausfälle von Menschen, die es der jetzt bestehenden Regierung Frankreichs nicht verzeihen können, daß sie nicht Alles unter und durch einander geworfen, daß sie nicht ganz Europa den Krieg erklärt, und über Leichen und Trümmern sich einen Weg nach allen Hauptstädten gebahnt, um überall das gleiche politische Tohubohu einzuführen; Menschen, die nicht einmal zu ahnen scheinen, wie niedrig es ist, sein eigenes Vaterland, und desselben gesetzliche Regierung herabzuwürdigen, zu verdächtigen bei den fremden Kabinetten, ihm auf alle erdenkliche Weise zu schaden, mit einem Ingrimm und einer Vorliebe, die etwas wahrhaft Satanisches hat — mit Abscheu erfüllt gegen alle die frechen Lügen und Entstellungen welche die Galle gewisser Zeitungs- und Flugblattschreiber durch unermüdete

Wiederholung geltend zu machen sich bemühet, und wovon man im Auslande sich keinen Begriff machen kann, faßte Alphons Pepin den Entschluß eine ruhige, ernste, der Wahrheit getreue Darstellung der Julirevolution, ihrer Ursachen, Wirkungen und Folgen zu entwerfen, die er nun in seinem in Rede stehenden Werke dem Publikum vorgelegt.

Der Verfasser wollte durch die in seinem Buche enthaltenen authentischen Aktenstücke (wie er selbst in seinem kurzen Vorworte sagt) vorzüglich folgende drei Thatsachen beifügen:

1) Daß ganz Frankreich (?) die Regierung von 1830 gewollt, der es vollkräftig, entweder laut oder schweigend, seine Zustimmung gegeben; daß es folglich eine Albernheit ist, zu behaupten, die Einsetzung des 7. August (die Ausrufung des Herzogs von Orléans zum König der Franzosen) sei ein übereiltes (bâclée) und unpopuläres Werk gewesen, weil es zu dieser Zeit keine materielle Gewalt gab, die im Stande gewesen wäre, dem Lande irgend eine Regierung wider seinen Willen aufzudringen.

2) Daß Diejenigen, welche sich jetzt feindselig gegen die Monarchie von 1830 erklären, wie gegen das monarchische Prinzip, die ersten waren, welche 1830 das monarchische Prinzip gewollt, und die es mit Enthusiasmus proklamirt, als eine Nothwendigkeit für Frankreich, das die Charte hatte retten wollen, indem es die Juliordonnanzen zurückstieß.

3) Daß nicht blos die Monarchie des 7. August, und das monarchische Prinzip, sondern das bis auf den heutigen Tag befolgte Regierungsprinzip mit mehr oder weniger Kraftäusserung grade von Denen festge-

stellt und entwickelt worden, die jetzt behaupten, immer die gewissenhaften Vertheidiger jeder andern Ordnung der Dinge gewesen zu sein. —

Daß ein solches Werk nicht wie aus einem einzigen Gusse entstanden sein kann, versteht sich von selbst. Zusammentragung oft ganz verschiedenartiger Materialien war dabei unumgänglich nothwendig. Der Verfasser mußte aus mehr als einer Quelle schöpfen, um über Alles sprechen zu können, was seine Aufgabe betraf, um im Stande zu sein, über Alles hinlängliches Licht zu verbreiten. Aber daß er nur bereits fertige Aufsätze mehrerer Federn aneinandergereihet, daß er nur Angaben von Personen zusammengestoppelt, die im alleinigen Interesse des Juste-milieu gehandelt und geschrieben, das widerlegt sich von selbst, wenn man das Ganze mit unparteiischer Aufmerksamkeit durchlieset.

Man entdeckt überall denselben Styl, dieselbe Gleichförmigkeit, dieselbe Zögerung bei ungewiß scheinenden Umständen, dieselbe Offenheit und dieselbe Ueberzeugung bei andern Gegenständen, über deren wahren Bestand der Verfasser volle Gewißheit gehabt. Theilen wir jetzt unsern Lesern eine allgemeine Uebersicht von diesem Werke mit, und legen wir Ihnen, zu eigener Würdigung, etliche seiner vorzüglichsten Stellen vor.

Das Ganze scheidet sich in 14 Kapitel und ein Schlußwort, deren Inhalt folgender ist:

Kap. I. Von den Ursachen der Julirevolution.

Kap. II. Die drei Tage.

Kap. III. Die Munizipal-Kommission. — Lafayette.

Kap. IV. Neuilly. — Das Stadthaus. — Cherbourg.

Kap. V. Parallele zwiſchen der Revolution von 1830 und der von 1789.

Kap. VI. Verurtheilung der Miniſter. — Abdankung Lafayette's. — Wiederholte Schritte, ihn zur Zurücknahme ſeiner Abdankung zu bewegen. — Seine Weigerung.

Kap. VII. Miniſteriums Laſitte's. — Des Landes Zuſtand bei Bildung dieſes Miniſteriums. — Klubs. — Aufläufe. — Nichtübereinſtimmung des Kabinets. — Beginn der ſyſtematiſchen Oppoſition. — Unruhen im Februar 1831. — Beſchädigung öffentlicher Denkmäler. — Gewaltthätigkeiten gegen Düpin. — Laſitte's Abdankung und Urſachen derſelben.

Kap. VIII. Das Syſtem des 13. März. — Schreibt es ſich wirklich vom 13. März her. — C. Périer und Laſitte. — Innere und äuſſere Angelegenheiten. — Karlismus. Finanzen. Allgemeine Verwaltung. — Die erſten Schritte der Juliregierung. — Reden. — Die Zeitungspreſſe im Jahr 1830. — Das Syſtem vom 13. März ſchreibt ſich eigentlich vom 7. Auguſt her. — Was dies Syſtem iſt. — Die republikaniſchen Anſtalten. — Das Weſen der konſtitutionellen Monarchie. — Das Prinzip vom 13. März iſt nothwendig für jede konſtitutionelle Monarchie. — Die Zukunft des Syſtems.

Kap. IX. Kammer von 1831. — Parlamentariſche Mehrheit. — Die effektive Mehrheit, oder die allgemeine Beiſtimmung. — Einfluß der effektiven auf die geſetzliche Mehrheit. — Die Minderheit.

Kap. X. Blick auf die gegenwärtige Geſellſchaft. — Die bürgerliche Ariſtokratie. — Gibt es eine Aehnlichkeit zwiſchen dem Adel von 1789 und dem Bür-

gerſtande von 1830, zwiſchen dem dritten Stande (tiers-état) von 1789, und den Unbemittelten (prolétaires) von 1830. — Die Müßiggänger und die Arbeiter. — Das geſellſchaftliche Geſetz. — Das Eigenthum. — Die Steuerpflichtigen. — Unruhen in Lyon. — Die Unbemittelten. — Soll man ihnen politiſche Rechte zugeſtehen? — Von den politiſchen Rechten, betrachtet im Intereſſe der Geſellſchaft und im Intereſſe der Unbemittelten.

Kap. XI. Tod C. Périers. — Rechnungsablegung. — Leichenbegängniß des Generals Lamarque. — Aufſtand am 5. und 6. Juni. — Lafayette. — Deputirtenverſammlung bei Laffitte. — Der König kommt nach Paris. — Des Königs Unterhaltung in den Tuilerien mit Laffitte, Arago und Odilon-Barrot. — Belagerungszuſtand.

XII. Niederlage der Oppoſition. — Katzenmuſiken (charivaris). — Gaſtereien. Toaſte. — Departementsreiſen der patriotiſchen Deputirten. — Das Miniſterium vom 11. Oktober.

Kap. XIII. Die Herzogin von Berry. — Die Ordonnanz vom 8. November. — Die Herzogin von Berry war keine gewöhnliche Angeklagte. — Ende der Chouannerie. — Aeuſſere Angelegenheiten. — Das Recht der Vermittelung und der Nichtvermittelung. — Belgien. Polen. Italien. Ankona. Antwerpen. — Frankreichs Lage im Innern und Aeuſſern.

Kap. XIV. Was Frankreich durch die Julitage gewonnen. — Inneres. — Veränderung der Staatsurkunde (charte). — Geſetze und Verordnungen. — Veränderungen des Strafgeſetzbuches. — Mehrere Geſetze. — Aeuſſeres.

Schlußwort. Ueber die beiden Wege, welchen man nach dem 29. Juli folgen konnte. — Das verfolgte System war das allein logische. — Welches war der Monarchie Lage in Beziehung auf Menschen und Dinge. — Gegen die Julimonarchie gerichtete Vorwürfe. — Die dritte Jahresfeier der Julitage.

Kommen wir jetzt zu den Auszügen.

„Man erzählt, daß nach dem 31. Juli 1830 Karl X ganz naiv gerufen: „Der alte Republikaner Lafayette hat das Alles gethan.“ Es ist indessen augenscheinlich, daß Lafayette nicht die erste Ursache dieser Revolution gewesen *), sondern daß er nur dazu seinen Beitrag gestellt.“

Ueberhaupt streitet der Verfasser dem General Lafayette den entscheidenden Einfluß auf die Julirevolution ab, welchen seine Anhänger ihm geliehen. Die ersten Widersetzlichkeiten gegen die berüchtigten Ordonnanzen Karls X hatten ohne seine Theilnahme begonnen. Die ersten Deputirten-Versammlungen, in denen man über jene Ordonnanzen sich berieth, hatten selbst stattgefunden, ohne daß er ihnen beigewohnt. Er gehörte auch nicht zu der ersten Munizipal-Kommission, die ihren Sitz auf dem Stadthause, in Paris nahm. Seine Rolle begann erst, als bereits die Grundpfeiler festgestellt worden, worauf das weitere Verfahren der Revolutionsmänner von 1830 sich beruhen sollte.

„Es ist gewiß, daß die Ordonnanzen schon einige Zeit vor dem 25. Juli zur Erlassung bereit waren.

*) Er und der Herzog von Orléans hatten sich seit 40 Jahren nicht gesehen, als sie am 31. Juli 1830 im Stadthause von Paris zusammentrafen.

Karl X, ungeduldig mit den 221 (Deputirten) fertig zu werden, trieb Tag für Tag seine Minister an, die letzte Hand an das gegenrevolutionäre Werk vom 8. August (1829) durch eine entscheidende Maßregel zu legen. Es war selbst entschieden, daß die Ordonnanzen den 11. Juli erscheinen sollten."

Uebergehen wir die Wirkungen, welche, durch die Ordonnanzen vom 25. Juli erzeugt, den zuerst passiven, sodann thätigen Widerstand der Bevölkerung von Paris veranlaßten. Alles, was vom 25. Juli bis zum 7. August 1830 ist hinlänglich bekannt. Gedenken wir nur der Unterredung zwischen dem König Ludwig Philipp und den Deputirten Lafitte, Arago und Odilon-Barrot, nach dem Aufruhr am 5. und 6. Juni 1832. Wir geben sie auszugsweise, wie wir sie in dem Werke Pepins finden, ohne ihre Aechtheit weder zusichern noch bestreiten zu wollen.

„Es war am 6. Juni Morgens. Der König präsidirte eben den Ministerrath, als man ihm die Ankunft der genannten drei Deputirten meldete, die sich um eine Unterhaltung bewarben. Er begab sich in sein Zimmer, und ließ sie vor sich.

O. Barrot zuerst das Wort nehmend. Sire, es ist nicht im Namen der Deputirten-Versammlung bei Hrn. Lafitte, aber nach dem Wunsche der meisten von ihnen, daß wir uns hierher begeben haben, um Ihnen unsern Schmerz auszudrücken beim Anblick der blutigen Ereignisse in der Hauptstadt.

Der König. Sie betrüben mich so sehr, als Sie.

O. Barrot. Ja, Sire, wir sind davon überzeugt. Aber man hintergeht Sie, wenn man Sie

versichert, daß die Ruhe bald wiederhergestellt sein wird. Halten Sie das Blutvergiessen an, oder Alles ist verloren.

Der König. Wollte Gott, es wäre in meiner Macht gewesen, diesen Unordnungen zuvorzukommen. Das war mein heissester Wunsch. Aber ich habe nichts zu ihrer Veranlassung gethan, und ich habe die Ueberzeugung, daß nichts unterlassen worden, das Unheil zu hemmen.

O. Barrot. Wir fürchten, daß Eure Majestät im Irthum ist über den eigentlichen Zustand der Dinge, wie über der Bevölkerung allgemeine Stimmung, und das ist es, was uns veranlaßt, davon Ihnen ein getreues Gemälde zu entwerfen. Die Unzufriedenheit ist groß, Sire. Die Jugend ist abgeneigt (désaffectée). Die Nationalgarde ist sehr erkaltet, und es würde eine große Täuschung sein, zu glauben, daß die gegenwärtige Störung (perturbation) leicht beigelegt werden könne.

Der König. Ich glaube Sie benachrichtigen zu müssen, daß der Dinge gegenwärtiger Zustand diese Angaben nicht rechtfertigt. Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß in diesem Augenblicke schon Alles beendigt ist. Ich bin so eben vom Pferde gestiegen. Ich habe Paris durchritten, und glaube Sie versichern zu können, daß die Ordnung vollkommen wieder hergestellt ist. Kraft ist dem Gesetze geblieben, und die insurrektionelle Bewegung ist überall unterdrückt. Ueberall hat die Nationalgarde in Anstrengung mit den Linientruppen wetteifert, überall haben sie übereinstimmend gewirkt, und der Unruhestifter Widerstand ist vergebens auf allen Punkten.

O. Barrot. Ich erlaube mir, Eurer Majestät bemerklich zu machen, daß diese Ruhe nur augenblicklich ist, und daß man nicht leicht auf die vollkommene Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe nach solchen Tagen rechnen kann. Es ist zu besorgen, daß die Unruhen sich erneuern.

Der König. Niemand kann in der Zukunft lesen. Wir müssen alle wissen, wie ungewiß unsere Voraussetzungen sind. Aber für jetzt ist die Unordnung vorüber.

O. Barrot. Sire, dadurch, daß man der Unruhen moralische Ursachen aufsucht, kann man die Mittel finden, ihrer Wiederkehr zuvorzukommen. Wir dürfen Eurer Majestät nicht die gegen Ihre Regierung gerichteten Vorwürfe verbergen. Man beschwert sich, daß ihr Gang dem nicht entsprochen, was die Julirevolution davon zu erwarten das Recht gab.

Der König. Der Julirevolution Zweck war, der Verletzung der Charte zu widerstehen, und nicht allein ist die Charte beibehalten, sie ist auch verbessert worden, und Herr Lafitte, der hier gegenwärtig ist, kann Ihnen sagen, von wem diese Verbesserungen eingegeben, und welche vorbereitende Arbeit binnen zwei Stunden in meinem Kabinet im Palais-Royal gemacht worden.

Lafitte. Nichts ist wahrer als das.

Der König. Die Charte ist also mein alleiniger Kompaß. Denn in ihr ist, was ich versprochen, was ich geschworen zu erhalten, und was ich immer bereit sein werde, mit meinem eigenen Blute zu vertheidigen.

O. Barrot. Ich habe das mehrmals aus dem Munde Eurer Majestät vernommen.

Der König. Ja, ohne Zweifel. Aber es scheint mir, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit meiner Versprechungen, und die Treue, womit ich sie erfüllt, mich hätten sichern sollen gegen alle die erdachten Fabeln über ein angebliches Programm des Stadthauses. Herr Lafitte, der mit mir im Stadthause war, weiß, ob von einem Programm die Rede gewesen. Es gab nie ein anderes, als die Erklärung der Deputirten, wie Herr Viennet sie den 31. Juli 1830 vorgelesen. Ich habe es mehrmals zu Herrn von Lafayette gesagt, und ich erkläre es Ihnen von Neuem, daß dies angebliche Programm eine bloße Erfindung, und eine abgeschmackte Lüge ist.

Nach einigen kurzen Gegenbemerkungen O. Barrots sprach Lafitte über das System vom 13. März, das seiner Meinung zufolge dem Prinzip entgegengesetzt ist, worauf die Monarchie des 7. August sich beruhet.

Der König. Dies System hat mir den gegenwärtigen Interessen Frankreichs, das Frieden und Freiheit will, am meisten entsprechend geschienen. Deshalb auch habe ich es unterstützt, und werde es immer unterstützen, aller gegen mich gerichteten Angriffe ungeachtet; und der Lächerlichkeit ungeachtet, die man über das Juste-milieu zu werfen gesucht, werde ich mein System nicht verändern. Sie selbst, Herr Lafitte, können Sie sagen, daß Sie nicht der erste gewesen, der dies System befolgt hat? Denn dies System, Herr Périer hat es nicht geschaffen, er hat nur fortgesetzt, was Herr Lafitte begonnen. Uebrigens ist es nicht darum zu thun, über schwankende Anklagen zu diskutiren. Sagen Sie bestimmt

und genau welche Vorwürfe Sie gegen das bisher befolgte System aufzustellen haben.

Arago sprach über die Auflösung der Nationalgarde von Perpignan, über die Ereignisse von Grenoble, über die bürgerlichen Zwistigkeiten, über den Gebrauch bewaffneter Soldaten gegen unbewaffnete Bürger.

Der König. Man hat über diese Sache (zu Grenoble) die ungerechtesten Angaben verbreitet. Man hat die Obrigkeit verläumdet; man hat das 35. Regiment verläumdet. Nicht so, man sollte die regierende Gewalt ganz herabwürdigen lassen. Man sollte dulden, daß man ungestraft in den Straßen die Gestalt des Königs herumführe, unter der Form eines Thieres, das man umbrachte. Und weil brave Soldaten die Vertheidigung des Königs, der Gesetze und der öffentlichen Ordnung ergriffen, hat man sie getadelt, und wie Mörder behandelt.

O. Barrot. Aber, Sire, wie soll man sich diesen Oppositionsgeist erklären, der sich in der ganzen Jugend beurkundet, wo nicht durch den Mangel einer seiner Einbildungskraft und seiner Gleichstimmung nothwendigen Nahrung, den Ruhm z. B., die Nationalehre....

Der König. Woher kommen bei dieser so überspannten Jugend seit zwei Jahren ihre gegen die gesellschaftliche Ordnung gerichteten Lehrsätze? Was will sie nach Allem? Ist sie allein und ausschließlich gegen meine Regierung gerichtet? Jedermann greift den König an, und Niemand vertheidigt ihn. Man findet es ganz natürlich, daß des Staates Oberhaupt durch die Presse beschimpft, mit Verachtung über-

schüttet, und verruchten Zerrbildern überlassen werde. Und wird der König auf solche Weise gröblich beleidigt, kann alsdann die Königswürde geachtet sein? Man bürdet ihr alsdann erdachtes Unrecht auf, und man macht sich kein Gewissen daraus, sich gegen sie zu bewaffnen, um sie endlich zu stürzen. Aber täuschen Sie sich nicht, meine Herren, der König ist stark, weil man immer stark ist, wenn man, wie ich, Krone und Leben verachtet. Sie sind mir Zeugen, denn Sie kennen mich, ob ich den Thron gewünscht. Das Volk hat ihn mir geboten. Ich habe ihn angenommen, und ich werde des Volkes Willen, wie meine Rechte, zu behaupten wissen. Es ist meine Pflicht, es ist meine Ehre, es ist die Zukunft meiner Familie.

O. Barrot. Diese Abneigung, Sire, rührt sie nicht auch davon her, daß man lieber die Restauration fortgesetzt, als daß man die Juliregierung auf eine neue, d. h. auf eine durchaus nationale Basis begründet hat? Rührt sie nicht auch davon her, daß man gegen die gestürzte Partei mit zu großer Schonung verfahren ist?

Der König. Mit andern Worten, man beschuldigt mich, gegen diese Partei nicht eine genügende Strenge zu entwickeln. Nein, ich will kein Verfolger sein. Man muß aus den öffentlichen Aemtern alle Diejenigen entfernen, welche sich gegen die Gesetze und gegen das Land vergehen. Aber ich kann nicht die Rolle eines Verfolgers spielen. Erinnern Sie sich, was ein Mitglied der Konvention gesagt: „Man hat Karl I enthauptet, und die Stuarts sind zurückgekommen. Man hat sich begnügt, Jakob II

zu verbannen, und die Stuarts sind für immer aus England verschwunden."

In Ihrer Berichterstattung (compte-rendu) beschuldigt man mich des Uebelwollens, bei Gelegenheit der Vertagung des Gesetzes über die Verbannung. Aber Sie, Hr. Barrot, Sie wissen sehr wohl, daß diese Verspätung nur stattgefunden, weil ich eine wenig edelmüthige Uebereilung vermeiden wollte, überzeugt, daß Alles, was mit einer Güterberaubung Aehnlichkeit habe, etwas Unpolitisches und Schändendes für Frankreich sei, und daß man sich immer hüten müsse, Fürsten welche man verbannt, zu Gegenständen des Mitleids für die fremden Mächte zu machen.

O. Barrot. Sire, unsere Stellung den Mächten gegenüber, hat die öffentliche Unzufriedenheit erregt, und gewissermaßen die regierende Macht depopularisirt.

Der König. Wann ist Frankreich nicht geachtet worden? Hat es uns an Muth gefehlt? Haben wir eine Stellung genommen, die nicht würdig und schicklich war? Haben wir nicht unserm Bundesgenossen Belgien sogleich Hilfe geleistet als es angegriffen worden? Alle solche Allegate sind Mittel, deren sich die Feinde der Freiheit bedienen, um den Gang meiner Regierung zu hemmen. Sie haben keinen andern Zweck, als die Monarchie zu Grunde zu richten.

O. Barrot. Man kann es nicht verbergen, daß es heut zu Tage schwieriger ist, mit der Freiheit zu regieren.

Der König. Man hat, es ist wahr, ein we-

nig mehr Mühe, als mit dem Gutbedünken (le bon plaisir). Aber auch das Schwierige hat seine Belohnung. Freiheit, wenn man sie nicht vom Gesetze trennt, ist der beste aller Souveräne. Sie haben von Feindseligkeiten gesprochen gegen mich. Meine Regierung, sagen Sie, ist depopularisirt. Wissen Sie denn nicht, daß ich Paris durchstreift habe, und die Barrikaden, und daß überall der Schrei: „Es lebe der König!“ auf meinem Wege mich begrüßt hat? Würde dem also sein, wenn meine Regierung so großes Mißvergnügen erweckt hätte? Nein, nein, meine Herren. Ich werde in dem beharren, was ich für das Wohl meines Landes erforderlich glaube, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß wenn die Leidenschaften beruhigt sein werden, man erkennen wird, daß ich im Rechten und im Wahren bin. Mein Leben gehört meinem Lande. Ich weiß, was ich ihm schuldig bin, und was ich ihm versprochen habe. Sie wissen, meine Herren, ob ich meinem Versprechen oder meinem Eide ungetreu geworden?

„Der König sprach diese Worte mit vieler Wärme, und verabschiedete die drei Deputirten auf die freundschaftlichste Weise....

„Man weiß jetzt, daß die Opposition Kenntniß hatte von Allem, was seit einiger Zeit gegen die Juliregierung vorbereitet worden, von den letzten Augenblicken Périer's an gerechnet. Die Berichtabstattung war ein Versuch, ein erster Schritt zur Ermuthigung Derjenigen, die sich stark genug fühlen würden, die anti-konstitutionellen Worte des Berichts in Flintenschüsse zu übersetzen.

„Den 5. Juni Abends hatte sich eine Versammlung von Deputirten der Opposition bei Lafitte gebildet. Sie bestand unter andern aus den HH. Lafitte, Lafayette, Georg Lafayette, Cabet, Mauguin, O. Barrot, Nicod, Bérard, Laboissière, Tribert, Clausel, Marchal, Tardieu, Gautier de Rumilly, Taillandier, de Bryas, Audry de Puyraveau, Comte und andere.

„Einer der drei Deputirten, welche sich am 6. nach den Tuilerien begaben, Hr. O. Barrot, sagte in dieser Versammlung:

„„In Mitte dieser ernsten Umstände, haben wir eine von diesen drei Parteien zu ergreifen: Das Ereigniß abwarten: es würde eine Feigheit sein. Uns an die Spitze der Insurrektion stellen: es wäre ein Verbrechen. Uns zum König zu begeben: es ist unsere Pflicht.“

Verbindung zwiſchen England und Oſtindien, durch das mittelländiſche und rothe Meer, vermittelſt der Dampfſchifffahrt.

Des Dampfes Anwendbarmachung auf die Maſchinen, iſt noch großer Verbeſſerungen fähig. Die Amerikaner, die ſich der Maſchinen mit hohem Druck bedienen, und die dadurch mehr als einer Gefahr ſich preisgeben, haben es bis jetzt ſchon ſo weit gebracht, daß ſie mit ihren Dampfſchiffen auf dem Hudſonſtrom 13 bis 18 Meilen (4 1/3 bis 6 Wegſtunden) in einer Zeitſtunde zurücklegen.

Indeſſen haben ſie nur die Schnelligkeit, doch nicht den Mechanismus vermehrt. Vielleicht ſind ſie, in Betreff der Genauigkeit, des Druckes, der Zartheit des Räderwerks, hinter den engliſchen Mechanikern zurückgeblieben. In Amerika, wie in England, bleibt noch viel zu thun übrig zur Vervollkommnung der ungeheuern Räder, des einen ſo großen Raum einnehmenden Keſſels, dieſer ganzen zugleich ſchwerfälligen und koſtſpieligen Zurüſtung der Dampfſchiffe, die noch ſo leicht irgend einen Schaden erleiden kann.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß man binnen einigen Jahren es dahin bringen wird, die Dampfſchifffahrt noch ſehr zu vereinfachen, und daß man dadurch zugleich viel Zeit, viel Raum und viel Geld erſparen werde. Sir Humphrey Davy, Faraday und Brunel haben es ſchon für möglich gehalten, den Dampf durch kohlenſaures Gas zu erſetzen, das in ſeinem Wechſelübergange vom flüſſigen zum Gaszuſtande, das Schiff in Bewegung ſetzen ſollte.

Wiederholte Experimente haben jedoch bewiesen, daß diese Umgestaltung nicht dem erwünschten Zwecke entspricht. Während dem Gange der Operation nahm nämlich das Gas eine Zwischenform an, die ihm seine ganze Kraft raubte. Man mußte Verzicht leisten auf die Hoffnungen, welche dies Verfahren zuerst erweckt. Sein Gelingen hätte eine der wichtigsten Entdeckungen unserer Zeit vervollkommnet. Auf die Schifffahrt anwendbar gemacht, hätte es mehr als die zwei Drittel Kosten, Zeit und Raum erspart.

Seit Langem hat man sich bestrebt, zwischen England und seinen reichen Besitzungen in Ostindien, eine Verbindung vermittelst der Dampfschiffe zu Stande zu bringen. Große Hoffnungen wurden begründet auf einen Entwurf dieser Art; herrliche Pläne wurden dazu vorgezeichnet.

Der Sache Ausführung ist nicht unmöglich, und wie man weiß, ist ein solcher Versuch schon unternommen worden. Aber die aus der Vollbringung eines solchen Planes sich ergebenden Vortheile, dürften vielleicht nicht im Stande sein, die ungeheuern Kosten zu decken, welche man zuvor machen müßte. Nicht bei dem gegenwärtigen verhängnißvollen Zustande der britischen Finanzen, scheint es gerathen, oder weise, an eine solche Verbindung mit Hilfe des Dampfes zu denken, sei es durch das rothe Meer, sei es durch den persischen Meerbusen und den Euphrat, und das blos, damit Briefe mit größerer Schnelligkeit befördert werden können.

Man findet in dem Berichte des Hauptmanns Chesney, der von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, genaue Nachforschungen anzustellen

über die Beschiffung des Euphrat, eine sehr umständliche Beschreibung von dem Laufe dieses heiligen Flusses, an den sich die ältesten, wie die ehrwürdigsten Erinnerungen knüpfen.

Seiner Meinung nach ist des Euphrats Beschiffung nicht unmöglich, und ein gutgebautes Dampfschiff kann darauf stromauf- wie abwärts gelangen, obgleich 39 Klippen oder Sandbänke, auf eine Strecke von etwa 500 Meilen (fast 167 Stunden), von Diget-Laik bis Buschlubfond, zerstreut sind.

Längs des Euphrats ganzem Laufe kann man sich Holz, Kohlen, Erdharz und Steinöl (Naphta) verschaffen. Aber vorausgesetzt, daß ein vortrefflich gebautes Dampfschiff alle sich ihm auf dem Flusse entgegenstellenden Hindernisse besiegt, muß man auch noch bedenken, daß seine Ufer von wilden, mord- und raublustigen Bevölkerungen, mit denen es sich keineswegs unterhandeln läßt, bewohnt sind, die zu bekämpfen die Bemannung eines Dampffahrzeuges viel zu schwach sein würde. Wenn der Kalif von Aegypten, wie man jetzt wohl voraussehen darf, erst ruhiger Beherrscher von ganz Syrien ist, dürfte es ihm allein möglich werden, diese blutgierigen Stämme im Zaum zu halten.

Indessen ist zwischen dem Euphrat und dem mittelländischen Meere noch eine ziemlich große Wüste, die man durchwandern muß, was nie ohne Gefahr sein dürfte um so mehr, da man fünfzig Tage, oder mehr, zu der ganzen Reise gebrauchen würde.

Kapitän Chesney macht den Vorschlag, einen schiffbaren Kanal von 22 Stunden Länge zu graben, der den Orontes mit dem Euphrat in Verbindung setzen

müßte. Aber wem würde die deßhalb zu machende ungeheure Ausgabe zur Last fallen? Und wenn selbst der Kanal gegraben wäre, würden dann nicht alle Räuberbanden aus ganz Arabien ihn zum Ziel ihrer Streifzüge machen? 50 oder 55 Tage würden immer noch zu dieser Reise nothwendig sein.

Wir zweifeln nicht, daß man, wie der Berichterstatter Chesney sagt, die Beschiffung des Euphrat sicherer und besser machen, den Hafen von Seleucia reinigen, einen Kanal zwischen Orontes und Euphrat, und zwischen diesem letztern und Bagdad anlegen könne. Aber die eine Million Pfund Sterling (12 Millionen rhein. Gulden), welche ein solches Unternehmen erfordert, würde gewiß nicht hinlängliche Entschädigung finden durch die Vortheile, welche man davon beziehen könnte. Einige Depeschen und einige Reisende würden früher nach Bombay gelangen; doch würde das genügend sein, eine so große Geldausgabe zu rechtfertigen? —

Chesney versichert, daß die Annahme eines solchen Planes viel beitragen würde zur Zivilisirung der Araber, und zur Befestigung der Herrschaft Mehemed Ali's in Syrien. Eine solche Erwägung kann ihre Wichtigkeit haben, doch müßte man zuvor beweisen, daß das in Vorschlag gebrachte Mittel wirklich dem beabsichtigten Zwecke entspricht.

Eine andere Frage, die eine viel ernstere Prüfung verdient, muß noch in Rede gestellt werden. Soll England einen Strom schiffbar machen, dessen Mündung der verletzbarsten Stelle seiner asiatischen Besitzungen grade gegenüber sich befindet, und dessen

Quelle nahe an der südwestlichen Grenze des ungeheuern russischen Reiches entspringt?

Rußland ist gewissermaßen Englands natürlicher Feind. Alles Streben seiner Politik geht dahin, des obern, und wo möglich des ganzen Euphrat Laufes sich zu bemächtigen, und ihn zu seinem Nutzen auszubeuten *).

Es läßt sich nicht leicht voraussehen, ob der Ehrgeiz des Kabinets zu Petersburg, oder das Bedürfniß seine mächtigen Soldaten-Völkerstämme zu beschäftigen, es nicht früher oder später den Blick werden auf Indien werfen lassen. Augenscheinlich ist es jedoch, daß, Herr der unerschöpflichen Taurus-wälder, es ihm ein Leichtes sein würde, auf dem Euphrat Flöße zu erbauen, dieselben mit zahlreichen Legionen zu bedecken, sie den Strom hinabschwimmen, und an dem persischen Meerbusen wieder festen Fuß gewinnen zu lassen. —

Unterziehen wir nun unserer Prüfung den Weg über Aegypten, der viel leichter, viel sicherer ist, und den man zum Theil schon kennt. An welcher Küste Aegyptens soll das von England abgegangene Dampfschiff anlegen? Alle Nilmündungen sind durch Sandbänke verstopft, die überdem noch oft ihre Lage verändern. Von Mitte August bis um Tag- und Nachtgleiche, stellt sich eine ungeheure Bank dem Zugang selbst der leichtesten Boote entgegen. Wehet der Südwind, so ist das Wasser so seicht, daß ein Dampfschiff nie bis an's Ufer gelangen könnte.

*) M. s. den Aufsatz: „Rußlands Politik unter den gegenwärtigen Verhaltnissen," im fünften Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

Ein Besuch im Irrenhause Bedlam, zu London.

Es gibt in London ungefähr 150 Spitäler oder Krankenhäuser. Keines ist jedoch so merkwürdig, als Bethlehem oder Bedlam, diese Art Irrenhaus, das nicht Seinesgleichen in ganz Europa hat. Dies Spital wurde 1812 erbauet. Es liegt in dem Stadtviertel St. Georgsfeld, besteht aus einem Mittelgebäude, nebst zwei Seitenflügeln, und hat im Ganzen eine Länge von 580 Fuß. Nicht Idiotismus und Wahnsinn, oder gewöhnliche Verirrung der Geisteseigenschaften finden hier ihren Aufenthaltsort, sondern die Verrücktheit des Verbrechens, die menschliche Wildheit, sobald sie alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet.

Treibt man Straßenraub, ermordet man seinen Nebenbuhler, besudelt man aus Habgier seine Faust mit Menschenblut, so wird man nach dem englischen Gesetze zum Galgen verurtheilt. Läßt man aber von wirklich satanischen Leidenschaften, von höchst befremdenden Neigungen seine Seele beherrschen, ist man original im Verbrechen, so wird man von Richtern und Geschwornen für wahnsinnig erklärt, und für seine übrige Lebenszeit in das Spital Bethlehem eingesperrt. Unthaten, die den Kreis der Gewöhnlichkeit überschreiten, die von übernatürlichen, unbegreiflichen Ursachen herzurühren scheinen, werden der Geistesverirrung zugeschrieben. Die neun Zehntel der Unglücklichen, welche die Zellen von Bethlehem bevölkern, sind Ungeheuer von Grausamkeit, Wollust und Verruchtheit, die nur der Sonderbarkeit und

Unglaublichkeit ihrer Laſter den richterlichen Ausſpruch verdanken, der ihr Leben verſchont, ſie aber zu einer immerwährenden Einſperrung verurtheilt.

Ich wohnte 1811 den Verhandlungen eines Kriminalprozeſſes bei, deſſen einzelne Umſtände meinem Gedächtniſſe ſich tief eingegraben haben. Ein Mann war angeklagt, eines Mordverſuches gegen ſeine Frau ſich ſchuldig gemacht zu haben. Beide waren bereits hochbetagt, und hatten vierzehn Kinder mit einander gehabt. Eines dieſer letzten war in Kriegsdienſte getreten, und hatte ſich durch ſeinen Muth zum Grade eines Lieutenants in der oſtindiſchen Armee emporgeſchwungen.

Nach einer 40jährigen ziemlich ruhigen Ehe faßte der Mann auf einmal den Entſchluß, ſeiner Frau ſich zu entledigen, weßhalb er es verſuchte, in ihrem Bette ſie zu erſtechen. Er hatte ihr bereits mehrere ſchwere Wunden beigebracht, als es der Unglücklichen gelang, ihrem Mörder zu entrinnen. In Folge dieſes Ereigniſſes erſchien er vor Gericht, auf eine Verurtheilung zum Tode gefaßt, nicht nur, weil ſein Verbrechen ſonnenklar war, ſondern weil er es ſelbſt mit der größten Ruhe und Umſtändlichkeit bekräftigte. Als die alte Frau, die ſehr fromm war, ihn einige unbedeutende Punkte ableugnen hörte, näherte ſie ſich dem Eiſengitter, das die Angeklagten von den Richtern und Advokaten trennt, und rief ihm mit pathetiſcher Stimme zu:

„O John, John, möchteſt Du, daß man mich für eine Lügnerin halte, weil ich geſagt, was Wahrheit iſt? Haſt Du Dich nicht ſchon ſchlimm genug betragen? Meine Herren und Frauen, ich ſchwöre

Der jederzeit zugängliche Hafen von Alexandria ist also der einzige Verbindungspunkt mit dem rothen Meere. Ein von dem gegenwärtigen Regenten Aegyptens erbauter Kanal, von 15 Stunden Länge, reicht nicht ganz bis zum Nil, doch kommt er demselben sehr nahe, und es würde nicht schwer sein, ihn mit dem Flusse in Verbindung zu setzen. Starke, an die Schiffe gespannte Zugpferde, können obige 15 Wegstunden in 6 bis 7 Zeitstunden zurücklegen, und in drei Tagen würde man mit Leichtigkeit die Reise von Alexandria bis Kahira (Kairo) machen.

Von dieser letzten Stadt bis nach Suez, müßten Kameele oder Dromedare die Waaren fortschaffen. Man könnte vielleicht auch den Kanal wieder herstellen, der zu den Zeiten der Ptolemäer von Arsinoe (vel Cleopatris), am rothen Meere, nach Vikus Judaeorum, am Nil, führte, und wovon noch einzelne leicht erkenntliche Spuren vorhanden sind.

Freilich ist in dem Meerarm von Suez das Wasser sehr leicht, so daß das Dampfschiff beinahe eine Stunde vom Ufer vor Anker gehen müßte, wodurch die Ueberladung wieder verzögert würde. Auch würde die Versorgung mit dem nothwendigen Brennmaterial, das man ziemlich weit her beziehen müßte, einen nicht unbedeutenden Zeitverlust veranlassen. Aber man könnte den letzten Mißbestand dadurch vermeiden, daß man immer im Voraus ein mit Steinkohlen beladenes Fahrzeug bereit hielte, welches in schicklicher Entfernung halten müßte.

Die Beschiffung des rothen Meeres, die man seit Langem als gefährlich betrachtet, hat im Grunde nichts Erschreckliches. Sir John Malcolm hat

weder Schwierigkeiten noch Gefahren gefunden auf dem Wege, den er längs der öſtlichen (arabiſchen) Küſte dieſes Meeres verfolgt.

Auf dieſem Wege würde man nur 45 Tage zur Reiſe von Falmouth nach Bombay brauchen. Die Ausgabe dafür wird indeſſen immer beträchtlich ſein, und ein Haupthinderniß darbieten. Man hat den Plan gehabt, 4 Dampfſchiffe zu gebrauchen, d. h. zwei zu Suez und zwei zu Alexandria, doch ſcheint es nicht nothwendig, daß man dazu ſich Maſchinen von 90 Pferdekraft bedienen müſſe. Um 2 bis 2 ½ Wegſtunden in einer Zeitſtunde zurückzulegen, ſind Maſchinen von 60 Pferdekraft hinlänglich.

Mit vier Dampfſchiffen könnte die Verbindung monatlich ſein. Es würde vielleicht, der Erſparung wegen, beſſer ſein, ſie nur zweimonatlich zu machen. Laut den Berechnungen, welche auf Verordnung der Direktoren der oſtindiſchen Geſellſchaft bekannt gemacht worden, würden vier Dampfſchiffe, während fünfzehn Jahren die Summe von 1,600,000 Pf. St. (19,200,000 rh. Gl.) koſten. Dieſer Anſchlag iſt augenſcheinlich übertrieben, und läßt ſich wohl auf 650,000 Pf. Sterl. (7,800,000 rh. Gl.) vermindern. Braucht man nur zwei Dampfſchiffe, ſo iſt die Hälfte dieſer Summe hinlänglich, und die Verbindung kann auf 15 Jahre für die Summe von 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.) feſtgeſtellt werden.

stangen gesicherten Käfig, mit der Wuth und Heftigkeit eines afrikanischen Tiegers. Er war für mich das Muster einer kolossalen Todesangst, einer ächt fanatischen Verzweiflung. Michel Angelo würde den enthronten Saturn, den Gott verwünschenden Erzengel nicht anders dargestellt haben. In Toskana geboren, sprach er Worte aus, die zu keiner Sprache gehörten, die übermenschlich schienen. Ich erbleichte bei seinem Anblick.

„Habt Ihr viele solche Wahnsinnige," fragte ich.

— Nein, Herr. Dieser hier ist mehr ein wildes Thier, als ein Mensch. Die meisten der entsetzlichsten Verbrecher, welche durch den Ausspruch der Gerechtigkeit uns zugesendet werden, verhalten sich ganz ruhig, und scheinen so unschuldig, wie kleine Kinder. Sehen Sie diesen kleinen, mageren, blassen Mann, der mit übereinandergeschlagenen Händen herumspazirte, der einen grauen Rock, kurze Beinkleider und schinirte Strümpfe trägt; sein größtes Vergnügen besteht darin, zu tödten. Seine Gemüthsstimmung ist sanft. Er stiehlt nie, und wäre nicht seine unüberwindliche Mordlust, in der er einen armen Lastträger und zwei Kinder umgebracht, würde seine Gesellschaft recht angenehm sein. Treten Sie ihm nicht zu nahe. Es könnte ihm leicht das Verlangen einkommen, über sie herzufallen, wie eine junge Katze, die mit Vergnügen ihre Krallen in den Leib einer Maus gräbt.

„Glauben Sie ihm nicht, glauben Sie ihm nicht," rief der kleine Mann. „Der Aufseher ist ein böser Mensch, ein Ungeheuer. Erst diesen Morgen hat er mich so entsetzlich geschlagen, daß mein Körper ganz

zuſammengeſchrumpft iſt, und man ihn recht gut in eine Flaſche ſtecken kann.“

Die beiden am meiſten berüchtigten Bewohner von Bedlam ſind der Mordbrenner Martin, älterer Bruder des Malers Martin, und Blake, zugenannt der Seher. Nachdem ich die ganze Bevölkerung von Verbrechern und Wahnſinnigen, welche im Spital ſich befand, die Revue hatte paſſiren laſſen, begab ich mich in Blake's Zelle. Ich ſah dort vor mir einen großen, bleichen Mann, der ſehr gut, mit wirklicher Beredſamkeit ſprach. Es gibt in den Jahrbüchern der Dämonologie gewiß nichts Auſſerordentlicheres, als Blake's Viſionen.

Er war nicht das Opfer einer bloßen Verblendung, er glaubte ſteif und feſt an ſeiner Erſcheinungen Wirklichkeit. Man hörte ihn mit Michel Angelo oder Moſes ſich unterhalten. Er ſpeiſete mit Semiramis, und ſtand in genauer Berührung mit allen großen Abgeſchiedenen. Nichts Marktſchreieriſches in ſeinem Weſen. Er war von Allem, was er hörte und ſah, vollkommen überzeugt. Vergangenheit öffnete vor ihm ſeine finſtern Thore. Die ganze Schattenwelt hatte bei ihm ihr Stelldichein. Alles was groß, erſtaunlich, berühmt geweſen, ſtattete Blake einen Beſuch ab.

Er war der eigentliche Maler aller Geſpenſter. Vor ihm, auf ſeinem Tiſche, lagen immer Bleiſtifte und Pinſel, um die Geſichtszüge und Stellungen derjenigen nachzubilden, die er zu ſehen glaubte, die er nicht gerufen, ſondern die freiwillig kamen, um von ihm ſich zeichnen zu laſſen. Ich habe dicke Bände durchblättert, die ganz mit ſolchen Bildern angefüllt waren, unter denen ſich vorzüglich die des Teufels

Euch, daß er verrückt ist; ist versichere Euch, daß er wahnsinnig ist."

Wer sollte es glauben, der Mörder und sein Opfer streckten über das Eisengitter hinweg ihre entfleischten Aerme sich entgegen. Ihre mit tiefen Runzeln bedeckten, in Thränen gebadeten Gesichter näherten sich, und in einer beinahe krampfhaften Umarmung vergaßen sie ihr gegenseitiges Elend. Eine allgemeine Rührung bemächtigte sich des Publikums, ja selbst der Geschwornen, der Richter und der wachthabenden Soldaten.

— Ihr habt so eben gesagt, daß Euer Mann wahnsinnig sei, sagte der erste Richter zur Frau. Gebt uns eine nähere Erklärung Eurer Worte.

„Gestrenger Herr Richter," fiel ein alter Nachbar der beiden Eheleute, mit furchtsamem Blick und schwacher Stimme ein, „ich kann sagen, daß des armen Mannes Vernunft nie recht gesund gewesen. Es thut mir leid, gegen ihn zu zeugen. Aber was ich sage ist die Wahrheit."

Geschworne, Advokaten und Richter erhoben sich bei diesen Worten zu gleicher Zeit.

— Wir waren auf dem Punkte, rief der Richter, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen, der augenscheinlich verrückt ist....

„Nein, nein, schrie mit Heftigkeit der Greis, „ich bin nicht verrückt; ich bin es nie gewesen."

Und mühsam sein mit weißen Haaren bedecktes Haupt, das auf der Schulter seiner Frau ruhete, erhebend, wiederholte er:

„Ich bin nicht verrückt, ich bin nicht verrückt. Ich hatte böse Gedanken. Sie langweilte mich. Ich

war ihrer überdrüssig, und wollte sie umbringen. Ihr könnt Euch selbst täuschen, wenn es Euch also gefällt, meine Richter. Aber ich weiß wohl, was an der Sache ist."

Dieser Mann, den ein Anfall von Wildheit und Mordlust zur Begehung seines Verbrechens verleitet, wurde für verrückt erklärt, und nach Bedlam geschickt, wo er noch jetzt, wiewohl in der äussersten Hinfälligkeit, lebt.

Vor einiger Zeit führte mich ein gewisses Beobachtungsverlangen, oder Neugier, nach diesem Irren- oder Gefangenhause. Ich fand darin den Greis wieder, und erkannte ihn auf den ersten Blick, obgleich sein hohes Alter und seine immerwährende Gefangenschaft ihn sehr entstellt hatten. Er saß in einer engen Zelle. Als ich mich ihm näherte, war er eben beschäftigt, seine Hemdsärmel auszubringen, woraus das Wasser auf den Boden tröpfelte. Der Aufseher erklärte mir dieses Begehen.

„Seit er hier ist," sagte er, „zerfließt er fast unaufhörlich in Thränen. Man möchte vermuthen, er wolle dadurch sich rein waschen von seinem Verbrechen. Seine Tücher sind nicht hinreichend, um seine Thränen zu trocknen, weßhalb er sich auch seiner Hemden bedient, die er sodann, wie sie sehen, so gut als möglich, wieder zu trocknen sich bemühet." ...

In einer nebenan befindlichen Zelle war ein Italiener eingesperrt, der seine leibliche Tochter ermordet, nachdem er sie zuvor geschändet hatte. Bei unserm Erscheinen erwachte er aus einer Art Erschlaffung, und bewegte sich in seinem durch starke Eisen-

und seiner Mutter auszeichnen. Als ich in seine Zelle trat, zeichnete er einen Floh, dessen Gespenst, wie er behauptete, ihm so eben erschienen sei.

Eduard III war einer von denen, welche ihm die meisten Besuche abstatteten. Um für diese Herablassung des Monarchen sich dankbar zu bezeugen, hatte er in drei Sitzungen sein Porträt mit Oelfarben gemalt. Ich richtete mehrere Fragen an ihn, die seine Verwunderung erregen mußten, die er aber auf die einfachste Weise und ohne allen Anstoß beantwortete.

„Lassen diese Herren zuvor sich ankündigen?“ fragte ich, „oder schicken sie ihre Visitenkarte?“

— Nein. Sie treten unangemeldet herein. Aber ich erkenne sie auf den ersten Blick. Ich erwartete nicht gestern Abend Markus Antonius zu sehen. Doch kaum war der Römer über die Schwelle getreten, als ich ihn sogleich erkannte.

„Um welche Zeit statten die erlauchten Todten Ihnen gewöhnlich Besuch ab?

— Um ein Uhr Nachmittags. Manchmal sind ihre Besuche länger, manchmal kürzer. Vorgestern habe ich den armen Hiob gesehen. Er hat nur zwei Minuten bleiben wollen. Kaum habe ich Zeit genug gehabt, von ihm einen raschen Umriß zu entwerfen, den ich später mit Scheidewasser kopirt habe. Aber still... So eben tritt Richard III herein.

„Wo sehen Sie ihn?“

— Grade vor Ihnen, auf der andern Seite am Tisch. Es ist sein erster Besuch.

„Wie wissen Sie, daß es gerade Richard III ist?“

— Mein Geist erkennt ihn, ich weiß nicht, wie und auf welche Weise.

„Was hat er für ein Gesicht?“

— Streng, aber schön. Ich sehe ihn nur von der Seite. Jetzt wendet er sich mehr herum. Ha, da erblicke ich ihn ganz. Er ist schrecklich anzuschauen.

„Können Sie ihn befragen?“

— Ohne Zweifel. Was wollen Sie, daß ich ihn frage?

„Wie er die vielen Morde rechtfertigen kann, die er bei seinen Lebzeiten verübt?“

— Ihre Frage ist ihm bereits zugekommen. Wir unterhalten uns von Seele zu Seele, durch geistiges Anschauen und durch Magnetismus. Der Worte bedürfen wir nicht.

„Welches ist die Antwort Sr. Majestät?“

— Ich gebe sie Ihnen ein wenig länger, als er sie mir ertheilt. Sie würden der Geister Sprache nicht verstehen. Er antwortet Ihnen, daß, was Sie Mord und Metzelei nennen, nichts ist, daß, indem er 15,000 oder 20,000 Menschen das Leben genommen, er ihnen nichts Uebles zugefügt; daß ihres Wesens sterblicher Theil nicht allein erhalten wird, sondern daß er auch in eine bessere Welt übergeht, und daß der Ermordete, welcher seinen Mörder mit Vorwürfen überhäufen wollte, sich der Undankbarkeit schuldig machen würde, weil der letztere ihm nur eine bequemere Wohnung, und ein vollkommneres Dasein verschafft hat. Aber lassen Sie mich. Er steht jetzt sehr gut, und sagen Sie noch ein Wort, so geht er fort.

Ich verließ diesen Wahnsinnigen, dem man nichts zum Vorwurf machen konnte, und der als Zeichner und Kupferstecher ein nicht gemeines Talent hatte.

Um zu dem Mordbrenner Martin zu gelangen, mußte ich alle Höfe durchschreiten. Mein Führer deutete mir mehrere äusserst sonderbare Gattungen von Wahnsinn an. Ein Mann, der seine Mutter vergiftet hatte, drehte sich vom Morgen bis zum Abend beständig um sich selbst, wobei er die seltsamsten Sprünge machte. Kaum hatte ein Fuß den Boden berührt, so schnellte er schon wieder den andern in die Höhe, wie wenn die Erde glühend wäre. Einer seiner Gefährten trat rasch zehn Schritte vorwärts, riß seinen Hut ab, warf ihn in die Höhe, stürzte nieder auf seine Knie, und schrie aus vollem Halse:

„Nimm ihn, nimm meinen Hut, großer Gott, nimm ihn!“

Ein anderer Wahnsinniger hielt sich für eine Theekanne. Sein linker, gerundeter und auf die Hüfte gestützter Arm bildete den Griff des Gefässes, während sein ausgestreckter rechter Arm desselben Hals vorstellen sollte. Wollte ich alle die Arten seltsamer Geistesverwirrung beschreiben, welche in dieser traurigen Zufluchtsstätte neben einander geschichtet sind, würde ich ein ganzes Buch herausgeben müssen. Ich stieg eine Granittreppe hinan, und befand mich vor der von Martin bewohnten Zelle.

Dieser Mann, der aus Fanatismus eines der schönsten Denkmäler Englands in einen Aschenhaufen verwandelt, und der kein besseres Mittel gefunden, die anglikanischen Priester aus ihrem Heiligthume zu vertreiben, als sie darin lebendig zu verbrennen; dieser noch berühmter als sein Bruder gewordene Mensch, ich hatte ihn mir immer als einen neuen Empedokles, als einen düstern, erhabenen Verrückten gedacht, und

als der Aufseher, nachdem ich in die Zelle getreten, die Thür hinter mir zuschloß, und mich mit jenem allein ließ, konnte ich mich eines leichten Schauers nicht erwehren.

Ein kleiner, sehr dicker Mann, mit einem runden, rothen Gesicht, mit einer glatten, glänzenden Stirn, mit einem höchst einfältigen Ausdrucke in seinen Zügen, saß an einem kleinen weissen Holztische, und zeichnete. Einem Manne, wie diesem, dessen Anblick so Zutrauen erweckend war, dessen Gesicht etwas Kindisches, ja Albernes hatte, würde man sich ohne Rückhalt anvertraut haben. Nicht der mindeste Ausdruck in dieser Physionomie, nicht der kleinste Gedanke in seiner Unterhaltung. Ich mußte mir gestehen, daß ich nie ein unbedeutenderes Wesen gesehen. Ich fragte ihn, ob er etwas wünsche? Er entgegnete, daß er sehr glücklich sei, so lange man es ihm nicht an Tusch und an Bleistiften fehlen lasse. Er zeichnete übrigens sehr schlecht, und allen seinen Zeichnungen fehlte es eben so wohl an Einbildungskraft, wie seinen Reden. Er hatte nur bloß nachgedacht, daß, seinem wiedertäuferischen Glauben zufolge, eine große Hauptkirche ein Ort der Verdammung sei, und darum hatte er die Brandfackel hineingeworfen.

Gestehen muß man jedoch, daß nicht alle Verrückte eingesperrt sind. Es befinden sich in der Gesellschaft noch eine Menge Individuen, denen es zum Theil an gesunder Vernunft gebricht, und die demungeachtet noch ihres Begehens volle Unabhängigkeit haben. Zu gewissen Zeiten sieht man diese versteckten Wahnsinnigen eine bestimmte Form annehmen. Gewisse Verbrechen werden populär, gewisse sonderbare, unordent-

liche Gewohnheiten verbreiten sich in der Masse. Befremdende Neigungen bemächtigen sich oft ganzer Bevölkerungen. Man sollte in solchen Fällen meinen, es gebe einen Magnetismus der Narrheit und des Verbrechens, wie manchmal auch der Tugend und Dahingebung. Des Beispiels Gewalt ist wirklich ansteckend.

Während der französischen Revolution füllten die damaligen Blutgerichte unaufhörlich die Richtkarren, und die Verurtheilten überlieferten sich ihren Henkern mit einem Gleichmuth, wovon man nur in der Türkei und in andern barbarischen Ländern ähnliche Beispiele findet. Unter Ludwig XIV vergiftete man. Unter der Regentschaft überließ man sich den schmutzigsten Ausschweifungen. In den neuesten Zeiten trieb man Brandstiftung, oder schlug sich im Zweikampf, und das Alles, weil es so Mode war. Und was war diese Mode, wo nicht ein durch zwar wenige, doch heftig die Einbildungskraft ergreifende Beispiele, auf die Menge erzeugter Magnetismus.

Die Geschichte des Wahnsinns, wie aller damit in Berührung stehenden Neigungen, wird unstreitig immer die merkwürdigste aller Geschichten sein. Denn sie erzeugt, obgleich ein wenig verändert, zu allen Zeiten die Verirrungen wieder, wovon mehr oder weniger die Gesellschaften beherrscht worden, Verirrungen, deren die politischen Schriftsteller freilich nicht gedenken, die demungeachtet aber einen eben so großen Raum in des Menschen Leben einnehmen.

„Man kann sich keinen genauen Begriff machen von den tausend Seltsamkeiten, denen der Mensch unterworfen ist, wenn er sich unter einem kränklichen

Einflusse befindet," sagt Dr. Pougens. „So habe ich einen Mann gesehen, der sich einbildete, daß er den Himmel auf seinen Fingerspitzen trage, weshalb er die Hände beständig in die Höhe hielt, aus Besorgniß, daß das Firmament einstürzen, und das Weltall zerschmettern könne. Ein anderer hielt sich für einen Hahn, dessen Geschrei und Flügelschlag er nachahmte. Ein dritter war überzeugt, daß er in einen irdenen Krug verwandelt worden, weshalb er es nicht wagte, sich sehen zu lassen, aus Furcht, daß der geringste Anstoß ihn zerschlagen könne. Ein vierter behauptete, er sei ohne Kopf. Man heilte ihn dadurch, daß man ihm eine schwere bleierne Mütze aufsetzte, deren Gewicht ihm seinen Irrthum einsehen ließ. Ein fünfter hielt sich für todt, weshalb er durchaus keine Nahrung nehmen wollte, weil, seines Erachtens, die Abgeschiedenen nicht äßen. Einer seiner Freunde spielte nun ebenfalls den Todten. Man legte ihn in Gegenwart des Wahnsinnigen in einen Sarg, und gab ihm einige Zeit nachher zu essen. Der eingebildete Todte, als er seinen ehemaligen Freund mit gutem Appetit speisen sah, langte ebenfalls zu, und wurde auf solche Weise geheilt."

Die unbeschränkte Oeffentlichkeit hat, neben vielem Guten, auch das Schlimme, daß sie gewisse populäre Narrheiten verbreitet, und vor den Gerichten in London hat man vor Kurzem ein auffallendes Beispiel von dem nachtheiligen Einflusse gesehen, den sie auf die untern Volksklassen auszuüben im Stande ist. Einige Uebelthäter, die wahrscheinlich in sich gegangen, brachten eine neue Art Heldenmuth in Ausübung.

Sie klagten sich selbst der von ihnen begangenen Verbrechen wegen an.

Man lobte ein solches Beispiel über die Maßen, und andere Personen, die durchaus keine Verbrechen begangen, traten nun auf, um solcher augenscheinlich erdichteten, sich selbst zu beschuldigen. Führen wir in solchem Betrachte nur ein Beispiel an.

Eine gewisse Elmes, die als Köchin bei einem Krämer der City von London gedient, verschwand plötzlich. Ihr Herr, der einen sehr übeln Lebenswandel führte, und fast beständig betrunken war, klagte sich selbst an, seine Magd ermordet zu haben. Er beschrieb mit der größten Genauigkeit alle Umstände seiner That, und bemühete sich selbst, keinerlei Zweifel über sein Verbrechen zu lassen.

Aber einige Tage nachher erschien Miß Elmes in bestem Wohlsein vor dem Richter, und erklärte, daß sie ihren Herrn nur verlassen, weil er ihr Liebesanträge gemacht, die von Tag zu Tag immer dringender geworden, daß dagegen die ganze Geschichte von ihrer angeblichen Ermordung nichts als eine Fabel sei. Man untersuchte nun den Armen, der sich selbst angeklagt, näher. Seine Antworten sind merkwürdig genug, um eine nähere Beachtung zu verdienen. Anfänglich beharrte er bei seiner ersten Aussage, als man ihn jedoch von dem Unsinn derselben überzeugte, gestand er, nach langem Zögern, den eigentlichen Beweggrund seines Schrittes.*)

*) Man weiß, daß auch Salieri, in einem Anfall von Wahnsinn, sich 1791 anklagte, Mozart aus Eifersucht vergiftet zu haben.

„Die Zeitungen, die verdammten Zeitungen," sagte er, „haben mir den Kopf verrückt. Beim Lesen alle der Morde und Mordbekenntnisse, womit sie angefüllt sind, ist mir endlich auch der Gedanke eingekommen, einmal in den öffentlichen Blättern zu figuriren, weshalb ich mich in meine gegenwärtige Lage gesetzt habe. Aber hol mich dieser und jener, wenn ich künftig noch dergleichen Geschichten lese."

Es ist seltsam genug, daß dieser Mann keine Reue weder über seine Laster, noch über seine alltägliche Trunkenheit verspürt, sondern allein darüber, daß er zu andächtig die Zeitungen gelesen. — Wahrlich je genauer man das arme Menschengeschlecht studiert, um so mehr erstaunt man über die Schwäche und Zerbrechlichkeit seiner Verstandeskraft, auf die es im Allgemeinen doch so stolz ist.

Geschichte der eingebornen Indianerstämme Nordamerika's.

Letzter Artikel.

Es scheint, daß 1639 Massasoit, Sachem oder Vorsteher des Volkes der Pokanoketten, seinen ältesten Sohn Moaham oder Wamsutta Theil nehmen ließ an den Regierungsangelegenheiten. Denn im September des bezeichneten Jahres kamen sie beide nach Plymouth, um die Bestätigung und Unverletzbarkeit des Vertrags von 1621 zu begehren. Im Namen des Generalstatthalters, und jeder Stadt im Besonderen, ratifizirte man die neuen Bedingungen, und bestätigte den ganzen Gehalt des alten Bundesvertrags.

Von diesem Zeitpunkt findet man die Namen des Vaters und des Sohnes bald vereint bald getrennt in allen Landabtretungs-Verträgen. Massasoit verkaufte 1649 in seinem eigenen Namen das Gebiet von Bridge-Water an Myles Standish. Dies Aktenstück wurde beglaubigt durch des Sachems Siegel, und durch die Unterschrift von Standish und zwei andern Kolonisten, die sich verpflichteten dafür dem Verkäufer sieben Kleider von anderthalb Ellen, 9 Beile, 8 Hacken, 20 Messer, 4 Elenhäute, und 10½ Stück Baumwollenzeug zu geben. Vier Jahre später traten Vater und Sohn, für die Summe von 35 Pfund Sterling (420 rhein. Gulden) einige Ländereien in der Nähe ihres Aufenthaltsortes ab. Massasoit starb um das Jahr 1656. Er mochte ein Alter von 70 Jahren erreicht haben.

Die Geschichte zeigt uns Massasoit nicht allein als den ersten und getreuesten Freund der Kolonisten, sondern auch als einen höchst biedern, guten und rechtschaffenen Mann, der seine Autorität blos dem Einflusse seines Karakters, und dem Vertrauen verdankte, welches er seinen Unterthanen wie seinen Bundesgenossen eingeflößt. So lange er sich an der Spitze der Pokanoketten befand, wurde das gute Vernehmen zwischen diesen und der Kolonie nicht einen Augenblick gestört. Seine Vermittelung hatte immer günstige Folgen für die letzte. So wendete er unter andern die übeln Folgen ab, welche die Feindschaft des Sachem Korbitam hätte haben können, die durch ihn in eine herzliche Versöhnung sich umgestaltete. So auch kamen, auf seinen Rath, und nach

seinem Beispiel, die Hauptvorsteher der Massassuchetten nach Plymouth, um mit den Engländern ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschliessen.

Die lebhafte Theilnahme seiner zahlreichen Freunde, die von allen Seiten seinem Krankenlager zuströmten, beweiset die aufrichtige Anhänglichkeit, welche seine Unterthanen wie seine Nachbarn für ihn hatten. Winslow, der als Arzt ihm seine Sorgfalt widmete, berichtet, daß einige Indianer 30 bis 40 Stunden weit herkamen, um ihn noch einmal vor seinem Ende zu sehen, und daß alle Anwesenden seine medizinischen Verrichtungen mit eben so viel Aufmerksamkeit und Angst bewachten, als wenn es für sie um das Leben eines Vaters oder eines Bruders zu thun gewesen wäre. Man bemerkt in seinen Mittheilungen eine in ihrer Einfachheit rührende Stelle, welche beweiset, wie großen Antheil Massasoit noch an dem Geschick seiner Unterthanen nahm, als er doch schon für sein eigenes Leben besorgt sein mußte.

„An einem Morgen bat er mich," sagt Winslow, „die Kranken in der Stadt zu besuchen, und sie mit eben der Sorgfalt zu behandeln, als ihn selbst, indem sie, wie er mehrmals wiederholte, sehr wackere Leute seien."

Nicht zufrieden damit, daß Massasoit den betrügerischen Verträgen getreu blieb, die man seiner Unerfahrenheit und Herzensgüte abgewonnen, bemüheten sich die Statthalter von Plymouth auch, eine moralische Gewalt auf ihn und seine Unterthanen auszuüben. Mehr als einmal warfen sie ihm mit Bitterkeit seine geringe Neigung zur christlichen Religion vor, zu der sie ihn gern bekehrt hätten.

Wie bereitwillig der Sachem bei allem Uebrigen sich auch zeigen mochte, blieb er doch unerschütterlich, sobald die Rede auf die Religion kam. In seinem letzten Vertrag bestand er hauptsächlich auf das Versprechen von Seiten der Engländer, nichts zu thun, um ihn, oder die Seinigen, zur Religionsänderung zu vermögen. Falls sie nicht diese Bedingung streng beobachteten, sollte der Vertrag als nicht bestehend betrachtet werden. Dieser Umstand beurkundet, wie man schon damals Proselyten zu machen sich bemühete, und wie die Kolonisten nicht geneigt waren, ein so mächtiges Eroberungsmittel, als die Bekehrung der Indianer zu ihrem Glauben, aufzugeben.

Massasoit's Regierungs-Nachfolger war sein ältester Sohn Moaham, von den Engländern Alexander genannt. Seinem jüngern Bruder legten sie den Namen Philipp bei. Sie waren also auf ihr Verlangen, während einem Aufenthalte zu Plymouth im J. 1656 getauft worden.

Man weiß wenig Beachtungswerthes aus dem Leben Alexanders, der 1662, nach einer sechsjährigen Regierung starb. Er lebte in Frieden mit den Briten, obgleich er nicht zum Besten für sie gestimmt war. Hubbart behauptet sogar, daß er mit den Narraghansetten ein Komplott gegen die Kolonie angesponnen. Diese Beschuldigung, welche die Hauptursach seines Todes wurde, scheint uns nicht genugsam gerechtfertigt. Auf jeden Fall muß man dabei der Kolonialregierung ihre beispiellose Härte zum Vorwurf machen.

Kaum war sie nämlich durch ihre Kundschafter unterrichtet, daß Alexander gegen die englische Nie-

derlassung etwas im Schilde zu führen scheine, als sie bewaffnete Häscher abschickte, die den Befehl erhielten, den Sachem vor ein Kriegsgericht zu stellen, wo sein Prozeß verhandelt werden sollte. Der unerschrockene Winslow wurde beauftragt mit diesem Unternehmen. Mit 8 bis 10 der stärksten Männer der Kolonie begab er sich nach Suams. Alexander befand sich, mit ungefähr 80 von seinen Leuten in einem Wigwam, in geringer Entfernung von der Stadt. Die Engländer bemächtigten sich zuerst aller Waffen, welche die Indianer unbesorgt hatten liegen lassen, drangen sodann in den Wigwam, und forderten den Sachem trotzig auf, sich mit ihnen nach Plymouth zu begeben, um dort Rede und Antwort über sein Begehen abzulegen.

Nur mit vielem Widerwillen und nach langer Zögerung zeigte er sich endlich geneigt, ihrem Verlangen zu entsprechen. Die Engländer gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie ihn bedroheten, ihn auf der Stelle zu tödten, wenn er nicht gehorche, oder es versuche, zu entfliehen. Diese Szene und seine Fortführung nach der Kolonie, sagt Hubbard, verursachte ihm ein starkes Fieber, während dem er wiederholt um Erlaubniß bat, zu den Seinigen zurückkehren zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm nur unter gewissen harten Bedingungen zugestanden, was er sich so sehr zu Herzen nahm, daß er unterweges starb. So beendete sich auf eine traurige Weise eine Angelegenheit, die mit Gewaltthätigkeit und Verspottung aller Menschenrechte unternommen worden.

Solches war der Dinge Zustand, als Massasoits zweiter Sohn Metakon, dem die Briten den Namen

Philipp gegeben, als Sachem seinen Bruder Alexander ersetzte. Er war bei den Indianern sehr beliebt, und sein Regierungsanfang wurde durch rauschende Freudenbezeugungen, und durch ein ungeheures Zusammenströmen des Volkes von allen Seiten, selbst von den entferntesten Theilen seines Gebiets, gefeiert. Ein Fest folgte auf das andere, und eine neue Aera schien für die Wilden begonnen zu haben.

Bald darauf begab sich Philipp, begleitet von seinem Oheim, nach Plymouth, um dem Statthalter und dem Kolonialrath die Versicherung seiner Freundschaft und Anhänglichkeit gegen die Engländer zu geben. Mehrere Jahre lang wurde das gute Vernehmen zwischen diesen und den Indianern durch nichts gestört, obgleich man sich gegenseitig nicht mehr trauete.

Die ersten Anzeichen eines Bruches beurkundeten sich im Laufe des Jahres 1671, wo Philipp sich offen beschwerte über einige nicht unbedeutende Anmaßungen der Kolonisten, von denen die Rechte, welche er sich ausdrücklich vorbehalten, immer mehr geschmälert wurden. Es verbreitete sich zu gleicher Zeit das Gerücht, daß seine Unterthanen in immer größerer Menge zusammenströmten, sich in den Waffen übten, und ihre Streitäxte schliffen.

Die Regierung von Plymouth gerieth darüber in Besorgniß, und sendete einige Beauftragte an Philipp, nicht um sich seiner zu bemächtigen, und ihn gefangen einzubringen, wie ehemals seinen Bruder Alexander, sondern nur, um geschickt seine Absichten zu erforschen. Er antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen mit Ruhe und Würde, und ließ die

Vorsteher der Kolonie, die sich grade in der Stadt Taunton befanden, zu einer Konferenz einladen, bei welcher Abgeordnete der Regierung von Massassüchetts als Schiedsrichter auftreten sollten.

Der Statthalter von Plymouth trat ein in diesen Vorschlag, und gelobte dem Sachem vollkommene Sicherheit während der Unterhandlung ganzer Dauer. Nach dieser Zusage näherten sich die Indianer der Stadt Taunton. Philipp stellte Posten aus, und ließ sich nochmals um die Zusammenkunft bewerben. Die Einwohner aber, die vielleicht einen versteckten Ueberfall befürchteten, widersetzten sich mit aller Gewalt seinem Eintritte in die Stadt, und nur mit Mühe konnte man sie verhindern, die Indianer anzugreifen. Die Beauftragten von Massassuchett begaben sich nun zu Philipp, und kamen mit ihm hinsichts der Konferenz überein, wobei die Engländer auf der einen, und die Wamponoagen auf der andern Seite, beide Theile bewaffnet, Zeugen sein sollten.

Dieser Uebereinkunft gemäß traf man im Stadthause in Taunton zusammen. Die Briten nahmen Platz auf der einen Seite. Ihre ernsten Gesichter und ihre feierliche Haltung verkündeten, daß es um etwas Wichtiges zu thun sei. Ihnen gegenüber standen die indischen Krieger, ebenfalls ernst und erwartungsvoll, wie zum Kampfe bereit.

Philipp war ihr erster Redner. Vor Allem leugnete er durchaus die ihm geliehene feindselige Absicht gegen die Engländer. Er behauptete, daß seine Kriegsrüstungen nur bestimmt seien, die drohenden Angriffe der Narraghanfetten abzuwehren. Seine Gegner waren jedoch geschicktere Redner als er. Sie bewiesen ihm

die Grundlosigkeit seiner Angaben auf eine so augenscheinliche Weise, daß er in die größte Verwirrung gerieth.

Um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, gab er sich das Ansehen, als sei es ihm unmöglich, noch irgend etwas auf die gegen ihn aufgestellten Beschuldigungen zu erwiedern. Er begnügte sich, sie weder abzuleugnen, noch sie zu bejahen. Jede Entschädigung verweigernd, konnte man ihn nur mit Mühe dahin bringen, 70 Feuergewehre auszuliefern, womit er seine Leibwache bewaffnet hatte. Er und einige seiner Räthe unterschrieben sodann das Geständniß ihrer feindseligen Absichten gegen die Kolonie, indem sie zugleich feierlich den alten Vertrag erneuerten.

Diese anscheinende Unterwerfung konnte, wie sich das leicht voraussehen ließ, nicht von Dauer sein, und mußte die Indianer nur noch mehr erbittern. Sie gab ihnen blos die Zeit, sich besser vorzubereiten, und erst dann offen sich zu erklären, wenn sie im Stande sein konnte, mit Erfolg den Krieg zu beginnen.

Nach beendeter Konferenz begab sich Philipp nach Boston, zu dem Statthalter von Massassuchetts, der, wie er wußte, mehr zu seinen Gunsten gestimmt war, als der von Plymouth. Briefe aus dieser letzten Stadt hatten den Gouverneur von Boston bereits von Philipps Umtrieben benachrichtigt. Demungeachtet gelang es dem verschlagenen Sachem, die Beauftragten von Boston von seiner vollkommenen Unschuld zu überreden. Es wurden deshalb Deputirte nach Plymouth geschickt, um eine neue Konferenz in Vorschlag zu bringen, wo alle noch obwaltenden Schwierigkei-

ten beseitigt werden sollten. Da man in Plymouth dies Anerbieten verwarf, wurde sogleich erklärt, daß diese Kolonie keine genügende Beweggründe habe, die Indianer zu bekriegen.

Nach langem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß eine neue Zusammenkunft in Plymouth stattfinden sollte. Philipp und seine Räthe unterzeichneten bei derselben einen Vertrag, durch welchen der Sachem sich als Unterthan des Königs von England erkannte, sich verpflichtete, alle wichtige Sachen dem Statthalter von Plymouth zu unterziehen, und einen jährlichen Tribut von hundert Pfund Sterling, nebst fünf Wolfsköpfen zu zahlen.

Von Konferenz zu Konferenz war auf solche Weise der arme Sachem aus einem unabhängigen Könige Lehensmann eines britischen Statthalters geworden. Diese demüthigenden Bedingungen, welche Philipp freiwillig unterzeichnete, beweisen zur Genüge, daß seine anscheinende Unterwerfung den bereits gefaßten Plan, sich blutig zu rächen, verbarg.

Dies Verfahren gelang ihm vollkommen. Der Sachem erlegte nicht einen einzigen Wolf zum Besten der Engländer, und bezahlte nicht einen Heller von dem Tribut, wozu er sich verpflichtet hatte. Er benahm sich mit so vieler Klugheit, daß während drei Jahren keiner seiner Schritte den Verdacht der Kolonie zu nähren im Stande war. Demungeachtet verlor er diese Zeit nicht. Er beschäftigte sich mit dem größten Plane, den vielleicht je ein Wilder ersonnen. Sämmtliche englische Niederlassungen im Norden sollten mit einem Streiche vernichtet werden. Er begriff sehr wohl, daß ein solches Unternehmen äusserst schwie-

rig sei, und große Mittel erfordere. Deshalb auch ging sein Bestreben vor Allem dahin, ein enges Bündniß zwischen allen eingebornen Stämmen Neuenglands, die zu gleicher Zeit sämmtliche Kolonien überfallen sollten, zu Stande zu bringen.

Der Verrath eines seiner Vertrauten machte den Ausbruch der Feindseligkeiten früher nothwendig, als Philipp gewollt. Sassamon, zu einer getauften Indianerfamilie gehörig, hatte seine Erziehung in Cambridge genossen, und war Schulmeister in Natick. Nach Mathers Angabe war er wieder zu dem Glauben seiner Väter zurückgekehrt, und Philipp hatte ihn als Schreiber in seinen Dienst genommen. Hubbard berichtet, daß, durch glänzende Versprechungen verführt, er den Sachem verließ, dessen Geheimnisse er alle kannte. Sassamon machte seitdem, angeblich geschäftehalber, häufige Reisen zu den Pokanoketten, und hinterbrachte den Engländern, was er zu erforschen vermochte.

In Folge seiner Berichte wurden Philipp, und einige Andere, einem Verhör unterzogen, das weiter keine Folgen hatte, weil der Beweis ihrer Umtriebe nicht gegeben werden konnte. Sassamon verschwand bald nachher. Mehrmals schon hatte er seine Besorgniß eines gewaltsamen Todes geäussert. Man stellte Nachforschungen an, und fand endlich seinen Leichnam im Grunde eines gefrornen Teiches. Man hatte ein Loch in das Eis gehauen, um ihn darunter zu verbergen. Sein Hut und seine Flinte lagen am Rande, wie wenn er unversehens hineingefallen wäre.

Drei Indianer, von einem ihrer Landsleute der Ermordung Sassamons beschuldigt, wurden aufgefan-

gen, und ohne lange Prozedur von den Engländern gehängt. Diese vermutheten, ohne jedoch dafür einen Beweis aufstellen zu können, daß diese Indianer nur die Vollstrecker eines von Philipp ausgesprochenen Todesurtheils über einen Mann gewesen, der, nachdem er sein Vertrauen verrathen, in seinen Staaten noch die abscheuliche Rolle eines Spions spielte.

Der Sachem gab sich von nun an keine Mühe mehr, seinen Haß gegen die Engländer zu verbergen, die von seinen Unterthanen täglich mehr geneckt und beeinträchtigt wurden. Seines Bruders Schicksal, unter weniger drohenden Umständen, benachrichtigte ihn übrigens zur Genüge, was er zu fürchten habe. Die Pokanoketten strömten ihm von allen Seiten zu, und rüsteten sich eifrig zu einem Kriege, den ihr Rachebedürfniß unvermeidlich gemacht. Die Hinrichtung ihrer drei Landsleute hatte sie auf's Aeusserste getrieben. Sie drückten ihren Zorn mit so großer Heftigkeit aus, daß, bei einem Wortstreit über diesen Gegenstand, ein Mann von Swanzey einen von ihnen erschoß. Es war am 24. Juni 1675. Solches war der Feindseligkeiten Anfang.

Der Krieg wurde nun ohne fernere Zögerung begonnen. Man richtete indessen noch einen Brief an Philipp, der natürlicherweise unbeantwortet blieb. Der Statthalter von Plymouth wendete sich nun an den von Massassuchetts, und nahm seinen Beistand in Anspruch.

Gleich von seinem Beginn war dieses Kampfes Karakter so furchtbar, daß man voraussah, wie er nur entweder durch die gänzliche Vernichtung der Kolonie, oder durch die Ausrottung der Indianer be-

endet werden könne. Wir mögen nicht eintreten in die einzelnen Umstände dieses Krieges. Es genüge uns, zu sagen, daß ein ganzes Jahr lang die beiden Armeen sich mit Wuth bekämpften, und daß das Blutbad erst mit Philipps Tode, gegen Ende 1676 sein Ziel erreichte.

Wie der Sachem es vorausgesehen, wurde dadurch der Indianer Schicksal entschieden. Die Pokanoketten wurden ausgerottet, und die Narraghansetten verloren etwa Tausend ihrer besten Streiter in dem Gefecht von Sunke-Squaw. Alle bisher am Konnektikutflusse wohnenden Indianer, wie die meisten von den übrig gebliebenen Nipmucken, flohen nach Kanada, wo sie in der Folge den Franzosen große Dienste leisteten. Nur einige Hundert flüchteten sich nach Neu-York.

Man berichtet, daß vom Juni bis zum Oktober 1676, die alleinige Abtheilung des Hauptmanns Church bei 7000 Indianer tödtete. Die Gefangenen wurden fortgeführt und als Sklaven verkauft. Aber auch die Sieger mußten ihren Triumph theuer bezahlen. Dreizehn Städte wurden zerstört, und sechshundert Wohngebäude in Asche gelegt. Jede Familie hatte einen Gebliebenen zu betrauern, und die Kriegskosten waren so beträchtlich, daß die Beauftragten der vereinigten Provinzen die alleinigen Beiträge der alten Kolonie auf mehr als 100,000 Pf. Sterling (1,200,000 rh. Gl.) anschlugen.

Solches war der Ausgang des Krieges, den König Philipp persönlich mit vieler Geschicklichkeit und einer Energie geleitet, die eines bessern Erfolges würdig gewesen wäre. Ausser dem Pokanokettenvolke hat-

ten auch noch mehrere andere Indianer-Stämme Theil genommen an dem Kampf, und alle gehorchten seinem Oberbefehl mit einer Bereitwilligkeit und Uebereinstimmung, die bisher beispiellos gewesen.

Unglücklicherweise waren jedoch diese Stämme, eben so wie Philipp, noch nicht vollkommen vorbereitet zu dem Kriege, als er ausbrach. Alle hatten noch auf ein Jahr gerechnet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Unternehmen alsdann für sie günstiger ausgefallen sein würde. Die Hinrichtung der drei Indianer, und die Ungeduld der jungen Krieger beschleunigte den Losbruch. Man behauptet, Philipp habe vor Wuth geweint, als er die erste Nachricht von diesem Ereignisse erhielt, das gewissermaßen seine so künstlich angelegten Pläne vernichtete, und die Katastrophe fast unvermeidlich machte.

Seine Lage während den letzten Monaten dieses Krieges war so kläglich, und dennoch blieb sein Muth sich immer so gleich, daß wir ihn zugleich beklagen und bewundern müssen. Sein erster Waffenerfolg war schrecklich drohend für die Kolonie. Doch bald gewannen die Engländer durch Geld und Versprechungen einige seiner Anhänger, die ihn verriethen. Er wurde geschlagen. Von nun an bestand sein ganzes Manöver nur in schnelle Flucht, und eben so rasche, unerwartete Wiederkehr. Die Engländer glaubten sich seiner schon bemächtigt zu haben; doch plötzlich stürzte er sich in einen Abgrund, oder in einen Strom, verschwand vor ihren Augen, und ließ sich wochenlang nicht mehr sehen.

Einige Zeit nach dem Beginn der Feindseligkeiten wurde er in dem großen Sumpf Pokasset umschlossen.

Das einzige Mittel zu entkommen war, die Weiber und Kinder zurückzulassen, mit dem Kern seiner Krieger auf einem Floß sich einzuschiffen, und den Tauntonstrom hinabzuschwimmen; was auch mit vieler Umsicht in Ausführung gebracht wurde.

Im folgenden Jahre führte ein Verräther die Engländer in sein Lager. Philipp entfloh so eilig, daß er seinen Kessel auf dem Feuer lies. Zwanzig seiner Begleiter wurden getödtet oder gefangen genommen. Sein Oheim wurde hart neben ihm erschlagen. Tags darauf bemerkte Church einen Indianer, auf einem Baumstamm sitzend, der als Brücke diente. Er schlug auf ihn an, als ein anderer Indianer ihm zurief, daß jener ein Freund sei. Der Unbekannte wendete sich um: es war Philipp. Der Hauptmann schoß nun auf ihn, ohne ihn jedoch zu treffen, weil er, so schnell als seine Füße ihn tragen konnten, entfloh.

Einen Monat vor seinem Tode benachrichtigte ein Neger die Briten, daß Philipp entschlossen sei, gewisse Städte anzugreifen. Er fügte hinzu, daß er seine Maßregeln dergestalt getroffen, um auf jedem Punkte immer wenigstens tausend Krieger zusammen zu bringen. Selbst nach den entschiedensten Niederlagen wollte er nie von Frieden reden hören. Er tödtete mit eigener Hand einen Indianer, der sich unterstand, dazu ihn aufzufordern.

Die Hartnäckigkeit womit er den blutigen Kampf fortsetzte, bewies zur Genüge, daß es ihm weder an Muth noch an Umsicht fehle. Es ist ausser allem Zweifel, daß hätte seine eigenthümlich gefährliche Lage ihn nicht gezwungen, in den meisten Gefechten

seine Gegenwart zu verbergen, die Geschichte die von ihm verübten Thaten würde rühmen können.

Church schildert ihn, wie immer geneigt, das Zeichen zur Flucht zu geben. Aber der auf seinen Kopf gestellte Preis, seines Lebens Wichtigkeit für den Erfolg einer Sache, die mit ihm untergehen sollte, das Mißtrauen, welches er in mehrere seiner Anhänger zu setzen berechtigt war, Alles das machte es ihm zur Pflicht, sich zu schonen, und alle seine Schlauheit aufzubieten, um den von seinen Feinden ihm gelegten Fallstricken zu entgehen.

Philipp war kein Barbar, seinen Gesinnungen und seinem Benehmen nach. Man führt nur ein einziges Beispiel an, wo er einen Gefangenen mißhandelt, und das grade in einer Zeit, wo die von seinen Gegnern verübten Abscheulichkeiten, ihm zu blutiger Wiedervergeltung Befugniß zu geben schienen.

Vor dem Beginn der Feindseligkeiten rettete er James Brown, den seine Leibwache, weil er Beauftragter der Regierung von Plymouth war, niederhauen wollte. Er schützte dabei vor, daß Brown seines Vaters Freund gewesen, und daß man als solchen ihn achten müsse. Er schützte auch die Familie Leonhard, mit welcher er vor dem Kriege in freundschaftlichem Verhältniß gestanden.

Mit Theilnahme finden wir den Sachem, als bereits Alles für ihn verloren war, noch von einer Truppe treuer Indianer umringt. Man sagt, daß in dem Augenblicke, wo er von den Engländern überrascht wurde, er jenen seine drohenden Träume erzählte, ihnen rieth, ihn zu verlassen, und auf ihre eigene Sicherheit bedacht zu sein. Einige Minuten später wurde

er tödlich verwundet, als er durch den Sumpf zu entfliehen ſich bemühete. Ein Brite, Namens Cocke zielte auf ihn, doch ſein Gewehr verſagte. Sein Nebenmann, ein Indianer, ſchoß ihm nun eine Kugel durch's Herz.

„Die Nachricht von ſeinem Tode," ſagt Church, „wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und die Armee ſtieß ein dreimaliges Freudengeſchrei aus."

Es iſt zu bedauern, daß dieſer letzte ſeinen Haß ſo weit getrieben, ſeinem Gegner das Begräbniß zu verweigern. Er ließ ſeinen Leichnam in Stücken ſchneiden, und ſein Kopf traf an demſelben Tage in Plymouth ein, wo man dem Himmel für den errungenen Sieg dankte. Das blutige Haupt wurde triumphirend durch die ganze Kolonie getragen, und der Indianer, der ihn getödtet, erhielt — eine ſeiner Hände zur Belohnung. Sein Wehrgehäng, ſeine Pulverbüchſe und ſeine königlichen Zeichen wurden bald darauf von einem ſeiner Hauptleute abgeliefert. Das Schloß der Flinte, die Urſach ſeines Todes, und eine in ſeinem Wigwam gefundene Schüſſel ſind noch vorhanden in der Alterthümerſammlung der hiſtoriſchen Geſellſchaft in Plymouth.

Montaup, um deſſen Beſitz die Maſſaſſucheten und die Kolonie Plymouth ſich ſtritten, wurde, durch eine ſpezielle Entſcheidung des Königs Karl dieſer letzten zugeſprochen. Des Sachems neunjähriger Sohn wurde als Sklave verkauft, und nach den Bermudainſeln eingeſchifft, was jedoch nicht ohne einiges Bedenken geſchah. Der Gerichtshof von Plymouth war unentſchloſſen über ſeine Entſcheidung, weshalb er ſich bei der Geiſtlichkeit Raths erholte.

Der Pfarrer Cotton hielt dafür, daß die Söhne der Verräther, Rebellen, Mörder und aller Uebelthäter ihrer Väter Schicksal theilen, und zum allgemeinen Besten, mit dem Tode bestraft werden müßten. Mather, ebenfalls ein Priester, verglich dies Kind mit Hadad, dessen Vater von Joad getödtet worden. Er fügte hinzu, daß wäre Hadad nicht entschlüpft, David gewiß Maßregeln getroffen hätte, damit das Verbrechen seines Vaters sich nicht in der Person seines Sohnes erneuern könne. — Es ist noch glücklich genug, daß diese Hinweisung auf die Bibel nicht in Ausführung gebracht wurde, und daß sich das Gericht damit begnügte, das Kind zu lebenslänglicher Sklaverei, fern von seinem Vaterlande, zu verurtheilen . . . . .

Der durch diesen Krieg in der Kolonie erzeugte Eindruck war so groß, daß nie ein Feind größeres Entsetzen eingeflößt. Man kann nicht leicht voraussehen, wie groß Philipps Erfolg gewesen, hätten die Umstände ihn mehr begünstigt. Muth und Klugheit mußten unter Verrath und Mißgeschick erliegen. Aber des traurigen Endes seines Unternehmens ungeachtet, hat Philipp doch als Krieger, als Politiker, und fast möchten wir sagen als Patriot sich unsterblich gemacht. Er stritt weniger um zu erobern, als um seines Landes und seines Volkes Unabhängigkeit zu sichern. Er wurde besiegt. Aber sein Fall war nicht ohne Ruhm.

Verbindungskanal zwischen dem stillen Meere und dem atlantischen Ozean, und zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere.

Bei Gelegenheit der Abreise des bevollmächtigten Ministers der Republik Zentral-Amerika (Guatemala), Hrn. Herrera, von Paris, haben mehrere französische Zeitungen angekündigt, daß dieser Diplomat, nach der Rückkehr in seinem Vaterlande, sich unverweilt mit der Ausführung eines seit Langem in Rede gestellten Entwurfes, den eines Verbindungskanals zwischen dem stillen Meere und dem atlantischen Ozean, durch die große Landenge, welche diese beiden ungeheuern Wasserbecken von einander scheidet, beschäftigen würde.

Wir wissen jetzt auf eine bestimmte Weise, daß es die Absicht der Regierung Zentral-Amerika's wirklich ist, ein so großes, so nützliches Unternehmen unverweilt in Ausführung zu bringen. Eine bestimmte Erklärung ihrerseits, über diesen wichtigen Punkt, ist bereits erfolgt, und schon sind 6000 Arbeiter beschäftigt mit den großen Arbeiten, die aller Wahrscheinlichkeit nach in drei Jahren vollendet sein werden. Legen wir unsern Lesern über dies riesige Unternehmen einige interessante Andeutungen vor, die wir dem Werke Robinson's, diesen Gegenstand betreffend, entnehmen.

Schon im J. 1528 wurde dem Hofe von Madrid der Plan vorgelegt, in der Landenge von Darien den Chagrestrom mit dem Meerbusen von Panama

zu verbinden. Andere Entwürfe, zu demselben Zwecke, wurden zu verschiedenen Zeiten, sowohl der spanischen als der englischen Regierung in Vorschlag gebracht. Aber theils aus Beschränktheit, theils aus Besorgniß für den ungestörten Besitz seiner reichen Kolonien, lehnte das spanische Kabinet alle Anträge dieser Art ab, oder ließ sie unbeachtet. Das englische Kabinet seinerseits konnte an keine Ausführung der ihm mitgetheilten Entwürfe denken, weil es über die Gebietstheile, wo sie in Ausübung gebracht werden sollten, kein Recht hatte, und folglich darüber nichts verfügen konnte. Sobald die Zentral-Republik sich konstituirt, und ihre Regierung die zahllosen Hindernisse überstiegen hatte, mit denen alle entstehenden Staaten zu kämpfen haben, beschäftigte sie sich eifrig mit den Mitteln, dies große Unternehmen, das nicht blos für Zentral-Amerika, sondern für alle handeltreibenden Nationen der Erde die glücklichsten Resultate darbieten muß, in Ausführung zu bringen.

Verschiedene mehr oder weniger ausführbare Entwürfe wurden vorgelegt. Nur einer fesselte besonders die Aufmerksamkeit der Regierung, und wahrscheinlich hätte man ihn schon längst in Anwendung gebracht, wäre die Gesellschaft (an deren Spitze sich das Handlungshaus Palmer, von Neu-York, befindet), welche das Unternehmen auf sich genommen, bisher nicht durch Geldmangel daran verhindert worden. Folgendes sind die Hauptgrundzüge des Vertrags, der von dem Senat und dem Präsidenten der Republik gutgeheissen worden, und die bei Ausführung des Entwurfs nur wenig verändert werden dürften.

Nach dem in Rede stehenden Vertrag wird die

Gesellschaft den Namen: „Zentral-Amerikanische und Vereinstaaten atlantische und stille Meerkanal-Gesellschaft (the Central American and United States Atlantic and Pacific canal Company)“ annehmen.

Der Verbindungskanal soll tief genug sein, um Fahrzeuge von der stärksten Tonnenlast tragen zu können. Die Regierung der Republik ertheilt der Gesellschaft die Vollmacht, alles zu den Arbeiten erforderliche Holz aus dem Lande selbst beziehen zu können. Sie wird ihr alle bereits gemachten Pläne und Nivelierungen mittheilen. Sie verpflichtet sich überdem, die Eigenthümer zu entschädigen, durch deren Besitzungen der Kanal gehen soll, wie alle ausserordentlichen Kosten zu decken, welche die Grabung des Kanals verursachen dürfte.

Die Gesellschaft wird alle sechs Monate der Schatzkammer der Republik ihre Ausgaberechnungen vorlegen, die, nach Feststellung ihres Betrags, ihr Rechnung halten wird über die Zinsen der ausgegebenen Summen, und zwar zu 10 Prozent jährlich.

Die Gesellschaft wird die zwei Drittel der von allen den Kanal betretenden Fahrzeuge erhobenen Abgaben beziehen. Das letzte Drittel wird der Republik gehören. Wenn die Regierung das solchergestalt ausgegebene Kapital*), wie die Zinsen desselben, zurückgezahlt hat, wird die Gesellschaft noch sieben Jahre lang die Hälfte der Einnahme des Kanals beziehen.

Die Gesellschaft allein wird das Recht haben, der Dampfschiffe sich auf dem Kanal zu bedienen, ohne

*) Man schlägt die Kosten der Grundarbeiten auf fünf Millionen Dollare [12½ Millionen rh. Gulden] an. Die fernerweitigen Kosten können leicht doppelt so hoch steigen.

dafür irgend eine Abgabe zu bezahlen, und zwar während 20 Jahren. Sie wird das Recht haben, folgende Punkte nach Gutdünken zu bestimmen: den Frachtpreis der Waaren, den Preis an Bord der Dampfschiffe, und den Fortschaffungspreis der den Kanal durchschiffenden Fahrzeuge. Die Schifffahrt auf dem Kanale wird allen befreundeten oder neutralen Nationen offen stehen, und die Regierung der Republik verpflichtet sich, in dem Nicaraguasee, wie auf andern Punkten, die erforderlichen Streitkräfte zur Beschützung des Kanals und zur Erhaltung einer vollkommenen Sicherheit auf demselben, zu unterhalten.

Die Gesellschaft wird immer den Vorzug erhalten für die Lieferung der Kriegs- und Mundbedürfnisse in den Vertheidigungswerken, die auf beiden Ufern des Kanals zu erbauen sind,*) wie für den Bau und die Bewaffnung der zur Bewachung der Schifffahrt bestimmten Kriegsfahrzeuge. Die Gesellschaft wird endlich ein Jahr lang den zwanzigsten Theil ihrer Aktien für die Einwohner der Zentral-Republik, welche Aktieninhaber zu werden wünschen, aufbewahren. —

Deuten wir nun auch die Punkte an, welche nach Robertson's Angabe, der große Verbindungskanal zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere berühren soll.

---

*) Beide Eingänge des Kanals sollen durch unbezwingbare Festungen gedeckt sein, von denen jede wenigstens 500 Feuerschlünde haben wird. Alle 3 oder 5 Stunden sollen längs dem Kanal ebenfalls Festungen erbauet werden.

Zieht man die vortrefflichen Landkarten zu Rathe, welche Milsh neuerdings herausgegeben, so sieht man, daß der St. Johannsfluß, (San Juan) sich in den atlantischen Ocean ergießt, und zwar unter 19° 44′ nördlicher Breite, nachdem er die Provinz Costarrica durchströmt. Man hat immer behauptet, daß er auf der an seiner Mündung sich befindenden Sandbank nur 12 Fuß Tiefe habe. Indessen weiß man, daß ein britischer Seefahrer, der vor ungefähr 16 Jahren diesen Fluß betreten wollte, nach genauer Untersuchung der verschiedenen Durchgänge, einen solchen, obgleich ziemlich engen gefunden, wo ein bis 25 Fuß Wasser ziehendes Fahrzeug durchkommen konnte. Die Küstenfahrer von Honduras kennen ebenfalls dieses Fahrwasser, das noch auf keiner Seekarte angedeutet ist. Man darf voraussetzen, daß Nelson es ebenfalls gefunden, indem er dem San-Juan bis Castillo Viejo entgegenschiffte, dessen Batterien ihn wieder umzukehren nöthigten.

Ist man einmal über die Bank hinweg, findet man überall ein Fahrwasser von 4 bis 6 Klaftern Tiefe. Einige Schnellströmungen oder kleine Wasserfälle, wie mehrere Klippenreihen, hemmen zwar die Schiffahrt für sehr große Fahrzeuge, es wird jedoch ein Leichtes sein, diese Hindernisse zu beseitigen. Schon jetzt können Briggs und Goeletten durch den St. Johann bis in den Nicaraguasee gelangen, der überall 3 bis 4 Klaftern tief ist.

Am westlichen Ende des Sees ist ein kleiner Fluß, der ihn mit dem Leosee in Verbindung setzt, und der theils schiffbar ist, theils leicht noch tiefer gelegt werden kann. Die Entfernung vom Leosee bis zum

stillen Meere beträgt ungefähr 13 englische Meilen (4⅓ Stunden) und vom Nicaraguasee bis zum Papagayo-Meerbusen nur 21 Meilen, (7 Stunden). Das Land zwischen den beiden Seen und dem stillen Meere ist beinahe ganz flach. Die allein vorhandenen Unebenheiten bestehen in einigen vereinzelten zuckerhutförmigen Hügeln von vulkanischem Ursprung, die ohne Mühe umgangen oder durchgraben werden können.

Der Kanal könnte mit Leichtigkeit auf den beiden nachstehenden Punkten etablirt werden: entweder von der Küste Nicoya oder Caldera (wie einige Landkarten sie nennen) zum Leosee, oder vom Papagayo-Meerbusen zum Nicaraguasee. Im ersten Fall würde er eine Länge von 13 bis 15 Meilen (4⅓ — 5 St.), im letzten von 25 Meilen (8½ St.) haben. An der Küste Nicoya, wie im Papagayobusen bemerkt man weder Brandung noch Untiefen, und oft gehen Fregatten kaum einige Klaftern vom Ufer vor Anker.

Kommt der Verbindungskanal zwischen den beiden Meeren in Ausführung, was sich jetzt nicht mehr bezweifeln läßt, so wird der Nicaraguasee der Mittelpunkt und Stapelplatz des Handels der beiden Erdhälften werden, und die Republik Zentral-Amerika dürfte dadurch ein großes Uebergewicht über alle handeltreibenden Nationen der Erde erlangen.

Während ein so großes Unternehmen in Amerika begonnen wird, soll ein zweites diesem ähnliches und nicht minder wichtiges Werk, zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere, ebenfalls in Ausführung gebracht werden. Die Kosten, sagt man, sollen zum Theil von dem Beherrscher Aegyptens, zum

Theil von einer englisch-französischen Gesellschaft bestritten werden.

Man hatte anfänglich die Absicht, den alten Kanal von Necchos wiederherzustellen, und ihn wo möglich tiefer zu legen. Aber man hat bald die Ueberzeugung gewonnen, daß man dadurch der heutigen Handelsmarine keinen großen Dienst leisten würde.

Dieser Kanal würde sich vom rothen Meere zum Nil, unterhalb Kahira, gezogen haben. Indessen ist die Zeit des günstigen Windes, oder der Mussons, keineswegs übereinstimmend mit dem hohen Wasserstande des Nils, so daß auf jeden Fall die Schifffahrt großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen wäre.

Um alle die Hindernisse zu vermeiden, welche der Wasserstand des Nils und die Mussons auf dem rothen Meere, zu verschiedenen Zeiten darbieten, hat man nun den Entschluß gefaßt, einen großen, breiten und tiefen Kanal durch die 25 Stunden breite Landenge Suez zu graben.

Schon haben dazu die Ingenieure den Plan entworfen, die Nivelirungen vorgenommen, und die Linie bezeichnet, welche die neue Wasserstraße verfolgen soll. Das Land zwischen den beiden Meeren erhebt sich nur wenig, und da das rothe Meer bei Suez um fast 40 Fuß höher steht, als das mittelländische Meer auf der andern Seite der Landenge, bei Tineh, wird man durch ein tiefes Kanalbett, wie durch eine gewisse Zahl Schleusen, das Gleichmaß ohne viele Mühe herstellen, auch nicht zu besorgen haben, daß es dem Kanal je an Wasser gebrechen könne.

Die von dem französischen Ingenieur Marbois,

im Dienste des Beherrschers von Aegypten, entworfenen Pläne und Vorarbeiten, sind sehr umständlich, und beweisen auf das augenscheinlichste, nicht bloß die Möglichkeit, sondern sogar die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Ausführung des in Rede stehenden Vorhabens.

Der neue Kanal soll am Hafen von Suez beginnen, durch ein tiefes Thalgelände, das ausdrücklich von der Natur zur Erbauung eines Wasserweges bestimmt zu sein scheint, sich zum Menzalehsee ziehen, und bei Tineh in das mittelländische Meer münden. Man hat sowohl zu Suez als zu Tineh bereits die Arbeiten begonnen, bis jetzt jedoch nur für die großen Festungswerke, welche man auf diesen beiden Punkten zu des Kanals Vertheidigung anlegen will.

Wer ist der eigentliche Verfasser der Briefe von Junius?

Junius ist die geheimnißvolle eiserne Maske der politischen Literatur. Man fragt sich noch jetzt, wer das mächtige Genie gewesen, das sich unter diesem auf immer berühmten Namen verborgen, um seinen Zeitgenossen wie der Nachwelt große Lehren der Moral und Politik zu geben?

Warum hat jener Schriftsteller, dessen so reicher Styl, dessen so kräftiger, durchgreifender Gedanke eine starke Seele verkünden, es für gerathen erachtet, der Gefahr während dem Kampfe sich zu entziehen, und warum hat er, nach vorübergegangenen Ungewitter, sich nicht genannt, um sein Andenken unsterblich zu machen? —

Man erklärt sich leicht, daß das Geheimniß, welches eine wunderbare Kraft der unsichtbar erschallenden Stimme gab, für einige Zeit dem Verfasser nothwendig geschienen habe zum Erfolg seines Vorhabens, und daß er der Macht seiner Orakelsprüche vor dem Kredit des Staatsmannes, oder des Publizisten, den Vorzug gegeben.

Aber daß dies Geheimniß der Vorsicht oder Uneigennützigkeit beharrlich selbst dann noch beobachtet worden, als der Verfasser der Bewunderung und Erkenntlichkeit aller aufgeklärten, unterrichteten Menschen versichert sein durfte, das ist ein Problem, welches die geschichtliche Kritik aus aller Fassung bringt.

Denn die Briefe von Junius haben nicht das Schick-

sal der Dichtungen jener schönen Unbekannten zu besorgen, die so sehr gerühmt wurden, bis Maynard sich als derselben Verfasser nannte, oder der Verse jener Klotilde von Surville, die ihren ganzen Reiz verloren, als man nicht mehr zweifeln konnte, daß sie aus der Feder des achtungswerthen Herausgebers geflossen seien, von dem sie bekannt gemacht worden.

Wie dem auch sei, halten wir dafür, daß es nicht ohne Interesse sein wird, hier den eigentlichen Zustand dieser Sache in Rede zu stellen, und die Ansprüche Derjenigen zu erwägen, welche entweder offen oder versteckt zu verstehen gegeben, daß sie die Verfasser der Briefe von Junius gewesen. Wir reihen ihnen die Namen der Schriftsteller an, die bald das Publikum, bald einzelne Kritiker, als Urheber jener Briefe genannt, und denen man eine Ehre auferlegt, um welche sie sich nicht beworben haben.

Deuten wir zuerst die etwas lange Liste aller dieser freiwilligen oder gezwungenen Kandidaten an: Edmund Burke, John Dunning, Lord Ashburton, Heinrich Flood, Lord Chesterfield, Samuel Dyer, John Roberts, Thomas Wately, Dr. Butler, Bischof von Hertford, Wilhelm Gerard, Hamilton, Richard Glover, Karl Lee, Hugo Macauley Boyd, Sir Philipp Francis, Karl Lloyd, Eduard Gibbon, Sir Wilhem Jones, Wilhelm Greatrakes, J. P. de Lolme (ein Genfer), Thomas Hollis, Wilhelm H. E. Bentinck, Herzog von Portland, Philipp Rosenhagen (ein Deutscher), Dr. Gilbert Stuart, Lord Shelburne, Horaz Walpole, Graf von Oxford, Oberst Barré, John Wilkes, Dr.

Wilmot, John Horne Tooke, Lord Georg Sackville, Lord Chatam, Graf Temple.

Es ist möglich, daß der wahre Junius unter den vorgenannten Personen sich befunden. Zwei oder drei Namen scheinen in solchem Betrachte den meisten „Verdacht“ zu erwecken, doch ist unter allen nicht einer, von dem man geradezu, ohne alle Zögerung, sagen könnte: „Du bist es, und kein anderer.“

Mehrere Personen haben versichert, daß sie den wirklichen Verfasser gekannt, der sich unter dem Namen Junius verborgen. Andere, um die auf sie begründeten Vermuthungen abzuwenden, haben entweder auf eine ausweichende Weise, oder durch halbe Zugestehungen geantwortet. Nur einer hat grade zu geäussert, daß er der große Unbekannte sei; doch hat ihm Niemand auf's Wort geglaubt. Dr. Parr sagte oft, daß er Junius kenne, und einst stellte er einem seiner Freunde einen Jüngling vor, den er, in seinem klassischen Kauderwelsch, Juniades nannte, und der ihm zufolge des Junius natürlicher Sohn war. Dieses jungen Mannes Vater war Karl Lloyd, Privatsekretär von Georg Grenville.

Sir Nathaniel Wraxall erzählt in seinen Denkschriften, daß König Georg III ihm eines Tages erklärt, wie der geheimnißvolle Verfasser ihm bekannt sei. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß der Monarch mehr eine persönliche Meinung, als eine Gewißheit ausgedrückt. Denn wäre das Geheimniß an einem so hohen Orte bekannt gewesen, würde man wohl Mittel gefunden haben, dieser beunruhigenden Stimme Schweigen zu gebieten.

Alexander Stephens, in seiner Denkschrift

über Horne Tooke *) berichtet, daß dieser zynische Flugblattschreiber in seiner Gegenwart Jemand, der ihn gefragt, ob er Junius kenne? die Antwort gegeben: „Ich kenne ihn.“ Diese mit Aufgeblasenheit ausgesprochenen Worte, waren mit einem bedeutenden Blicke begleitet, der so viel sagen wollte: als, ich bin es selbst. Graham gedenkt einer Unterhaltung bei Gelegenheit einer ähnlichen an dieselbe Person gerichteten Frage.

„Ja,“ entgegnete Horne Tooke, „ich kenne ihn besser, als sonst Jemand in England.“

— Lebt er noch?

„Freilich lebt er.“

— Er muß schon sehr alt sein. Kennen Sie sein Alter?

„Es mag befremdend scheinen. Aber ich kann versichern, daß Horne Tooke und Junius an demselben Tage in der Stadt Westminster geboren sind.“

Man kann sich leicht erklären, was Horne Tooke mit diesen Worten andeuten wollte. Ein anderes Individuum, Philipp Rosenhagen, gab sich selbst bei Lord North als Verfasser der „Briefe“ an, und forderte ein Gnadengehalt als Preis seines künftigen Schweigens.

Die merkwürdigste dieser Beichten ist unstreitig die des Generals Karl Lee, der sich in diesem Punkte, wie sonst überall, als ein ganz eigener Mensch, ein Wesen sui generis gezeigt hat. Gegen Ende 1773

*) M. s. über Horne Tooke den Aufsatz: „Die britischen Demokraten im achtzehnten Jahrhundert,“ im achten Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

befand er sich in Amerika, in Gesellschaft Rodney's. Die Unterhaltung kam auf die Briefe von Junius. Rodney hielt dafür, daß Lord Chatam allein derselben Verfasser sein könne. Der General bestritt sogleich diese Meinung mit großer Wärme.

„Lord Chatam," rief er, „ist nicht der Verfasser der Briefe. Er kannte ihn nicht besser, als ich. Niemand auf der Welt, selbst Woodfall nicht *), kennt ihn. Sein Geheimniß gehört ihm allein, und es wird mit ihm sterben."

— Aber, entgegnete Rodney, wenn Sie dessen, was Sie sagen, so gewiß sind, ist das Geheimniß ja schon verrathen, weil Niemand, als der Verfasser selbst, so genau wissen kann, was Sie jetzt eben behaupten."

Der General schien über diese Entgegnung zu stutzen. Er ergriff sodann des Andern Hand, und sagte zu ihm:

„Es ist wahr, meine Unvorsichtigkeit hat mich verrathen. Es würde jetzt noch Albernheit sein, leugnen zu wollen, daß ich Junius bin. Aber bewahren Sie mein Geheimniß bis zu meinem Tode. Ich mache Ihnen das im Namen der Ehre zur Pflicht."

Ein von Almon, dem Verleger der „Briefe" angegebener Umstand, hat ernsthaft vermuthen lassen, daß Hugh Macauley Boyd derselbe Verfasser sei. Er sah nämlich in Woodfalls Händen einige Blätter Manuskript, und erkannte Boyds Schrift, worüber er in dieses letztern Gegenwart sich äusserte. Boyd wurde

*) Woodfall war der Buchdrucker, bei dem die Briefe von Junius gedruckt worden.

blaß, entgegnete jedoch, daß eine Aehnlichkeit der Schriftzüge kein entscheidender Beweis sei. Dieser Ausflucht ungeachtet, beharrte Almon auf seiner Vermuthung, die er seitdem mehr entwickelt, und geltend zu machen sich bemühet hat.

Lord Georg Sackville wurde in der letzten Zeit beschuldigt, Verfasser jener berühmten Briefe zu sein, und vertheidigte sich nur leichthin gegen den auf ihn geworfenen Verdacht. Er antwortete eines Tages einem Freunde, der über diesen Punkt in ihn drang:

„Ich würde stolz sein, wenn man mich fähig glaubte, geschrieben zu haben, wie Junius. Doch giebt es in seinen Briefen viele Stellen, deren Verfasser zu sein ich mich schämen würde.“

Auf seinem Sterbelager erinnerte er scherzend seinen Sekretär Richard Cumberland an den Umstand, daß man ihn für den Verfasser der Briefe von Junius gehalten. Er fügte jedoch keine weitere Erklärung hinzu.

Wilhelm Gerhard Hamilton, Redner und ausgezeichneter Schriftsteller, lehnte die Ehre ab, welche man ihm dadurch machen wollte, daß man mit großer Strenge einige der Metaphern von Junius kritisirte, und einen seiner Freunde halb im Ernst halb im Spaß fragte: ob er ihn nicht fähig glaube, noch besser zu schreiben? Der Herausgeber seiner „Reden“, und seiner „parlamentarischen Logik“ fügt hinzu, daß er vor seinem Tode auf das Bestimmteste jede Theilnahme an den Briefen, die man ihm zuschrieb, ableugnete.

Sir Philipp Francis, den sein durchgreifendes Talent und sein edler Karakter den Muthmaßungen

des Publikums bezeichneten, antwortete auf die dringenden Fragen einiger seiner Freunde, durch eine Phrase, die man verschiedenartig erklärt, und da er die ihn betreffende Polemik überlebt hat, ohne sich auf eine entscheidende Weise auszusprechen, darf man annehmen, daß er nicht böse darüber war, für den furchtbaren und geheimnißvollen Vertheidiger der britischen Freiheiten gehalten zu werden.

Von allen Männern, die man der Briefe von Junius wegen in Verdacht hatte, und die man zu sehr, und zu direkt mit Fragen bestürmte, um darauf nicht antworten zu müssen, ist Burke der einzige, dessen Verneinung klar, bestimmt und kategorisch war. „Ich kann nicht schreiben wie Junius", sagte er, „und wenn ich es könnte, möchte ich es nicht."

In mehreren über diese interessante Frage geschichtlicher Kritik herausgegebenen Werken, hat man das Problem durch die Näherung einiger den Schriftstellern, welche man identifizieren wollte, eigenthümlicher Redensarten zu lösen gesucht. Auf solche Weise hat Conventry Junius in Lord Sackville erkannt, Taylor in Sir Philipp Francis, Graham in Horne Tooke, Waterhouse in Lord Chatam, und ein Ungenannter in Richard Glover. Beruhete die Folgerung aller dieser Verfasser auf einer soliden Basis, würde es mehr als einen Junius gegeben haben. Aber was für alle gleich wahrscheinlich ist, ist gewiß für keinen. Zudem hängt Sprachähnlichkeit ab von Aehnlichkeit der Gesinnungen und der Ideen, und verbürgt folglich Niemandes Identität.

Wenn Burke, Dunning und Flood in dieser Debatte genannt worden, war es aus dem Grunde,

weil man sie für fähig hielt, wie Junius zu schreiben. Aber die Titel, welche man zu ihren Gunsten anführt, ertragen keine Diskussion. Burke's Verneinung besteht in ihrer ganzen Stärke so lange, bis man einen unbestreitbaren Gegenbeweis aufzustellen im Stande ist.

Dunning bekleidete ein öffentliches Amt, das eines General-Sollizitanten, wodurch alle seine Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, so daß ihm wahrlich keine Zeit übrig blieb, Briefe zu schreiben, wie die von Junius.

Heinrich Flood, Mann von Herz und Talent, war ein Schriftsteller, dessen Styl sich mehr durch Kraft als durch Geschmeidigkeit auszeichnet, der also in diesem Betrachte weit zurückstand hinter dem des berühmten Pseudonymen. Zudem brachte er den ganzen Sommer von 1768 in Irland zu, während Junius unausgesetzt schrieb, und in einem vom 12. Mai datirten Briefe auf eine Flugschrift antwortete, die am Morgen desselben Tages erschienen war. Dieser Umstand ist entscheidend.

Die Ansprüche der Anhänger Chesterfield's, Dyer's, Robert's und Whately's verdienen keine ernsthafte Widerlegung, weil alle diese Schriftsteller starben, bevor Junius zu schreiben aufgehört. Dr. Butler, den Wilkes, man weiß nicht aus welchem Grunde, auf's Tapet gebracht, muß ebenfalls beseitigt werden. Eine gewisse Vermuthung haftete auf Wilhelm Gerhard Hamilton, weil er einem Freunde den Inhalt eines Briefes von Junius mitgetheilt, bevor er im Druck erschienen war. Man erklärt aber diesen Umstand dadurch, daß er das Manuskript in Woodfalls

Buchdruckerei gesehen, und davon eine Abschrift genommen.

Was Gibbon, Wilhelm Jones, Greatrakes, de Lolme, Hollis, den Herzog von Portland, Rosenhagen, Stuart, Shelburne, Walpole, Barré, Wilkes und Wilmot anbelangt, so braucht man ihre Titel gar nicht in Rede zu stellen, und kann ihre Kandidatur als unstatthaft betrachten, weil sie auf bloße Voraussetzungen, ohne alle Beweise, beruhet.

Wir haben uns bis jetzt nur mit Beseitigung beschäftigt, und von 33 Kandidaten, die wir am Anfang aufgestellt, bleibt nur noch Karl Lloyd, Sekretär bei Lord Grenville. Dieser letzte, und der gegenwärtige Herzog von Buckingham, haben mehrmals versichert, daß sie das Wort dieses großen Räthsels kennten.

Vernünftigerweise kann man nicht zweifeln, daß der Verfasser der „Briefe", wer er auch sei, in Gemeinschaft der Grundsätze, und selbst in vertrauter Berührung gewesen mit Georg Grenville, und wenn es wahr ist, daß die Mitglieder dieser erlauchten Familie im Besitze des Geheimnisses des Verfassers sich befinden, gibt dieser Umstand den Vermuthungen ein großes Gewicht, nach welchen Karl Lloyd unter den Inspirationen des Vaters von Lord Grenville geschrieben hätte.

Es hat sich das Gerücht von Entdeckung wichtiger Papiere zu Eaton verbreitet, die das ganze Manuskript jener Briefe enthalten sollen, die jedoch durch Lord Grenville's Sorgfalt beseitigt oder vernichtet worden. Ist dies Gerücht gegründet, würde der Lord nicht für eigene Rechnung, sondern für die seines

Vaters arbeiten, indem er erst acht oder zehn Jahr alt war, als Junius zu schreiben aufhörte.

Georg Grenville war nicht blos Staatsmann, sondern auch Mann von Ehre und großer Thätigkeit, von Herzen dem Triumphe der Wahrheit ergeben, und immer bereit, seinen politischen Gegnern sich beizugesellen, oder von seinen Freunden sich abzuwenden, wenn es ihm zu Beförderung des allgemeinen Besten nothwendig schien. Junius hat ihn nie angegriffen, und es wäre ihm nicht möglich gewesen, gegen einen solchen Mann feindselig aufzutreten, ohne seine bis dahin behauptete Rolle zu verleugnen.

Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß des Publikums Ungewißheit über diesen Punkt endlich gehoben werden dürfte. Lord Grenville ist in sein dreiundsiebenzigstes Jahr getreten, und es läßt sich voraussetzen, daß wenn er bisher durch hohe Rücksichten zum Schweigen genöthigt gewesen, sein sterbender Mund sich öffnen wird, um ein Geheimniß zu entschleiern, das in seiner Familie jenen großen unbestimmten Ruhm feststellen würde, dessen Glanz den der erlauchtesten Namen verdoppeln müßte.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Hinrichtung zu Madrid.

Der Zug war auf dem Cebadaplatze angelangt, wo gewöhnlich die öffentlichen Hinrichtungen stattfinden, erzählt ein Reisender. In Mitte des Platzes ist ein laufender Brunnen, und auf beiden Seiten sind die Kirchen San Juan und San Millan. Die Horca (der Galgen) war schon früh Morgens aufgerichtet. Sie besteht aus zwei aufrechtstehenden starken Pfählen, worauf ein Balken ruht. Ihre Form ist die eines griechischen *Π*. An beiden Seiten sind Treppen, um hinauf zu steigen.

Eine Kompagnie Grenadiere hatte ein großes Viereck um den Galgen gebildet. Polizeibeamte in großer Menge hielten überdem das Volk im Zaum. Sehr viele anständig gekleidete Personen, besonders Frauen, waren ringsum an den Fenstern und auf den Balkonen. Längs den Häusern waren Grenadiere zu Pferde aufgestellt. Bei allem dem war das Gedräng nicht besonders groß.

Der Henker stieg eine der Treppen zum Galgen hinan, setzte sich wie zu Pferd auf den Querbalken, und befestigte seine Stricke daran. Indessen hob man den Verurtheilten von dem Esel, woran man ihn aus Vorsicht festgebunden, und setzte ihn auf die unterste Stufe der Treppe. Sein Beichtvater setzte sich neben ihn, und bedeckte ihm den Kopf mit seiner Kapuze, wonach er ihn aufforderte, zum letzten Male alle seine Sünden zu bekennen und zu bereuen.

Diese Szene dauerte nur einige Minuten. Der Mönch zog seine Kapuze zurück, und man erblickte das furchtbar bleiche Gesicht des Delinquenten, der kaum noch zu athmen schien. Die Brüderschaft der paz y caridad warf einen schwarzen Flor über ihr Kruzifix. Sogleich ergriff der Henker den Verurtheilten an der Schulter, setzte ihn ein wenig höher, und befestigte ihm eine starke Schlinge um den Hals, die er langsam und mit vieler Sorgfalt zurechtrückte. Er

ging sodann rückwärts die Treppe hinauf und zog den Andern, den er unter den Armen gefaßt, nach sich.

Der Mönch ging beiden Schritt vor Schritt nach, den Unglücklichen beständig ermahnend, dessen Augen bereits geschlossen waren, und der alle Besinnung verloren zu haben schien. Er drückte ihm dabei allaugenblicklich das Kruzifix auf den Mund.

Oben angelangt setzte sich der Henker auf des Verurtheilten Schultern, nahm dessen Kopf zwischen seine Beine, stemmte seine Füße zwischen jenes gebundene Hände, und ließ sich dabei die gehörige Zeit, um seine Verrichtung nach allen Regeln und Vorschriften in Ausführung zu bringen. Während dem forderte der Mönch den Halbtodten auf, sein Glaubensbekenntniß zu sagen, und als dieser es nicht mehr im Stande war, sagte er es selbst. Bei dem Worte su unico (seines einzigen Sohnes), welches das bestimmte Zeichen ist, gab sich der Henker einen gewaltigen Schwung, und riß den Missethäter mit sich von der Treppe hinunter. Dieser blieb an dem Stricke hängen, und wurde auf solche Weise erwürgt, wozu der auf seinen Schultern lastende Henker aus allen Kräften mitwirkte. In demselben Augenblicke begann die Glocke von San Millan zu läuten.

Der Nachrichter hatte dem Delinquenten zwar das Gesicht mit einem weissen Tuche bedeckt. Aber durch die Heftigkeit der Bewegung fiel dieses ab, und die Zuschauer konnten das gräßlich verzerrte, mit Blut unterlaufene Gesicht des Unglücklichen recht studieren. Gegen Abend fand sich die Brüderschaft der paz y caridad wieder ein, um den Leichnam abzunehmen, und ihn zu beerdigen.

Fortschritte der Phränologie in England.

Aus Deutschland verbannt, ihrer materialistischen Tendenz wegen, anfänglich mit großer Vorliebe in Frankreich aufgenommen, bald aber wieder vernachlässigt, hat sich die Phränologie oder Schädellehre endlich nach England geflüchtet. Dort hat sie viele enthusiastische Vertheidiger gefunden. Zur eigentlichen Wissenschaft erhoben, hat sie

dort ihre öffentlichen Vorlesungen, ihre Akademien und ihre Zeitschriften.

Bei Gall's Tode war die Mode der Phränologie schon vorüber in Frankreich, und erst in der neuesten Zeit scheint sie sich wieder ein wenig heben zu wollen. In England hat sie immer viele Anhänger gehabt, und ihr Erfolg geht steigend von Jahr zu Jahr. Gestehen muß man auch, daß Spurzheim, indem er diese Wissenschaft auf den britischen Boden verpflanzte, ihr einen religiösen Anstrich zu geben verstand, der den Ideen der Nation entsprach.

Es gibt jetzt in den vereinten Königreichen 28 Gesellschaften, welche ausschließlich zu phränologischen Nachforschungen gestiftet worden, nämlich 22 in England, 4 in Schottland und 2 in Irland. Indessen beschäftigen sich auch die meisten medizinischen Gesellschaften mit phränologischen Gegenständen, wie es überhaupt in England wenige wissenschaftliche Vereine giebt, von denen die Schädellehre nicht häufig in Beachtung gezogen würde. Das offizielle Organ aller phränologischen Gesellschaften Großbritanniens und Irlands ist das Edinburgh phrenological journal, wovon jeden Monat ein Heft erscheint. Chenenevitz, Dr. Combe und Makenzie haben gleichfalls geschätzte Schriften über diesen Gegenstand herausgegeben.

Es giebt bereits mehrere sehr bemerkenswerthe phränologische Sammlungen in den drei Königreichen. Die Gesellschaft in London hat bei 300 ausgezeichnete Menschenschädel. Die von Spurzheim hinterlassene Sammlung enthält deren zwischen 800 und 900. Deville hat ungefähr 5000 Schädel von Vögeln und verschiedenen andern Thieren zusammengebracht. Holme hat 300 bis 400 menschliche Schädel. Child besitzt dreihundert Gipsabdrücke von Schädeln berühmter Personen. Andere Sammlungen findet man bei Stark, in Norwich, zu Raslaw und zu Chatam.

Ursachen des fortdauernden Elends in Irland.

Nach einem ganz neuerdings von Norton herausgegebenen Werke, über den gegenwärtigen Zustand Irlands, beläuft sich das ganze Grundeinkommen dieser starkbevölkerten Insel auf 16 Millionen Pfund Sterling (192 Millionen rhein. Gulden). Von dieser Summe kommen dem Ackerbauer nur 3½ Penny (10 Kreuzer) täglich zu Gute. Er muß davon sich und seine Familie erhalten, die nicht selten aus 8 oder 9 Personen besteht. Kann man sich eine traurigere Lage denken?

Das Einkommen der abwesenden Eigenthümer, die davon keinen Heller in Irland ausgeben, ist nicht unter 4 Millionen Pf. St. (48 Millionen rhein. Gulden) und das der ebenfalls nicht in Irland wohnenden Geistlichen nicht unter anderthalb Millionen Pf. St. (18 Millionen rh. Gl.). Die Steuern und Zehnten verschlingen 5½ Millionen Pf. St. (66 Millionen rh. Gl.), wovon der größte Theil nach England übergeht. Die Armee, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung sich in Irland befindet, kostet dieser Insel ebenfalls 1,300,000 Pf. St. (15,600,000 rh. Gl.), und die Polizei 300,000 Pf St. (3,600.000 rh. Gl.). Rechnet man alle diese Summen zusammen, und nähert man ihr Gesammtergebniß dem des Einkommens, so findet man, daß jeder der 6 Millionen Ackerbauern, welche das Land bedecken, nicht mehr als 3½ Penny für sich und seine Familie übrig behält.

Mehr als tausend Personen (behauptet Norton) sterben jährlich Hungers in Irland, obgleich es für 8 Millionen Pf. St. (96 Millionen rh. Gl.) seiner eigenen Erzeugnisse jährlich ausführt. Während das Getreide in den Branntweinbrennereien aufgehäuft wird, und das Volk auf dem Lande kein Brot hat, leben die reichen irländischen Eigenthümer und Prälaten in London, Bath, Paris, Neapel, Rom, u. s. w. in Luxus und Ueberfluß, unbekümmert um die arme, elende Menge, welche ihren Reichthum hervorbringen muß. Auf ihren Befehl werden jahrein jahraus 7000 Individuen Schuldenhalber eingekerkert, und das Land

wird von Straßenräubereien und Brandstiftungen verheert, weil Hunger die ausgesaugte Bevölkerung nur zu oft zur Verzweiflung treibt.

Entdeckung merkwürdiger Alterthümer.

Man hat in Mitte Septembers d. J. zu Châlons-sur-Marne, in einem Hause, auf dem Grail-Platze, in einer Tiefe von 8 Fuß, bei 30 in einer gewissen Ordnung übereinander gelegte menschliche Todtengerippe ausgegraben. Neben denselben lag eine große Denkmünze von Bronze, mit dem Bildniß des Kaisers Hadrian, wie auch mehrere Metallstücke, die jedoch so verwittert waren, daß man ihre ursprüngliche Form nicht mehr erkennen konnte.

Einige Schritte nördlich von diesen Gebeinen, fand man zerbrochene Säulenknäufe mit Widderköpfen von feinkörnigem Wackstein, den Lockenkopf eines Kindes, von Stein, das Brustbild eines Jünglings, ein den Knäufen der gothischen Kreuzstocksäulen ähnliches Kapital oder Fußgestell, Alles von verschiedenartigem Styl. Die Steinart dieser Gegenstände ist von dunkler Farbe, und scheint aus einem Steinbruche herzurühren, der schon vor dem Bau der ältesten Kirchen von Châlons erschöpft, oder vielleicht vergessen worden.

Nach der durch das Zeugniß der Ortsgeschichte bekräftigten Volkssage, befand sich, nicht weit von dem Orte, wo man die Todtengerippe entdeckt hat, wie in der Nähe der Wohnung des Statthalters von Châlons, unter Klaudius I und Nero, eine von den Druiden dem Jungfrauendienste der Anhänger des Helus geweihete unterirdische Kapelle. Dahin begaben sich mit großem Pomp, am ersten jedes Monats, die Priester Apoll's und Jupiter's, um Waschungen vorzunehmen, Gebete zu verrichten, und vor einem Altar, worauf die Bildsäule eines jungen Frauenzimmers, mit einem Kinde auf den Aermen (Vorgängerin der Jungfrau Maria) stand, gereimte und ungereimte Verse herzusagen oder abzubeten. Auf dem Fußgestell dieser Bildsäule las man in goldenen Schriftzügen die Worte: Virgini parituræ Druides.

Vermuthlich reichen diese Architekturbruchstücke und Bildhauereien von einem frühern Style, als dem der christlichen Kirchen, her, insofern er nicht dem der Römer gleichkommt. So viel ist gewiß, daß die Steinart, deren man sich dabei bedient hat, jetzt nirgends mehr, selbst nicht in dem ältesten Gebäude von Châlons, gefunden wird. Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß sie sämmtlich aus der Druidenzeit herrühren mögen.

Neue britische Kolonie in der Südsee.

Die englische Regierung hat vor Kurzem von einem zwischen 50° und 53° südlicher Breite liegenden Archipel Besitz genommen, dem man den Namen Falkland beigelegt, und der früher, unter dem Namen der Maluinen, den Spaniern gehörte, von denen er jedoch nie kolonisirt wurde.*) Der Seefahrer Byron war der erste, der 1765 genau dieser Inseln Lage, wie ihre wirkliche Ausdehnung bestimmte.

Eine französische Niederlassung, St. Louis genannt, auf der östlichen Insel wurde 1767 von den Spaniern vernichtet, die 1774 auch die Briten aus einer andern kleinen Kolonie, im Egmonthafen, auf der Nordwestküste der westlichen Insel, vertrieben. Doch liessen sie selbst sich hier nicht nieder, und erst vor 9 Jahren schickte die Regierung von Buenos-Ayres einige Soldaten, unter Anführung eines Offiziers dahin, um die beiden großen Inseln zu besehen.

Ganz neuerdings hielt es das englische Kabinet für angemessen, eine feste Niederlassung in diesem Archipel zu begründen, und desselben sich zu bemächtigen, was auch am 10. Januar d. J. geschehen ist. Es wurde nun der Grund gelegt zu einer Kolonie, die alle Mittel erhalten soll, sich durch sich selbst zu vertheidigen, weshalb man ein Fort

*) Dieser Archipel besteht aus zwei großen Inseln, Ost- und West-Falkland, und aus etwa 90 kleinen Eilanden. Er wurde 1593 entdeckt, und erhielt 1683 von einem britischen Seefahrer seinen gegenwärtigen Namen. Er ist ungefähr 130 Stunden von der Küste Patagoniens entfernt.

erbauet, worin der Statthalter, nebst einer Garnison, seinen Sitz nehmen wird. Dies Fort ist nach den Regeln der neuesten Befestigungskunst angelegt, und mit dem erforderlichen Geschütz versehen.

Der Riesen-Koran.

Man hat vor Kurzem in Kalkutta ein ganz ausserordentliches Buch gesehen, das in Hinsicht seiner Größe und Dicke vielleicht nicht Seinesgleichen hat. Es ist ein Exemplar des Korans, geschrieben von Golam Mogundine, einem sehr frommen Muselmann, aus dem nordwestlichen Indien, und von seinen beiden Söhnen. Sie kommen von Peschaur, haben Murschedabad berührt, und begeben sich nach Mekka, um dort ihr Werk niederzulegen.

Die Buchstaben in diesem Buche sind beinahe 3 Zoll hoch. Das Buch selbst ist über einen Fuß dick, 4 Fuß 8 Zoll hoch, und 2 Fuß 8 Zoll breit. Der Text ist ganz allein von dem Vater geschrieben, der zu dieser Arbeit sechs Jahre gebraucht. Einer der Söhne hat zwischen den Linien eine Uebersetzung in persischer Sprache geschrieben. Kupferstiche bilden den Einband.

Das Buch wird von einem Kameel getragen, und liegt auf einem Art Pult, unter einem Traghimmel von karmesinfarbener Leinwand. Nimmt man es von dort herab, so wird es in einem großen Rahmen aufgestellt. Das Schloß, welches den hölzernen Deckel verschließt, wird alsdann geöffnet, und das Werk bleibt, bis zu dem Augenblick der Abreise, der Verehrung der Rechtgläubigen ausgesetzt.

Dampfschiffe auf dem kaspischen Meere.

Die russische Regierung hat den Entschluß gefaßt, auf dem mehr als zum Drittel ihr gehörigen kaspischen Meere, das jetzt ausschließlich nur von Fahrzeugen unter russischer Flagge beschifft wird, Dampfboote erbauen zu lassen, welche regelmäßig den Dienst zwischen Guriew, Astrakan, Torku, Derbent, und andern Hafenorten an den Küsten Persiens und der Tatarei versehen sollen. Ein solches Unternehmen

kann zu großen Resultaten führen Die Dampfschiffahrt wird die Verbindungen zwischen den verschiedenen Hafen sehr erleichtern, und dadurch gewiß einen heilsamen Einfluß ausüben auf die Zivilisirung der noch zum Theil halb barbarischen Länder, deren Küstensaum die ungeheure Wassermasse des kaspischen Binnenmeeres bespült.

Das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Die Kolonie des Vorgebirgs der guten Hoffnung, jetzt England gehörig, hat von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 200 Stunden, und eine Bevölkerung von 350,000 Seelen, wovon 1/8 oder 43,800 auf die Kapstadt, Hauptort des Landes, kommen. Die Streitkräfte, welche die Regierung hier hält, bestehen aus drei Regimentern, jedes von 600 Mann. Das 75. Linien- und das 72. schottische Regiment sind in der Stadt; das dritte Regiment ist im Innern des Landes. Es giebt ausserdem noch eine Artillerie-Kompagnie, und eine aus Eingebornen bestehende Schwadron reitender Jäger, wodurch die ganze bewaffnete Macht sich auf 2000 Mann beläuft.

Die Kapstadt ist in Amphitheaterform am Fuße des Teufels-, des Löwen- und des Tafelberges erbauet. Sie wird von diesem letzten beherrscht, dessen Form seinem Namen am meisten entsprechend ist. Alle Straßen sind schnurgrade, rechtwinkelig, meistentheils breit, gutgepflastert und mit zwei Reihen Eichen oder Tannen besetzt. Die Häuser sind zugleich zierlich und dauerhaft gebauet. Einige haben gewundene Schornsteine. An der Vorderseite der Gebäude sind Verzierungen von Kupfer oder Eisen angebracht, die bei den reichsten Eigenthürmen vergoldet sind.

Laufende Brunnen und Straßensteine zu demselben Gebrauch verbreiten frisches Wasser in alle Stadttheile. An öffentlichen Plätzen fehlt es nicht. Auf mehreren werden sehr reichlich versorgte Märkte gehalten. Der schönste und größte von allen ist der Börsenplatz, der von zu engen Tannenalleen umschlossen ist. Die Fleischschare ist hart am Meere. Rind- und Hammelfleisch sind vortrefflich, und

kosten zwischen 3 und 4 Kreuzer das Pfund. Fast alle Kauf- und Handelsleute wohnen im Mittelpunkte der Stadt, wo überhaupt der meiste Verkehr ist. Die Kaufladen rivalisiren in Luxus und Geschmack, sowohl in Rücksicht auf den Werth darauf gestellten Gegenstände, als auch ihrer Neuheit, Wahl und Frische. Die merkwürdigsten von allen sind die Magazine, wo man chinesische Erzeugnisse und englische Gold- und Silberarbeiten feilbietet.

Die Kapstadt hat sich in den letzten Jahren sehr vergrössert, wie überhaupt unter diesem glücklichen Himmelsstrich eine schnelle Entwickelung gewinnt. 1817 hatte die Stadt nur bei 16,000 Einwohner, worunter über 10,000 Neger- und Kaffernsklaven. 1832 überstieg die freie Bevölkerung schon 25,000 Seelen, während die Sklavenbevölkerung sich auf nicht ganz 19,000 Individuen belief. Die Einwohnerzahl in der ganzen Kolonie wurde 1827 auf 120,000 Seelen geschätzt und 1832 schon auf 350,000, wovon bei 80,000 Hottentotten, und 50,000 Sklaven aus dem Kaffernlande oder aus Madagaskar. Immerwährend erbauet man in der Kapstadt nicht blos einzelne neue Häuser, sondern ganze Stadtviertel, von welchen das am Fuße des Löwenberges sich am meisten auszeichnet. Eine große Zahl Briten, die einer ansteckenden Krankheit wegen die Morityinsel verlassen, haben sich hier niedergelassen, doch sind viele bald nachher gestorben, obgleich im Uebrigen das Klima auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung äusserst gesund ist.

Nahe am Meere sind sehr lange Gebäude, die man für Seilerwerkstätten oder Kasernen halten möchte, und die nichts als Weinmagazine sind, wo die großen Weinbergeigenthümer ihre Vorräthe aufbewahren. Man kann sich einen Begriff machen von der Größe dieser Magazine, wenn man weiß daß jedes im Durchschnitt zwischen 100 bis 200 große Fässer und bei 400 bis 500 kleinere enthält. Der beste Kapwein ist der von Konstantia, einem bedeutenden Landgute in einiger Entfernung von der Stadt. Der Weg dahin führt zwischen dem Teufels- und Tafelberge hindurch. Er ist äusserst angenehm und aussichtsreich. Auf Mitte Weges, etwa anderthalb Stunden von der

Stadt, ist Van Reenen's große Bierbrauerei, die einem Schlosse nicht unähnlich ist.

Es giebt drei Weinberge, die den Namen Konstantia tragen, nämlich der große, der kleine und der obere. Man behauptet allgemein im Lande, daß der von diesem letzten erzeugte Wein der beste sei, weil er die günstigste Lage und den entsprechendsten Boden habe. Im Weinberg Ober-Konstantia ist dieser letzte leicht und staubartig. Die Reben sind niedrig, haben keine Stützen, werden sonst aber gut gepflegt. Dieser Berg gehört dem Neffen des Bierbrauers Van Reenen, in dessen Kellern eine fast übertriebene Reinlichkeit herrscht.

Die St. Simonisten im Gefängniß.

Man weiß, daß gröblicher Verletzung gegen die öffentliche Moralität, sowohl durch ihre Lehren, Predigten und Grundsätze, als durch ihr sogenanntes Familienleben zu Menilmontant, in Paris, und ihrer Aufforderungen an das weibliche Geschlecht wegen, die vorzüglichsten „Apostel" der Sekte St. Simons, durch einen Urtheilsspruch des Zuchtpolizeigerichtes, zu sechsmonatlicher Einsperrung verurtheilt worden. Ihr Leben im Gefangenhause Sainte-Pélagie ist sonderbar genug.

Enfantin, der Vater, wie er sich nennt, trägt einen schwarz sammetnen Mantel, besetzt mit schönem grün und weissen Pelzwerk, eine hohe rothe Sammetmütze, schwarze Hosen und gelbe Sandalen. Auf seinem weissen Brustlatz lieset man die rothgestickten Worte: le Père (der Vater). Sein mit wohlriechender Pomade gesalbter Bart ist lang und dick. Michael Chevalier, der Höchste nach der Père, trägt ebenfalls eine Faltenmütze von rothem Sammet. Sein Bart ist lang. Sein veilchenblauer Mantel ist mit Hermelin besetzt. Seine Hosen sind hochroth, wie die der französischen Linientruppen.

Der erhabene Vater (le père suprême) lebt äusserst zurückgezogen in seinem Zimmer. Der Apostel Chevalier dagegen zeigt sich häufig, und wird von den politischer

Vergehen wegen Verhafteten immer sehr freundschaftlich begrüßt. Sobald der Vater erscheint, ziehen die Republikaner ehrfurchtsvoll ihre rothen Jakobinermützen vor ihm ab. Man versichert, das Gefängniß der St. Simonisten sei sehr reich möblirt. Jeden Abend empfangen sie, ohne Unterschied der Meinung, alle verhafteten Politiker, und bedienen Jeden nach seiner Kapazität mit — warmem Punsch.

Mystifikation der pariser Polizei, durch den Herzog Karl von Braunschweig.

Man kennt die Geschichte, oder das Mährchen, von dem berühmten Hexenmeister Philadelphia, dem Friedrich der Große den Befehl hatte zukommen lassen, binnen 24 Stunden Potsdam zu räumen, und der Punkt zwölf Uhr, am hellen Tage, den Berichten sämmtlicher wachthabenden Offiziere zufolge zu allen Stadtthoren hinausgefahren.

Der Herzog Karl von Braunschweig, über dessen Verweisung aus Frankreich, wie über die wahrscheinlichen Ursachen dieser Maßregel, wir unsere Leser im ersten Theile dieses Jahrgangs umständlich unterrichtet haben, hat dies Kunststück Philadelphias noch übertroffen. Er ist von der Polizei am 18. September 1832 in seiner Wohnung zu Paris aufgehoben, und ohne Aufenthalt bis nach Orbe, im Kanton Waat, in der Schweiz, gebracht worden. Demungeachtet ist es jetzt unwiderleglich erwiesen, daß er Paris, seit er nach seiner Entthronung dahingekommen, nie verlassen. Wie ist nun das möglich?

Die drei vom Polizeipräfekten Gisquet, zur Translozirung des Herzogs, abgeordneten Personen, der Gendarmeriekommandant Laverderie, der Officier de paix Hébert und der Gendarmerielieutenant Dreymüller, kannten den Prinzen ziemlich genau. Schon früher mit seiner Beobachtung beauftragt, hatte Hebert oftmals Gelegenheit gehabt, ihn ganz in der Nähe zu sehen, seine Haltung, sein Benehmen zu studieren; zudem hatte er seine

sehr genaue Personenbeschreibung, und konnte sich demnach nicht irren. Hebert und Dreymüller begleiteten überdem das Individuum, welches sie als den Herzog Karl, in dessen Schlafzimmer, aufgehoben, und nach einigem Sträuben höflich in die Postkutsche gebracht, bis nach der Schweiz, ohne die geringste Vermuthung zu haben, daß ihr gezwungener Reisegefährte ein Anderer sei, als der Prinz.

Und doch war dem also. Das Individuum, welches man für den Herzog Karl hielt, und mit aller ihm gebührenden Achtung über die Grenze spedierte, war Niemand anderes, als ein Kammerdiener des Prinzen, der eine gewisse Aehnlichkeit im Wuchs, wie in den Gesichtszügen, mit ihm hatte, und der, wie man versichert von Geburt ein „Gaskonier" ist.

Dieses Menschen bemächtigten sich die Abgeordneten des Polizeipräfekten zu Paris, und fuhren mit ihm über Stock und Stiel der Schweiz zu, während der wirkliche Herzog Karl ganz ruhig zu Paris blieb, und so lange in den Wohnungen verschiedener Deputirten von der Opposition sich verborgen hielt, bis er endlich seine Anwesenheit durch den Ankauf eines schönen Hauses, und durch ein Geschenk von 10,000 Franken (dessen Zinsen jedoch nur verwendet werden sollten) zum Besten der Armen des neunten Arrondissements, worin sich sein neues Eigenthum befindet, beurkundete.

Man erzählt, daß bei der Ankunft des Pseudoherzogs in der Schweiz, derselbe von mehreren Legitimisten, Ultras und Aristokraten auf die ehrfurchtsvollste Weise bewillkommt worden. Einige Berner Oligarchen, die sich noch in ihren Landhäusern zu Petit-Berne (Valeyres), einem ½ Stunde nordwestlich von Orbe gelegenen Dorfe, befanden, begaben sich, auf das Gerücht von des Herzogs Ankunft in dieser Stadt, in aller Eil nach dem Gasthof zum Wilhelm Tell, wo Seine quasi Durchlaucht abgestiegen war, um dieselbe pflichtschuldigst und allerunterwürfigst zu bewillkommnen.

Zwei oder drei von ihnen, die ein wenig deutsch zu sprechen im Stande waren, haranguirten den angeblichen

Prinzen in der Sprache Schillers und Göthe's, von welcher das Kind von der Garonne kein Wort verstand, weshalb es die Ex-Exzellenzen sans façon spazieren schickte.

Um indessen der Erneuerung einer ähnlichen Verlegenheit zu entgehen, machte der Pseudoherzog sich über Hals und Kopf aus dem Staube, und ließ sämmtliche Legitimisten, Jesuiten und Kackerlacken mit offenen Mündern stehen. Er verschwand, ohne daß man zu entdecken vermochte, was aus ihm geworden.

Man weiß jetzt, daß er, schon im Voraus mit einem Passe versehen, durch die Jurathäler, wahrscheinlich über Sainte-Croix, les Verrieres und Mortau sich nach Besançon, oder durch das Jouxthal, les Rousses und Morey, nach Salins begeben, wo er sich in die Diligenz gesetzt, und von seiner gezwungenen Spazierreise nach der Schweiz, gemächlich nach Paris zurückgekehrt, wo er nach wie vor bei dem wahren Herzog Karl von Braunschweig, seine bescheidenen Geschäfte als Kammerdiener verrichtet.

Inhalt des neunten Theiles.

Seite

Die konstitutionellen Fortschritte in den preussischen Staaten - - - - - - - - - - - - - - - 3

Einige der neuesten authentischen Berichte über Japan 31

Die Angelegenheiten Portugals unter ihren gegenwärtigen Verhältnissen - - - - - - - - - - - 51

Eigenthümlichkeiten des englischen und des französischen Karakters - - - - - - - - - - - - - 71

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich - - - - 86

Karakter und Privatleben Göthe's. (Erste Mittheilung) 109

Die bisherigen Entdeckungen im Innern Australiens. (Erste Mittheilung.) - - - - - - - - - - 123

Reise auf dem Genfersee - - - - - - - - - - 139

Das Merkwürdigste in der neuesten ausländischen Literatur - - - - - - - - - - - - - - - 156

Verbindung zwischen England und Ostindien, durch das mittelländische und rothe Meer, vermittelst der Dampfschifffahrt - - - - - - - - - - - 172

Ein Besuch im Irrenhause Bedlam, zu London - - 179

Geschichte der eingebornen Indianerstämme Nordamerikas. (Letzter Artikel.) - - - - - - - - - - 192

Verbindungskanal zwischen dem stillen Meere und dem atlantischen Ozean, und zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere - - - - - - - 209

Wer ist der eigentliche Verfasser der Briefe von Junius? 217

Mannigfaltigkeiten.

Eine Hinrichtung zu Madrid - - - - - - - - - 227

Fortschritte der Phränologie in England - - - - - 228

Ursachen des fortdauernden Elends in Irland - - - 230

Entdeckung merkwürdiger Alterthümer - - - - - - 231

Neue britische Kolonie in der Südsee - - - - - - 232

Der Riesen-Koran - - - - - - - - - - - - 233

Dampfschiffe auf dem kaspischen Meere - - - - - - 233

Das Vorgebirg der guten Hoffnung - - - - - - - 234

Die St. Simonisten im Gefängniß - - - - - - - - 236

Mystifikation der pariser Polizei durch den Herzog Karl von Braunschweig - - - - - - - - - - - - 237

Münzabdrücke zu verkaufen.

Eine Sammlung von ungefähr zehntausend Münzabdrücken in Gips, welche in zwei elegant gearbeiteten Schränken von Nußholz, jeder mit 42 Schubladen sich befindet und an denjenigen Liebhaber überlassen werden soll, welcher bis zum ersten Januar 1834 (bis zu welchem Termin die Frist hiermit erstreckt wird) das höchste Gebot abgibt, — ist in Darmstadt zu verkaufen. Die Gebote sind an die mit dem Verkaufe beauftragte Kunst- und Verlagshandlung von C. W. Leske daselbst zu adressiren. Das vollständige Verzeichniß ist durch jede Kunst- und Buchhandlung Deutschlands und des Auslandes zu erhalten.

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1833.

Zehnter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Zehnter Theil.

Aarau 1833.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Die neuesten Entdeckungen in Nähe des Südpols, oder Erkennung des großen Austral-Festlandes.

Die Brigg Tula, von 148 Tonnen Last, den HHrn. Enderby, in London, gehörig, befehligt von John Biscoe, Offizier der königlich britischen Marine, ging den 14. Juli 1830 von England unter Segel. Ihre Bestimmung war die Südsee; ihr Zweck der Robbenfang. Der Kapitän hatte jedoch auch den speziellen Befehl erhalten, sich zu bemühen, wo möglich neue Entdeckungen unter den hohen Austral-Breitegraden zu machen. Das Fahrzeug war vollkommen mit Allem versehen, was eines solchen Unternehmens Erfolg sichern konnte, weshalb ihm noch der Kutter Lively, als Geleitsschiff beigesellt worden.

Die beiden Schiffe, nachdem sie bei den Inseln des grünen Vorgebirges angelegt, um Salz einzunehmen, erreichten am 8. November die Falklandsinseln *), verproviantirten sich daselbst, erneuerten ihren Wasservorrath, und schlugen am 27. die Richtung gegen die Sandwichinseln ein **).

*) Seit Anfang dieses Jahres ist auf Westfalkland, am Egmonthafen, eine englische Kolonie gegründet worden. Man sehe die Mannigfaltigkeiten.

**) Es gibt deren fünf große und mehrere kleinere. Sie liegen unter 59° 30′ südlicher Breite, und sind beständig mit Schnee bedeckt.

Aller Aufmerksamkeit ungeachtet, konnte man die Auroraінsel nicht bemerken, welche die spanischen Karten unter 53° 15′ südlicher Breite, und 47° 57′ westlicher Länge von Greenwich andeuten. Den 10. Dezember begegnete man, unter 49° 14′ West sehr vielen schwimmenden Eisbergen, zwischen denen die beiden Schiffe sich aus dem Gesichte verloren. Erst den 14. trafen sie wieder zusammen.

Den 20. entdeckte man, unter 58° 55′ West, eine Insel, deren Oberfläche nur aus nackten, mit Eis und Schnee bedeckten Felsen bestand. Das Wetter war so düster, daß man die Gegenstände kaum zu unterscheiden vermochte. Man unternahm es nicht, zu landen, segelte weiter gegen Süden, und erblickte Tags darauf eine andere, der ersten ganz ähnliche Insel. Auf den Karten heißt die erste Montague, die zweite Bristol. Nach Biscoe liegen sie jedoch 50 Meilen (17 Stunden) weiter gegen Westen. Der Thermometer stand auf 29° Fahrenheit (— 1° 33 Réaumür) in freier Luft, und auf 31° (— 0° 44) im Wasser. Ein drittes Eiland, die Friesland-insel, wurde im Süden, und eine vierte im Norden der andern gesehen.

Alle in den folgenden Tagen unternommenen Versuche, gegen Süden und Westen vorzudringen, wo, allen Anzeichen zufolge, Land sein mußte, waren vergebens. Bald dehnte sich ein ununterbrochenes Eisfeld vor den Schiffen aus, bald waren die Buchten in demselben in geringer Tiefe verschlossen, weshalb man wieder umkehren mußte. Glücklicherweise ging die See nicht hohl, selbst wenn der Wind stark aus Westen blies. Den 29., wo man sich unter 59°

11′ Süd, und 24° 22′ Weſt befand, ſprang der Wind nach Südweſt um, und wurde äuſſerſt ungeſtüm, weßhalb man ſich in öſtlicher Richtung entfernen mußte.

Den 5. Januar 1831 ſchiffte man längs einer großen Eisfläche. Den 7. war man unter 59° 35′ Süd, und 20° 21′ Weſt. Man unterſuchte jede Oeffnung, in der Hoffnung einen Durchgang gegen Süden, und weiterhin offenes Meer zu finden. Am Abend mußte man dieſe Hoffnung aufgeben. Aus dem Maſtkorb konnte man eine Strecke von 20 Meilen (7 Stunden) in allen Richtungen überſehen, und überall erblickte man nichts als feſtes Eis. Das Wetter war ſo hell, daß man jedes nur irgend etwas erhöhte Land in einer Entfernung von 80 bis 90 Meilen (30 Stunden) gewiß geſehen haben würde.

Biscoe wunderte ſich ſehr, keine lebendige Weſen an und auf dieſem Eiſe zu bemerken, ſelbſt keine Fettgänſe (Pinguinen), die unter dieſem Himmelsſtrich doch ſonſt ſo häufig ſind. Nur zwei oder drei kleine Sturmvögel waren den Schiffen gefolgt. Dieſer Umſtand ließ ihm vermuthen, wie das Eis, welches er vor Augen habe, im Meere ſich gebildet. Die Temperatur des Waſſers war 30° (— 0° 89) und die der Luft 31° (— 0° 44). Doch bemerkte man ſtarke Anzeichen von Eis gegen Südweſt.

Vom 7. bis zum 16. Januar ſegelte man immer gegen Oſten. An dem letzten Tage war man unter 59° 16′ Süd, und 7° 14′ Weſt. Der Wind hatte faſt beſtändig aus Süden gewehet. Zweimal war er nach Südweſt umgeſprungen, wobei die Wellen immer ſehr hoch gingen, wie wenn man ſich mehr und mehr

vom Lande entferne. Zeitweis sah man Eisberge, und bei einer Gelegenheit 57 auf einmal.

Am 16. war die Wärme des Wassers 34° (+ 0°89), die der Luft 45° (+ 5°77) im Schatten, und 54° (+ 9°78) in der Sonne, was der Schiffsmannschaft sehr angenehm war. Der Wind sprang nach Ost um, weshalb die Schiffe gegen Südost, zwischen Eisbergen und schwimmenden Eisschollen vordrangen. Den 20. bemerkte man zwei kleine Sturmvögel und einen Albatroß (Schiffsvogel). Es war der erste, den man seit der Breite von Südgeorgien (54° — 55° Süd) gesehen.

Den 21. erreichte man 66° 16′ Süd, und 0° 24′ West. Die Luftwärme war 38° (+ 2°66) im Schatten. Man wurde nirgends Eis ansichtig. Leider schlug der Wind wieder nach Süd und Südost um. Die Anzeichen eines festen Landes, auf dieser Seite, waren sehr stark. Verschiedene Gattungen Sturmvögel flogen nach allen Seiten.

Den 23. Wind aus Südsüdwest stosweis. Das Wasser eben und manchmal farbenlos. Dieselben Vögel um den Schiffen. 67° 42′ Süd, und 3° 31′ Ost. Luftwärme 35° (+ 1° 33). Das Eis begann von Neuem sich zu nähern, und der Wind blies ziemlich anhaltend aus Südost.

Den 27. befand man sich unter 68° 1′ südlicher Breite, und 10° 7′ östlicher Länge. Die Lufttemperatur war 31° und die des Wassers 34° (+ 0° 89). Der Wind aus Ostsüdost war sehr stark, und das Meer ging hoch. Es schneite den ganzen Tag. Man stieß an einige Eisinseln, oder vielmehr an den Rand eines großen durchbrochenen Eisfeldes. Von den

wenigen Vögeln, waren die meisten Fettgänse. Sie ruheten auf den Eisbergen. Man war großen Gefahren ausgesetzt; doch drang man beharrlich weiter gegen Südost vor.

Den 1. Februar. Breite 68° 51′ Süd, Länge 12° 22′ Ost. Luftwärme 30° (— 0° 89). Ein Seekalb wurde in Nähe des Lively gesehen. Mehrere Seevögel umflatterten die Schiffe. Von Zeit zu Zeit glaubte man Landvögel zu erblicken. Das Wasser war heller; doch konnte man nirgends Land bemerken, auch fand man in der See keinen Grund. Den 4. waren die Anzeichen noch auffallender, und mehr als einmal glaubte man Land zu sehen. Aber selbst unter diesem Meridian war Biscoe seiner Sache nicht gewiß, und da das Eis unaufhaltsam gegen Norden schwamm, wurde man nothwendigerweise damit fortgezogen.

Den 8., Mittags, war man unter 67° 12′ Süd, und 27° 15′ Ost. Die Temperatur des Wassers und der Luft war 33° (+ 0° 44), und die der letzten in der Sonne 84° (+ 23° 11). Der Wind sprang nach Ostsüdost um, und blies mehrere Tage mit Heftigkeit. Das Meer ging hohl. Der häufigen Eisberge wegen, waren die Schiffe großen Gefahren ausgesetzt. Demungeachtet beharrten sie auf ihrer Richtung gegen Osten.

Den 17. befanden sie sich unter 66° 44′ Süd, und 38° 5′ Ost. Am 9. durchschnitten sie den von Cook 1773 verfolgten Weg, und fanden das Eis beinahe auf derselben Stelle, wo dieser berühmte Seefahrer es gelassen.

Den 25. entdeckte man endlich sehr genau das

Land unter 66° 2′ südlicher Breite, und 49° 54′ östlicher Länge. Des Wassers Wärme war 30° (— 0° 89). Mehrere Eisinseln zeigten sich ebenfalls hier und da, und verbargen nach und nach so sehr das Land, daß man es gänzlich aus dem Gesichte verlor. Es waren hier sehr viele Fettgänse und Robben. Auch ein junger Meerelephant wurde bemerkt. Der Saum des festen Eisfeldes war beinahe so hoch als das Vorgebirg North-Foreland, auf der Küste von Kent, in England, und hatte überdem eine große Aehnlichkeit mit demselben.

Erst den 27. sah man wieder eine beträchtliche Landstrecke, unter 65° 57′ südlicher Breite und 47° 20′ östlicher Länge. Doch war sie in der Nähe von Eisfeldern umschlossen. Luftwärme 22° (— 4° 44); Wasserwärme 30°. Zum ersten Male zeigte sich ein Südlicht. Es schien vom Pol her wie aus einer Oeffnung emporzuschlagen *).

„Von Zeit zu Zeit," sagt Biscoe, „schlugen lange Lichtstreifen stosweis über uns auf, in der Gestalt schöner Säulen. Sie verwandelten sich sodann plötzlich in einen großen Vorhang, der des Gesichtskreises ganzen südlichen Theil bedeckte, worauf sie wieder schlangenförmig die Hemisphäre durchzuckten. Sie schienen häufig nur einige Ellen über uns zu sein, und befanden sich auf jeden Fall in unserm Dunstkreise. Es war das prachtvollste Phänomen dieser Art, welches ich je gesehen, und obgleich unser Fahr-

*) Diese Beobachtung bestätigt unsere vernunftgemäße Voraussetzung in dem Artikel: „Wahrscheinliche Bildung der Pole, in Bezug auf die gegen dieselben gerichteten Expeditionen," im fünften Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

zeug sich in großer Gefahr befand, des heftigen Windes und der vielen es umringenden Eisschollen wegen, konnte ich die Mannschaft doch nicht vermögen, sich mehr mit dem Dienste zu beschäftigen, als in die Höhe zu blicken."

Man gab sich alle-Mühe, dem entdeckten Lande sich zu nähern, und war der größten Gefahr ausgesetzt, eines starken Windstoßes wegen, der sich den 5. März erhob, und sich dergestalt verstärkte, daß er bis zum 7. ein vollständiger Orkan wurde. Beide Schiffe verloren sich aus den Augen. Die Tula litt bedeutenden Schaden, und mehrere Matrosen wurden, der schneidenden Kälte wegen, sehr krank.

Des Windes Richtung war zwischen Ostnordost und Nordost, und als man am 8. eine Beobachtung anstellen konnte, erkannte man, daß man um 120 Meilen (40 Stunden) gegen Nordnordost verschlagen worden. Man segelte nun von Neuem gegen Südost, und den 16. erblickte man wieder dieselbe Erde unterm 49. Längegrade.

Man erkannte ein Vorgebirg, das man schon früher gesehen, und nannte es Kap Anna. Während einigen Tagen bemühete man sich unabläßlich, sich ihm zu nähern, doch immer vergebens. Gesundheit und Kraft der Schiffsmannschaft verminderten sich so rasch, daß es durchaus nothwendig wurde, ein günstigeres Klima aufzusuchen. Man war auch sehr besorgt um den Lively, den man seit dem 6. nicht mehr gesehen, und der aller Wahrscheinlichkeit nach, falls er dem Windstos entgangen war, sich gegen Van Diemensland gewendet hatte.

Den 6. April, nach dreiwöchentlichen Mühseligkei-

ten, beschloß Biscoe ebenfalls denselben Weg einzuschlagen. Er hatte der Küste, die er Enderbyland nannte, sich nie mehr als auf 20 bis 30 Meilen (7 bis 10 Stunden) nähern können.

Den 7. Mai ging er im Gewässer des Derwent vor Anker. Zwei Matrosen waren gestorben. Die übrigen waren so schwach, daß alle Arbeiten nur von den drei Offizieren, einem Matrosen und einem Schiffsjungen besorgt werden mußten. Während der ganzen Zeit, vom 6. April bis zum 7. Mai, waren fast alle Nächte, ausgenommen wenn das Südlicht sich zeigte, so finster, daß man bei Anbruch der Nacht alle Segel beilegte, und erst am Morgen die Reise fortsetzte. Die Winde waren, vom 60. Grade abwärts, äusserst veränderlich.

Der Lively fand sich erst im August wieder bei der Tula ein. Er war genöthigt gewesen im Philippshafen, auf der Küste von Neusüdwales anzulegen. Beide Schiffe gingen am 10. Oktober 1831 wieder in See. Sie verweilten längs Neuseeland (34^0 30′ — 46^0 45′ südlicher Breite), und zwischen den Chatam- und Bountyinseln, des Robbenfanges wegen, bis zum 4. Januar 1832. Ihr Fang war nur sehr mittelmäßig. Sie gingen sodann gegen Südost unter Segel. Die einzige geographische Bemerkung, welche Biscoe während dieser Zeit machte, bestand darin, daß die Bountyinseln sich nicht unter 179^0 6′ Ost, sondern unter 178^0 26′ Ost befinden.

Man war gesonnen, bei den Nimrodinseln, unter 56^0 3′ südlicher Breite, und 157^0 50′ westlicher Länge, anzulegen. Aber man suchte sie vergebens, und Biscoe behauptet, daß sie nicht in der Lage

existiren, welche man ihnen angedeutet. Das Wasser an dieser Stelle schien farbenlos, und man glaubte auf einer Sandbank zu sein; doch fand man keinen Grund.

Den 14. Januar bemerkte man unter 56° 26′ Süd, und 156° 48′ West mehrere Vögel, und viel schwimmendes Seegras. Man wurde hier auch von Schnee mit sich führenden Stoßwinden aus Süden getroffen.

Den 28. gerieth man, unter 60° 45′ Süd, und 132° 7′ West, auf einige Eisberge. Die mittlere Luftwärme war 37° (+ 2° 22). Den 31. erblickte man bei hundert dieser Eisberge zu gleicher Zeit. Die Wolken waren sehr niedrig, dicht und beständig im Südwesten, wie wenn Land auf dieser Seite sei. Da jedoch der Wind nach Nordost umsprang, der Barometer sehr fiel, und andere Anzeichen einen Windstos verkündeten, hielt man es nicht für angemessen, diese Nachforschung weiter fortzusetzen.

Den 3. Februar, unter 65° 52′ Süd, und 114° 9′ West, beobachtete man das Phänomen eines Eisberges, der, ganz in der Nähe der Tula, mit einem donnerähnlichen Geschmetter sich zerschellte. Das Meer bedeckte sich sogleich mit Eisbrocken, und von der ursprünglichen Masse blieb nur ein kleiner Kern übrig.

Den 12. sah man, unter 66° 27′ Süd, und 81° 50′ West, sehr viele Vögel, wie Fettgänse, Albatroß und Sturmvögel, auch mehrere Wallfische von zwei Gattungen (hump whale, knorriger Wallfisch und Finned blake whale, Finnfisch). Vom Verdeck konnte man wenigstens 250 Eisinseln zählen.

Den 13. wurde man in Ostsüdost das Land wie-

der ansichtig, doch nur in großer Entfernung, unter 67° 1′ Süd, und 71° 48′ West. Man setzte alle Segel aus, um sich ihm zu nähern. Am andern Morgen unterschied man, daß es eine Insel sei, der man den Namen Adelheid gab, zu Ehren der Königin von England. In den nächstfolgenden 14 Tagen überzeugte man sich, daß es die westlichste sei von einer Inselreihe, die sich von Ostnordost nach Westsüdwest zieht. Sie befindet sich vor einem hohen Lande, das man seitdem Grahamland genannt, und das Biscoe für sehr ausgedehnt hält. Die ganze Inselkette hat später den Namen Biscoe's Range erhalten.

Die Adelheidsinsel gewährt einen sehr imposanten und sehr schönen Anblick. Einer ihrer Berggipfel erhebt sich bis in die Wolken, und bald gewahrt man ihn unter bald über denselben. Eine niedrigere 4 Meilen (1⅓ Stunden) lange Bergreihe, die sich von Nord gegen Süd zieht, ist auf dem Gipfel nur leicht mit Schnee bedeckt, während an ihrem Fuße sich ein so glänzendes Eis- und Schneefeld befindet, daß man davon geblendet wird. Sein Abhang ist gegen das Meer, wo es 10 bis 12 Fuß hoch steil abgerissen, und in allen Richtungen, auf eine Strecke von 600 bis 900 Fuß von tiefen Spalten durchbrochen ist.

In einer Entfernung von 3 Meilen (1 Stunde) vom Lande, konnte man mit einer 250 langen Leine keinen Grund finden. Ueberhaupt ist die Meerestiefe in Nähe aller dieser Inseln sehr beträchtlich. Eine derselben, die Pittsinsel, unter 66° 20′ Süd, und 66° 38′ West, hat mehrere Buchten, und bildet mit dem dahinter befindlichen Festlande einen sichern Ha-

fen, dessen Grund jedoch felsig ist. Kein lebendiges Thier wurde auf den Inseln gefunden. Man sah nur wenige Vögel, obgleich sie in geringer Entfernung sehr häufig waren.

Den 21. Februar gelang es Biscoe zu landen auf dem, was er „das große Australland“ nennt, und wovon er förmlich Besitz im Namen Großbritanniens nahm. Der höchste Berg, den er bemerkte, erhielt den Namen William (Wilhelm), nach dem König von Großbritannien, und der erhabenste nach diesem wurde Moberlyberg genannt, zu Ehren des englischen Schiffskapitäns Moberly.

Man befand sich in einer tiefen Bucht, wo das Wasser so ruhig war, daß, wären dort Robben gewesen, die Fahrzeuge mit Leichtigkeit ihre Ladung hätten vollständig machen können, weil man längs der Küste ihrer ohne Mühe sich zu bemächtigen im Stande gewesen wäre. Des Wassers Tiefe war ebenfalls beträchtlich. Man fand nur Grund mit einer 20 Klaftern langen Leine, und zwar hart am Ufer. Die Sonne schien so warm, daß der Schnee auf allen Felsen am Meere schmolz, was um so mehr ihre vollkommene Einsamkeit heraushob. Der Williamsberg befindet sich unter 64^0 45′ südlicher Breite, und 65^0 5′ westlicher Länge.

Von dem großen Australlande segelte Biscoe gegen die Inseln von Südschettland, an deren Küsten er sein Steuerruder verlor, und wo er beinahe Schiffbruch litt. Nachdem er wieder Falkland berührt, in dessen Nähe er abermals vom Lively getrennt wurde, begab er sich nach der St. Katharineninsel, an der Küste von Brasilien, wo er er-

fuhr, daß sein Geleitsschiff an der Insel Mackay, zum Falklands-Archipel gehörig, gescheitert sei. Doch hatte sich die Mannschaft gerettet, und war von einem Kreuzfahrer von Monte-Video aufgenommen worden.

Seitdem ist der Kapitän Biscoe nach England zurückgekehrt. Folgende allgemeine Bemerkungen ergeben sich aus seinen Entdeckungen und den von ihm angestellten Beobachtungen:

1. Unter den sehr hohen Breitegraden, wenn man innerhalb der Eisfelder sich befindet, wehen die Winde fast beständig gleichförmig aus Süden, und gehen nach Südost und Ostnordost über, was einem Fahrzeuge entgegengesetzt ist, das von West nach Ost geht. Biscoe empfiehlt, in Zukunft alle Unternehmungen dieser Art in der entgegengesetzten Richtung zu unternehmen, d. h. von Ost nach West.

Ausserhalb des Eises weheten die Winde beinahe ununterbrochen aus Westen. Man hat also immer einen günstigen Wind, falls man, wie die Tula, sich in der Nothwendigkeit befindet, einen Zufluchtsort suchen zu müssen, um das Schiff auszubessern. Dieser Umstand kann für spätere Seefahrer unter diesem Himmelsstrich vom größten Nutzen sein.

2. Das Südlicht zeigte sich nicht regelmäßig, sondern nur von Zeit zu Zeit, und immer stosweis. Oft war es ausserordentlich stark, und in diesem Fall folgte übles Wetter darauf. Man bemerkte nicht, daß es die geringste Wirkung auf die Magnetnadel machte.

Im Allgemeinen ist die Entdeckungsreise des Kapitäns Biscoe von nicht gemeiner Wichtigkeit. Er hat ein neues Beispiel gegeben von der geduldigen,

unerschrockenen Beharrlichkeit der englischen Seefahrer, mitten in den allerentmuthigendsten Schwierigkeiten. Seine Bemühungen, wie die seiner Gefährten, sind nicht unbelohnt geblieben. Zwei bedeutende Entdeckungen sind, in großer Entfernung eine von der andern, gemacht worden, beide unter der höchsten Australbreite, bis zu welcher man, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, bis jetzt gelangt ist, oder unter welcher man festes Land bemerkt hat.

Diese Entdeckung bestätigt auch unsere Voraussetzung, über das Dasein eines festen Erdkerns an beiden Polen, was wir in dem vorangedeuteten Artikel: „Wahrscheinliche Bildung der Pole u. s. w.," umständlicher in Rede gestellt haben. Es läßt sich jetzt nicht mehr abstreiten, daß ein Australfestland wirklich vorhanden sei, eben so wenig als die Existenz des Nordpolkontinents, der in der großen Halbinsel Grönland bis zum 60. Breitegrade herabreicht, sich bezweifeln läßt. Man muß demnach in Zukunft nicht mehr fünf Erdtheile annehmen, sondern sieben.

Die Herren Enderby haben den Entschluß gefaßt, unverweilt eine neue Expedition gegen den Südpol zu Stande zu bringen, und derselben Leitung abermals dem Kapitän Biscoe zu übertragen. Wir erfahren so eben, daß er schon wieder zu seiner wichtigen Bestimmung unter Segel gegangen ist.

Um ihm für seine bisherigen Entdeckungen ihren Beifall zu bezeugen, und zu fernerweitigen ihn anzufeuern, hat die königliche geographische Gesellschaft in London ihm dem großen Preis für 1832 zugestanden. Die Lords, Beauftragten der Admiralität, haben ihm den königlichen Marineoffizier Rea als Passagier bei-

gesellt, um ihn in seinen wissenschaftlichen Beobachtungen zu unterstützen. Man darf im Voraus annehmen, daß die so eben unternommene Reise noch wichtiger, an Entdeckungen noch reicher sein werde, als diejenige, von denen wir unsern Lesern eine gedrängte Uebersicht vorgelegt haben.

Karakter und Privatleben Göthe's.

Letzte Mittheilung.

Man muß Göthe's Leben in zwei ganz von einander verschiedene Theile sondern: die erste Entwickelung seines Genies, der erste Schwung seiner Eigenschaften, jener Strahl, der Deutschlands Erstaunen erregte, und der bald vor den Augen des ganzen Europa's erglänzte, die Zeit wo Werther, Faust und Götz von Berlichingen erschienen; und die, wo der Verfasser dieser schönen Werke, aufgenommen von einem Fürsten, Hofmann geworden, ohne es zu wissen, genöthigt, sich in die gesellschaftlichen Verhältnisse zu schmiegen, sorgsam seine Stellung zu bewahren, nichts mehr war, als des Großherzogs von Weimar vertrauter Rath, und erster Gesetzgeber des literarischen und gelehrten Deutschlands.

Fern von uns das Verlangen, jene zugleich jammernden und wüthenden Beschuldigungen einiger Schriftsteller von Rousseau's Schule, gegen die Gesellschaft, wieder aufzunehmen. Wir wissen der Sitten Zierlichkeit und die Grazie des Benehmens zu schätzen. Aber erwiesen ist es, daß Einsamkeit dem Genie am nützlichsten ist, daß der Einfluß zu häufiger

gesellschaftlicher Beziehungen es zuerst beengt, sodann schwächt, endlich vollkommen abnutzt.

Des Philosophen, wie des Dichters Zweck ist Wahrheit und Natur. In der sie umgebenden Konvenienzwelt gelten nur Zurückhaltung, kalte Höflichkeit, gesellschaftliche Kunstgriffe, sogenannte verzeihliche oder leichte Lügen für angenommene Wahrheiten.

Das Eigenthümliche des Genies ist, sich zu vergessen, sich in sein Werk zu versenken, sein eigenes Dasein, sein Leben, seinen Vortheil, sein Wohlergehen zu vernachlässigen, um seine ganze Seele der Schöpfung zu widmen, die es erzeugen will.

Wird es sich in das Weltgetümmel stürzen, um beständigen Wortstreit zu kämpfen, verschrobenen Geistern den Krieg zu erklären, gegen gefährliche Meinungen sich aufzulehnen? Ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, bleibt ihm da noch Zeit und Kraft, um die tausend ihn umringenden und bedrückenden Feindseligkeiten zurückzustoßen?...

Des Weltmenschen Rolle dagegen ist, immer auf der Defensive zu beharren, immer auf seiner Huth zu sein, nie ein Wort, eine Meinung entschlüpfen zu lassen, die verletzen könne. Er konzentrirt sich in sich selbst, er verschließt sich in sich selbst, nicht um zu schaffen, sondern um den ihn Umringenden eine glatte, angenehme Oberfläche darzubieten, damit Niemand ihn anzugreifen im Stande sei. Die Sprache ist für ihn ein Mittel seine Gedanken zu verbergen, nicht sie zu offenbaren.

Das Genie ist eine Ausdehnung schöpferischer Kraft. Es wendet nach aussen seine ganze Macht.

Oft verwundet, oft zerstört es. Es hat wenig Ehrfurcht für Formen, wenig Nachsicht für Vergleiche. Es betrachtet die Gesellschaft nur als eine vorübergehende, erkünstelte Sache.

Es gibt höhere Gesetze: ihnen forscht es nach. Es gibt Hauptgrundsätze: zu ihnen will es sich erheben. Es nichtachtet und haßt nicht Alles, was es umgibt. Aber jene Formen, jene zu bewahrenden Schonungen, jene zu ergreifenden Vorkehrungen verschwinden in seinen Augen. Deshalb auch sind alle Geister solcher Art in der Welt verkannt und unglücklich gewesen.

Man weiß, wie wenig Erfolg J. J. Rousseau mit seinem mürrischen Schweigen und seinen beissenden Ausfällen, in den Sälen der Frau v. Epinay und der Generalpächter gehabt. Molière's Menschenscheu, Pascals strenger Ernst, Byrons beleidigende Anmaßlichkeit mißfielen mit Recht allen Personen, die mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Kraft war anderswo. Sie hatten Unrecht, in alle diese kleinen Interessen, in die ewigen Scharmützel des gesellschaftlichen Lebens sich mischen zu wollen.

Göthe, mit großer Organisations-Geschmeidigkeit begabt, im Stande, sich selbst in die seiner Natur am wenigsten entsprechende Rolle zu fügen, betrat diese Laufbahn, und ohne seine hohen Eigenschaften zu verlieren, schwächte er sie. Er machte sich einen Karakter von nachsichtigem Skeptizismus, der keine Meinung zurückstieß, keine annahm; der sich begnügte, seine Stellung zu behaupten, und ruhig zu bleiben in Mitte so vieler aufgeregten ehrgeizigen Begierden.

Daher jener Haß heftiger Anregungen, jenes Ruhe-

bedürfniß, das sich jederlei Kraftentwickelung verweigert, jenes Entsetzen, das ihm, in seinem reifen Alter, der Leidenschaften Vollkraft einflößte, jener Karakter überhaupt, von dem wir bereits einen kurzen Abriß zu geben versucht haben. Der Umstände Erziehung vollbrachte diese Umgestaltung. Er blieb großer Kritiker, großer Dichter, Mann von Geschmack. Seines Geistes Bereich war immer ausgedehnt. Aber Erhabenheit, aber Tiefe, aber Kühnheit findet man nur in den Schöpfungen seiner ersten Epoche.

Er war damals noch arm und hing ab von Niemand. Damals fürchtete er nicht seiner Eindrücke Lebhaftigkeit, die Macht des Farbenschmelzes und der Ideen Wärme. Man öffne „Werthers Leiden;“ man lese sein späteres Werk, betitelt: „Dichtung und Wahrheit....“ Welcher Unterschied zwischen jenem ungestüm schwermüthigen Mann, dessen Seele sich so schmerzlich quält in dem Forschen nach Gott, wie in dem ihm zu widmenden Kultus, und dem liebenswürdigen Hofmann, dem höflichen Greise, der das Schauspiel Seiner königlichen Hoheit leitet, und sich vorzüglich mit Naturgeschichte beschäftigt.... Göthe wollte sich 1792 jenes sonderbare Gefühl verschaffen, welches die Soldaten das „Kanonenfieber“ nennen. Er schritt ruhig einher unter dem Feuer einer Batterie, und setzte sich dem Tode aus, um an sich selbst dies Experiment zu machen. Wahrlich, das ist nicht jener Mann, der Schlaffheit des Geistes und der Sinne als das höchste Glück betrachtet, und der, gleich den indischen Gymnosophisten, inner den Gränzen einer unerschütterlichen Seelenruhe sich beschränkte.

Diese Umgestaltung in Göthe's moralischen Ge-

wohnheiten, die uns vielleicht mehr als ein Meisterwerk geraubt, war das Ergebniß eines immer ruhigen, glücklichen Geschicks. Kein heftiger Windstos schwellte sein Segel. Er hörte nur Lobeserhebungen; er sah nur Bewunderer auf allen Seiten. Kein deutscher Fürst wurde mit mehr Herzlichkeit, mit weniger Etikette und einer aufrichtigeren Freundschaft von dem ihm gleichen Fürsten behandelt. Göthe war nicht kriecherisch; aber erkenntlich. Er befand sich wohl an dem kleinen Hofe, dessen Mittelpunkt und Apoll er war, weshalb er sich, als Mann von Verstand, in die Bedingungen seiner neuen Lage zu fügen wußte.

Von diesem Zeitpunkte an wurde seine Sprache, sobald er mit moralischen Gegenständen, oder mit solchen sich beschäftigte, die auf den gesellschaftlichen Zustand sich bezogen, räthselhaft und dunkel. Er erlaubte sich keine durchgreifende Meinung mehr. Seine Ansichten über die Menschen, wie über die Gesellschaft, wurden von schwer zu errathenden Hieroglyphen umschlossen.

Bald wurde, was anfänglich nur Nothwendigkeit gewesen, bei ihm ein System. Er behauptete unverholen, daß ein gutes Werk viel zu errathen übrig lassen müsse; daß der Schriftsteller nur die eine Hälfte des Werkes vollenden dürfe, und daß der Ueberrest dem Leser angehöre. In seinen letzten Zeiten wurde das Geheimniß, worin er sich hüllte, so nebelig, so verworren, daß selbst nicht die Augen seiner ergebensten Schüler es zu durchdringen vermochten. Ich habe nicht einen Deutschen gekannt, der behauptete, daß er Göthe vollkommen verstehe.

Für viele seiner Landsleute ist das ein Verdienst;

für uns ist es ein Verstos. Daß Plato, Pythagoras, die alten Brahmanen für eine gewisse Klasse Anhänger schrieben, die im Voraus den Schlüssel des Symbols, wie den Sinn der räthselhaften, von der Philosophie gebrauchten, Sprache kannten, daß sie vor den Augen des großen Haufens den esoterischen (geheimen) Zweck ihrer Werke verbargen: wir begreifen es leicht.

Aber unter den neuern Lesern gibt es keine Schüler von Eleusis, keine Eingeweiheten, die das Recht hätten, einer sinnbildlichen Sprache sich zu bedienen, um ihre Weisheit zu verbergen, und kein Philosoph ist zu entschuldigen, wenn seiner Rede Sinn ein Problem für seine eifrigsten Anhänger bleibt.

Was kümmert uns ein Genie, dessen Klarheit nicht bis zu uns gelangt, das seine Strahlen auf sich selbst zurückwirft, statt sie im Raume zu verbreiten, das seinen Bewunderern nicht erlaubt, ihre Fackeln anzuzünden an der Leuchte, die ihm eigenthümlich gehört.

Alle neuern Metaphysiker haben ihre Ideen entwickelt, ohne von irgend einer Gefahr bedrohet zu sein, ohne daß die Gefängnisse vor ihnen sich eröffnet, ohne daß die Henker ihre friedlichen Arbeiten unterbrochen hätten. Göthe konnte sie nachahmen, hätte er es gewollt, hätte seines Talentes Hang ihn dazu hingeleitet, hätte die Atmosphäre, worin er lebte, ihn nicht die Umstaltung erleiden lassen, deren wir oben gedacht.

Unsers Erachtens erklärt sich diese Neigung für unzuentwirrende Räthsel, nicht allein durch Göthe's Karakter, sondern auch durch eine übertriebene Vor-

ſicht, eine Zurückhaltung, die ihn verhindert, irgend einer durchgreifenden Meinung ſich anzuneigen, oder anders als zur Hälfte ſich auszuſprechen. Je mehr er altert am Hofe zu Weimar, von Liebkoſungen und Schmeicheleien eingewiegt, um ſo mehr verſenkt er ſich mit Vorliebe in der Dunkelheiten Bereich. Er gibt den meiſten ſeiner früheren Werke einen Folgegang, eine Entwickelung, die uns der Erde entreiſſen, uns in Gewölk verſenken, und mit kimbriſcher Finſterniß uns umhüllen.

Man leſe den erſten Theil von Fauſt, verfaßt von dem jungen Göthe. Das iſt ein Werk, wo Alles lebendig iſt in einem phantaſtiſchen Rahmen. Der Held, Mephiſtopheles, Margaretha, die Bürger, die Hexen, alle dieſe Perſonen ſind wahr, gezeichnet mit ſicherer Hand, von einem mächtigen Athem belebt.

In Weimar dichtete Göthe einen zweiten Theil zu ſeinem Fauſt, über den man ſich jetzt noch ſtreitet in Deutſchland, ohne entſcheiden zu können, welches deſſelben eigentlicher Plan und Zweck geweſen....

„Wilhelm Meiſters Lehrjahre," Roman, zur Hälfte aus alltäglichen Szenen und aus poetiſchen Gedanken zuſammengeſetzt, läßt uns in Geſellſchaft mehrerer Perſonen reiſen, wovon einige roh und langweilig, andere beluſtigend und originell ſind, die aber durch ihre Sprache, wie durch ihre Abenteuer, des Leſers Neugier reizen und ſtets wach erhalten.

Die in Weimar geſchriebene Folge dieſes Werkes iſt noch unverſtändlicher, als die Folge von Fauſt. Man findet darin nichts als ununterbrochene Anſpielungen, deren Sinn man vergebens zu erhaſchen ſich bemühet. Die Sprache iſt bewunderungswürdig, und

der Rede Poesie erhebt sich bis zu einem Grade der Vollkommenheit, den kein anderer deutscher Schriftsteller je erreicht.

Aber zu dieser von dem Verfasser eingeflößten Bewunderung gesellt sich ein unbehagliches Gefühl. Volltönende Worte, glänzende Schimären, angenehme oder schreckliche Bilder sind vor uns vorübergezogen, haben uns aufgeregt, ohne daß wir ihren wahren Sinn zu begreifen im Stande gewesen.

Göthe's Natur entfernte ihn von Allem, was dem Parteigeiste nur im Mindesten ähnlich war. Das war für ihn ein großes Glück. Ueber allen Faktionen, über allen interessirten Hin- und Herbewegungen der Menschen, gibt es für den Philosophen einen seiner würdigern Platz, den eines höchsten Schiedsrichters, von dem man nicht mehr apelliren kann.

Darum auch wundern wir uns nicht, wenn Göthe mit Nichtachtung seine Blicke von allen kleinen Tagesstreitigkeiten abgewendet. Mit ihm halten wir dafür, daß die gesellschaftlichen Formen nur Formen sind, und daß es Narrheit oder Habgier, Täuschung des Geistes oder Berechnung des Ehrgeizes ist, mit so vielem Eifer zu der Fahne dieser oder jener Sekte zu schwören.

„Die religiösen und politischen Streitigkeiten," sagte er zu Falk, „sind eine zu stürmische Sphäre für mich. Ich kann darin nicht zu Athem kommen. In einem so geräuschvollen Element stirbt die Kunst und erlischt. Es gibt in dem Jahrhundert, worin wir leben, einen Thätigkeitseifer, der mit Allem anbindet, und der den Gedanken meistern will. Wortstreit, Krieg, eine Revolution entstehen heut zu Tage

aus bloßem Mißverstehen. Ich halte mich davon entfernt, so viel ich kann."

Diesem Lehrsatze getreu, zeigte sich Göthe nur eifrig für politische Gleichgültigkeit. Manchmal jedoch äusserte er heftigen Zorn gegen diejenigen, welche Parteifahnen erhoben. Wahr ist es, man kann ihm den Vorwurf machen, daß er diese Gleichgültigkeit, und diesen politischen Atheismus nicht allein auf die Punkte untergeordneter Diskussion übertragen, die neuerdings so viele Zwistigkeiten veranlaßt haben, sondern auch auf der Menschheit höchste Interessen selbst.

Man sollte den Menschen nicht zu oft diese Lehre duldender Verzichtleistung, der Nothwendigkeit, unter die Umstände sich zu fügen, sich in die Zeit zu schikken, predigen. Sie ist gefährlich diese Lehre: doch findet sie glücklicherweise wenig Wiederhall in unserer gegenwärtigen Zeit. Zum Kriege, nicht zum Frieden rufen die meisten Schriftsteller ihre Leser auf, und es würde jetzt nothwendiger sein, sie zur Mäßigung und Billigkeit zu ermahnen, wie Göthe gethan, als ihre schon so entzündeten Leidenschaften noch mehr aufzuregen, ihre schon so klaffenden Wunden noch mehr zu erweitern.

Solches ist Göthe's Entschuldigung, die man unsers Erachtens wohl annehmbar finden kann. Hinzufügen muß man noch, daß seines Karakters Innerstes, alle seine Gedanken, seine ganze Seele, sein ganzes Wesen, wie sein langes Verweilen in Weimar sie gebildet, die heftigen Bewegungen, welche politische Debatten gewöhnlich nach sich ziehen, für ihn unerträglich machten. Gewöhnt an Schwärmerei und

Nachdenken, hatte er wenig Gleichstimmung für Karaktere, wie der Luthers, in Deutschland, wie der Coriolan's, für die ihm widerfahrene Beschimpfung sich rächend; mit einem Worte für heftige Bewegung unter allen ihren Formen.

Darum auch würde man vergebens in seinen Werken ein bestimmtes politisches System, eine recht augenscheinliche religiöse Theorie suchen. Bald haben Protestanten bald Katholiken ihn als den Ihrigen betrachtet. Jetzt möchte man ihn für einen Erzvernunftgläubigen halten; dann wieder für einen Vertheidiger des Papstthums.

Wahrheit ist, daß keine seiner Theorien je vollkommen ausgearbeitet worden in seinem Geiste, daß die verschiedenartigsten Gedanken ihn durchkreuzt haben, wie Wolken den Himmel durchfurchen, und daß er nicht anders das Mittel gefunden, sie unter sich in Uebereinstimmung zu bringen, als mit Hilfe jenes ausgedehnten Pantheismus, jener systematischen Gleichgültigkeit, die allen Ideen einen Platz darbot, allen Glaubensmeinungen eine Nische und einen Altar zugestand.

Aristoteliker zugleich und Platoniker, durch Zusammensetzung und Zergliederung verfahrend, es unternehmend Enthusiasmus mit Erfahrung zu verbinden, widerfuhr es ihm oft, diese beiden Eigenschaften, die eine durch die andere, zu neutralisiren, die Wirkung seines bewunderungswürdigen poetischen Talents durch Nachforschung und Analyse zu hemmen, und eigenthümliche Beobachtungen zu verallgemeinen, ohne ein bemerkenswerthes Resultat zu erzielen.

Sein ganzes Daſein war ununterbrochene Beobachtung. Doch bemächtigte eine poetiſche Metapher ſich der Gegenſtände immer, woran ſein Gedanke ſich geübt. In den Schuppen eines Fiſches, in den Augen einer Schlange, erblickte er eine ganze Welt. Bald wurden ſeine überwirklichſten Abſtraktionen lebendige Perſonen, die ſeine Romane und Mährchen mit ſonderbaren Weſen bevölkerten, die nichts waren, als perſonifizirte Theorien. Bald, durch ein entgegengeſetztes Verfahren, wurden des Verfaſſers Experimental-Beobachtungen Allgemeinheiten und ſyſtematiſche Kategorien.

Der mit einer ſo ſelten vereinigten Doppelmacht begabte Schriftſteller wurde, wie es faſt immer geſchieht, für ſeine Ueberlegenheit beſtraft. In ſeinen romantiſchen Dichtungen, worin er das wirkliche Leben darzuſtellen behauptet, ſcheinen weder die handelnden Perſonen, noch die Begebenheiten, mit Wirklichkeit begabt. Statt Menſchen findet man nur Schimären und unmögliche Vollkommenheiten, während ſeine Verſuche über Naturgeſchichte, wie über Geſchichte der Kunſt, im Gegentheil von einem metaphyſiſchen Gedanken, von einer ungewiſſen Träumerei beherrſcht zu ſein ſcheinen, die des Leſers Mißtrauen erregt, weil er leicht erkennt, daß er zwiſchen Wahrheit und Lüge mitten inne ſich befindet.

Wir ſind zu glauben geneigt, daß von dieſen beiden entgegengeſetzten Eigenſchaften, die ſo befremdend in des großen Mannes Gehirn ſich bekämpft, und die er oft vergebens in Uebereinſtimmung zu bringen ſich bemühet, die ſtärkſte, welche zu ſeinem Ruhme hinreichend geweſen wäre, die poetiſche Eigenſchaft,

die glänzende Verallgemeinung, oder wie die Deutschen sagen, die Subjektivität, war.

Findet man z. B. in „Werthers Leiden„, in diesem Werke voll bewunderungswürdiger Beredsamkeit, einen einzigen wohlgezeichneten Karakter? Welche wirkliche Beobachtungen des Lebens und der Menschen kann man daraus entnehmen? Der Held und die Heldin haben nichts, was sie von der großen Masse unterscheidet. Sie sind mehr Sinnbilder der Leidenschaft in ihrer ganzen Heftigkeit, als karakterisirte und spezielle Wesen.

Derselbe Lebensüberdruß, derselbe Ungestüm schwermüthiger Gedanken war bei den meisten jungen Deutschen jener Zeit vorherrschend. Daher der Erfolg von Werthers Leiden. In Götz von Berlichingen und in Faust findet man noch die Auflehnung der Gesellschaft gegen sich selbst. Der Dichter hat das ausdrücken wollen, und es ist ihm gelungen. In Faust vorzüglich hat er mit jenen lebendigen Sinnbildern, die er so vortrefflich darzustellen versteht, etwas von der tiefen, karakteristischen Verfahrungsweise Shakspear's verbunden.

Im Allgemeinen aber herrscht ein philosophisch-poetischer Gedanke in allen seinen Werken, und das macht ihren Werth. Vergebens würde man darin eine genaue Beobachtung einzelner kleiner Umstände suchen, jene anschauliche, umständliche Scharfsicht Walter Scott's und Fieldings, viel weniger noch jene geduldige Erforschung eines Réaumür oder Löwenhöck.

Alle, die Göthe in seiner Jugend gekannt, erblickten in ihm einen deutschen J. J. Rousseau, einen

Vertheidiger der Sache des Schwachen, eine Art intellektuellen Briarée, der bereit war, mit seinem Zorne die Mächtigen und Ungerechten zu zermalmen.

„Ich habe Göthe gesehen," sagt Jakobi in einem seiner Briefe von 1774. „Er ist 25 Jahr alt, ganz Genie, und ich erwarte Adlersflügel auf seinen Schultern sich ausbreiten zu sehen. In ihm ist nur Kraft, Größe und Macht: ruit immensus ore profundo."

Wieland, der ihn zu derselben Zeit kannte, drückt sich auf gleiche Weise aus. Er ist unerschöpflich in Lobeserhebungen über Göthe's intellektuellen Ungestüm, über seines Gedankens Feuer, über den Schwung seiner Beredsamkeit. Ein ansteckendes günstiges Vorurtheil bemächtigte sich aller Schriftsteller, aller jungen Männer jener Zeit. Göthe war ein Gott. Werthers Leiden wurden parodiert. Ganz Deutschland bedeckte sich mit kleinen Götz von Berlichingen, die alle auf ihre Weise das menschliche Geschlecht zu reformieren gedachten; mit kleinen Charlotten, die, von Kindern umringt, mit unausstehlicher Ziererei die sentimentalen Huldigungen der Freunde ihrer Gatten aufzunehmen geruheten.

Göthe schämte sich dieser Nachahmer. Er gewann Abscheu für sein eigenes Werk, für die dadurch verbreitete Ansteckung. Und er hatte Recht, denn seine Nachahmer waren nicht blos lächerlich, sie wurden selbst gefährlich. Er wandte Menschen den Rücken, die ihm so wenig Ehre machten. Der Hof in Weimar bot ihm einen Zufluchtsort dar. Er neigte sich ihm zu, und eine vollständige Rückwirkung ereignete sich in ihm. Das Herz noch warm, die Seele noch

voll Ideen der Vollkommenheit und enthusiastischer Grundsätze, verschloß er sich in sich selbst, umschlang er mit seiner Verachtung nicht blos das lächerliche Streben seiner Nachahmer, sondern auch alle Theorien und alle Systeme zu gleicher Zeit.

Schiller und er verfolgten zwei entgegengesetzte Wege. Ganz voll Enthusiasmus und Einbildungskraft, wich Schiller nicht einen Augenblick ab von seiner Bahn. Göthe war in seinen Augen „ein kalter Mensch." Dieser seinerseits beurtheilte seinen Nebenbuhler mit vieler Strenge. Schiller's Schwärmereien, von der Herrlichkeit seines dichterischen Talentes gehoben, schienen ihm nur um so gefährlicher.

Indessen näherten diese beiden geniereichen Männer sich endlich doch, und verständigten sich. Sie verziehen sich ihre gegenseitigen Ungerechtigkeiten, und beide lebten, bis zu Schillers Tode, in angenehmen Verhältnissen zu einander.

In Wirklichkeit waren ihre Naturen sich geradezu entgegengesetzt. Schiller arbeitete gewissermassen im Weltgewühl. Göthe bedurfte zum Dichten der Einsamkeit. Jener unterhielt alle seine Freunde und Bekannten von seinen Entwürfen, dieser verbarg sie sorgsam für Jedermann. Unter dieser letzten Beziehung war Göthe so zurückhaltend, daß er nie, bevor er ein Werk dem Druck überlieferte, desselben Titel, Plan oder Zweck errathen ließ.

Kaum hatte Göthe in Weimar sich angesiedelt, so arbeitete er nur wenig. Sein Genie schien immer mehr zu erschlaffen. Er schrieb nur kleine Stücke, Lust- und Liederspiele. Andere Schriftsteller erhoben sich indessen am literarischen Horizont: Schiller,

Schelling, F. Paul Friedrich Richter erregten allgemeine Bewunderung.

Göthe versicherte sich nun ganz ruhig eines gewissen literarischen Patriarchats. Schriftsteller besuchten ihn aus allen Gauen Deutschlands und aus der Fremde. Er beschützte, ermuthigte sie, ertheilte ihnen guten Rath, und legte oft, durch seine mit Lob untermischten Kritiken, zu ihrem literarischen Rufe den Grund.

Naturgeschichte, Beobachtung der Kräfte des Pflanzenreichs, nahmen seine ganze Zeit in Anspruch. Ein geheimer Instinkt sagte ihm, daß wenig Gefahr sei in solchen Studien, und daß er, denselben sich überlassend, weder seinen bereits erlangten Ruhm, noch seinen Kredit auf's Spiel setzen könne.

Wahr ist es, daß die Naturforscher, vielleicht aus Mißbehagen, daß ein Dichter mit Gegenständen ihres Faches sich zu beschäftigen wage, seine Systeme mit wenig Achtung behandelten, und die Behauptung aufstellen, daß Alles was er in solchem Betrachte geleistet, nichts sei, als mißrathene Poesie. Er ließ sich dadurch nicht stören in seinem Vorhaben, und platonisirte (wenn man so sagen darf) nach wie vor seine Experimental-Beobachtungen. Das sind, wenigstens glauben wir es, seine wirklichen Ansprüche, welche er auf der Zukunft Achtung geltend machen kann.

Will man Göthe ganz wiederfinden, so lese man seine bewunderungswürdigen „Briefe über Italien.“ Alle seine Eindrücke sind darin treu und natürlich wiedergegeben. Man erblickt darin einen enthusiastischen wahrhaft dichterischen Mann, der mit sich selbst zu ringen sich bemühet, und der Alles aufbietet, um

das Joch einer kalten, strengen Vernunft sich aufzubürden.

Oft auch, in Folge einer nur zu häufigen Irrung, versucht er es, dem eigenthümlichen Karakter seines Talents sich abzuwenden, und legt eine ganz besondere Wichtigkeit auf jene einzelnen Bemerkungen, auf jene feinen Andeutungen über Menschen und Sitten, die in vielen andern Reisebeschreibungen bei weitem tiefer und treffender sind, als bei ihm. Die schönsten Seiten dieses Tagebuches sind die, welche an Werther, und an seine beredten Inspirationen erinnern.

Kaum hatte Göthe die Schule verlassen, so nährte er nur einen Wunsch, den nach Italien zu gehen. Er war schon 36 Jahr alt, und noch war dies Verlangen unbefriedigt. Welche Wonne, als er endlich die Gestade des mittelländischen Meeres begrüßen, als er dem Genius der Vergangenheit in seinem edelsten Heiligthume, in jener Stadt des Gedankens und der Seele, die man Rom nennt, und die alle Erinnerungen kriegerischer Größe und geistigen Ruhmes in sich vereint, seinen Kultus widmen konnte...

„Gott sei Dank," schrieb er an einen seiner Freunde, „ich bin in Venedig, und mein Herz kann Alles lieben, was im Voraus meine Einbildungskraft liebkoset hat. Schon lange — bewundern Sie meine Schwäche — wagte ich es nicht mehr in einem lateinischen Autor zu blättern, aus Besorgniß, daß der mächtige Wunsch, Italien zu sehen, in mir wieder erwache. Es war, ich muß es gestehen, eine sehr schmerzliche Empfindung, die ich jedesmal verspürte,

wenn mein Geist genöthigt war, der alten Roma sich zuzuwenden.

„Erinnern Sie sich noch, wie Herder jedesmal mich aufzog, wenn er zu mir sagte, daß ich kein Latein studiere, als das Spinosa's? — Er wußte nicht, daß ich kein anderes lateinisches Buch zu öffnen und zu durchblättern wagte, und daß die abstrakten Spekulationen des Amsterdamer Juden meinen Gedanken als Zufluchtsstätte dienten. Die Reise nach Italien war für mich eine Nothwendigkeit geworden. Die Heftigkeit meines Verlangens würde mich, glaube ich, am Ende getödtet haben. Jetzt scheint es mir, daß ich Italien nicht zum ersten Male sehe; daß die Gegenstände, welche es mir darbietet, für mich alte Bekannte sind, die ich nach langer Abwesenheit wiederfinde“....

Einen Monat nachher war er in Rom. Er schrieb von dort an dieselbe Person:

„Da bin ich nun in der Hauptstadt der Welt! Ich habe nicht 3 Stunden in Florenz bleiben wollen. Ich mußte Rom sehen, so schnell als möglich. Jetzt, wo ich hier bin, ist meine Seele beschwichtigt. Es scheint mir, daß ich Ruhe habe für meines Lebens Ueberrest. Bis auf den heutigen Tag hatte meine Einbildungskraft mir nur Bruchstücke und vorübergehende Visionen dieser Schönheiten gegeben, die ich nun in ihrem Ganzen bewundere. Es ist mir, als sei für mich die Morgenröthe eines neuen Lebens erschienen. Alle Träume meiner Jugend verwirklichen sich jetzt. Die Kupferstiche von Piranesi, die meines Vaters Vorzimmer schmückten, sind wirkliche Ruinen, sind lebendige Paläste geworden.

„Ich kann nicht einen Schritt thun, ohne neue Bekannte in einer unbekannten Welt zu finden. Rings um mich her ist Alles alt, und Alles ist neu. Die Bemerkungen und Ideen, welche dies Schauspiel mir gibt, sind nur meine früheren Bemerkungen und meine ersten Ideen. Aber ausgestattet mit einem lebhafteren, stärkeren, feurigeren Farbenschmelz. Ich bin Pygmalion, der die aus seinen Händen hervorgegangene Bildsäule sich beleben sieht. Das idealische Rom, welches ich geschaffen, ist vor mir da, und ruft mir zu: Da bin ich. Ich athme; ich gehöre dir.“

Der Eindruck, den Neapel auf Göthe machte, war vielleicht noch stärker, wie der Anfang seines ersten aus dieser Stadt geschriebenen Briefes das beweiset.

„Warum Worte schreiben? Wozu dienen sie? Ich habe in meinem Geiste nur Gemälde, eine fruchtbare Erde, den freien Ozean, in Duft gehüllte Inseln, den rauchenden Berg. Kann eine kalte Beschreibung das Alles wiedergeben? Ich habe viel gesehen; ich habe noch mehr gedacht. Das Alles gehört mir. Eine Menge Ideen, die nur im Keime vorhanden waren in meinem Geiste, haben sich plötzlich entfaltet. Ach, wie schnell entstehen unsere Gedanken, und wie langsam vervollständigen sie sich!“

Die Werke, welche Göthe nach seiner Rückkehr aus Italien erscheinen ließ, haben einen ganz eigenthümlichen Karakter künstlerischer Reife und Poesie. Man bemerkt in ihnen nicht mehr Werthers Ungestüm, doch eben so wenig auch die geheimnißvolle Idealität seiner letzten Epoche. „Wilhelm Meister“ und „Tasso“ gehören dieser Periode an.

Wir mögen es nicht unternehmen, Göthe's verschiedenartige Erzeugnisse, die fast alle Zweige in Prosa und Dichtkunst umfassen, zu zergliedern. In dem ersten Theile von Wilhelm Meisters Lehrjahren, hat er seine Bemerkungen über Gesellschaft und Welt niedergelegt.

Gestehen muß man, daß dies Buch ziemlich heterogen und schwer begreiflich ist: metaphysische Abhandlung, eine Art komischer Roman, in Scarrons Manier, häusliches Gemälde in holländischem Styl, beständige und seltsam gemischte Allegorien phantastischer Personen, Küchengeräthe und Pastetengeschichten, Trinklieder, alltägliche Liebeleien und Probleme hoher Moral bunt und verworren durcheinander.

Man kann dies Buch nicht durchblättern, ohne in Versuchung zu gerathen, es zwanzigmal bei Seite zu werfen, um es bald wieder zu ergreifen. Und hat man es endlich bis zur letzten Seite gebracht, ist man zugleich von des Verfassers Genie, von der Tiefe seiner Ansichten, wie von seiner Beharrlichkeit, sie zu verschleiern, überzeugt.

Schon beurkundet diese auf das „Räthselhafte“ hinzielende Tendenz, die wir bereits weiter oben getadelt haben, sich in dem ersten Theile von Wilhelm Meister. Sie ist für nichts in „Iphigenia,“ in „Tasso“ und in den „römischen Elegien,“ die durchaus italische Inspirationen sind.

Aber diese Realität verschwindet mit den Jahren. Bald eilen von allen Seiten Phantome herbei, und berühren mit ihren düstern Fittigen des Patriarchen von Weimar Stirn. Ganz beschäftigt, wie er sagt, mit Beobachtung der Natur, bemerkt er nicht, daß

er sich in einen finstern Idealismus versenkt, wo seine fanatischsten Anhänger selbst nichts mehr unterscheiden können, und wo die andern Nationen Europa's ihn gänzlich aus dem Gesichte verlieren.

Doch welch ein Mann bei alledem! — Wie große Werke, welche Gesetzgebung und welche über die Kunst ausgeübte Herrschaft nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich, in England, in Italien. Diktator der Literatur, wie der Patriarch von Ferney (Voltaire) es gewesen; aber wohlthuender, ruhiger, nützlicher, hat er als König des Gedankens das deutsche Reich, die französische Revolution, den Rheinbund und die heilige Allianz überlebt.

Von diesem erhabenen Gipfel hat er die Wogen tausend verschiedener Meinungen aufeinanderfolgen und zu seinen Füßen sich bekämpfen, hat er mehrere Schriftsteller-Dynastien sich der Reihe nach entthronen, hat er zwanzig philosophische Systeme der öffentlichen Meinung sich bemächtigen, und wieder in Nichts zusammenstürzen sehen.

Er hat ihre Unmacht, die ihn nicht zu erschüttern vermochte, verlacht, weil er, der Patriarch, durch keinen gewagten Schritt den Streichen sich ausgesetzt, unter denen die meisten Reputationen erliegen. Wißbegierig, seine rastlosen Nachforschungen in allen erdenklichen Richtungen ausdehnend: Philolog, Botaniker, Virtuos, Naturkundiger, Zeichner, Dichter, gab er wenig Gelegenheit, ihn herabzusetzen, und wenn sein Ruhm auch nicht besonders sich vermehrte, verlor er ihn doch auch gegen seines Lebens Ende nicht.

Bis zu seinen letzten Tagen bemühete er sich, Al-

les zu begreifen. Und von allen Strahlen des weiten Raumes, von allen Punkten der Erde, zog er Licht und Wahrheit zu sich an, sammelte er, nahm er Alles auf, was zur Unterstützung, zur Ausbildung seiner Theorien dienen konnte. Er ließ das in der neuern Zeit immer mächtiger sich gestaltende Streben Italiens, eine nationale Literatur zu gewinnen, wie die blutigen Gewaltanstrengungen der neuesten französischen Literatur, die Göthe „Literatur der Verzweiflung" nannte, ruhig die Revüe passiren.

Die meisten seiner Beurtheilungen sind sehr richtig, und bescheinigen seinen ausserordentlichen Scharfsinn. Doch darf man nicht unbedingt glauben, was er über England sagt. Er kannte dies Land nicht, und errieth es übel genug, wie das seine berühmte Unterhaltung mit dem Fürsten von Pückler-Muskau beweiset.

Unsere (der Briten) Gewohnheit Thatsachen zu sammeln, ohne mit einem Sprunge zu einer oft willkürlichen Verallgemeinung zu gelangen, unsere geduldigen Erfahrungsversuche, die sich nicht bis zu platonischen Theorien erheben, unser Streben gegen ein beständiges Studium der Wirklichkeit, mißfielen dem Dichter-Philosophen. Warum blieb er nicht Poet, und warum will er uns das Recht wie das Unglück streitig machen, strenge Philosophen zu sein? —

Die letzte Staatsumwälzung in Mexiko, im Jahr 1832.

Erster Artikel.

Man kann es als eine vollkommen erwiesene Thatsache betrachten, daß die am besten zur Vollbringung geeignete Macht, selten nur die zur Erhaltung, zur Befestigung entsprechendste ist. Die Republik Mexiko ist das Ergebniß einer blutigen Revolution gewesen. Sie hatte ihre Wiege gegen der Spanier Schwert und Einfluß zu vertheidigen, weshalb sie eine beträchtliche stehende Kriegsmacht sich gab.

Jetzt, wo jede von Aussen drohende Gefahr beseitigt ist, kann diese blinde, bewaffnete Macht, den Händen der Regierung überlassen, ein furchtbares Werkzeug der Unterdrückung werden. In einem Lande, wo der öffentliche Geist noch etwas Unbekanntes ist, wo der Militärstand mit einer fast religiösen Ehrfurcht betrachtet wird, läßt sich der Armee eine gewisse thätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht streitig machen.

Die Staatsverfassung, welche dem Präsidenten die Verfügung über die bewaffnete Macht, zur schnellen Hemmung aller innern Unruhen, anvertraute, hatte des Mißbrauchs Gefahr wohl vorausgesehen, indem sie feststellte, daß in den verschiedenen Staaten Bürgermilizen gebildet werden sollten. Aber diese Milizen sind noch nicht organisirt, und die Armee hat jetzt noch kein Gegengewicht.

Der alleinige Umstand der verschiedenen aufeinander gefolgten Revolutionen, deren Schauplatz Mexiko

gewesen, beweiset zur Genüge, was man Alles von der Armee zu erwarten hat. So oft die Linientruppen keinen Antheil genommen an dem Unternehmen einer Partei, hat sie nie den Sieg sich zuwenden können, wie populär sie auch schien, und wie gerecht auch die Beweggründe waren, worauf sie sich stützte.

Demungeachtet ist die mexikanische Armee eine der undisziplinirtesten der Erde, und die Offiziere sind oft genöthigt, ihre Soldaten durch Ueberredung zum Gehorsam zu bewegen. Ein solcher Umstand erklärt sich von selbst. Die gesellschaftliche Ordnung ist in diesem Lande noch nicht festgestellt, und da die Soldaten jetzt nur gegen ihre Mitbürger zu marschiren haben, sind sie oft in der Wahl ihrer Fahne sehr unentschlossen.

Man wird vielleicht die Frage aufwerfen, „warum die Gesetzgebung den Leidenschaften, welche das Land immerfort noch erschüttern, nicht einen Damm entgegenstellt?“ Wenn man sich jedoch erinnert, daß die Verfassung Mexiko's nicht aus den Bedürfnissen des Volks entstanden, daß sie nur in das Land verpflanzt worden ist, weil nach Vertreibung der Spanier irgend ein organisches System unumgänglich nothwendig war, so wird man leicht begreifen, daß der Kongreß nichts als eine Titularautorität haben kann, und daß er durch keine Gleichstimmung in den untern Ständen unterstützt wird.

Zwei sich ganz entgegengesetzte Dinge sind in beständiger Reibung in dieser Republik: eine beträchtliche Militärmacht, und eine äusserst freisinnige Konstitution. Eine scheint die andere verschlingen zu müssen. Schon hat Iturbide das Beispiel gegeben,

und an Kühnheit wird es wahrlich gewissen Generalen nicht fehlen, dies Beispiel nachzuahmen.

Als nothwendige Einführung zu unserer Skizze der Revolution von 1832, wollen wir in wenigen Worten der letzten politischen Ereignisse in Mexiko gedenken.

Mit dem Jahr 1828 erreichte Vittoria's Präsidentschaft ihr Ende. Je näher die Zeit der neuen Wahlen rückte, um so mehr suchten die Männer, welche auf die erste Staatsstelle Ansprüche machen zu dürfen glaubten, dieselben durch alle Mittel geltend zu machen. Santa-Anna pochte unverholen auf sein Recht. Guerrero beantwortete seinen Empörungsruf auf gleiche Weise.

Das Land schied sich nun in zwei Faktionen. Die erste, aus Ultra-Föderalisten bestehend, verlangte die Verfassung in ihrer ganzen Strenge, und wollte zum Präsidenten Guerrero, Krieger von indischer Abkunft, der durch seine persönliche Tapferkeit sich zum General emporgeschwungen; übrigens eifriger Republikaner und Feind aller halben Maßregeln.

Die zweite Partei war den Verbannungen abgeneigt, und begünstigte alle Aussöhnungsmittel. Ihr Kandidat zur Präsidentschaft war Gomez Pedraza, Kriegsminister und gewesener Deputirter bei den Kortes in Spanien, im Jahr 1822, Mann von guter Erziehung und milden Sitten, in Allem durchaus das Gegentheil von seinem Mitbewerber.

Die meisten Gesetzgeber der Staaten, bei denen im Allgemeinen ein Geist der Mäßigung vorherrschend war, gaben ihre Stimme Pedraza. Aber Santa-Anna, der nur so lange den Gesetzen gehorchen wollten, als sie

mit seinen Leidenschaften in Uebereinstimmung standen, erklärte sich gegen diese Wahl. Guerrero seinerseits marschirte gegen Mexiko. Pedraza war genöthigt zu fliehen, und die Repräsentantenkammer, gezwungen ihre Wahl für null und nichtig zu erklären, erhob Guerrero zur Präsidentschaft, indem sie den Vizepräsidenten Bustamente beibehielt.

In Folge der Expedition der Spanier gegen Mexiko, war Guerrero mit ausserordentlicher Gewalt beauftragt worden. Es scheint, daß er sie in einigen Punkten mißbraucht, weil er seiner eigenen Partei verdächtig wurde. Dadurch erhielten die Angelegenheiten eine ganz andere Wendung. Guerrero wurde abgesetzt, einige Zeit nachher verhaftet und erschossen. Pedraza wurde als rechtmäßiger Präsident anerkannt, und der geschickte Bustamente als Vizepräsident bestätigt. Dieser erließ sogleich die Erklärung: „das allgemeine Beste erfordere, daß Pedraza, der sich nach den nordamerikanischen Vereinstaaten begeben, während der Zeit seiner Präsidentschaft nicht in sein Vaterland zurückkehre.“

Der Vizepräsident Bustamente hatte also, nach den Worten der Verfassung, der Angelegenheiten oberste Leitung zu übernehmen. Er gesellte sich zwei mächtige und fähige Minister, Alaman und Faccio, bei, deren vereintes Streben darauf hinzugehen schien, die Zentralisirung in der Republik festzustellen.

Muß man die Menschen nach ihren Handlungen beurtheilen, ohne die persönlichen Beweggründe, welche sie geleitet, zu erwägen, so kann man nicht leugnen, daß Alaman und Faccio ihrem Vaterlande große Dienste geleistet, besonders Alaman, in den damals

äusserst schwierigen Finanzangelegenheiten. Der Staatsschatz war mit Schulden überladen, schamlosen Plünderungen preisgegeben. Er stellte darin die Ordnung wieder her.

In den verschiedenen Anleihen, welche die Umstände nothwendig gemacht, hatte der Staat Billete für beträchtliche Summen ausgegeben, und diese Billete, obgleich der Schatz sie für ihren Nennwerth annahm, waren dennoch in so großen Mißkredit gefallen bei den Fremden, welche ausschließlich allen Handel im Lande betrieben, daß sie, in ihrem Verkehr mit den Einwohnern, dies Papier nur mit einem Verlust von 30, 40 bis 50 Prozent annahmen, während sie es dem Schatze al pari wieder zustellten. Alaman beeilte sich, diese Billete aus dem Umlauf zurückzuziehen, und machte sich dadurch alle Fremden, deren Vortheile auf solche Weise geschmälert wurden, zu Feinden.

Anderseits wurde von denselben Fremden der Schleichhandel mit unerhörter Frechheit betrieben. Alaman errichtete eine strenge Mauth, ließ eine große Menge durch Schleichhandel eingebrachter Waare konfisziren, vermehrte durch eine gute Verwaltung das Staatseinkommen, und brachte es so weit, einen Theil der öffentlichen Schuld abzuzahlen.

Sein Verlangen ging nun dahin, seine Landsleute zu vermögen, sich ebenfalls mit Handelsunternehmungen zu befassen, und die unermeßlichen Hilfsmittel ihres Landes geltend zu machen. Er verweigerte mehreren Fremden gewisse Vorrechte, bemühete sich der Mexikaner Nacheiferung aufzuregen, errichtete auf Kosten des Staats einige Fabriken, die mit ihren

Erzeugnissen das Land versorgen sollten, und erhob dadurch ein neues Geschrei gegen sich.

Von allen Seiten wurden nachtheilige Gerüchte über die Regierung in Umlauf gebracht. Die Fremden vorzüglich, die eine so reiche und so sichere Beute, wie den Handel Mexiko's, sich entschlüpfen sahen, machten überall bekannt, daß die Minister die Spanier zurückrufen, und die Zentralisirung einführen wollten, um desto besser tirannisiren zu können. Ihr Zweck sei, den fremden Handel zu vernichten, und alle Kaufleute, ausgenommen die Spanier, zu entfernen, sagten sie.

Eine grade um diese Zeit von dem Ministerium angenommene Maßregel, gab den oben angedeuteten Beschuldigungen einige Wahrscheinlichkeit. Alle Spanier waren aus Mexiko durch ein Gesetz verbannt. Die Minister hofften jedoch, daß, wenn man ihnen die Rückkehr erlaube, sie mit ihren Schätzen wiederkommen würden, wodurch das Land große Vortheile gewinnen müßte, weshalb sie das Gesetz nicht in Ausübung brachten. Eine Folge davon war, daß die Spanier bald wieder von allen Seiten erschienen.

Unglücklicherweise wurde der beabsichtigte Hauptzweck verfehlt. Kein reicher Spanier benutzte die wohlwollende Absicht der Regierung, und die, welche zurückgekehrt waren, glaubten sich unterstützt, und reizten durch ihre Anmaßlichkeit die öffentliche Meinung gegen sich. Man trug sich nun mit dem dumpfen Gerüchte einer Verschwörung gegen die Bundesverfassung, und dies Gerücht wurde von alle Denen, welche mit der bestehenden Verwaltung unzufrieden waren, immer mehr verbreitet.

Ein vereinzelter Umstand gab plötzlich den gegen die Regierung ausgestreueten Beschuldigungen eine noch größere Macht. Der Redaktor der Zeitung „El phoenix de la libertad (der Phönix der Freiheit)“ nahm in seinem Blatte einen Artikel auf, der beleidigend gegen den General Inclan schien, welcher die Militär-Division im Staate Jalisco befehligte. Dieser, ohne Zweifel wenig an republikanische Formen gewöhnt, ließ den Redaktor verhaften, einkerkern, und ernannte eine Militär-Kommission, ihn zu richten.

Schon war das Todesurtheil ausgesprochen, als Rocafuerte (so hieß der Zeitungsschreiber) sich an den Statthalter des Staats wendete. Diese populäre Magistratsperson machte sogleich auf eine kräftige Weise ihre Autorität geltend, und bedrohete den General mit den Folgen seines Gewaltschrittes. Inclan zögerte, und Rocafuerte wurde gerettet.

Aber die individuelle Freiheit eines Bürgers war verletzt worden, und man war besorgt für die Freiheit aller. In einem Staate, wo die Presse frei ist, hat der Journalismus eine große Macht. Alle Individuen, welche die Meinung einer Zeitung theilen, hielten sich in der Person des betheiligten Redaktors angegriffen.

Darum auch erhob sich ein gewaltiges Geschrei gegen Inclans Begehen. Alle Zeitungen wiederholten mit Erbitterung die Ungerechtigkeit, welche Rocafuerte erlitten. Die Regierung verhielt sich bei der Sache ruhig, sei es, daß sie stillschweigend des Generals Verfahren billigte, sei es, daß sie einen so mächtigen Mann, wie Inclan, sich nicht zum Feinde machen wollte. Er blieb auf seinem Posten. Der öffentliche

Haß wendete sich nun von ihm ab, und fiel auf die Minister.

Dies Ereigniß hatte schreckliche Folgen. Es veranlaßte die Revolution. Denn sehr viele Mißvergnügte hatten, um loszubrechen, nur eine günstige Gelegenheit erwartet. Der Name „Rocafuerte" wurde der Aufrührer Losungswort, und gab ihrer Sache einen Anschein von Gesetzlichkeit, der ihre Macht ausserordentlich vermehrte.

Alle Augen waren nun auf den General Santa-Anna gerichtet, der zurückgezogen auf seinem Landgute, in der Nähe von Jalapa, lebte. Man behauptete (sei es, daß die Sache sich wirklich also verhielt, sei es, daß man auf solche Weise schon im Voraus des Generals späteres Verfahren zu rechtfertigen sich bemühete), daß die Regierung, aus Besorgniß, er könne sich an die Spitze eines Aufstandes stellen, mehrmals Mörder gegen ihn abgeschickt, um seiner sich zu entledigen, was jedoch der Wachsamkeit der ihn umgebenden Indianer wegen nicht gelungen war.

Wie dem auch sei, wurde der Mißvergnügten Erwartung nicht getäuscht. Sie benutzten eine religiöse Feierlichkeit, um sich zu versammeln und sich zu verständigen. Den 2. Januar 1832 wurde Santa-Anna eingeladen, Pathe einer Kapelle zu sein, die 8 oder 10 Stunden von Vera-Cruz erbauet worden.

Dort fanden sich auch die einflußreichsten Männer der Partei ein, unter andern der Oberst Lendero, Befehlshaber eines der besten Regimenter der Republik. Ein Gastmahl folgte auf die Feierlichkeit, und während der anscheinenden Heiterkeit dieses Festes, während man hundert patriotische Gesundheiten aus-

brachte, wurden die zur Erzielung einer Staatsumwälzung erforderlichen Maßregeln bestimmt.

Den 7. Januar verließ Santa-Anna sein Landhaus, und von einem einzigen Adjudanten begleitet, erschien er vor Vera-Cruz. Hier wurde er von dem die Besatzung kommandirenden Oberst Lendero, und von mehreren andern Offizieren empfangen. Er begab sich sogleich nach dem Statthalterpalaste, setzte durch ein willkürliches Dekret alle Behörden der Stadt ab, richtete an seine alten Waffengefährten (antiguos companneros de armas) eine Proklamation, in welcher er sich von ihnen aufgefordert sagte, zur Befreiung des Landes. Er erklärte sich zugleich zum Vermittler zwischen den mißvergnügten Truppen und der Regierung.

In Folge eines solchen Verfahrens sagte man allgemein in Vera-Cruz, daß Santa-Anna sich gegen das bestehende Regierungssystem erklärt. Als Stadtkind wurde er vergöttert. Mit lauter Freude las man seine an die Soldaten gerichteten Aufforderungen. Mit Enthusiasmus nahm man die Worte auf, welche er zu den Einwohnern sprach. Man wünschte ihm alles Gute, weil man alles Gute von ihm erwartete. Die Fremden besonders, die sehr zahlreich waren in Vera-Cruz, erblickten in ihm ihren Retter, und brachten ihm ein Lebehoch nach dem andern.

Kaum hatte er die ersten Maßregeln zur Erhaltung der allgemeinen Sicherheit getroffen, so sendete er, im Namen der heldenmüthigen Besatzung von Vera-Cruz (heroica guarnicion de la Vera-Cruz) eine Depesche nach Mexiko, wodurch er von der Re-

gierung die Verabschiedung der Minister Alamon und Faccio verlangte.

Zugleich lies er die Stadt in Vertheidigungszustand setzen. Die Mauern wurden ausgebessert, Batterien aufgestellt, die Posten bestimmt. Santa-Anna unterlies nichts, was der Soldaten Zuneigung ihm gewinnen konnte. Die Arrochos, an die er einen Aufruf gerichtet, eilten in Menge aus der Umgegend herbei. Er organisirte sie, führte unter sie eine gewisse Disziplin ein, und gab ihnen Anführer, um sie in militärischen Manövern zu unterrichten. Der Oberbefehl dieser neuen Miliz wurde dem Hauptmann Arago, Bruder des französischen Astronomen dieses Namens, anvertrauet.

Die Antwort der Regierung lies sich einige Tage erwarten. Schon diese Zögerung verkündete ihre Schwäche. Endlich langte sie an. Sie erklärte das Verfahren der Besatzung für ungesetzlich, und behandelte den General als einen Rebellen.

Es begann nun zwischen den verschiedenen Zeitungen ein Federkrieg, worin alle Grundsätze in Erwägung gestellt wurden. Man kann beurtheilen, wie wenig bewandert man in Mexiko in den konstitutionellen Formen ist, wenn man weiß, daß man dies Benehmen eines Theils der Armee, welches der Regierung gewisse Bedingungen vorschrieb, ganz in der Ordnung fand.

Beide Parteien disputirten mit großer Heftigkeit, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der gegen die Minister gerichteten Anklagen, während die Organe des Ministeriums die angebliche Gesetzlichkeit

der Adresse nur zögernd anzugreifen wagten. Der Artikel 4 der Konstitution ertheilt zwar den Soldaten das gleiche Recht, wie allen Bürgern, folglich auch das Recht die Minister anzuklagen. Aber wie man in diesem Artikel eine Verfügung finden konnte, wonach der Armee das Recht zustehe, von dem Präsidenten zu verlangen, daß er seine Minister verabschiede, so etwas konnte nur in Mexiko möglich erachtet werden.

Es war nun augenscheinlich, daß Waffengewalt über die Sache entscheiden müsse. Jede Partei verstärkte sich, und vernachlässigte nichts, sich neue Anhänger zuzuwenden. Bevor es jedoch zum Blutvergiessen kam, versuchte die Regierung, entweder weil sie für den bevorstehenden Kampf sich zu schwach fühlte, oder weil sie das Gehässige eines Bürgerkrieges allein auf Santa-Anna werfen wollte, diesen letztern zur Unterwerfung zu überreden. Sie sendete vier Abgeordnete, die dem Senat der Volksvertretung, und den höchsten Beamten der öffentlichen Verwaltung entnommen worden, nach Vera-Cruz. Der General empfing sie in öffentlicher Konferenz.

Solche Unterhandlungen verfehlen fast immer ihren beabsichtigten Zweck. Sie vermehren nur der Parteien Erbitterung, und sind ein Beweggrund der Ermuthigung für den Haupträdelsführer, der aus Allem die Folgerung entnimmt, daß man ihn fürchtet.

Auf der Abgeordneten Weigerung, die Verabschiedung der Minister zu bewilligen, beendete Santa-Anna die Unterhandlung mit den Worten: „Den 1. April werde ich in Mexiko sein. Erinnert Euch, daß Santa-Anna immer Wort gehalten.“ Die Abgeord-

neten wollten ihm nun bittere Vorwürfe machen, über sein Betragen. Aber ihre Worte wurden durch das Geschrei: Viva Santa-Anna! erstickt, und der Bürgerkrieg war entschieden.

Da man diese Revolution nur als das Werk einiger Männer betrachten kann, halten wir es für nothwendig, über die vorzüglichsten Häuptlinge in einige nähere Erörterungen einzutreten. Für die Sache der Regierung waren der Vizepräsident Bustamente, die beiden Minister Alaman und Faccio, und die Generale Calderon und Teran.

Bustamente begünstigte immer die Zentralisirung. Nach Iturbides Sturz blieb er einer der letzten Bekämpfer des Föderalismus. Gezwungen nachzugeben, brachte er es durch seine Intriguen dahin, daß er zum Vizepräsidenten ernannt wurde, als Pedraza die Präsidentenstelle erhielt.

Er unterstützte im Geheimen alle mit dieses letzten Verwaltung Mißvergnügten, und wußte sich geschickt in seiner Stelle zu behaupten, als Guerrero sich der höchsten Magistratur bemächtigte. Er schlug sich sodann zu den Feinden des Usurpators, lies ihn durch einen Verräther verhaften, und, den bestehenden Gesetzen zum Trotz, erschießen. Von Guerrero befreit erhielt er sich an der Angelegenheiten Spitze, indem er, unter dem Vorwande des öffentlichen Besten, Pedraza die Rückkehr nach Mexiko verbieten lies.

Alaman und Faccio sind beide im Besitz großer Reichthümer, besonders der erste, dem man den Vorwurf macht, sie auf eine wenig ehrenvolle Weise erworben zu haben. Sie standen schon unter der spanischen Verwaltung in Gunst. Waren die ihnen ge-

liehenen politischen Entwürfe reell, konnten auch sie allein fähig sein, sie in Ausführung zu bringen. Listig und zurückhaltend wie er war, schien Alaman weitaussehende Pläne zu haben, und Faccio hat immer denselben politischen Weg verfolgt, wie sein Amtsbruder.

Calderon hat sich in den ersten Revolutionen Mexikos ausgezeichnet. Er diente anfänglich in den Reihen der Spanier, gegen die Patrioten und den Pfarrer Morelos, sodann unter Iturbide gegen die Spanier. An seinen Namen knüpfen sich Erinnerungen vieler von ihm verübten Grausamkeiten. Als General ohne alle Fähigkeit, ohne persönliches Verdienst, hat er sich bei mehr als einer Gelegenheit mit Schande bedeckt. Immer von der Santa-Anna entgegengesetzten Partei, ist er fast immer von ihm geschlagen und arg mitgespielt worden.

Teran war ohne Zweifel der beste General der Republik. Es fehlte ihm weder an Muth noch an militärischen Kenntnissen. Er zeichnete sich gegen die Spanier aus, doch glänzte er nie im ersten Range, sei es weil er wenig unternehmend war, oder weil es ihm an Gelegenheit fehlte, eine große Rolle zu spielen.

Er kannte die Kriegskunst aus dem Grunde, und in einer Expedition gegen den Goazacoalco, rettete er seine Armee von gänzlicher Vernichtung, indem er sich einen Weg mitten durch bis dahin für unzugänglich gehaltene Sümpfe bahnte. Als Genieoffizier beurkundete er bei dieser Gelegenheit sehr umfassende Kenntnisse. Er lies Brücken und Wege erbauen,

die noch jetzt von Sachverständigen bewundert werden.

Alle die ihn gekannt, versichern, daß sein Umgang sehr angenehm war. Demungeachtet hatte er wenig Freunde, und blieb fast immer für sich allein. Selten verstand er es, seinen Soldaten Enthusiasmus einzuflößen. Er liebte sein Vaterland, und wie Cato von Utika tödtete er sich, um nicht Zeuge des Unglücks zu sein, wovon er sein Land bedrohet glaubte.

Santa-Anna hatte anfänglich Niemand in seiner Partei, als den Oberst Lendero, und alle Abenteurer, von denen es in Mexiko wimmelt. Um ihn sammelten sich nach und nach auch mehrere Franzosen, die im Lande Aemter bekleideten, die aber von der Regierung sehr hintangesetzt worden, wie unter andern der Oberst und der Hauptmann Arago, der Kapitän Reybaud, ein berüchtigter Seeräuber, dessen alleiniger Name während der Revolution Kolumbias die Spanier in Furcht und Schrecken setzte, und mehrere andere, alles entschlossene Männer, die in dieser Sache ihr Alles auf's Spiel setzten.

Santa-Anna hatte sich durch seine Kühnheit emporgeschwungen. Seine ausserordentliche Thätigkeit, sein verwegenes Benehmen erregten Iturbides Aufmerksamkeit. Er beförderte ihn rasch zum Brigadegeneral, glaubte ihn dadurch für sich gewonnen, und setzte unbedingtes Vertrauen in ihm. Iturbide befand sich auf dem Gipfel seiner Macht, als Santa-Anna zu Vera-Cruz, wo er die Truppen befehligte, den ersten Schrei der Empörung ausstieß. Man spot-

teie anfänglich darüber. Aber schon einen Monat nachher wurde der Kaiser gestürzt.

Er trug das Seinige zur Erhebung und zur Wiederbeseitigung Guerrero's bei, und ganz neuerdings rief er Pedraza aus Nordamerika zurück, obschon er früher seine Entfernung veranlaßt hatte. Ohne tiefe Kenntniß der Kriegskunst, ist er jetzt der am meisten gefürchtete General der Republik. Jung, thätig, unternehmend, schlau, raschentschlossen, gleichviel ob Sieger oder Besiegter, ist er triumphirend aus allen Kämpfen hervorgegangen, in die er sich eingelassen.

Er hat auf die Indianer, wie auf die Soldaten, einen großen Einfluß. Seine früheren Thaten sichern ihm ihre Bewunderung. Er hat alle Regierungen, welche seit fünfzehn Jahren in seinem Vaterlande auf einandergefolgt sind, entweder selbst gestürzt, oder zu ihrem Sturze beigetragen.

Zu Tampico stellte er sich 1828 mit einer Handvoll Indianer, den Befehlen der Regierung zuwider, den spanischen Truppen, unter Barradas Befehl, entgegen. Er beurkundete bei dieser Gelegenheit eine eben so ausserordentliche Umsicht als Kühnheit, und die schönsten Regimenter der iberischen Halbinsel verschwanden von dem Boden Mexiko's.

Santa-Anna ist von ganz gewöhnlichem Wuchs, und hat nichts Ausgezeichnetes in seinem Gesichte, als die große Lebhaftigkeit seiner Augen. Hohe Waffenthaten erregen seinen Enthusiasmus. Seine Bewunderung für Napoleon geht so weit, daß er ihn über alle Helden setzt, deren die Geschichte gedenkt, weshalb er auch eine besondere Vorliebe für die Franzosen hat.

Wenn auch Pedraza in der Revolution von 1832 nur eine untergeordnete Rolle spielt, glauben wir dennoch Einiges über sein früheres Leben sagen zu müssen. Er war Deputirter bei den Kortes in Spanien, und bildete sich in Europa, während innere Unruhen sein Vaterland zerrissen. Einige Zeit vor dem Schrei von Iguala (el grito de Iguala) kehrte er nach Mexiko zurück, und gesellte sich dem Kampfe bei, durch den Iturbide, der erste Abgott der Unabhängigkeit, gestürzt wurde.

Zum Statthalter von Puebla, seinem Geburtsorte, ernannt, lehnte er zuerst diese Stelle ab. Als jedoch die Wahl zum zweiten Male auf ihn fiel, nahm er sie an. Bald nachher, eines wichtigen Vorwandes wegen, wieder abgesetzt, wurde er nun von Victoria *) ausgezeichnet, der in ihm den wirklich nothwendigen Mann zur Wiederherstellung des Kriegswesens und der Armee zu erblicken glaubte.

Während seinem Ministerium verrichtete er manches Gute, und zeigte sich oft geschickt, entschlossen, fest, den Umtrieben der Parteien fremd. Zum Präsidenten ernannt, hatte er nicht Entschlossenheit und Kraft genug, sich in seiner Würde zu behaupten. Er wurde genöthigt sich nach den nordamerikanischen Vereinstaaten zu begeben, wo er ruhig und mit Anstand das ihn betroffene Mißgeschick trug. Man kann ihm einen sehr achtungswerthen Karakter nicht streitig machen. Vielleicht gebrach es ihm aber an jener durchgreifenden Karakterstärke, deren er unumgäng-

*) M. s. über diesen ausserordentlichen Mann mehrere Artikel in den früheren Jahrgängen dieses Werkes.

lich in so kritischen Umständen, als die waren, worin er sich befand, bedurft hätte.

Solches waren die Männer, welche in dieser Staatsumwälzung die ersten Rollen spielen sollten. Wir erwähnen hier der Schriftsteller nicht, die darin ebenfalls aus allen Kräften mitarbeiteten, die jedoch nie thätig wirkend auftraten. Ein einziger verdient genannt zu werden, weil er das Organ der Regierung war, und weil man, nach seinen Manifesten des Ministeriums Absichten am besten beurtheilen kann.

Dieser Schriftsteller war der Deputirte Bustamente, bekannt durch eine „Geschichte der Revolutionen Mexiko's." In einem an Santa-Anna gerichteten, öffentlich bekannt gemachten Briefe, beschuldigte er die Fremden, der bürgerlichen Unruhen alleinige Urheber zu sein, weshalb er sie der Verwünschung der beiden Parteien überantwortete. Auf jeden Fall würde es geschehen gewesen sein um den Einfluß der Fremden in Mexiko, wenn es der Regierung gelungen wäre, den Aufstand zu unterdrücken.

Karakteristik der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs *).

Joseph von Villèle.

Es war ein sonderbarer Auftritt, der in der Deputirtenkammer, während der Sitzung von 1821, sich ereignete. Ein Offizier vom Generalstab, der Oberst Alix, hatte eine Bittschrift an die Kammer gerichtet, worin er ihre Mitglieder aufforderte, inner den Schranken der Gesetzlichkeit zu beharren, sich allein an die Staatsurkunde (die Charte) zu halten, und alle Verordnungen, die mit ihr in Widerspruch ständen, zu beseitigen. Keine Mahnung konnte passender sein. Joseph von Villèle war auf dem Punkte, Premierminister zu werden...

Einige Deputirten des Zentrums geriethen über diese Bittschrift in Zorn, und eilten auf den Redestuhl, um Bestrafung solcher Unverschämtheit zu fordern. Hatten sie nicht Gehorsam gegen die Charte und Treue dem König geschworen? Man hielt sie also für fähig, ihren Schwur zu verletzen? Lärm und Zorn waren sehr groß.

Die anwesenden Minister betheuerten, mit der Hand auf dem Herzen, ihre Anhänglichkeit an die Verfassung. Die Opposition murrte, und erhob ihre drohende Stimme. Der Kampf begann mit Wuth,

*) Man sehe die früheren Aufsätze unter dieser Ueberschrift im zweiten, dritten und vierten Theil des laufenden Jahrganges dieses Werkes.

als Villèle, der auf der Ministerbank saß, als Mitglied des Ministerraths, doch ohne Titel und ohne Portefeuille, seine Ellenbogen auf das Marmorgeländer des Redestuhls mit jener Nachläßigkeit und Kälte stützte, die ihn von den übrigen Deputirten aus dem südlichen Frankreich so auffallend unterschied.

Man hörte seine Rede mit vieler Aufmerksamkeit. Er war bereits eine moralische Macht. Mit seinem Freunde Corbière leitete er einen großen Theil der rechten Seite in der Kammer, und seit einiger Zeit hatte er sich beinahe mit Gewalt in den Ministerrath gedrängt, von dem ihn der mißtrauische Herzog von Richelieu bis dahin immer entfernt gehalten.

Villèle sprach ganz ruhig, sonder Aufregung noch Verlegenheit. Er sagte kein Wort über seinen Schwur, zeigte sich nicht im mindesten beleidigt, daß man der Kammer die Absicht untergelegt, die Charte übertreten zu wollen. Er machte nur bemerkbar, daß die Fragen, welche mehrere Redner bei Gelegenheit dieser Bittschrift aufgeworfen, ihren Platz finden müßten in der Diskussion über das Budget, und daß es jetzt noch nicht Zeit sei, über einen solchen Gegenstand sich zu erhitzen. Sodann verlangte er, mit einem ganz einfachen und natürlichen Ton: Schluß der Sache. Diese Folgerung verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Sturm fiel plötzlich, und Alles schien vorüber.

Kasimir Périer allein, dieser immer kochende Vulkan, lies sich durch so eisige Worte nicht beruhigen. Er schwang sich auf den Redestuhl, den eben der General Donadieu von der andern Seite bestieg. Während rechts der schwarze Krauskopf des letzten sich

erhob, zeigte sich zur Linken des ersten zorniges, herrisches Gesicht. Villèle befand sich plötzlich, ohne jedoch etwas von seiner Ruhe zu verlieren, zwischen den beiden ungestümsten Rednern der Rechten und der Linken. Er war einem schwachen Papierblatte zwischen zwei Eisenhammern ähnlich.

Kasimir Périer, der bereits errathen hatte, daß die verwaltende Macht in der auf dem Redestuhl neben der seinigen ruhenden Hand sich konzentriren solle, hielt es nicht mehr der Mühe werth, mit dem Ministerium anzubinden. Er griff einzig und allein Villèle an. Dieser hatte nicht gewartet, bis die Reihe zu sprechen an ihn gekommen. Aus welchem Grunde hatte man ihm ein Vorrecht zugestanden? —

„Er hat also als Minister das Wort erhalten?“ sagte Périer mit anscheinendem Erstaunen. „Minister!“ rief er nochmals mit gellender Stimme. „In dem Fall muß man eine Frage aufstellen. Dürfen wir dulden, daß ein Minister, der noch keine Amtsverrichtung hat, von dem man nicht weiß, unter welchen Namen man ihn bezeichnen soll, des Wortes sich bemächtigt, wenn es ihm gefällt, und auf solche Weise die Diskussion unterbreche? Ich muß gestehen, meine Herren, daß ich nicht weiß, wie man solche Minister zu qualifiziren habe. Wollten sie etwa, daß man sie „Schlußminister (ministres de la clôture)“ nenne?“ sagte er, indem er sich rasch gegen Villèle wendete. Dieser Ausfall schien den letzten, zum größten Erstaunen der Kammer, einigermaßen ausser Fassung zu bringen.

Mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn hatte Périer zugleich den Minister und die Natur seines Ministe-

riums errathen. Während den ſieben Jahren, wo Villèle die Gewalt in Händen hatte, war er nichts, als der Schlußminiſter, immer dem letzten Worte jeder Diskuſſion entgehend, unaufhörlich die Entſcheidung auf den andern Morgen vertagend, Feind aller Folgerungen, und ein Ergebniß nur dann annehmend, wenn ihm noch ein Mittel übrig blieb, demſelben ſich wieder zu entnehmen. Solches war Villèles beſtändige Politik. Mit ihrer Hilfe hat ſein Miniſterium ſieben Jahre gedauert, doch hat es wahrſcheinlich auch um eine gleiche Zeit die Regierung der Bourbonen vermindert.

Villèle hat einen jener ſeltenen Karakter, die Unglück nicht bitter macht. Er iſt einer der nicht gemeinen Männer, deren Sturz nicht ihre Ideen verfälſcht, und die nicht die ganze Geſellſchaft an ihrer Entwürfe Mißlingen ſchuldig halten. Ein ſolcher Karakter, verbunden mit vielem Wiſſen, mußte mit Leichtigkeit die meiſten der ſich ihm entgegenſtellenden Hinderniſſe überſteigen.

Aber darauf auch beſchränkten ſich alle ſeine guten Eigenſchaften, oder vielmehr er mißbrauchte ſie zu Zwecken, deren Unrecht und Verderblichkeit ſeine geiſtige Ueberlegenheit ihn recht gut einſehen laſſen mußte.

Einmal eingeſetzt in der hohen, umfaſſenden Sphäre, zu der Schlauheit und Ausdauer ihn erhoben, bot Villèle alle ihm zu Gebote ſtehende Liſt und Beharrlichkeit auf, um darin ſich zu erhalten. Wo das Genie eines Napoleon nicht genügend geweſen wäre, einem edeln Zwecke dies Streben nach Freiheit zuzuwenden, von dem die ganze junge Generation in

Frankreich beseelt war, und wo man Alles aufzubieten hatte, um das ungezügelte Despotismusverlangen der sogenannten Vertheidiger von Thron und Altar zu zähmen, — erschien nur ein Mazarin, heiter, gewandt, schlau, dessen spitzfindiger und versöhnender Verstand ohne Zweifel der Fronde ein Ziel gesteckt, und den großen Intriguen wie den kleinen Aufläufen jener lustigen Zeit die Stirn geboten haben würden, der jedoch nicht im Stande war, es mit den gewaltigen Leidenschaften aufzunehmen, die jetzt gegenseitig sich bekämpften.

Man hat von Villèle gesagt, daß er ein großer Minister gewesen. Er war im Grunde nichts, als ein großer Geschäftsmann. Zum Lobe seines Ministeriums, hat man auf des Landes gedeihlichen Zustand hingedeutet. England befand sich auch unter Walpole in einer ähnlichen Lage. Hätte Chatam den angerichteten Schaden nicht wieder ausgeglichen, wäre eine Krisis unvermeidlich geworden. Frankreich leidet jetzt noch an dem Aussatze, womit Villèle es bedeckt.

Dieses Ministers politisches Schicksal war bereits bestimmt, als sein Name zum ersten Male öffentlich und in Nähe des Thrones ausgesprochen wurde. Kaum oberflächlich in seinem Departemente *) bekannt, durch eine Flugschrift gegen den Entwurf der Staatsurkunde, noch weniger bekannt ausser demselben, durch seine Ernennung zum Maire von Toulouse, seit Kurzem erst in der Deputirtenkammer sitzend, hatte er sich schon zum Mittelpunkt einer Menge kleiner In-

*) Ober-Garonne. Villèle ist gebürtig von Toulouse.

triguen, zur Baſis ſehr vieler auf ihn begründeten Hoffnungen gemacht.

Schon auch hatte Corbière ſich ihm zugeneigt, und beide hatten ihr Schickſal mit den ariſtokratiſchen Intereſſen der Reſtauration vereinigt, obgleich ſie durch die Revolution weder Titel noch Vermögen verloren. Ihr alleiniges Streben war, nicht durch dem Vaterlande zu leiſtende wirkliche Dienſte, ſondern durch Dienſte gegen Hof und Adel, von welcher Art dieſe Dienſte im Uebrigen auch ſein konnten, ſich emporzuſchwingen.

Corbière war eben ſo hartnäckig, als Villèle nachgiebig war. Dieſer hielt ſich nur an das Ergebniß, und kümmerte ſich um den Weg nicht, der ihn demſelben zuführen ſollte. Jener zählte ſeine Feinde. Er haßte und verfolgte ſie; während Villèle die Augen zudrückte, und Niemand haßte, weil er recht gut wußte, daß in einem politiſchen Syſtem, wie das ſeinige, der Feind von geſtern, morgen ein Freund ſein könne. Corbière's Wuthausbrüche gegen die Preſſe, die er gern in Maſſe hätte behandeln mögen, wie er den Schriftſteller Magalon behandelte, den er an einen mit der Krätze behafteten Galeerenſklaven anfeſſeln ließ, ſetzten Villèle oft in Verlegenheit, weil er die Mittel nicht billigte, deren ſein Amtsgenoß in Verfolgung ſeiner Rachſucht ſich bediente.

Man entnimmt daraus, daß die Verbindung dieſer beiden Männer weder auf Gleichheit der Anſichten, noch auf Uebereinſtimmung der Neigungen begründet war. Sie blieb demungeachtet dauernd, weil zufällig ihre Intereſſen immer dieſelben waren. Die Schuld dieſer Dauer lag freilich nicht an Villèle. Denn

mehr als einmal ließ er einigen seiner Gegner, die er für sich gewinnen wollte, Corbière's Portefeuille antragen, was jedoch immer abgelehnt wurde.

Villèles Freunde bildeten schon die Mehrheit in der Kammer, die Thronreden wurden von den Ministern seiner Prüfung unterzogen, und noch kannte Ludwig XVIII nicht persönlich den Mann, der bald sein erster Minister werden sollte, der aber sehr vorsichtig und zurückhaltend in allen seinen Schritten war.

Eines Tages endlich schrieb ihm Richelieu, daß der König ihn sehen wolle. Die Unterhaltung war sonderbar. Villèle kam in Begleitung seines Freundes Corbière. Ludwig XVIII, der viel auf alten Adel hielt, empfing die beiden bürgerlichen Verfechter der aristokratischen Partei sehr kalt, beinahe verächtlich. Einige Augenblicke vorher hatte der König mit seinen Vertrauten über die Haltung und die Ansprüche Cazalès in der Nationalversammlung gespöttelt. Als er Villèle und Corbière erblickte, warf er den Kopf in die Höhe, und fragte sie, nicht ohne eine Beimischung von Unwillen: bis wie weit die Anmaßungen der Royalisten gehen würden, und welche Gattung Minister man ihm noch aufzubürden gesonnen sei?

Corbière wollte schon ernsthaft antworten, als Villèle, mit jener Heiterkeit und jener anscheinend natürlichen Laune, die den wenig anziehenden Ausdruck seines Gesichts verwischte, sich mit so vieler Schicklichkeit, und mit dem Takt eines vollendeten Höflings über die blinde Hartnäckigkeit der wüthendsten Anhänger seiner Partei lustig machte, daß der König ihn sogleich begriff, und einsah, wie er seinen

Mann gefunden habe. Tags darauf wurde Corbière zum Präsidenten des öffentlichen Unterrichts ernannt, und Villèle trat mit Lainé in den Ministerrath.

Villèle hatte sich geweigert, ein Portefeuille anzunehmen, weil man ihm nur eine Direktion, die der direkten Abgaben, angeboten. Er zog es vor, auf der Ministerbank zu sitzen, und in einer zweifelhaften Stellung zu bleiben, um so mehr, da er in diesem Falle die Verantwortlichkeit des Ministeriums Richelieu, das sich den beiden Parteien gegenüber kompromittirte, nicht zu theilen brauchte.

Die Häuptlinge der royalistischen Partei kamen täglich zu ihm, und entwickelten vor ihm, in seiner Wohnung, in der Provencestraße, ihre Angriffspläne gegen ein Ministerium, dessen Geheimnisse man ihm überliefert, und in das er, wie in eine feindliche Festung gelangt war.

Erst durch Decazes erfuhr Richelieu, welchen Amtsgenossen er sich beigesellt, und von nun an fürchtete er ihn. Da er jedoch einsah, daß er nicht stark genug sei, mit ihm ringen zu können, weil er den künftigen Thronerben (damals Monsieur, später Karl X), und selbst den König hinter ihm erblickte, reichte er Ludwig XVIII seine Entlassung ein, nebst einer Liste der von ihm in Vorschlag gebrachten Minister, an deren Spitze er Villèle und Corbière gestellt. Die Royalisten und ihr Haupt, der Herzog von Artois, eigentlicher Urheber dieser ganzen Intrigue, glaubten nun die Gegenrevolution vollendet.

Frankreichs Lage war ziemlich verschürzt in dem Augenblicke, wo Villèle erster Minister wurde. Der Kongreß in Verona war eröffnet, und zum ersten

Male seit der Restauration, wurde Frankreich aufgefordert, in den europäischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen.

Die griechische Insurrektion, an der alle Völker lebhaften Antheil nahmen, hatte Oppositions- und Widerstandsmittelpunkte in fast allen Staaten erzeugt, die sich, wenn auch nicht direkt, doch auf eine leicht begreifliche Weise beurkundeten. Die noch nicht ganz erloschenen politischen Vulkane von Neapel und Piemont, hatten sich aufs neue geöffnet, und beschäftigten noch einen Theil der Streitkräfte Oesterreichs, das für seine italischen Besitzungen besorgt war.

Das britische Kabinet bewachte mit großer Unruhe Rußland, das an den Vergrößerungsplänen Peters I und Katharinas II immer fortgearbeitet, und das jeden Tag sich der Ueberreste des türkischen Reiches in Europa bemächtigen zu wollen schien. Polen und Deutschland waren gleichfalls nicht ganz ruhig, und Spanien, das mit einem Satze Frankreich hinter sich zurückgelassen, schien alle Völker durch sein Beispiel zu politischer Wiedergeburt aufzufordern.

Fürst von Metternich und Lord Castlereagh hatten sich bemühet, das französische Ministerium zu einem Bündnisse gegen Rußland zu vermögen, dessen Waffen bereits die Gestade des Pruth bedeckten. Obgleich kein Ueberredungsmittel unversucht gelassen worden, hatte Richelieu, aus Anhänglichkeit für den Kaiser Alexander, doch immer widerstanden. Man erfuhr also nicht ohne eine gewisse Befriedigung seinen Rücktritt und Villèles Ernennung. Schon hielt man die Tripleallianz für abgeschlossen, als Castlereagh sich den Hals abschnitt, um der tödtlichen Ver-

legenheit zu entgehen, worin seine unvorsichtigen Maßregeln ihn versetzt. Canning war sein Nachfolger, und England entging durch ihn dem Einflusse des Fürsten von Metternich.

Villèle, nachdem er von dem Zustand der Angelegenheiten sich unterrichtet, hatte bald seine Partei ergriffen, nämlich die, nichts zu thun. Schwer war es auf jeden Fall, einen solchen Vorsatz zwischen zwei Männern, wie Canning und Metternich, in Ausführung zu bringen.

Aus einem unbedeutenden Handelskomptor auf ein Schiff gelangt, das ihn auf der Insel Bourbon, bloß bekleidet wie er ging und stand, zurückgelassen, mußte Villèle sich glücklich schätzen, als Verwalter in der Zuckerrohrpflanzung Panon's angestellt zu werden. Nach und nach wurde er dieses letzten Schwiegersohn, Mitglied der Kolonialversammlung, reicher Pflanzer, sodann, nach seiner Rückkehr nach Frankreich, einflußreicher Mann in seiner Vaterstadt, Parteihaupt in der Deputirtenkammer, Mitglied des Ministerraths, und endlich erster Minister.

Zu alle dem war Villèle der Reihe nach durch die Anwendbarmachung eines einzigen Gedankens gelangt. Er durfte also wohl einiges Vertrauen setzen in diesen Gedanken, und dabei beharren. Er beschloß demnach, sein Unthätigkeitssystem, das für ihn bisher so vortheilhaft gewesen, auch künftig in Anwendung zu bringen. Er hatte zu oft des Glückes bedurft, um mit ihm zu scherzen. Er behandelte es sehr ernst, obgleich furchtsam, und wagte nie viel, um nicht auf einmal viel zu verlieren.

Auf seinem erhabenen Posten bemühte er sich so

feſten Fuß zu faſſen, als nur möglich, um nicht vom Schwindel befallen zu werden, und ſtatt über ſich zu blicken, ſah er beſtändig zu ſeinen Füßen den Abgrund, aus dem er mühſam bis zu dem Punkte ſich erhoben, wo er gegenwärtig ſich befand. Unaufhörlich ſolcher Befangenheit überlaſſen, konnte er auf keinen Fall einen großen politiſchen Schwung nehmen.

Fürſt von Metternich hatte eine große Ueberlegenheit über Villèle: er war von der Nützlichkeit deſſen, was er that, überzeugt. Auſſerdem hatte er noch den Vortheil einer entſchiedenen Stellung. Darum verfolgte er auch ſeine Entwürfe mit immer gleicher Energie und Beharrlichkeit.

Canning ſeinerſeits hatte Villèle ebenfalls vollkommen errathen, nur war er nicht ſo kalt und bedächtig, wie Metternich, ſondern vielmehr reizbar in einem hohen Grade. Obgleich Whig, war er doch in ſeinen Grundſätzen von Hume und Robert Wilſon toto coelo verſchieden, wie er in ſeiner klaſſiſchen Sprache ſagte. Er hatte ſich zum Vertheidiger des gemäßigten Whigismus gemacht.

Wie Metternich hatte er ſich offen und frei auf die Breſche geſtellt, und bot ſeine Stirn den Angriffen der engliſchen Ariſtokratie dar, wie jener die ſeinige ſeit Langem den Angriffen der europäiſchen Demokratie preisgegeben. Es war eine gewiſſe Prahlerei in den Aufforderungen, die Canning von Zeit zu Zeit gegen Menſchen und Vorurtheile ſchleuderte. Bei Metternich und Villèle findet man nichts Aehnliches. Beide zeigten ſich immer viel beſonnener, und gaben nicht ſo leicht Veranlaſſung zu Angriffen, die ihrer Sache ſchaden konnten.

Canning, von seinen politischen Leidenschaften verzehrt, ist als ihr Opfer gefallen. Villèle hat sich klug zurückgezogen, als der Sturm sich entfesselte, und jetzt lebt er mit anscheinender Untheilnahme ruhig und verborgen im Genusse seines Reichthums. Metternich allein führt noch das Steuerruder mit geübter Hand, und scheint nicht gesonnen, es fahren zu lassen, oder unter den Umständen erliegen zu wollen.

Dieser geschickte Staatsmann hatte sich einen großen Einfluß auf den Geist des frommen und beschränkten Vikomte von Montmorency zu verschaffen gewußt, und ihm den Krieg in Spanien als einen heiligen Kreuzzug dargestellt. In seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter Frankreichs beim Kongresse, hatte der letzte dem Kaiser Alexander die Versicherung gegeben, daß Frankreich die spanische Revolution ersticken werde. Villèle bekämpfte aus allen Kräften den kriegerischen Eifer seiner Partei. Er wiederholte einmal über das andere, daß ein Krieg in Spanien die Fonds heruntertreiben werde. Aber man kehrte sich daran nicht, und der Kreuzzug wurde beschlossen.

Nicht allein mußte Villèle einem gegen seine Meinung unternommenen Kriege seine Beistimmung geben, er mußte auch noch in der Kammer desselben Prinzip gegen die Opposition vertheidigen. Er mußte sich kriegerisch machen, um Foy und die andern Redner zu bekämpfen, die ihn beschuldigten, das Land in ein verhängnißvolles Unternehmen verwickelt zu haben. Er mußte die Vorwürfe Derjenigen erdulden, deren Meinung er im Geheimen theilte, und Lobeserhebungen von denen ertragen, die er im Grunde der Seele

als beschränkte Menschen verachtete. Indessen hatte er doch einen großen Trost, die Fonds waren nicht gesunken.

Man sieht daraus, daß Villèles ganze Politik auf die Börse beschränkt war. Die Rente war für ihn der alleinige positive Gegenstand, bei dem er sich Raths erholte, und der die meisten seiner Maßregeln bestimmte. Eigentliche philosophisch-politische Ansichten hatte er nicht. Frankreichs Schicksal war für ihn einzig und allein auf der Börse. Da leitete, da bestimmte er es.

Die Wuth der Agiotirung hatte sich aller Klassen bemächtigt. Jedermann spielte auf der Börse à la hausse, oder à la baisse, von den Generalen und hohen Magistratspersonen, bis zu den Operntänzerinnen und den Landwirthen. Périer beschwerte sich eines Tages auf dem Redestuhl, daß er, um in das Innere der Börse zu gelangen, sich durch eine Menge Grafen, Herzoge und Großwürdeträger habe drängen müssen.

„Nun, da haben Sie ja die Gleichheit, die Sie so sehr verlangen," entgegnete Villèle.

Diese Worte wurden auf den Bänken des rechten Zentrums sehr beklatscht. Hier saßen die wärmsten Freunde des Ministers, denen er die Neuigkeiten mittheilte, welche er durch den Telegraphen erhielt, eine nicht lobenswerthe Gefälligkeit, die vielleicht nicht wenig dazu beitrug, ihn an des Ministeriums Spitze zu erhalten.

Ueberhaupt war er nicht besonders zartfühlend in den Finanzangelegenheiten, die er mehr als Geschäfts- denn als Staatsmann behandelte. Seine Unbefan-

genheit in diesem Betrachte ging selbst so weit, daß er eines Tages, als er, wie von einer ganz natürlichen Sache, von den großen Vortheilen sprach, welche er den Anleihern zuzusichern verstehe, selbst den Unwillen der übrigens wenig gewissenhaften Kammer gegen sich erhob.

„Sie wollen die Vortheile auf die Anleihen vermehren," rief eine Stimme zur Linken. „Aber seit wann werden Staatsanleihen nicht als öffentliche Unglücksfälle betrachtet? Vortheile auf Anleihen! Bis jetzt hat man solcher Sprache auf dem Redestuhl dieser Kammer sich noch nicht bedient. Die Vortheile der Staatsanleihen sind für die Juden, und die Lasten sind für die Völker. Sie sind jetzt vollkommen benachrichtigt. Sie sind es durch die Regierung selbst."

Bei solchen Angriffen, die oft äusserst heftig und zerschmetternd waren, in Mitte des Hasses der gegen ihn sich erhebenden Parteien, wenn die Linke auf ihren Bänken knirschte, wenn Périer und Foy ihn auf die direkteste Weise apostrophirten, ihn mit Law und Terray verglichen, gegen ihn die öffentliche Meinung wie die öffentliche Moral aufriefen, zeigte Villèle eine bewunderungswürdige Geduld und Ruhe, die sich durch nichts aufregen und erschüttern ließ.

Er forderte mit einer Kopfbewegung das Wort, schritt langsam und kaltblütig dem Redestuhl zu, wartete, bis der Sturm sich gelegt, und begann immer sehr leise zu sprechen, um sich allgemeines Stillschweigen zu verschaffen. Sprach Jemand gegen ihn, so antwortete er sogleich, was oft mehr als zwanzig Mal in einer Sitzung geschah.

Seine Antworten waren immer von der Art, daß

man daraus keine beſtimmte Folgerung entnehmen, daß man des Miniſteriums eigentlichen Gedanken nie errathen konnte. Allen ihn von Foy, Périer, Conſtant und Sebaſtiani gemachten oft ſehr fein berechneten Einwürfen wich er mit einer Gewandheit aus, die in ihm einen wo nicht durchdringenden doch ſehr verſchlagenen Geiſt beurkundete. Immer kehrte er nach tauſend Umſchweifen zu dem Punkte zurück, von dem er ausgegangen war, und wenn er nach langen Debatten auf ſeine Bank ſich begab, rieb er ſich mit ſichtlichem Vergnügen die Hände, daß er eine zweiſtündige Diskuſſion durchaus unnütz gemacht.

Wollten wir ein Gemälde aufſtellen von den politiſchen Ereigniſſen des Miniſteriums Villèle, würden wir gewiſſermaßen eine vollſtändige Geſchichte der Finanzen während der Reſtauration ſchreiben müſſen. Eine ſolche Geſchichte würde ohne Zweifel merkwürdig genug ſein. Aber für die Grenzen unſers Aufſatzes wäre ſie viel zu weitſchweifig. Wir müſſen uns begnügen, den doppelten Kampf anzudeuten, den Villèle einerſeits gegen die parlamentariſche Oppoſition, anderſeits gegen die Kongregation zu beſtehen hatte.

Die erſte griff alle ſeine Entwürfe an, und beſtritt ſie zuerſt im Ganzen, ſodann in ihren Einzelnheiten. Von Allem, was er in Rede geſtellt, wurde durchaus nichts gut geheiſſen. Alles ſchien verderblich und ungereimt.

Die Kongregation dagegen hatte ſich hinter ihn geſtellt, wie der von Boſſuet geſchilderte Tod, und ſchrie ihm unaufhörlich zu: „Vorwärts, immer vorwärts!“ Sie nöthigte ihn zu dem Kriege in der Halbinſel, zu den Anleihen, und zu den ſkandalvollen

Intriguen des Syndikats. Sie verwickelte ihn in die unzubeendigenden Schikanen des Dreiprozent, und forderte von ihm die tausend Millionen der Emigranten-Entschädigung. Sie riß ihn hin zum Sakrilegiengesetz, zu dem über die Zeitungen, zu dem über die Erstgeburt, zu den Verfolgungen gegen die Presse, zu den zahllosen Schenkungen gegen die Geistlichkeit, ja selbst zu den blutigen Auftritten in der St. Denisstraße.

Und nachdem er Alles gethan, was man von ihm verlangt, nachdem er seine Ueberzeugung zum Opfer gebracht, und endlich das willenlose Werkzeug einer verblendeten Faktion geworden, ließ sie ihn ohne Bedauern fallen, und stieß ihn, wie einen hinfort unnützen Leichnam, verächtlich bei Seite.

Man kann wohl behaupten, ohne eine bestimmte Widerlegung besorgen zu müssen, daß von allen während seinem langen Ministerium erlassenen Gesetzen, das der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer das einzige gewesen, welches er aus freiem Willen aufgestellt, und zwar aus dem Grunde, weil er durch diese siebenjährige Dauer sich eine sichere Stütze zu geben, und den zu ungestümen Forderungen der Kongregation am besten zu entgehen hoffte.

Seine Absicht ging beständig dahin, im Geheimen, und durch Bestechung jeder Art, der Presse sich zu versichern. Aber solche gelinde Maßregeln schienen der Kongregation ungenügend. Man zwang ihm das Preßgesetz auf, gegen das er sich keine Mühe gab, seinen Widerwillen zu verbergen.

Wer anders, als Villèle, hätte sieben Jahre lang eine solche Marter ertragen können? Und doch be-

fand er sich wohl dabei, und doch bot er alle ihm zu Gebote stehende Geschicklichkeit auf, um auf einem Posten sich zu erhalten, von dem man ihn fast mit Gewalt hinwegreissen mußte.

Nach und nach hatten alle vertrauten Freunde des Grafen von Artois, ein Polignac, ein Montmorency, ein Rivière, sich gegen ihn erhoben, und sich offen als seine Gegner erklärt. Der Herzog und die Herzogin von Angoulême liebten ihn ebenfalls nicht, weil sein Verstand ihm nicht erlaubte, sich bis zum religiösen Heuchler zu erniedrigen, und den Fanatismus der jesuitischen Partei zu theilen. Er sah die ihn bedrohende Gefahr, und war um ein Mittel nicht verlegen, sie von sich abzuwenden. Einige von ihm der Kongregation ins Ohr geflüsterte Worte, brachten bei dieser eine vollkommene Umgestaltung der Gesinnungen und des Benehmens hervor.

Welchen Gehaltes diese Worte waren, kann man vielleicht aus der Natur der Gesetze entnehmen, welche während der nächsten Sitzung den Kammern vorgelegt wurden. Es waren folgende: Entschädigung der Ausgewanderten; Sakrilegiengesetz; Gesetz zum Besten der Klöster und der religiösen Stiftungen. — So gab sich Villèle gänzlich dahin für die Interessen einer Partei, deren Gesinnungen er nicht theilte, und deren Politik er nicht billigen konnte.

Unternehmen wir es nicht, über die vorstehend angedeuteten Gesetze, wie über die Debatten, welche sie in beiden Kammern veranlaßten, in nähere Erörterungen einzutreten. Sie sind längst zur Genüge gewürdigt; überdem hat man sie jetzt beinahe schon gänzlich vergessen. Lassen wir die Todten ruhen.

Villèle arbeitete indessen mehr als einmal darauf hin, der Kongregation sich zu entledigen. Er hatte zuviel Scharfsinn und gesunden Menschenverstand, um nicht einzusehen, daß Frankreich endlich in Masse gegen ein System sich erheben werde, welches ihm nur religiöse Knechtschaft zubereitete, die es um keinen Preis zu ertragen gesonnen war.

Sein Amtsgenoß Frayssinous, von heiligem Eifer hingerissen, hatte das Dasein einer gewissen Zahl jesuitischer Kongregationen der Kammer zugestanden, und die ganze liberale Opposition hatte dieses Geständnisses sich bemächtigt, um das Land aufzureizen gegen ein lügnerisches Ministerium, welches das Bestehen der Jesuiten bisher immer abgeleugnet.

Eine zweite Denkschrift Montlosier's, mit einer Denunzirung vor den königlichen Gerichtshöfen begleitet, erschien nun, und einige Personen, die in naher Berührung mit Villèle standen, glaubten versichern zu dürfen, daß er diesen Bekanntmachungen nicht ganz fremd geblieben.

Auf wen mehr als auf ihn lastete diese Kongregation? Täglich verlangte sie neue Zugestehungen, und er mußte sich glücklich schätzen, wenn sie noch von der Art waren, daß man sie geheim halten konnte, und daß sie nicht gar zu viel Aufsehen erregten. Einen ihrer Beauftragten, Renneville, hatte sie schon bis in sein Kabinet eingeführt, um genau alle Schritte des Ministers zu beobachten, und ihr davon Rechnung abzustatten.

Kann man, nach einem solchen Schritte, sich noch wundern, wenn Villèle von einer so drückenden Vormundschaft sich zu befreien suchte? Montlosiers Denk-

schrift mußte, indem sie der Kammern Entscheidung über diese Angelegenheit in Anspruch nahm, entweder die Kongregation beseitigen, oder ihr Dasein gesetzlich feststellen. Und das allein war es, was Villèle verlangte. Er wollte nur bestimmt wissen, wo eigentlich die höchste Gewalt sei, um sodann ihr sich anzuschliessen.

In der Unentschlossenheit, worin er sich befand, mußte er seinen Gesinnungen Gewalt anthun, und vor den Kammern jenes berüchtigte Preßgesetz vertheidigen, das von der jesuitischen Partei ihm entrissen worden. Es ereignete sich während der Berathung über dies Gesetz ein kleiner Zufall, der Villèle's Unpopularität noch vermehrte. Der österreichische Gesandte am Tuilerienhofe, Graf von Appony, äusserte, daß er mit Vergnügen bei sich den Marschall Oudinot, den Marschall Soult und den Marschall Mortier empfangen werde. Dagegen weigerte er sich, seine Thür den Herzogen von Reggio, von Dalmatien und von Treviso zu öffnen *).

Die Opposition in Masse nahm sich der beleidigten Marschälle an. Villèle wurde aufgefordert, Genugthuung zu verlangen für diesen „der Nation widerfahrnen Schimpf."

Er entgeguete ganz einfach: daß ein Gesandter in seinem Hause sich wie in seinem Lande befinde, und daß es blos von den Marschällen abhänge, nach Oesterreich zu gehen oder nicht.

Solch ein Beweisgrund wurde natürlicherweise

*) Die vorgenannten Marschälle hatten diese von Napoleon ihnen ertheilte Titel, welche man auf gute Art zu beseitigen sich bemühete.

wenig annehmbar gefunden, und der Minister wurde immer heftiger bestürmt. Als er sah, welche Wendung die Sache nahm, erklärte er Tags darauf, „daß er sich glücklich fühle, anzukündigen (seine eigenen Worte), wie der Marschall, dem jener Affront widerfahren sei, dafür eine vollkommene Genugthuung erhalten.“

Zwei Tage später erfuhr man, daß der Gesandte sich beharrlich geweigert, die Titel des Marschalls Soult (Herzog von Dalmatien) und des Marschalls Oudinot (Herzog von Treviso) anzuerkennen, weil die Länder dieses Namens zu den k. k. Erbstaaten gehörten, und daß er nur den des Herzogs von Reggio zugestanden, weil man ihm bewiesen, daß der Marschall Mortier den Titel von dem Reggio im Königreich Neapel, und nicht von dem im Herzogthum Modena trage. Indessen hatte man schon den Schluß ausgesprochen über die Sache, und Villèle's „Genie“ hatte auch dies Hinderniß überstiegen.

Das neue Preßgesetz, mit seinen erhöheten Stempel- und Portogebühren, versetzte mehreren Zeitungen den Todesstreich. Der allgemeine Unwillen gegen den ersten Minister stieg von Tag zu Tag. Dieser gelangte von Nothwendigkeit zu Nothwendigkeit immer weiter. Nach der Auflösung der Deputirtenkammer, die ihn doch so getreulich unterstützt, kam er zu der der Nationalgarde, und zu jener großen Pairsernennung (fournée de Pairs), von der er in seinem spöttelnden Zynismus sagte:

„Ich will so viel machen, daß es eine Schande sei, dazu zu gehören, und eine Schande, nicht dazu zu gehören.“

Darauf folgte die Metzelei in der St. Denisstraße, während den neuen Wahlen, die ihm ein vortreffliches Mittel schien, Deputirten zu erhalten, wie er sie wünschte. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit als vollendeter Politiker, und beutete sehr geschickt zu seinem Vortheil ein Ereigniß aus, das, wie man behauptete, von ihm selbst veranlaßt worden.

Aber wie die Wahlen auch ausfallen mochten, er war zu Allem entschlossen. Ihm war es vollkommen gleich, ob er ohne Zurückhaltung der royalistischen Partei sich zu überlassen, oder dem linken Zentrum sich zuzuneigen, oder Peyronnet und seinen alten Freund Corbière fortzuschicken habe. Er wollte Alles thun, um sich auf seinem Posten zu erhalten.

Jeder Kurrier veränderte seine Entwürfe, wie seine Meinungen. Heut ließ er im Geheimen Kasimir Périer das Ministerium des Handels und des Innern antragen, morgen unternahm er Schritte gegen Pastoret, Portalis und viele andere einflußreiche Männer, bis er am Ende doch einsehen mußte, daß der Platz nicht mehr haltbar sei. Er ließ sich also zum Pair ernennen, weil seine bezeichneten Nachfolger sich weigerten, die ihnen angebotenen Portefeuille anzunehmen, so lange er in der Deputirtenkammer bleibe.

Von diesem Augenblicke sich selbst wiedergegeben, machte er nur noch seine vorzüglichste Eigenschaft, Klugheit, geltend. Er sprach in der Pairskammer nur über solche Gegenstände, die ihn auf keine Weise kompromittiren konnten. In die Wahlen mischte er sich nicht, und wußte sich vor jener Ueberspannung zu bewahren, die Peyronnet in das Staatsgefängniß

von Ham geführt. Wenn er auch hin und wieder Besuche von den früheren Anhängern seiner Partei empfangen, auf seinem prächtigen Landgute Morville-la-Basse, wo er äusserst zurückgezogen lebt, und dessen Einkommen er durch seine geschickte Verwaltung verdoppelt, hat er doch keinen Antheil genommen an den Umtrieben der Legitimisten, von denen es in seiner Umgebung wimmelt.

Gegenwärtiger Zustand des türkischen Reiches, und seine wahrscheinliche Zukunft.

Erste Betrachtung.

Aegypten, die europäische Türkei und Kleinasien, Länder, welche man im westlichen Europa unter dem allgemeinen Namen der Levante, oder des Morgenlandes begreift, sind seit langem Ziel und Zweck großer Handelsunternehmungen gewesen. Aber nie hat die kommerzielle Politik sich eifriger mit ihnen beschäftigt, als grade im gegenwärtigen Augenblicke.

Rußland, im genauen Einverständniß mit der Pforte, unterstützt von Oesterreich und Preussen, wie von den übrigen Fürsten Deutschlands, vielleicht auch von Holland, Dänemark und Schweden, bemühet sich, durch alle seiner Politik und seinem Unternehmungsgeiste zu Gebote stehende Mittel, des alten Welthandels mit Ostindien, China, dem indischen Archipel ꝛc., auf dem Wege durch den persischen Meerbusen sich zu versichern.

Zu diesem Zwecke geht sein ganzes Streben dahin, von dem türkischen Kaiser, und vielleicht auch von

Persien, Besitzungen an diesem Meerbusen sich zu erwerben, freie Schifffahrt auf dem Euphrat zu erzielen, und seine südlichen Grenzen bis zu dem Punkte auszudehnen, wo dieser Fluß für größere Fahrzeuge schiffbar wird *).

Die zwei Drittel Europa's, nämlich alle obenangedeuteten Länder, würden durch eines solchen Vorhabens Ausführung unermeßliche Vortheile gewinnen, und innerer Verkehr, wie Durchfuhr, würden in ihnen eine Ausdehnung erlangen, welche sie bisher nie gehabt, und die sogar die rege Handelsthätigkeit, zu den Zeiten des größten Flors von Venedig und Genua, wie der Hanse, bei weitem übertreffen dürfte.

Frankreich und England dagegen, besonders dies letzte, gewöhnt seit Langem das Monopol des europäischen Handels auszubeuten, würden anfänglich vielleicht einigen Abbruch erleiden, wenn der Handel des östlichen und des mittlern Europa's jenen Weg durch den persischen Meerbusen, statt den durch den Kanal, zwischen Frankreich und England, einschlüge.

Demungeachtet würden ihre merkantilischen Beziehungen mit den beiden Amerika und mit Afrika, dadurch um nichts geschmälert werden, und falls der Kanal von Suez, zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere, von ihnen in Ausführung gebracht würde, könnten sie eine eben so thätige als nützliche Konkurrenz aufstellen, die zum Gesammtbesten Europa's nicht wenig beitragen müßte.

---

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Rußlands Politik unter den gegenwärtigen Verhaltnissen," im fünften Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

Unter welchem Gesichtspunkte man jedoch des europäischen Handels Zukunft betrachten möge, immer drängt sich die Frage auf: „was soll aus dem Orient werden?“

Sie zu beantworten nach den Folgerungen, welche man dem gegenwärtigen Zustande dieses großen, wichtigen Landes entnehmen kann, scheint ein gewagtes, ungewisses Unternehmen. Demungeachtet möchten wir einige vernunftgemäße Voraussetzungen aufstellen, über das wahrscheinliche zukünftige Geschick dieser Gegend, von dem das Abendland seine Zivilisation erhalten. Begründen wir sie auf eine kurze Uebersicht seiner Geschichte, deren Kenntniß und Würdigung uns nützliche Fingerzeige in solchem Betrachte darbieten kann.

Das ottomanische Reich, dessen Hochmuth und Aufgeblasenheit das christliche Europa so lange beschimpft; der Thron Mahomets, gegen den lange alle Angriffe gescheitert sind; jene Barbarenhorde, die sich unter uns niedergelassen, ohne daß man bisher im Stande gewesen, ihre leichte Eroberung ihr wieder zu entreissen: Konstantinopel, dieser vom Islamismus gegen das Christenthum verübte Raub; mit einem Worte, dies ganze morgenländische System, erhalten von Fatalismus und Tapferkeit, ist es endlich auf dem Punkte, in sich selbst zusammenzustürzen? —

Auf des Bosphor's linkem Ufer demüthigt sich das türkische Reich vor den siegreichen Waffen eines Rebellen. Am entgegengesetzten Strande besteht es gewissermaßen nur noch wie durch ein Wunder. Der ihm zugestandene Schutz ist in seiner Art ebenfalls eine Erniedrigung. Schiene es zwei europäischen Mächten angemessen, würde in weniger als sechs Mo-

naten des Sultans Thron nichts als eine Trümmermasse darbieten.

Aus dem Allem kann man entnehmen, daß die hohe Pforte zu demselben Zustande der Herabwürdigung gesunken ist, der dem Sturze des byzantinischen Reiches voranging. Wie das Konstantinopel der griechischen Kaiser in seinem Todeskampfe, von allen Seiten umschlossen, täglich mehr bedrängt von furchtbaren Feinden, hat es für sich nur noch den Schrecken seines Namens, und die Erinnerung seiner vergangenen Größe.

Das Reich Mahomets II und Suleiman's des Prächtigen ist nichts mehr, als ein Spielzeug der großen europäischen Mächte, eine Ruine, deren Erhaltung man noch für nothwendig erachtet, die bei der ersten Berührung jedoch in Staub zerfallen würde. Die Macht, welche der Sultan dem Namen nach hat, mag immerhin über ein ungeheures Gebiet sich erstrecken, seine wirkliche Macht wird von Jahr zu Jahr immer schwächer, immer beschränkter.

Schon würde seit Jahren die ottomannische Macht nach Asien zurückgestoßen sein, wäre nicht die Schwierigkeit gewesen, auf seinen Trümmern ein neues europäisches Königreich zu erbauen: einziges Erhaltungsmittel, woran es den letzten Zeiten des byzantinischen Reiches gebrach.

Diese asiatische und barbarische Macht, welche jetzt die ehemals am meisten zivilisirten Gegenden Europa's beherrscht, wird von denselben Kabineten vertheidigt, die sehr wohl wissen, daß, wäre Konstantinopel gefallen, man die Beute theilen müsse, was

nicht so leicht wäre, als es scheint, und was mehr als einen blutigen Anstos herbeiführen dürfte.

Die alleinige Sicherung seines Fortbestehens ist für das Osmanlireich blos diese gegenseitige Eifersucht der Mächte. Das Ergebniß der in St. Petersburg, in London oder Paris gepflogenen Unterhandlungen, kann seinen Sturz nur beschleunigen oder verzögern. Des Sultans träger oder kraftvoller Karakter thut dazu nichts. Die eigentliche, innere Lebenskraft des Reiches ist auf immer erschöpft.

Dieser Verfall selbst, und diese schwankende Lage, vermehren indessen das Interesse noch, welches die morgenländischen Gegenden, besonders die Türkei, seit Langem umringt. Welch herrliches Reich in der That, zu dem ganz Kleinasien und jener Theil Europa's gehört, den man als den Verbindungspunkt zweier Erdtheile betrachten kann! Es ist reich an wichtigen Materialien, an Elementen der Kraft und Lebensfülle, an Erinnerungen der Größe und des Ruhms.

Seit Soliman des Prächtigen Absterben im Jahr 1566, hat das türkische Reich von Jahr zu Jahr immer mehr einem endlichen Verfall sich zugeneigt. Die Eroberung von Kandia war der letzte wichtige Triumph der türkischen Waffen. Seit jenem Zeitraum haben der Reihe nach Venetianer, Ungern, Polen und Russen dies barbarische Reich in Zaum gehalten und benagt. Landausdehnung und Macht jedes Sultans haben sich beständig vermindert. Der politische Krebs im Innern dieses kranken Körpers griff immer weiter um sich, nahete sich dem Herzen immer mehr. Jetzt scheint sein Ende nahe. Es besteht nur noch des gegensei-

tigen Mißtrauens und der interessirten Politik der europäischen Mächte wegen.

Der Türk kann nur furchtbar sein als Türk, als Kind Asiens, als Tatarensohn. Macht man aus ihm einen Europäer, so verschwindet sein ursprünglicher Karakter, so verliert er seine Individualität, seine Kraft, seine eigenthümliche Größe, ohne Lebendigkeit, Takt, Geschmeidigkeit der Bewegungen zu erlangen, weil sie seiner Natur fremd sind.

Der jetzige Sultan Mahmud ist ohne Zweifel ein ausserordentlicher Mann. Aber die Verbesserungen, welche er in sein Militärsystem hat einführen wollen, seine europäischen Neuerungen, die Ausrottung der Janitscharen, die Veränderungen, welche er mit den Trachten und Sitten seines Volkes vorgenommen, sind Beweise nicht einer moralischen Wiedergeburt, sondern einer Hinfälligkeit, der man vergebens zu entrinnen sich bemühet.

Ohne Turban, ohne Schlachtschwert, ohne weite, mit Perlen geschmückte Gewänder ist der Türke nichts als eine Karrikatur. Man disziplinire ihn, wie den Soldaten in den preussischen und französischen Regimentern, und seine Bewegungen, die vorher frei, majestätisch, kraftvoll waren, werden linkisch und erzwungen sein. Man raubt ihm seine feierliche Würde, seinen raschen Schwung, wodurch er ehemals sich auszeichnete. Aber was gibt man ihm dafür?....

Ueberdem ist er Fatalist. Er glaubt an eine Vorherbestimmung, der er auf keine Weise zu entgehen vermag. Diese ermattende Lehre, dies moralische Opium, das ihn früher mit kriegerischer Lust, mit dem Verlangen nach Eroberung, berauschte, macht

ihn jetzt ernst-dumm, und majestätisch-untheilnehmend. Von seiner unvermeidlichen Vorherbestimmung überzeugt, verachtete er ehemals den Tod, und stürzte sich blindlings in jede Gefahr. Jetzt verachtet er das Leben selbst, und jede Demüthigung ist ihm gleichgültig geworden.

„Masch Allah (wie Gott will)!“ Das war sonst sein Siegesgeschrei. Jetzt ist es der Schrei seiner Verzichtleistung und seiner Unterwerfung. Eine vollkommene Fühllosigkeit bemächtigt sich seiner. Während Europa von einem Waldstrom heftiger Meinungen sich hinreissen läßt, von einer Verdoppelung unwiderstehlicher, fiberischer Thätigkeit, versinkt der Muselmann in Schlummer, auf den Schutz seines Propheten sich verlassend, und in seinen Willen sich fügend. Jahrhunderte haben ihn bestärkt in dieser Gewohnheit untheilnehmender Sicherheit. Er bleibt darin versenkt. Alle benachbarten Völker haben ihn hinter sich gelassen, und bald werden die unaufhaltsam vordringenden Fluthen der Zeit und Bestimmung über ihn zusammenschlagen, und ihn auf immer verschlingen.

Die Janitscharen und die Ullemas, des ottomanischen Reiches ehemalige stärkste Stützen, sind jetzt seine Plage, seine Zerstörungsmittel geworden. Die von den ersten vertretene Militärmacht, und das von den letzten vertretene Priesterthum haben sich vereinigt zum Ruin des Staats. Seit ihrer Verbündung hing der Osmanlithron von dem allmächtigen Willen dieser doppelten Miliz ab. Die Macht der Janitscharen, in Uebereinstimmung mit jener der Rechtsgelehrten und Priester, hatte keine Grenzen mehr. Jeder Auf-

stand der ersten wurde nun im höchsten Grade drohend und gefährlich.

Die Einsetzung eines Priesterordens war den Ansichten Mahomets durchaus entgegengesetzt. Im Koran hatte er geboten, daß jeder Hausvater Priester sei für seine Familie, und daß er derselben das heilige Buch erklären solle.

Kaum war jedoch der ottomanische Ruhm durch die Niederlage von Lepante verdunkelt, so erhoben die Ulemas, welche bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, ihr Haupt, und versicherten, daß des Reiches künftiges Schicksal von ihnen allein abhänge. Sie behaupteten, die alleinigen, wirklichen Nachkommen des Propheten, die alleinigen Dollmetscher des Gesetzes zu sein.

Die Sultane versenkten sich immer mehr in die Ueppigkeiten, welche ihre Serails und ihre Harems ihnen darboten. Visire und Pascha's befehligten die Truppen. Der Sieg hatte sich von den Fahnen Othman's abgewendet, und die bisher unterdrückten Faktionen erhoben sich mächtiger als je zuvor.

Keine Disziplin mehr bei den Janitscharen, kein Gehorsam mehr bei den Ulemas. Die Einen wie die Andern bemüheten sich unausgesetzt, alle Gewalt sich zuzueignen, welche sie stückweis dem Monarchen raubten. Sie begriffen leicht, daß sie sich gegenseitig unterstützen müßten, um des Erfolges ihrer Unternehmungen versichert zu sein, und während die Fetwa oder Edikte des Mufti alle Ausschweifungen und Gewaltmaßregeln der bewaffneten Horden guthiessen, wurden Unverschämtheit und Anmaßungen der Priester

von den Soldaten stillschweigend geduldet, oder kräftig unterstützt.

So fiel die eigentliche Grundlage selbst der türkischen Macht allmählig in Staub. Seit der Regierung Selim's II trägt dieses Landes Geschichte auf allen ihren Seiten Spuren des verhängnißvollen Kampfes, den es gegen das zweiköpfige Ungeheuer, eine ungestüme Armee und eine habgierige Theokratie, zu bestehen hatte. Othman I, Amurad IV und Selim III kamen um in dem Kampfe. Die Türkei verfiel in gänzliche Unmacht, und wurde bald ein Gegenstand des Spottes in Europa.

Früher war sie sein Entsetzen gewesen. Das europäische Festland erbebte an dem Tage, wo der Muselmann auf dem verarmten Boden seines neuen Reiches Grundstein legte. Durch einen sonderbaren Zufall, durch eine auffallende historische Uebereinstimmung, beurkundeten sich grade um dieselbe Zeit ausserordentlich starke Erdbeben. Alle Städte Thrakiens wurden, wie Kantakuzen berichtet, mit einem Schlage über den Haufen geworfen.

Bei dem Anblick dieser umgestürzten Thürme und Tempel, glaubten die Türken den höchsten Befehl Allah's zu vernehmen, der ihnen gebot, aller christlichen Kirchen sich zu bemächtigen, und sie in Moscheen zu verwandeln. So wenigstens erklärten die muselmännischen Weisen den Ihrigen das Phänomen, das mit Entsetzen alle Völker geschlagen.

Die Verehrer Mahomets bemächtigten sich aller Städte Thrakiens. Ihr Halbmond leuchtete auf den Mauern von Gallipoli, dem Schlüssel des Hellespont. Die europäischen und asiatischen Besitzungen wurden

jetzt durch ein festes Band zusammengehalten. Immer enger und enger wurde das byzantinische Reich umschlossen von einem ehrgeizigen, wachsamen, kriegerischen Feinde, der auf der einen Seite Bussa, auf der andern Adrianopel beherrschte.

Mahomet I, gegen vier Nebenbuhler auf einmal streitend, besiegte zwei derselben durch seine Ausdauer und Geschicklichkeit. Mahomet II, die bekannte Vision Othman's vollbringend, bemächtigte sich des alten Konstantinopels, jener entarteten aber nicht ruhmlosen Erbin Rom's und Griechenlands.

Seit diesem Augenblick, bis zur Regierung Soliman's oder Suleimans des Prächtigen, nahm diese neue Macht einen ausserordentlichen Schwung und eine unerhörte Ausdehnung. Sie unterwarf sich immer mehr europäische Besitzungen, überschwemmte Aegypten, und erkannte selbst nicht den Euphrat als letzte Grenze ihres Gebiets. Selim's Siege über Persien, und die Eroberung von ganz Aegypten, sicherten des ottomannischen Reiches Dauer und Festigkeit.

Nach Unterwerfung des Orients wendeten sich die Weltverheerer, drohender als zuvor, gegen das Abendland. Soliman der Prächtige, oder der Gesetzgeber, wie die Türken ihn nennen, der Ludwig XIV seines Reiches, und seines Jahrhunderts vollkommen würdig, bestieg den Osmanlithron.

Mit ihm zu gleicher Zeit regierten die merkwürdigsten Monarchen der neuern Geschichte: Karl V, Leo X, Heinrich VIII, Franz I, Andreas Gritti, Doge von Venedig, Wassili Iwanowitsch, Eroberer von Astrakan, und Begründer der russischen Größe,

Sigismund I, König von Polen, der Schah Ismael, Stifter der persischen Dynastie der Sefis, endlich der ausgezeichnetste aller Großmoguln, der weise und glänzende Akbar. Welche imposante Vereinigung berühmter Männer, gekrönter Ueberlegenheiten! Man findet nirgends in den Geschichtsbüchern des Menschengeschlechts mehr wirklich bemerkenswerthe Namen so nahe aneinander gedrängt.

Indessen wurden alle Nebenbuhler Solimans durch seine glänzenden Siege, durch seine ungeheuern Eroberungen ganz in den Schatten gestellt. Karl V selbst, über dessen Staaten die Sonne nie unterging, kann diesem Riesen des ottomannischen Reiches nicht zur Seite gestellt werden. Wie hoch und strahlend war sein Thron, befestigt durch die Demüthigung Persiens, durch die Eroberung von Rhodos, von Belgrad und der ganzen Nordküste Afrika's, durch die große Schlacht bei Mokhaz und durch die Seesiege Barbarussa's....

Ganz Europa zitterte. Wien entging nur durch der Polen Hilfe und Tapferkeit dem türkischen Joche. Während Karl V, der sich zum Mönch gemacht, seinem Sohne nur einen Theil seines großen Reiches, noch überdem von Religions- und Bürgerkrieg zerrissen, hinterlies, war Solimans Reich bei seinem Tode stark und mächtig, mit Ruhm bedeckt, und auf feste Stützen begründet, die der zerstörende Gang der Zeiten allein zu schwächen und zu erschüttern vermocht.

Aus Busbeck's Briefen ersieht man, welchen Antheil Soliman an den Künsten des Friedens, wie an denen des Krieges, genommen, wie er Paläste erbauet, Gelehrte und Dichter unterstützt, das große Gesetzbuch seines Volkes geordnet und verbessert, wie

er nicht allein ein würdiger Nacheiferer Franz I, dem man unter dieſem Betrachte zu viel Ehre erwieſen, ſondern was mehr ſagen will, auch Leo X geweſen. Die Muſelmänner haben eine große Verehrung für ſein Andenken.

„Dieſer Monarch,“ ſagt der oben angeführte Geſchichtſchreiber, „hatte drei Wünſche, die ihm ſehr am Herzen lagen: die Waſſerleitungen von Konſtantinopel zu beendigen, die große Moſchee zu erbauen, und Wien zu erobern.“

Dieſe letzte Hoffnung ſchlug ihm fehl.

„Wien, meine Schande und mein Unglück!“ rief er jedesmal, wenn er von dieſer Stadt ſprach, vor welcher ſeine Waffen die erſte Niederlage erlitten.

Lag die Schuld an Soliman, wenn die kriegeriſche Bevölkerung, welche er beherrſchte, kaum aus den Thalgeländen des Kaukaſus hervorgegangen, noch Neuling war in den Künſten der Ziviliſation, wenn die Sprache, deren ihre Dichter ſich bedienten, ſelbſt in Aſien wenig bekannt war, wenn die Materialien, womit man die Moſcheen erbauete, reich aber barbariſch waren, wenn die muſelmänniſche Religion durch ihren Aberglauben die Fortſchritte der Bildhauerei, der Muſik und Malerei verhinderte? — Er hat für ſein Land Alles gethan, was der beſte Fürſt, der größte Monarch nur irgend thun konnte.

Er hat nicht, wie Franz I, ſeines Volkes Sittlichkeit verdorben, ſeinen Hof nicht zum Schauplatz ſchamloſer Ausſchweifungen gemacht, ſein Wort nicht gebrochen, nicht eine eitle, ungezügelte Tirannei begründet, nicht einen Harem gebildet in einem Lande, wo die Religion Vielweiberei verbot. Er war nicht

wie Heinrich VIII, der nie einen Mann in seinem Zorn verschonte, dessen Lüsternheit nie ein Weib entging, der von seinem Lager die Gegenstände oder Opfer seiner wüthenden Leidenschaften das Blutgerüst besteigen lies, bloßer Launen oder ungegründeter Vermuthungen wegen.

Solimans Fehler entsprangen einer andern Quelle. Er hatte sich der Herrschaft eines einzigen Weibes unterworfen, jener Roxelane, die, was auch Marmontel sagen mag, keine Französin, sondern von Geburt eine Russin war. Sie, nicht er, gebot jene Morde, welche seine Regierung entehren. Auf ihren Befehl, nicht auf den seinigen, wurden zehn Prinzen von derselben Familie erdolcht oder erwürgt.

Diese tief verdorbene Frau, eifersüchtig über alles was den Sultan umringte, was nur auf die entfernteste Weise ihren Kredit zu vermindern drohete, leitete in der Verborgenheit ihres Harems mehr Morde und Vergiftungen, als Johanna von Neapel und Katharina von Medizis für möglich zu halten gewagt. Durch sie starben die meisten Kinder, welche Soliman von seinen andern Frauen gehabt, eines gewaltsamen Todes, und einige selbst unter ihres Vaters Händen.

Akbar, Solimans Nebenbuhler, stand im Betreff ausgezeichneter Handlungen wenig hinter ihm zurück. In einer Beziehung übertraf er ihn sogar. Duldsam, wie er, in religiöser Hinsicht, lies er sich von keinem Weibe beherrschen, und sein Serail wurde von einer Roxelane nicht entvölkert. Er war zugleich großer Gesetzgeber, aufgeklärter Beschützer der Künste, Mann von Geschmack und Philosoph. Seine Unterthanen, für die er viel zu menschlich und duldsam

war, beschuldigten ihn der Abgötterei, was man als ein großes Lob betrachten kann in einer Zeit der Barbarei, in einem Lande und bei Sitten, für die das Menschenleben keinen Werth hatte, und wo des Glaubens Beschützung durch das Schwert für eine ganz natürliche Sache gehalten wurde.

Auf Akbar's Stimme verschmolz sich das muselmännische mit dem bramanischen Indien, um ferner nur ein Volk zu bilden. Prächtige Architektur-Denkmäler erhoben sich aus dem Boden. Delhi wurde die Hauptstadt des Orients. Wahr ist es, daß dieselbe religiöse Duldsamkeit auch bei Soliman gerühmt werden darf, und daß, der strengen Lehre ungeachtet, zu der er selbst sich bekannte, nie ein inquisitorischer oder fanatischer Mord während seiner Regierung sich ereignete.

Die beiden Nachfolger Soliman's waren ihm ähnlich in nichts. Selim, der Trunkenbold, hatte ein seines Namens würdiges Ende. Berauscht wollte er sich in's Bad begeben. Sein Fuß glitschte aus, und er zerschlug sich den Schädel auf der Marmor-Einfassung. Unter ihm bemächtigte sich die Pforte der Insel Zypern, mit einer alles Völkerrecht verletzenden Verruchtheit.

Die Türkei war im Frieden mit Venedig, als die ottomannischen Truppen die Insel überfielen, derselben mit leichter Mühe sich bemächtigten, darauf einer ungezügelten Plünderung sich überließen, tausend entsetzliche Handlungen verübten, Menschenblut in Strömen vergossen, und auf solche Weise sich den Besitz einer der schönsten und reichsten Inseln des mittelländischen Meeres zusicherten.

Erst nach vollendeter Eroberung fragte das türkische Kabinet die Muftis über die Gesetzmäßigkeit des gethanen Schrittes um Rath. Die jesuitische Antwort der Ausleger des heiligen Gesetzes verdient aufbewahrt zu werden. Man entnimmt daraus, daß Mittel und Wege zum Guten, wie zum Bösen, bei fast allen Nationen dieselben sind. Wir theilen Frage und Antwort in wörtlicher Uebersetzung mit.

Frage. Wenn ein ehemals der ottomannischen Pforte gehöriger Landestheil von dem Bereich des Islam losgerissen, und die Moscheen in christliche Kirchen verwandelt worden, wie die Zeichen des wahren Glaubens in Zeichen des Unglaubens und der Gottlosigkeit; wenn die Anhänger des Islam, welche sich inner den Grenzen dieses Landes befinden, von den neuen Besitzern schmählich unterdrückt werden: ist es da dem Gebieter von Islam erlaubt, von Eifer für den mahometanischen Glauben angetrieben, dies Land den Ungläubigen zu entreissen, um es wieder mit dem Bereich des Islam zu vereinigen, auf solche Weise also, zum Besten des wahren Glaubens, des Vertrags förmliche Bestimmungen zu brechen, indem man jedenfalls mit den übrigen christlichen Nationen im Frieden bleibt?

Antwort. Ohne allen Zweifel. Der Gebieter von Islam hat allein das Recht zu thun und zu lassen, zu binden und zu lösen zum Vortheil aller Muselmänner. Wenn ein Friedensvertrag geschlossen, und die ottomannischen Interessen dadurch verletzt worden, ist solch ein Vertrag durch sich selbst ungültig. Sobald ein einstweiliger oder dauernder Vortheil sich zeigt, hängt es von dem Haupt der Gläubi-

gen ab, den Vertrag zu brechen. Also hatte der Prophet (dessen Name gebenedeiet sei) im sechsten Jahr der Hägira mit den Ungläubigen einen Frieden geschlossen, der bis zum zehnten Jahre dauern sollte, und der von Ali (möge seine Person gepriesen sein) niedergeschrieben wurde. Demungeachtet fand er es für gut, den Vertrag schon im folgenden Jahre zu brechen, die Ungläubigen unversehens zu überfallen, und Mekka zu erobern. Der Kalif ist ein Vertreter Gottes auf Erden, und kann also, nach seinem kaiserlichen, unfehlbaren Willen diese edle Suna des Propheten nachahmen. Gesegnet sei er in seinem Namen, wie in seinen Thaten. Geschrieben durch den unterthänigen Ebu Sund. —

Die Eroberung von Zypern gereicht der ottomannischen Geschichte zur unauslöschlichen Schande, nicht blos der Verletzung des Völkerrechts, und des vielen vergossenen unschuldigen Blutes wegen, sondern auch in Betracht der entsetzlichen Qualen, welche die Türken dem heldenmüthigen Bragadino, Vertheidiger von Famagusta erdulden liessen, dem sie bei lebendigem Leibe die Haut abzogen.

Dies Kanibalen-Verfahren war übrigens ganz in Uebereinstimmung mit den Sitten des Jahrhunderts. Selim II war ein Zeitgenoß Karls IX und Iwan's des Grausamen. Vor nicht ganz einem Jahre hatte der König von Frankreich die Metzelei der Pariser Bluthochzeit geboten, und selbst thätigen Antheil daran genommen. Dreizehn Monate später wurde, nach Einnahme der Festung Wittenstein, in Finnland, die Besatzung in Stücken gehauen, ihr Befehlshaber le-

bendig geschunden, auf der Spitze einer Lanze getragen, und noch lebend verbrannt.

Entsetzliche Ausschweifungen wurden auf Zypern begangen. Der Großrichter und der Mufti berauschten sich, rings von Leichen umgeben. Man schändete Mädchen und Frauen, man ermordete die Gefangenen, man spießte die Kinder auf. Es war etwas Aehnliches, wie der verruchte Siwaritus in Indien, wo Ausschweifung und Menschenmord gemeinsam verübt werden, wo die Brahmanen, in die empörendste Wollust versenkt, ihrer schrecklichen Gottheit blutende Menschenopfer darbringen.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Bei einem in der Stadt Montargis (im Loiret-Departement) zu Ehren einer dort angekommenen Abtheilung Polen, am 21. Mai d. J. auf Subskription veranstalteten Gastmahle in einem Wirthshause, schilderte einer der Flüchtlinge, nachdem er den Einwohnern von Montargis, im Namen seiner Gefährten, für ihre gastfreundschaftliche Aufnahme gedankt, in kurzen, kräftigen Worten das Unglück seines Vaterlandes.

Kaum hatte er geendet, so erhob sich der Befehlshaber eines Bataillons der Nationalgarde, Souesme, und anfänglich über das Schicksal Polen's sprechend, sodann zu dem Frankreichs übergehend, behauptete er, daß dieses von seiner gegenwärtigen Regierung unterdrückt werde, und äusserte den Wunsch, daß eine republikanische Verfassung sein Vaterland von dem schmählichen Joche befreien möge, worunter es seufzt.

Er endete mit dem Ausrufe: „Es lebe die Republik!“

Nur wenige Stimmen gesellten sich diesem Rufe bei. Die Polen schienen mißvergnügt über ein Begehen, das keinesweges edelmüthig war, weil es sie der französischen Regierung gegenüber kompromittiren konnte.

Die von Souesme gesprochene Rede gab Veranlassung zu einem Prozesse, der vor den Assisen in Orleans verhandelt wurde. Die meisten Zeugen erinnerten sich des ganzen Gehaltes der inkriminirten Rede nicht mehr. Nur darin waren die meisten übereinstimmend, daß der Angeklagte gesagt: „Ich anerkenne eben so wenig Polen unter der russischen Knute, als Frankreich unter dem es entehrenden Joche. Bürger, keine Schonung mehr! Russisches Polen, orleanisirtes Frankreich....“

Der Substitut des königlichen Prokurators, Vidalin, äusserte über diese Angelegenheit sich folgendermaßen:.... „Kaum war man bei Tische, als ein polnischer Offizier in herzzerreissenden Zügen die Katastrophe von Warschau schilderte. Ein junger Pole sprach nach ihm. In einer sehr interessanten aber durchaus schicklichen Rede, entwarf er ein Gemälde von dem langen Unglück Polens, und begrüßte mit seinem Danke die französische Gastfreundschaft. Diese beiden Reden erzeugten einen tiefen Eindruck.

„Auf einmal veränderte sich die Szene. Souesme erhob sich und verbreitete, durch ausserordentlich heftige Worte, Bestürzung in der Gesellschaft. Uebrigens fanden seine Aufforderungen zum Umsturz der Monarchie, seine Vergötterung der Republik, keinen be-

sondern Wiederhall, erregten wenig Gleichstimmung. Man bemerkte besonders das Mißvergnügen und die Niedergeschlagenheit der unglücklichen Verbannten, die, wiewohl mit Unrecht, besorgten, daß die Folgen so verwegener Worte sie treffen könnten. Das Gastmahl war traurig und schweigend. Jeder war froh, als er sich entfernen konnte."

Souesme äusserte, daß er lebhaft das Bedürfniß fühle, seine politischen Grundsätze darzustellen. „Ich bin Republikaner," sagte er, „und ich muß gestehen, daß ich es erst geworden, seit ich an der Königswürde Macht verzweifelt bin. Um zu diesem Glauben mich zu bekehren, habe ich zuvor augenscheinlich einsehen müssen, daß die von republikanischen Institutionen umringte Monarchie ein politischer Unsinn, ein abgeschmacktes Gemenge; daß die beste der Republiken, in einen König travestirt, nichts taugt; mit einem Worte, daß König und Republik einen unförmlichen Bund bilden, und daß aus einer solchen Vermischung nur widernatürliche Früchte hervorgehen können.

„Ich verspürte jedoch früher schon einige Skrupel. Es kam mir oft in den Sinn, daß man wahrscheinlich nicht einen Thron zertrümmert, um schnell einen andern Thron zu erheben; daß eine volksthümliche Revolution nicht einfältigerweise mit einem König niederkommen könne (qu'une Révolution populaire ne pouvait *avorter* niaisement d'un roi), und daß das Volk geglaubt, etwas Besseres zu thun, als sich von Zweig zu Zweig fallen zu lassen, um sich noch an einer königlichen Wurzel festzuhalten.

„Andere sind ohne Zweifel verschiedener Meinung

gewesen. Sie haben geglaubt, daß man den Stoff sich erschöpfen lassen müsse, und daß ein neuer König, seinen vorausbestimmten Selbstmord bald vollbringend, durch seine Rückfälle die Königswürde bald abnutzen werde. Sie haben gewollt, daß Frankreich seinen letzten Dynastieversuch erleide."

Zu den Grundsätzen der Republikaner in Frankreich übergehend, sagte er:

„Unsere Sache ist edel und heilig; unser Glaube ist lebendig und rein. Um ihn zu verbreiten und zu vertheidigen verlangen wir kein Blut! doch sind wir all das unsrige zu vergiessen bereit. Genug, wir und unsere Brüder haben es bewiesen, dadurch, daß wir die ruhmvolle Taufe der Verfolgung erschöpft, daß wir die Bänke aller Assisenhöfe gereinigt haben."

Des Angeklagten Advokat, Foly, äusserte sich unter andern:

„Wir sind beschuldigt, auf des Landes Glück bedacht zu sein. Wir wollen die Republik. Wo ist das Verbrechen, wo nicht in den mißbrauchten Erklärungen dieses Wortes, von Seiten derjenigen, die beauftragt sind, seinen Sinn zu entstellen, und seine Folgerungen zu verfälschen.

„Für uns ist die Republik die Freiheit, d. h. die Eigenschaft für jedes geschaffene Wesen in der gesellschaftlichen Ordnung, sich zu bewegen, seine Bürgerrechte darin auszuüben, alle seine Verstandes-, Kraft- und Arbeitsmittel darin zu entwickeln.

„Fur uns ist die Republik die Gleichheit vor dem Gesetze, d. h. das Ende der Vorrechte, der Monopole jeder Art, die Achtung für das Eigenthum in Ueber-

einstimmung gebracht mit den gesetzlichen Mitteln es zu erzielen.

„Für uns ist die Republik die Brüderlichkeit, die uns veranlaßt, allen Menschen beizustehen, als Mitgliedern einer und derselben Familie, wie den armen und zahlreichen Klassen Unterstützung angedeihen zu lassen. Sie soll den Traum eines wohlmeinenden Mannes, des ehrwürdigen Abbè von Saint-Pierre in Erfüllung bringen, und jene Worte des christlichen Messias in Thatkraft stellen, die bestimmen, daß alle Menschen Brüder seien.“

Diese fromme Erläuterung der republikanischen Moral, welche freilich nicht die von 1793 ist, verfehlte ihre Wirkung auf die Geschwornen nicht. Der Angeklagte wurde von ihnen für nicht schuldig erklärt, und demzufolge in Freiheit gesetzt.

Korsika ist unstreitig das am wenigsten zivilisirte, das wildeste aller 86 Departemente Frankreichs. Nirgends wird es der Gesetzlichkeit, der öffentlichen Ordnung schwerer, sich geltend zu machen, als in diesem Lande. Die Ereignisse, welche zu Anfang dieses Jahres in der Stadt Corte*) vorgefallen sind, beweisen das auf die augenscheinlichste Weise.

Es war bei Anwendbarmachung des neuen Munizipalgesetzes. Der Wunsch, sich die Mehrheit zuzusichern in den Wahlen, erneuerte die alten Zwistigkeiten. Von den 21 zu erwählenden Munizipalräthen wurden 19 in der Partei des Advocaten Gaffori genommen, und die beiden andern in der des Unter-

*] Corte liegt in Mitte der Insel Korsika. Diese Stadt hat 3300 Einwohner.

präfekten Mariani (seitdem nach Sartena versetzt.)

Die Partei Gaffori bot nun Alles auf, um die Ernennung der beiden letzten, der Hrn. Benedetti und Casanova zum Maire und zum Adjunkten, zu hintertreiben. Sie richtete sogar eine Vorstellung an den Minister des Innern, worin sie mit unvermeidlichem Unheil drohete, falls die angedeutete Ernennung auf die Bezeichneten falle. Demungeachtet nahm die Regierung von dieser Vorstellung keine Notiz. Benedetti wurde zum Maire, und Casanova zum ersten Adjunkten ernannt.

Die offizielle Nachricht von dieser Ernennung gelangte den 26. Februar nach Corte. Einige Personen fanden sich sogleich ein vor Benedetti's Hause und pflanzten vor demselben, dem neuen Maire zu Ehren, einen Maibaum, worauf die dreifarbige Fahne wehete. Sie thaten ebenfalls einige Freudenschüsse. Am Abend desselben Tages bildete sich auf dem öffentlichen Platze ein aus etwa 30 Individuen bestehender Haufe, der eine Katzenmusik begann, und Verwünschungen gegen den neuen Maire ausstieß. Mehrere Flintenschüsse fielen aus diesem Haufen. Glücklicherweise wurde Niemand verwundet.

Am andern Morgen fand man an sehr vielen Orten Pasquille gegen Benedetti angeschlagen. Zwei Tage später schoß man durch seine Fenster. Die Unruhe stieg allmählig bis zum 23. März, wo der vor dem Hause des Maire aufgerichtete Baum von seinen Gegnern zur Hälfte umgehauen wurde.

Durch die Vermittelung einiger Magistratspersonen des königlichen Gerichtshofes, schien die Sache be-

schwichtigt zu sein. Indessen wurde in Gaffori's Partei eine Beschuldigungsschrift gegen Benedetti und Mariani aufgesetzt, und an den Minister des Innern gerichtet. Dieser schickte die Schrift an den Präfekten, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Der Präfekt begab sich den 26. Oktober nach Corte, um eine Untersuchung einzuleiten.

Aber die Partei Gaffori beschuldigte ihn, schon im Voraus für die Gegenpartei gewonnen zu sein, und weigerte sich, ihn als Vermittler anzuerkennen. Wahrscheinlich um für dies Begehen sich zu rächen, strich der Präfekt eine Menge Individuen von Gaffori's Partei von den Wahllisten. Die Aufregung wurde dadurch aufs Höchste gesteigert. Es war vorauszusehen, daß bei der ersten Gelegenheit das Unwetter losbrechen werde.

Am Sonntag, den 13. Januar d. J., kam es auf dem engen Platze vor der Kirche zu Thätlichkeiten. Der Notar Danese Giudicelli glaubte zu bemerken, daß ein gewisser Pacini ihm ein schiefes Gesicht mache. Sogleich trat er zu ihm, und machte ihm deshalb Vorwürfe. Man trennte die Streitenden. Indessen hatte ein gewisser Pieraggi Händel angefangen mit Ferracci, der, da er auf allen Seiten Stylete gegen sich gezückt sah, sein Messer ergriff, und sich durch die Menge einen Weg zu bahnen suchte.

In demselben Augenblicke kam der verabschiedete Lieutenant Chicci mit blutendem Gesicht aus einem Wirthshause, wo er die Fenster eingeschlagen. Sein Anblick reizte seine Anhänger. Sie versetzten Stiche

nach allen Seiten. Während diesem Vorfall erfuhr Marchi, daß sein Oheim Giudicelli beschimpft worden. Mit einem Pistol in der Hand lief er durch die Stadt, trat in Christiani's Kaffeehaus, schoß und verwundete Colombiani und Valentini.

Gleich darauf vernahm man eine starke Explosion, und eine große Menge Schüsse fielen schnell hinter einander. Marchi, von einer Kugel in der Brust getroffen, stürzte todt zu Boden. Das Gefecht wurde allgemein, und ohne den Dazwischentritt einiger Parteihäupter, wäre dieser Tag noch durch großes Unglück bezeichnet worden.

Dieselben Zwistigkeiten, dieselben Parteikämpfe erneuerten sich nochmals im Mai d. J. In einem blutigen Gefecht, wozu des Präfekten Ankunft in Corte die Veranlassung gegeben, wurden zwei Männer getödtet, und einige andere verwundet, alle von Gaffori's Partei.

In Folge dieser Auftritte erschienen mehrere Personen vor den Assisen, freiwillig verübten Todschlags wegen angeklagt. Die beiden Hauptangeklagten waren Casanova, dessen Vater im verflossenen Jahre in Corte ermordet worden, zur Partei Gaffori gehörig, und Mattei, von der andern Partei. Dieser wurde nur zu sechsmonatlicher, jener zu viermonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, obgleich es vollkommen klar und erwiesen war, daß der eine wie der andere den Mord, dessen sie beschuldigt gewesen, wirklich und vorsätzlich verübt. Mit solcher Gerechtigkeitspflege darf man sich nicht wundern, wenn Korsika noch lange eine Mördergrube bleiben wird.

Am sogenannten fetten Sonntag, den 10. Februar d. J., sah man in dem Flecken Boulogne, bei Paris, eine wenig orthodoxe Maskerade, welche die Einwohner den ganzen Tag ausnehmend belustigte. Es war eine Prozession, bestehend aus einem Bischof, zwei Priestern und einem Chorknaben. Der Bischof führte den letzten an einem langen Stricke. Auf des Knaben Rücken war ein Zettel befestigt, worauf man die Worte las: „P.. des Pabsts, schnelles Gift," langsames Gift." Darunter stand: „Gefesselte Freiheit "—

Bischof, Priester und Chorknabe trugen große Bücher, und machten die seltsamsten Grimassen. Der Bischof ertheilte den Segen, der Knabe schrie und jammerte. Alle Anwesenden lachten, ausgenommen die Gendarmen, die ihres Berufs wegen nicht lachen durften. Ein Verbalprozeß wurde aufgesetzt, und in Folge des alten Sprichworts: à tout seigneur tout honneur (jedem Herrn die ihm gebührende Ehre) wurde der Bischof vor die Assisen geschickt, unter der Anklage eines Vergehens gegen die Religion.

Der Bischof war indessen niemand anders, als ein gewisser Carette, Lieutenant in der Nationalgarde von Boulogne, im Uebrigen ein guter Bürger, der jedoch die Päbste nicht ausstehen kann, und ein eifriger Anhänger des französischen Patriarchen, Abbé Châtel, ist.

Auf die an ihn gerichteten Fragen entgegnete er: „Ich habe keinesweges die Religion der Mehrheit der Franzosen lächerlich machen wollen. Meine Absicht war, einen Karnavalsstreich zu spielen, und man weiß, daß bei solcher Gelegenheit der tollste immer

der beste ist. Die Schuld liegt nicht an mir, wenn die Geistlichen in meinen Possen sich erkannt haben."

Diese Erklärung schien einen ziemlich guten Eindruck auf die Geschwornen zu machen. Die abgehörten Zeugen sprachen beinahe ohne Ausnahme zu Gunsten des Angeklagten. Alles schien recht gut zu gehen, als sein Vertheidiger, Liard, das Wort nahm.

Dieser begann die Geschichte der christlichen Kirche mit dem Stifter derselben, dessen allgemein bekannten Lebenslauf er umständlich beschrieb. Er gieng sodann zu den ersten Christen der ursprünglichen Kirche und zu dem christlichen Rom über, von wo er auf die ersten fränkischen Könige, die Lehensleute Roms, zu sprechen kam. Nach sehr weitläufigen Umschreibungen sagte er: „Ich komme jetzt zu Karl dem Großen." (Lebhafte Bewegung der Ungeduld unter den Geschwornen.)

Ein Geschworner. Herr Präsident, wäre es nicht möglich, uns der Geschichte Karls des Großen zu entheben?

Präsident. Ich wünsche der Vertheidigung alle mögliche Freiheit zu lassen, kann also den Vertheidiger nicht auffordern, kürzer zu sein. Hat er jedoch einigen Takt, wird er leicht das Treffende ihrer Bemerkung erfassen.

Liard. Ich setze die Geschichte Karls des Großen fort. (Allgemeines Gelächter.)

Nach langen Erörterungen dehnt sich der Advokat über die im achten Jahrhundert verübten religiösen Grausamkeiten aus.

Ein Geschworner. Es würde sehr wünschbar

ſein, Herr Präſident, wenn wir wenigſtens ein Jahrtauſend geſchenkt bekommen könnten.

Liard. Es iſt mir unmöglich, dieſem Verlangen zu entſprechen.

Aller Unaufmerkſamkeit wie des Gelächters der Geſchwornen ungeachtet, ſetzte der Advokat die Geſchichte der Päbſte fort, verweilte lange bei Gregor VII, bei Gregor IX, bei Pius IV, und beklagte ſich auf's Bitterſte über die Erfindung der Beichte, die er eine von der Unwiſſenheit des Volkes erhobene Abgabe nannte.

Präſident. Sie greifen die Lehrſätze einer in Frankreich anerkannten Religion an. Ich kann auf ſolche Weiſe Sie nicht länger ſprechen laſſen.

Advokat. Ich ſetze die Geſchichte Roms fort.

Präſident. Zu welchem Zwecke tragen Sie die Geſchichte Roms vor? Niemand hört darauf. Auch ſteht das in keiner Beziehung mit ihrer Sache.

Advokat, mit Enthuſiasmus. Konnte ich wiſſen, daß ich hier tauben Ohren predigen würde?

Ein Geſchworner. Erzeigen Sie uns wenigſtens die Freundſchaft, auf 1830 zu kommen.

Advokat. Ich komme auf 1830. — Er erklärte nun, wie die katholiſch-franzöſiſche Kirche in Boulogne feſten Fuß gefaßt, wie ſein Klient, eifriger Anhänger derſelben, mit Unwillen geſehen, daß der Tempel des Abbé Châtel auf Befehl der Regierung geſchloſſen worden, und wie er dieſen Unwillen durch ſeine Maskerade habe zu erkennen geben wollen.....

Präſident, unterbrechend. Das iſt zu viel. Die Geſchwornen und das Publikum ſind Zeugen meiner Langmuth. Aber ich kann unmöglich ſolche

Mittel länger dulden. Statt Ihren Klienten zu vertheidigen, beschuldigen Sie ihn. Sie selbst behaupten, daß Carette absichtlich die Priester der römisch-katholischen Kirche lächerlich gemacht, und er leugnet das. Sie kompromittiren ihn auf eine unwürdige Weise. Ich kann die Geschwornen nur bitten, einer solchen Vertheidigung keine Aufmerksamkeit zu schenken, und das Unrecht derselben dem Angeklagten nicht entgelten zu lassen.

Liard. Ich weiß, was ich zu sagen habe. Ich bin Advokat, oder vielmehr, ich bin Lizenziat der Rechte.

Präsident. Sind Sie Advokat?

Liard. Ich bin Lizenziat der Rechte, und spreche als Freund.

Präsident. Sie können nicht ohne Bewilligung sprechen. Setzen Sie sich. Sie haben Ihren Klienten nicht vertheidigt. Ich will ihn vertheidigen.

Der Präsident stellte nun in der That in seiner Uebersicht alle Vertheidigungsmittel auf, die dem Lizenziaten der Rechte jedoch nicht besonders einleuchtend schienen, indem er dabei mit den Schultern zuckte, und über die Gründe lachte, die man seinem Klienten lieh. Darüber entrüstet, rief der Präsident ihm zu, daß er nicht das Recht habe, die Advokatenkleidung zu tragen, und daß er sich entfernen solle.

Liard. Ich entferne mich; aber ich protestire. Versteht man denn also, mein Gott, die unbegränzte Vertheidigungsfreiheit!

Präsident. Alle Welt wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wenn eine Verurtheilung er-

folgen sollte, kann man wahrlich nicht mich beschuldigen, sie herbeigeführt zu haben.

Der Präsident lud nun den Advocaten Hardy ein, dem Angeklagten beizustehen, und das Gericht verordnete, daß die Verhandlung von Neuem beginnen solle, was auch geschah. Endlich zogen sich die Geschwornen zurück, und erschienen bald wieder mit einem Verdikt, welches den Angeklagten schuldig erklärte. Der Eindruck, den dieser unerwartete Ausspruch auf Publikum und Gericht machte, war sehr groß. Carette wurde zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und 300 Franken Buße, dem Minimum der Strafe, verurtheilt. Er konnte also an sich selbst die Wahrheit des Sprichworts erproben: Besser ein kluger Feind, als ein unvorsichtiger Freund.

Der Schriftsteller Laponneraye und der Buchdrucker Grossetète erschienen in Paris vor den Assisen, der Begehung des doppelten Verbrechens, der ohne Erfolg gebliebenen Aufwiegelung zum Umsturz der Regierung, und der Aufregung zum Haß wie zur Verachtung einer gewissen Klasse Bürger, die der Reichen, wegen. Dies Vergehen war begangen in einer Flugschrift, betitelt: „Brief an die Unbemittelten (lettre aux prolétaires),“ als dessen Verfasser sich Laponneraye anerkennt. Man bemerkte darin unter andern folgende Stelle:

„Was bekommen wir zur Entschädigung für so viele Opfer? Nichts.... Alle Vortheile, alle Monopole, alle Vorrechte sind auf der einen Seite. Sie sind der Reichen Theil. Alle Lasten, alle Entbehrungen, alle Ausschließungen sind auf der andern Seite.

Sie fallen den Armen zu. Die Nation der Privilegirten ist im Besitz aller hohen Aemter, aller Grade. Sie übersättigt sich mit Zusammenhäufungen und Sinekuren. Die Nation der Unbemittelten bildet die Armee, befindet sich in geringen Aemtern, und verzehrt das Brot, welches geiziges Mitleiden mit Verachtung ihr zuwirft. Die Privilegirten verzehren, befehlen und schlagen; die Unbemittelten erzeugen, gehorchen und empfangen die Schläge."

Die Flugschrift endet also:

„Dies Glaubensbekenntniß ist das eines Unbemittelten, der seinen wahren Vortheil begreift. Bürger, ich fordere Euch auf, darüber nachzudenken. Wie Ihr, bin ich ein Flot, ein Verworfener, ein Paria; wie Ihr bin ich von den Bürgerrechten ausgeschlossen. Meines persönlichen Vortheils und meiner Selbstsucht wegen bin ich Republikaner, weil ich überzeugt bin, daß die Republik, indem sie meine politischen Rechte mir zusichert, mich glücklich machen wird.

„Seid also, wie ich, Republikaner aus Selbstsucht. Seid Republikaner, weil Ihr unter der Republik keine Abgaben mehr zu bezahlen haben würdet, indem die Reichen allein sie bezahlen müßten; weil Ihr Eure Deputirten und Eure Beamten wählen könntet; weil Ihr eine wohlfeile Regierung haben, und unentgeldlich unterrichtet werden würdet; weil Ihr die Wohlthaten einer unbeschränkten Preßfreiheit, und einer Verbündungsfreiheit genießen könntet, die Euch erlauben würden, Euch zu vereinigen, Euch zu verbinden in so großer Zahl, wie es Euch entsprechend schiene; weil die Vermögensumstände nach und nach weniger ungleich würden, und Ihr allmäh-

lich Wohlstand und Wohlergehen erlangen könnte. Dieser Wohlstand und dies Wohlergehen müssen Euer Zweck sein. Vergleicht nun die Republik und ihre Wohlthaten mit der Monarchie und den Entbehrungen, den Leiden, dem Elend, und alle dem schrecklichen Unheil, welche sie nach sich zieht.

„Gruß und Brüderlichkeit.

Laponneraye.“

Von den Geschwornen schuldig erklärt, wurde Laponneraye zu 50 Franken Strafe und dreimonatlicher Haft, dem Minimum der Strafe, verurtheilt. Der Buchdrucker wurde frei gesprochen.

Ein dreifacher Mord ist in der Stadt Rodez von einem italienischen Flüchtlinge gegen drei seiner Landsleute verübt worden. Schon im Juli 1832 war ein gewisser Emiliani von einigen andern Italienern heftig bedrohet worden. Sie hatten ihn einen Verräther ihrer Sache genannt, und ihm Rache geschworen. Man behauptete, daß die geheime Gesellschaft der Giovine (Jugend) gegen ihn ein Todesurtheil ausgesprochen, welches bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit an ihm vollzogen werden sollte.

Diese Gerüchte gelangten bis zur französischen Regierung, welche eine größere Zerstreuung im Departement, der unruhigsten dieser Flüchtlinge, verordnete. Ueberhaupt hatte man keine Ursache über ihr Betragen zufrieden zu sein. Die meisten waren äusserst unmoralisch, und gaben Veranlassung zu häufigen Klagen. Man war genöthigt, strenger gegen sie zu verfahren, und fand bei mehreren Dolche, welche sie beständig bei sich trugen.

Die in Anwendung gebrachten Maßregeln schienen Ordnung und Ruhe wieder hergestellt zu haben, als am 20. Oktober Emiliani von mehreren seiner Landsleute überfallen und ziemlich schwer verwundet wurde. Nur die rasche Hilfsleistung einiger Bürger von Rodez rettete ihm das Leben. Die Mörder wurden verhaftet, und eine gerichtliche Prozedur gegen sie begann.

Bei der Schilderung dieses Ereignisses gedachte die Zeitung von Aveyron auch des seit mehreren Monaten im Umlauf befindlichen Gerüchtes, über die von einem zur Partei des jungen Italiens gehörigen geheimen Gerichte erlassenen Todesurtheile. Bei dieser Gelegenheit erschien unterm 13. November in einer Zeitung von Toulon (dem Eclaireur de la Méditerrannée) eine Protestation, die ihr von Genf, von einem gewissen Mazzini, Herausgeber der Zeitschrift la Giovine Italia, zugesendet worden.

Dieser Mazzini hatte bereits, unter dem Namen Strozzi, an mehreren der Regierung wohlbekannten Umtrieben Antheil genommen, und stand nicht im besten Rufe. Seines Schreibens Zweck bestand darin, auf die bestimmteste Weise zu leugnen, daß es ein aus Italienern bestehendes geheimes Gericht gebe, und daß folglich von demselben keine Urtheilssprüche hätten gefällt werden können. Die italienischen Flüchtlinge, welche in Rodez wohnten, verbreiteten in großer Menge die ebenerwähnte Protestation, wahrscheinlich um von ihren verhafteten Landsleuten, die Emiliani verwundet hatten, den Verdacht eines absichtlichen Mordunternehmens abzuwenden.

Der Sachen Bestand war also, und die Untersu-

chung wurde ungestört fortgesetzt, als der königliche Prokurator in Mitte Januar 1833 benachrichtigt wurde, daß am 15. Dezember v. J. der Ausschuß der geheimen italienischen Gesellschaft in Marseille, über Emiliani und Scuriatti das Todesurtheil ausgesprochen, und andere Strafen über Lazzoreschi und Andreani verhängt habe.

Alle diese Sentenzen waren unterzeichnet von Mazzini, der im November das Bestehen eines Gerichts, dessen Präsident er war, gradezu abgeleugnet hatte, und der nun ohne Weiters aus Frankreich verwiesen wurde. Die angedeutete Sentenz war an das Kongregat in Rodez zur Vollstreckung eingesandt worden. In wörtlicher Uebersetzung lautete sie wie folgt:

„Den 15. Dezember d. J., um 10 Uhr Abends, nach Vereinigung des Vorstehers und der Mitglieder der Gesellschaft, ist der Schreiber eingeladen worden, Kenntniß zu geben von einem von dem Gericht in Marseille erlassenen Ausspruch gegen die Angeklagten Emiliani, Scuriatti, Lazzoreschi und Andreani, über welche die Aktenstücke dem Präsidenten in Rodez vorgelegt worden, und woraus sich ihre Schuld ergibt: 1. als Verbreiter verruchter Schriften gegen unsere heilige Gesellschaft: 2. als Anhänger der verfluchten päbstlichen Regierung, mit der sie in Briefwechsel stehen, was auf nichts weniger hinzielt, als unsere Entwürfe, zu Gunsten der heiligen Sache der Freiheit, zu lähmen; nach reiflicher Prüfung der aus dem Prozesse sich ergebenden Beweise, in Anwendbarmachung des Artikels 22, verurtheilt einstimmig Emiliani und Scuriatti zum Tode.

„Da in Hinsicht auf Lazzoreschi und Andreani,

die gegen sie sprechenden Beweise weniger stark sind, werden sie nur verurtheilt, mit Ruthen gestäupt zu werden, haben jedoch nach der Rückkehr in ihr Vaterland ein neues Urtheil zu gewärtigen, das sie ad vitam (auf Lebenszeit) zu den Galeeren verurtheilt, als Verräther und Erzböſewichte.

„Der Präsident in Rodez hat vier Vollstrecker der gegenwärtigen Sentenz zu wählen, welche sie binnen 20 Tagen, aller Strenge nach, in Ausführung zu bringen haben. Jede Weigerung wird mit dem Tode bestraft, ipso facto.

„So geschehen in Marseille, durch das höchste Gericht, um Mitternacht, Stunde und Tag wie vorangedeutet.

Mazzini, Präsident.

Der Incaricato Cecilia.“

Man würde dies ganze Verfahren albern und lächerlich nennen können, hätte es nicht empörende, blutige Folgen gehabt. Während das Gericht fünfjährige Gefängnißstrafe über die sechs Italiener aussprach, von denen Emiliani überfallen und verwundet worden, ereignete sich am 31. Mai d. J. eine andere Szene, welche den ganzen Fanatismus beurkundete, der die Mitglieder der Giovine zu leiten scheint.

An dem bezeichneten Tage, um 2 Uhr Nachmittags, befanden sich drei italienische Flüchtlinge, Emiliani, der Advokat Lazzareschi und ein gewisser Cavioli in dem Kaffeehause Cazes, in Rodez. Der letzte trat plötzlich vor Lazzareschi, stieß ihm sein Stylet in die Brust, zog es wieder zurück, und wendete sich gegen Emiliani, um diesen ebenfalls zu ermorden. Des letzten Frau bemerkte die Bewegung. Sie warf sich dem

Mörder entgegen, der ihr einen Stich versetzte, und sodann ihren Mann niedersties.

Nach diesem dreifachen Verbrechen entfernte sich Cavioli mit großer Schnelligkeit. Emiliani und seine Frau hatten noch Kraft genug, um Hilfe zu rufen, und den Mörder zu bezeichnen. Man eilte diesem nach. Er floh durch die Straßen St. Just und la Bullière, eilte nach der Mühle les Besses, schwamm durch den Aveyron, und erklimmte den steilen Hügel am andern Ufer.

Einige junge Männer und ein großer Bullenbeisser waren ihm auf der Ferse. Der Italiener hatte demungeachtet des Hügels Gipfel erstiegen, ohne erreicht zu werden. Nur ein Jüngling traf gleich nach ihm dort ein. Jener griff ihn mit seinem blutigen Stylet an. Dieser vertheidigte sich mit Steinen. Indessen kamen auch die Andern an. Cavioli wurde überwältigt und nach der Stadt gebracht.

Lazzareschi war auf der Stelle tod geblieben. Emiliani hatte nur noch wenige Minuten gelebt. Auch die Wunde der Frau Emiliani war äusserst gefährlich. Cavioli scheint ein vollendeter Bandit, und in dergleichen Expeditionen sehr geübt zu sein. Schon seit mehreren Tagen hatte er seinen Schlachtopfern nachgestellt, und die übrigen zu Rodez anwesenden Italiener hatten ihn bereitwillig in seinem Vorhaben unterstützt. Mehrere derselben wurden sogleich verhaftet.

Die Bevölkerung von Rodez verlangte auf der Stelle die Entfernung dieser feigen Mörder, und mehrere Bürger, bei denen bis dahin Italiener gewohnt, weigerten sich, sie wieder in ihre Häuser

aufzunehmen. Sie liessen ihre Sachen in Wirthshäuser tragen, und wollten nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben. Man war so sehr über sie empört, daß man selbst nicht ihr Geld annehmen wollte, als einige von ihnen noch ehrlich genug dachten, ihre Schulden zu bezahlen.

Cavisli und seine Genossen werden vor den nächsten Assisen erscheinen. Es läßt sich voraussehen, daß der erste zum Tode, und einige der andern zu zeitweiser Zwangsarbeit verurtheilt werden dürften.

Eine Verhandlung vor der zweiten Abtheilung der Assisen, in Paris, bot vor Kurzem ein seltenes Schauspiel dar. Kläger, Angeklagte, Zeugen, Dollmetscher, Publikum, Alles war taubstumm, ausgenommen die Richter, die Geschwornen, und vor Allem die Advokaten, die in vollem Maße ihrer Zunge freien Lauf liessen. Es war ein zugleich trauriger und merkwürdiger Anblick, alle diese beweglichen Gesichter zu sehen, die mit Blitzesschnelle die verschiedenen Eindrücke abspiegelten, welche die Zeichen und lebhaften Bewegungen der Angeklagten, wie der Zeugen, den Anwesenden gaben.

Es handelte sich um einen beträchtlichen Gelddiebstahl, den der Schuhmacher Emeux, in Gemeinschaft mit den beiden Frauenzimmern Montalant und Rouget, alle drei Taubstumme, verübt haben sollte. Der Bestohlene, ebenfalls ein Taubstummer, Namens Choquet, war seines Standes Setzer in einer Druckerei. Seit drei Jahren lebte er im vertrautesten Verhältnisse mit der Montalant, die, einer Krankheit wegen, sich im Spital befand. Den 17. Februar

d. J. begab sie sich mit Emeux und der Rouget nach Choquets Wohnung, unter dem Vorwande, ihre Sachen forttragen zu lassen. Der Thürsteher wollte den Koffer nicht verabfolgen lassen, weshalb Emeux sich entfernte, und bald darauf eine „Choquet" unterzeichnete Bewilligung brachte, wodurch aller Einspruch beseitigt wurde.

Indessen schickte man doch nach Choquet. Dieser sah nur oberflächlich nach, ob ihm nichts fehle, und da er eine zu den täglichen Ausgaben bestimmte Summe von 75 Franken fand, glaubte er, daß Alles in Ordnung sei. Erst am Abend bemerkte er, daß man ihm 7000 Franken, in sieben Säcken, jeder zu 1000 Fr., nebst einigen andern Sachen, entwendet habe. Er zweifelte nicht, daß die Montalant des Diebstahls Urheberin sei, weil sie allein wußte, wo er sein Geld verborgen.

Man hielt unverweilt Haussuchung bei Emeux und bei der Rouget. Bei dem ersten fand man zwei Säcke, jeden mit tausend Franken, und zwei leere Säcke, nebst einigen andern Choquet gehörigen Gegenständen. Auch bei der Rouget wurden zwei Säcke, jeder mit tausend Franken, vorgefunden. Emeux gestand, daß er das dem Thürsteher vorgewiesene Billet selbst geschrieben, und das Geld fortgetragen, weil die Montalant ihn versichert, es gehöre ihr. Diese dagegen wollte von dem Allem nichts wissen, und schob die Schuld einzig und allein auf Emeux.

Nach langer Verhandlung, die um so schwieriger wurde, da es beinahe unmöglich war, aus den verschiedenen Zeichen der Taubstummen ein genügendes Resultat zu entnehmen, wurde Emeux zu fünfjähriger

Gefängnißstrafe, und die Montalant zu zweijähriger Haft verurtheilt. Die Rouget wurde freigesprochen. Noch als die beiden ersten abgeführt wurden, bemüheten sie sich, den Gendarmen ihre Unschuld zu versichern.

In der Nacht vom 20. zum 21. Februar d. J., die sehr düster und regnerisch war, entfernte sich Le Noir, Feldhüter in der Gemeinde St. Amand, im Manche-Departement, um 11 Uhr Nachts, aus einem Wirthshause, wo er ziemlich oft einkehrte. Von diesem Augenblick sah man ihn nicht wieder. Es war allgemein bekannt, daß Le Noir, der ein für seinen Stand bedeutendes Einkommen von 1200 Franken (570 rhein. Gulden) hatte, gewöhnlich sein Geld und seine Papiere bei sich trug, so daß man voraussetzen konnte, man habe ihn ermordet, um derselben sich zu bemächtigen.

Bald darauf verbreitete sich ein Gerücht, welches mehrere Personen mit Verdacht schlug. Eine Frau Leharivel, wohnhaft in Torigny, bei St. Amand, berichtete, daß sie am 21. Februar sehr früh sich zu Lecarpentier, Landwirth in Biéville, begeben, ihn sehr aufgeregt und durchnäßt gefunden, wie wenn er die ganze Nacht gelaufen. Er sei auch mit Blut besudelt gewesen, und habe ihr nach langem Zögern gestanden, daß er einer von Le Noir's Mördern sei. Sie fügte zu dieser Aussage noch mehrere Umstände, die keinen Zweifel liessen, daß der Genannte wirklich einer der Schuldigen sein könne.

„Tags darauf," sagte sie, „ging ich wieder zu ihm. Es begann bereits zu dämmern. Er hatte ein großes Feuer angezündet, und schien Jemand zu er-

warten, weshalb er sehr mißvergnügt war über meinen Besuch, und mir ohne Weiteres die Thüre wies. Kaum in meiner Behausung angelangt, theilte ich meiner Tochter den gefaßten Verdacht mit, und um Gewißheit zu erlangen, versteckten wir uns beide hinter Lecarpentier's Hecke.

Bald darauf kamen vier Männer, Mahieu, Gastwirth in Torigny, Lemazurier, Messerschmied ebendaselbst, Lecarpentier und ein vierter, den wir nicht erkannten. Alle vier trugen Le Noir's Leichnam, nachdem sie ihn vorher in mehrere Stücke geschnitten, in einen Winkel von Lecarpentier's Garten, wo sie ihn verscharrten."

Diese eben so bestimmte als umständliche Aussage der Frau Leharivel und ihrer Tochter, wurde in allen Stücken von der Frau Godard, der Frau David, der Frau Masseline und ihrer Tochter, der Frau Lecarpentier und der Jungfer Lefoulon bestätigt. Eine von ihnen sagte noch aus, wie sie in der Nacht vom 20. zum 21. Februar drei Männer gesehen, die sich zu Mahieu begeben, um ihn zu wecken, und die zu ihm gesagt: „Wir haben so eben Le Noir umgebracht. Du bist ihm 400 Franken schuldig. Komm, hilf uns den Leichnam verbergen."

Unter solchen Umständen sah die Gerechtigkeit sich genöthigt, die Verhaftung der Verdächtigten, nämlich Mahieu's, Lecarpentier's und Lemazurier's, zu befehlen. Sie wurden einzeln eingesperrt, verhört und mit der größten Strenge bewacht. Nachgrabungen wurden in Lecarpentier's Garten in seiner Gegenwart vorgenommen. Die Leharivel und ihre Tochter deuteten den Ort an, wo der Leichnam verscharrt worden.

Demungeachtet fand man davon nirgends eine Spur, obgleich die Lefoulon sich die Nase zuhielt, und beständig rief: „Ei, wie es hier stinkt.“ Man bemerkte sogar, daß die Erde seit Langem nicht aufgewühlt zu sein schien, und daß sie sehr fest war.

Dieser Umstand, wie einige Widersprüche in den Aussagen der obengenannten Frauenzimmer, liessen vermuthen, daß die Sache sich vielleicht nicht ganz so verhalte, als sie dargestellt worden. Eine Gegenuntersuchung begann, woraus sich jedoch nichts Befriedigendes ergab. Die Angeklagten befanden sich noch immer in strenger Haft, und sollten vor den nächsten Assisen erscheinen, wo sie wahrscheinlich, in Erwägung der gegen sie gerichteten, in der Hauptsache übereinstimmenden Aussagen von acht Zeugen, verurtheilt worden wären.

So standen die Angelegenheiten, als plötzlich am Ostersonntage Le Noir's Leichnam auf dem großen Teich von Torigny schwimmend bemerkt wurde. Man fischte ihn auf, untersuchte ihn auf das Genaueste, und bemerkte eben so wenig irgend eine Spur von verübter Gewaltthätigkeit an seinem Körper, als die mindeste Unordnung in seiner Bekleidung. Er hatte noch in seiner Tasche seinen Hausschlüssel, seine Brieftasche, mit den darin befindlichen Papieren, und sein Geld.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er, nachdem er in der Nacht betrunken das Wirthshaus verlassen, seiner Gewohnheit nach am Teiche dadurch sich erfrischen, und seinen Rausch verscheuchen wollen, daß er den Kopf sich benäßte, wobei er auf dem feuchten Boden ausgeglitscht, und in den Teich gestürzt war.

Die drei Angeklagten wurden sogleich in Freiheit gesetzt, und die gegen sie aufgetretenen falschen Zeugen, deren Uebelwollen augenscheinlich war, erschienen vor dem Zuchtpolizeigericht in St. Lo. Man erfuhr nun, daß Lecarpentier früher einige Zeit der Jungfer Leharivel den Hof gemacht, weshalb diese sich geschmeichelt, daß er sich um ihre Hand bewerben werde, was jedoch nicht geschehen war, weshalb Mutter und Tochter den Entschluß gefaßt, auf eine schreckliche Weise an ihm sich zu rächen. Die andern Frauen hatten sich überreden lassen, durch ihre Aussagen in diesem Vorhaben ihnen beizustehen. Mahieu und Lemazurier waren dem armen Lecarpentier nur beigefügt worden, weil einige der Furien, die sich, unbedeutender Dinge wegen, über sie zu beklagen hatten, es sich also ausbedungen.

Auffallend genug stand das am 31. Mai ausgesprochene Urtheil in durchaus keinem Verhältniß mit dem Vergehen, dessen die Angeklagten sich schuldig gemacht, und das in nichts anderem bestand, als drei Männer, von deren Unschuld sie alle vollkommen überzeugt waren, aufs Blutgerüst zu bringen.

Die Frau Leharivel und ihre Tochter wurden zu einmonatlicher Haft, die Frauen Lecarpentier, Godard und David jede zu 50 Franken (24 rhein. Gulden) Strafe, alle zu 30 Franken (14 fl. 16 kr.) Schadenersatz gegen die von ihnen Beschuldigten und zu Bezahlung der Prozeßkosten verurtheilt. Die drei anderen wurden freigesprochen. —

Wahrlich, ein solcher Ausspruch macht dem Gerichte, von dem er ausgegangen, keine Ehre. Man kann besonders den Schadenersatz von 10 Franken

auf den Mann, als eine wahre Verhöhnung aller Vernunft und Billigkeit betrachten.

Landung und Reise der gewesenen Herzogin von Berry in Frankreich.

In dem Artikel, „das gegenrevolutionäre Unternehmen der Frau Herzogin von Berry in Frankreich," im sechsten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werks, haben wir eine kurze Andeutung gegeben von dem Wege, den diese verwegene Prinzessin verfolgt, um aus der Umgegend von Marseille nach der Vendée zu gelangen. Dieser Wegweiser wird jetzt durch das so eben erschienene Werk des Generals Dermoncourt (der bekanntlich bei der Verhaftung der Herzogin in Nantes zugegen war, und dessen Obhuth sie nun anvertraut wurde), betitelt: „die Vendée und Madame," einigermaßen berichtigt. Wir halten es, besonders in Bezug auf unsere frühere Angabe, für interessant genug, unsern Lesern davon eine kurze Uebersicht vorzulegen.

Nach den Mittheilungen des Generals Dermoncourt, die man gewissermaßen wie von der Herzogin selbst ausgehend betrachten kann, verweilte sie, nach ihrer Abreise von Reggio, an Bord des Dampfbotes, der Carlo Alberto, einige Stunden zu Genua, und befand sich am 29. April auf der Höhe von Marseille. Das Wetter war zur Landung nicht günstig, und das Fahrzeug wäre großer Gefahr ausgesetzt gewesen, hätte man es an einer andern Stelle, als in der Rhede, vor Anker gehen lassen. Der Kapitän Zahra zeigte sich zwar geneigt zu jedem Unternehmen. Aber Madame lehnte sein Erbieten ab, wes-

halb nur das Boot flott gemacht wurde. Die Herzogin und zwei Männer, der General Bourmont und der Graf von Ménars begaben sich in dies zerbrechliche Fahrzeug, das nur mit vieler Mühe die hochgehenden Wellen durchschneiden, und die Passagiere unbemerkt an's Ufer bringen konnte. Glücklicherweise für sie begann es bereits zu dämmern. Sie wagten es nicht, sich in ein Haus zu begeben, und brachten die Nacht unter freiem Himmel zu. Madame wickelte sich in ihren Mantel, legte sich unter einen Felsenvorsprung, und schlief ein, bewacht von ihren beiden Begleitern, die bis zum Anbruch des Tages Schildwacht standen.

Mit Freude erblickte jetzt die Herzogin von Berry eine weisse Fahne auf dem St. Lorenz-Kirchthurm wehen. Sie hörte zu gleicher Zeit Sturm läuten, und gewann die Ueberzeugung, daß ihre Anhänger das ihr geleistete Versprechen, sich gegen die bestehende Regierung zu erheben, zu erfüllen gesonnen seien. Ihre Reisegefährten mußten Alles aufbieten, um sie zu verhindern, sich sogleich nach Marseille zu begeben, wo man schon den Generalmarsch schlagen hörte. Ihre Freude war nur von kurzer Dauer, denn schon um 9 Uhr Morgens erschien die dreifarbige Fahne wieder auf dem Kirchthurm, und die Bayonette der Nationalgarde blitzten auf dem Glacis der Tourette. Gleich darauf wurde Alles wieder ruhig und still. Die Insurrektion war schon wieder unterdrückt. Sie hatte kaum vier Stunden gedauert. Die Herzogin verfiel in eine große Niedergeschlagenheit.

Was sollte sie nun thun? Bleiben, wo sie war, konnte sie nicht. Der Carlo Alberto, von einer Fre-

gatte verfolgt, war bereits verschwunden. Es blieben ihr nur noch zwei Mittel: entweder ganz Frankreich zu durchreisen, und sich nach der Vendée zu begeben, oder durch das Land zwischen der Rhone und den Alpen sich nach Piemont zu flüchten.

Nach einiger Berathung entschloß sie sich für das erste. Unter Leitung eines Kohlenbrenners machte sie sich zu Fuß auf den Weg, durchwanderte das Gebirg, und gelangte bis auf den Tod ermüdet, endlich in das Haus eines Republikaners, Maire einer Gemeinde (die nicht näher bezeichnet wird), dem sie sich entdeckte, und der sie zuvorkommend aufnahm.

Tags darauf lies der Maire sie in seinem Bankwagen in die Nähe von Montpellier fahren, wo sie wieder mit dem Grafen von Ménars zusammentraf. Die beiden Reisenden schlugen nun, in einer offenen Postkalesche, die große Straße von Montpellier nach Carcassonne ein. Von dort begab sich die Herzogin nach Toulouse, wo sie mehr als 20 Personen benachrichtigen lies, „daß sie von drei bis acht Uhr Abends Besuche empfangen werde.“ Diese Réception, sagt Dermoncourt, fand mit derselben Oeffentlichkeit statt, wie wenn man sich in den Tuilerien befunden hätte.

Madame verlies Toulouse ebenfalls in einer offenen Kutsche, und reisete nach Bordeaux. Sie miethete einen Schiffernachen, fuhr die Garonne hinab, setzte über die Gironde unterhalb Cublac, und kam nach Blaye, wo sie bald nachher wieder zurückkehren sollte. Am andern Morgen machte sie sich, auf einem Esel reitend, wieder auf den Weg, um die Eroberung Frankreichs für Rechnung Heinrich V zu unternehmen. Neun Tage später war sie in der Vendée,

und hatte mit Charette eine Zusammenkunft, in der Nähe von Montaigu.

Die Revue des deux Mondes ihrerseits behauptet, daß die Herzogin von Berry, nach ihrer Landung bei Marseille, auf Befehl der Regierung eingeschifft worden, und daß sie einige Tage nachher abermals gelandet sei, wonach sie erst die obenangedeutete Reise gemacht. In der Ungewißheit, was Wahres an dieser Sache sei, theilen wir unsern Lesern zur Einsicht die von der genannten Zeitschrift aufgestellten Angaben mit.

„Nach ihrer Landung irrte die Herzogin mehrere Tage mit ihrem Gefährten (dem Grafen von Ménars) in der Umgegend von Marseille herum, in der Absicht, mit ihren Anhängern sich zu besprechen, und eins der entfernten Schlösser zu erreichen, welches ihre Freunde, wie sie sie nennt, in der Provinz besitzen. Die Polizei wurde fast beständig von ihren Schritten unterrichtet. Sie folgte ihrer Spur in geringer Entfernung, und hätte man gewollt, wäre es leicht möglich gewesen, sich ihrer zu bemächtigen. Doch mochte man das nicht, ohne ausdrücklichen Befehl von Paris, und begnügte sich, die Prinzessin zu beobachten, ohne entscheidende Maßregeln zu ihrer Verhaftung zu nehmen.

„Madame wußte sich verfolgt. Sie konnte nicht zweifeln, daß man ihr auf der Spur sei, und weit entfernt, eine große Reise zu wagen, begab sie sich nur aus einem Versteck in das andere, ohne dabei den Raum von einigen Stunden zu überschreiten. Die Obersten Ma..... und d'H....., welche sich in der Nähe einer mächtigen Person befanden, wur-

den um diese Zeit nach Marseille geschickt. Unmittelbar nach ihrer Ankunft begaben sie sich nach dem Zufluchtsorte der Herzogin und erklärten ihr, daß man keineswegs gesonnen sei, ihre Freiheit ihr zu rauben, und daß sie den Befehl erhalten, sie nicht eher zu verlassen, als bis sie wieder eingeschifft, und fern von Frankreich sei.

„Sie begaben sich mit ihr nun wirklich nach einem kleinen nahen Hafen, brachten sie an Bord eines leichten Fahrzeuges, und versicherten sich mit ihren Augen von der Herzogin Entfernung. Diese begab sich nach Massa, wo sie ihre Entwürfe von Neuem aufnahm, und von wo sie mit ihren Anhängern korrespondirte. Einer dieser Briefe, dessen Datum in Betreff der obigen Angabe keinen Zweifel bestehen läßt, war an einen Offizier gerichtet, der unter der Restauration die Polizei in der Hauptstadt leitete, und der bei der Ausstoßung Manuels aus der Deputirtenkammer eine auffallende Rolle spielte *).

„Die Herzogin von Berry schrieb ihm, daß sie wohl und munter sich in Massa befinde, und daß sie nicht „empoignirt" worden, wie er wohl hätte besorgen können. Mehrere Personen haben Kenntniß gehabt von diesem Briefe....

„Einige Zeit nachher kam Madame wieder nach dem südlichen Frankreich, und gelangte nach Toulouse in einer offenen Kalesche; u. s. f."

So weit die Revüe beider Welten. Unsers Erachtens ist ihre Angabe nichts als ein conte fait à

*) Wahrscheinlich ist die Rede von dem Oberst v. Foucault, ehemaligem Kommandanten der Gendarmerie in Paris.

plaisir, wie man sie in dieser Zeitschrift schon seit Langem gewohnt ist. Die ganze Zusammenstellung ist so unwahrscheinlich, daß sie uns keine nähere Erörterung zu verdienen scheint. Wir lassen des Lesers unparteiisches Urtheil darüber entscheiden.

In seinem Buche sagt der General Dermoncourt auch noch, daß die Herzogin zu Paris viele Freunde hatte, selbst unter den Personen, welche dem König Ludwig Philipp am nächsten standen, und durch die sie genau von Allem unterrichtet wurde, was in den Tuilerien sich ereignete. So schrieb ihr einer ihrer Freunde, daß Deutz sie verrathen. „Es würde merkwürdig sein, diese Person jetzt zu nennen," sagt Dermoncourt, „wenn sie nennen, von meiner Seite nicht eine Denunzirung wäre." Es ist jetzt allgemein bekannt, daß diese Person Niemand anders gewesen, als der General Athalin, Flügeladjudant des Königs, der aller Wahrscheinlichkeit auf nur noch höhere Eingabe handelte, wie er gethan. —

Moralisch-politische Statistik der vorzüglichsten öffentlichen Organe der Parteien Frankreichs.

Unter den gegenwärtigen innern Verhältnissen Frankreichs, der Regierung den Parteien gegenüber, ist es von einem gewissen karakteristischen Interesse, etwas näher einzutreten in das Geheimniß der verschiedenen Meinungen in diesem mächtigen Lande, und genauer zu erwägen, wie und auf welche Weise diese Meinungen durch ihre öffentlichen Organe sich beurkunden.

Der Gesichtspunkt, unter welchem man der öffentlichen Gewalten Ursprung aufzufassen habe, veranlaßt unter den politischen Zeitungen eine erste Absonderung. Für die einen sind diese Gewalten etwas Ueberirdisches, etwas Heiliges, weit erhaben über allen Volkswillen, unmittelbar herrührend von Gott. Für die Andern sind sie, oder sollen sie des allgemeinen Willens Ausdruck sein, folglich ausgehen von der Nation. Diese vertheidigen, jene greifen das Prinzip der Julirevolution an.

Die Zeitungen, welche die Rechtmäßigkeit der letzten Staatsumwälzung proklamiren, sind indessen unter sich keinesweges übereinstimmend. Man bemerkt vielmehr unter ihnen zwei schroff von einander geschiedene Schattirungen, die monarchische und die republikanische.

Die republikanische Schattirung nimmt an, daß der Volkssieg vom Juli das monarchische Institut in Frankreich von Grund aus zertrümmert, weshalb sie

alle spätern Verfügungen der gesetzlichen Behörden, als eben so viele Gewaltanmaßungen betrachtet. Die andere Schattirung behauptet, daß dem Juliwerke, durch die Ausrufung des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen, die Krone aufgesetzt worden.

Hat jene Unrecht? Hat diese Recht? Ohne alles Wortspiel könnte man gleichzeitig auf beide Fragen antworten: „ja, dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nach.“ Die königliche Autorität besteht durch eine gesetzliche Verfügung der beiden Staatsgewalten, der Pairs- und der Deputirtenkammer, man muß sie also anerkennen, will man anders mit sich selbst, wie mit den Grundsätzen der gesunden Vernunft, konsequent sein.

Die monarchischen, nicht legitimistischen Zeitungen sind eben so wenig übereinstimmend unter sich. Doch findet man in ihnen wenigstens immer die leitende Spur der vertretenden Form. Der Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß die einen das gegenwärtige ministerielle System angreifen, und daß die andern es vertheidigen.

Der legitimistischen Zeitungen Streben geht ausschließlich dahin, eine Familie durch eine andere zu ersetzen, d. h. die jetzt regierende zu beseitigen, und die verbannte des ältesten Bourbonenzweiges, in ihre früheren Rechte wieder einzusetzen. Sie machen folglich eine Dynastie-Opposition. Diese Organe der legitimistischen Partei in Paris sind die Gazette de France, die Quotidienne und der Rénovateur.

Die republikanischen Blätter, welche eine Regierungsform durch eine andere ersetzen, d. h. welche

die Republik statt der Monarchie einführen wollen, und die eine radikale Opposition machen, sind die Tribune und der National.

Die anti-ministeriellen Zeitungen, die ein System durch ein anderes System ersetzen, d. h. die aus Männern, welche ihr Vertrauen haben, ein anderes Ministerium, an des gegenwärtigen Stelle, bilden möchten, die demnach eine mehr oder weniger hartnäckige parlamentarische Opposition machen, sind der Courrier Français, das Journal de Commerce, der Messager, der Constitutionnel und der Temps.

Die ministeriellen Blätter endlich, welche die verwaltende Behörde in allen ihren Verfügungen, oder doch in den meisten derselben vertheidigen, sind das Journal de Paris, das Journal des Débats und der Moniteur du Commerce.

Wir haben hier nur die großen Abtheilungen angegeben. Doch sind in derselben Kategorie die Physionomien oft sehr verschieden, und es würde z. B. schwer, wo nicht unmöglich sein, zwischen dem Courrier Français und dem Constitutionnel irgend eine Familien-Aehnlichkeit zu erkennen. Der erste neigt sich von Tag zu Tag immer mehr der Tendenz des National, oder mit andern Worten den republikanischen Grundsätzen zu. Der letzte macht eigentlich nur Opposition, um nicht ein Defizit in seiner Abonnentensumme zu erleiden.

Die Gazette de France ist die Zeitung der „Geschickten," wo nicht der Gescheuten der legitimistischen Partei. Es hat in dieser Partei jederzeit Politiker und Empfindler gegeben. Die Gazette ist

der ersten Organ. Sie hatte sich von dem Schreck noch nicht erholt, den die Julirevolution ihr gegeben, als ihr plötzlich ein treffliches Auskunftsmittel, ein sogenannter „königlicher Gedanke," beikam. Das Volk hatte sich zur Vertheidigung seiner Rechte und Freiheiten erhoben. Um sich Gehör zu verschaffen, mußte man ihm also von seinen Rechten und Freiheiten sprechen.

Wie gesagt, so gethan. Die legitimistische Gazette setzte sich en frais de belles paroles. Sie warf Frankreich den Angelhacken der Franchises provinciales und des suffrage universel (des allgemeinen Stimmrechts) zu. Aber welche Mühe sie sich auch gab, wie viele Hilfs- und Anlockungsmittel sie auch aufbot, Frankreich wollte nicht anbeissen, und die Gazette ist noch immer vierge d'adhérens, wie die neuen französischen Sprachkünstler sagen würden.

Die Quotidienne hat sich nicht herablassen mögen, mit so trügerischen Theorien sich zu befassen. Mehr noch, sie hat ihnen sogar einige Male schon den Krieg erklärt. Dies Blatt verfolgt mit einer gewissen freimüthigen Ungeschliffenheit seinen Weg, und kann sich nicht entschließen, den Kombinationen der Politiker der Gazette sich anzuneigen. Es ist das empfindelnde Organ einer Partei, die nur durch die Beharrlichkeit ihrer Gesinnungen einen gewissen Werth hat.

Die Quotidienne war das Lieblingsjournal, und gewissermaßen der Moniteur officiel der Frau Herzogin von Berry, wie die Fama der Strauchdiebhelden in der Vendée. Alle unumschränkten Mächte, alle Aristokratien, Oligarchien, Autokratien und Ti-

rannеien in ganz Europa finden eine eifrige Vertheidigung in ihr.

Eine erst neuerdings entstandene legitimistische Zeitung, der Rénovateur, hat sich bemühet, die immer mehr absterbenden Kräfte der Partei neu zu beleben, und die Jugend für sie zu gewinnen. Indessen scheint dies Blatt keinesweges gesonnen, die Charte Genoude *) als Fahne anzuerkennen. Sie begnügt sich mit der Staatsurkunde von 1814.

Die legitimistischen und die republikanischen Zeitungen, in allen übrigen Grundsätzen himmelweit verschieden, und gewissermaßen politische Gegenfüßler, haben zwischen sich doch einen Punkt, über den sie vollkommen übereinverstanden sind, nämlich ihren Haß gegen die bestehende Regierung, und ihren oft wüthenden, immer sehr bitteren Tadel aller von ihr ausgehenden Verfügungen.

Darin allein beurkundet sich dieser beiden Meinungen Uebereinstimmung. Entschlossen um jeden Preis, wie durch alle Mittel den Umsturz der gegenwärtigen Ordnung der Dinge herbeizuführen, ermangeln sie nicht, sich gegenseitig wieder zu befehden, sobald die eine oder die andere irgend eine Organisationsidee in Rede stellt.

Das älteste republikanische Organ, die Tribune, hat das vor den übrigen Zeitungen voraus, daß es seine geheimsten, innigsten Gedanken nicht verbirgt. Eine solche Freimüthigkeit würde lobenswerth sein,

*) Genoude ist der Eigenthümer der Gazette de France. Er hat im Laufe des vorigen Jahres eine neue Charte in Vorschlag gebracht.

wäre das Beste des Staates ihr Zweck, achtete sie vor Allem Ideen und Formen, welche in der That achtungswerth sind.

Leider ist dem nicht also. Man darf nur einen Blick werfen auf die Pläne dieser Zeitung, auf die von ihr angedroheten blutigen Rückwirkungen, um voraus berechnen zu können, welche schreckliche Zukunft die Utopisten der Republik Frankreich zubereiten würden. Man wird alsdann leicht begreifen, wie Alle, die etwas besitzen, wie alle, die ihr Eigenthum zu bewahren wünschen, immer fester, immer zahlreicher um den Thron sich sammeln, und die Regierungsweisheit der „Unbemittelten," die mit ihnen zu theilen verlangen, nicht in Anwendung gebracht zu sehen wünschen.

Die Tribune hat ihr System ziemlich klar und begreiflich aufgestellt. Es ist mit Abschleifung einiger zu scharfen Ecken, mit Weglassung einiger zu rohen Beförderungsmittel, wie die permanente Guillotine, die Noyades und die massacres en masse, das System von 1793. Krieg gegen die Reichen, Krieg gegen die Bürger, Krieg gegen die Fabrikherren, Krieg gegen den Handelsstand. Das ist ihr vierfaches Losungswort.

Die Anwendbarmachung eines solchen Systems würde nothwendigerweise, und zwar unmittelbar, eine dreifache Folgerung nach sich ziehen: die Regierung der Klubs; die Beraubung aller Eigenthümer durch die sogenannten Unbemittelten; die bewaffnete Propaganda, oder mit andern Worten, Krieg mit dem ganzen Europa, bis es von einem Ende zum andern re-

publikanisirt, oder Frankreich auf immer zu Grunde gerichtet wäre.

Die von dieser Zeitung angenommenen Diskussionsformen sind eben so eigenthümlich, als ihr ganzes übriges Verfahren. Sie greift nicht mehr Dinge an, sondern Menschen. Sie ringt Faust gegen Faust mit alle Denen, welche zur Regierung gehören, oder dieselbe unterstützen. Sie tadelt nicht mehr die Handlungen, sondern die Personen.

Der König Ludwig Philipp vorzüglich, der von dem Staatsvertrag ihm ausdrücklich vorbehaltenen Unverletzlichkeit ungeachtet, ist die fast beständige Zielscheibe ihrer groben Angriffe und Verunglimpfungen. Sie beschimpft die Königswürde im Monarchen, die gesetzgebende Gewalt in den Deputirten und Pairs, die Regierungs- und Verwaltungs-Funktionen in den Beamten selbst.

So hat sie sich viele Feinde gemacht, und durch ihre ungeschliffene, giftige Polemik die Preßfreiheit geschändet, sie vielleicht sogar gefährdet, falls die Geschwornen länger, wie früherhin, durch ihr „nicht schuldig“ ein so beispielloses Verfahren gesichert hätten.

Aber diese Langmuth der Geschwornen hat endlich ihr Ziel erreicht, und das unbedingt schuldig erklärende Verdikt vom 23. September d. J., in dem 85. Prozesse der Tribune, in Folge desselben ihr bereits von der Deputirtenkammer zu dreijähriger Haft und 10,000 Fr. Strafe verurtheilter Geschäftsführer Lionne, abermals zu fünfjähriger Haft und 20,000 Franken Strafe verurtheilt worden, dürfte die Tribune in Zukunft vielleicht etwas vorsichtiger machen.

Der National hat nach der Tribune ebenfalls die republikanische Bahn betreten. Früher vertheidigte diese Zeitung aus allen Kräften die Monarchie Ludwig Philipps, welche sie populär zu machen sich bemühete. Sie bekämpfte einerseits die Klubs, während sie anderseits die Verfügungen des Ministeriums Lafitte unterstützte.

Ihre Redaktoren, die nach solchem Verfahren billigerweise auf einträgliche Aemter (deren Erzielung wegen fast alle sogenannten Patrioten in Frankreich so laut ihre Stimme erheben) rechnen zu dürfen glaubten, sahen sich, bei Bildung des Ministeriums Périer, in ihren Erwartungen getäuscht, weshalb sie sich aus „gerechtem Unwillen“ in eine heftige Opposition warfen, die jedoch anfänglich inner den parlamentarischen Grenzen blieb, weil sie die bestehende Staatsverfassung noch anerkannte und achtete.

Später, von Stufe zu Stufe, kam der National endlich so weit, daß er der republikanischen vor der monarchischen Form den Vorzug zugestand, weil seine Redaktoren die Ueberzeugung gewonnen, daß unter dieser letzten — für sie nichts mehr zu erwarten sei.

Eine ziemlich schroffe Schattirung unterschied indessen noch den National von der Tribune. Es beurkundete sich in des erstern Polemik eine entschiedene Gleichstimmung für das System der Vereinstaaten Nordamerika's. Seine Utopie war eine gewisse anständige Republik, mit einer Regierung von wohlerzogenen, unterrichteten Leuten, ohne Sansculotten, Jakobiner und andere Individuen dieser Art, welchen die Tribune der Angelegenheiten höchste Leitung übertragen wollte.

Er blieb noch einigermassen Anhänger des gesetzlichen Systems, den Klubs wenig geneigt, und Vertheidiger einer doppelten legislativen Diskussion. Ueberdem zielte sein System darauf hin, der Organisation in den Departementen etwas von jener Unabhängigkeits-Fähigkeit zu verleihen, welche das Eigenthümliche aller Bundesverfassungen ist.

Nach und nach verschwand diese noch räsonnirte Persönlichkeit des National immer mehr. Er verleugnete sie nicht gradezu; aber er ließ sie schlummern. Wahrscheinlich vermochten ihn zu solcher Verzichtleistung die barschen Anfälle der Tribune, die den National als einen republikanischen Hermaphroditen bezeichnete, der nichts zu erzeugen im Stande sei....

Im allgemeinen Interesse der republikanischen Partei, wurde jetzt ein Vergleich zwischen den beiden Organen vermittelt. Der National mußte seine Bundesentwürfe noch geheim halten, und die Tribune triumphirte anscheinend über ihren Nebenbuhler.

Den Courier français muß man noch unter die Zeitungen der parlamentarischen Opposition stellen, weil er selbst sich nicht unverhohlen als republikanisch erklärt hat. Schon mehrmals von den andern Blättern mit Fragen bestürmt, hat er sich immer auf eine zwar nicht vollkommen befriedigende Weise, doch so erklärt, daß man ihn nicht als der monarchischen Form gradezu abgeneigt betrachten kann. Auffallend genug steht seine alltägliche Polemik im grellsten, offenbarsten Widerspruche mit jenen Betheuerungen.

Bei Erwägung von Thatsachen, bei Würdigung der Handlungsweise der Regierung, verfährt der

Courrier ganz auf dieselbe Weise, wie der National und wie die Tribune. Doch ist er weniger logisch, als diese letzte. Er stellt nur die Vordersätze auf, bekümmert sich dagegen um die Folgerungen nicht.

Es ist bei ihm eine alte, unter der Restauration angenommene Gewohnheit, nichts gut zu heißen von Allem, was geschieht. So hat er sich darüber in Zorn gesetzt, daß man die westlichen Departemente (die Vendee ꝛc.) nicht unverzüglich in Belagerungszustand erklärt. Als dies endlich von der Regierung für nothwendig erachtet wurde, entrüstete er sich darüber, daß es geschehen. Man kann den Courrier français als den personifizirten Dupont (de l'Eure) betrachten, dessen Opposition ganz dieselbe Tendenz, wie dieselbe Logik, hat.

Das Journal du Commerce seinerseits kann sich in Odilon-Barrot persönlichen. Die monarchische Schattirung ist in diesem Blatte viel entschiedener. Es ist dem republikanischen System unter mehr als einer Beziehung abgeneigt, und bekämpft es sogar von Zeit zu Zeit. Wie die Gazette de France, hat das Journal du Commerce sein Steckenpferd, nämlich „die parlamentarische Reform; die Zulassung der Fähigkeiten."

Seine Idee, obgleich bei weitem vernünftiger, als die der allgemeinen Stimmfähigkeit, findet in dem heutigen Frankreich doch keinen besondern Beifall. Man betrachtet sie bald als ein pis-aller, bald als eine Hintergehung, bald als ein dem Vorrecht zu gebendes Gegengewicht.

Außer dem Bereich der Politik sind alle staatswirthschaftlichen und industriellen Gegenstände in die-

ser Zeitung mit vieler Umsicht behandelt. Im Allgemeinen ist ihr Ton gemäßigt, und man kann sie als ein dem Lande in mehrfacher Hinsicht wirklich nützliches Organ einer vernünftigen Opposition betrachten.

Der Messager des Chambres ist im Grunde nichts, als ein Zwillingsbruder des Journal du Commerce. In Erfindung vorschneller, oft unglaublicher Neuigkeiten ist er sehr geübt, und kein anderes politisches Blatt kann es ihm darin gleich thun. Seine eigenthümliche Idee, bei der er unerschütterlich beharrt, ist die, daß Ludwig Philipp über kurz oder lang zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Orleans, abdanken werde oder müsse.

Der Patriarch aller Organe der Opposition, die Zeitung, welche seit zwölf Jahren dem freisinnigen Frankreich sein Feldgeschrei gegeben, der unermüdliche Gegner der Jesuiten, der Constitutionnel, befindet sich jetzt in einer ganz eigenen Lage. Die meisten seiner Haupt-Direktoren haben sich dem gegenwärtigen Regierungssystem zugeneigt, und vertheidigen es in den Kammern, oder in öffentlichen Aemtern. Aber die widersprechende Rolle, welche dies Journal so lange gespielt, hat seine zahlreichen Abonnenten so sehr an Opposition gewöhnt, daß der Constitutionnel den größten Theil derselben verlieren würde, wollte er jetzt einen andern Weg verfolgen.

Er ist also gewissermaßen gezwungen, dem Ministerium, aus welchen Männern es auch zusammengesetzt sei, die Zähne zu weisen. Doch ist bei alle dem, und grade im gegenwärtigen Augenblicke, seine Opposition äusserst gemäßigt. Er hat sich zum Organ

jenes Tiersparti gemacht, den man überall sieht, ausgenommen in der Kammer.

Der Constitutionnel ist ein beharrlicher Gegner der Doktrinären, die er mit demselben periodischen Unwillen verfolgt, als seine frühern Feinde, die Jesuiten. Im Uebrigen hat er sich einen neuen Anstrich gegeben, und hat seine altväterischen, sprichwörtlich gewordenen Formen etwas verjüngt. Ein eigenthümliches System hat er nicht. All sein Streben geht nur dahin, sich eine so große Abonnentenzahl, als immer möglich, zu erhalten.

Die Zeitung, der Temps, hat mehr als eine Aehnlichkeit mit dem Constitutionnel, um dessen Erbschaft sie sich zu bewerben scheint. Es läßt sich gleichfalls schwer errathen, wohin sie geht und was sie will. Wie ihr Vorbild, scheint sie ein eifriger Anhänger des Tiers-parti, aus dem der Journalismus am Ende noch etwas machen wird. Indessen ist ihre Neigung nicht ausschließlich auf dem ältern Düpin konzentrirt. Sie hat auch noch einige Gleichstimmung für Odilon-Barrot, überhaupt für ein räthselhaftes Personal eines neuen Kabinets, welches sie nicht näher andeutet.

Ihr ganzes Verfahren scheint von eigennütziger Politik geleitet, bestimmt von dem Verlangen, das Organ eines neuen Ministeriums zu werden. Sie ist übrigens mit vieler Geschicklichkeit redigirt, verletzt Niemand, und versteht durch ihre geistreiche Polemik selbst diejenigen zu interessiren, welche sie angreift.

Unter den ministeriellen Zeitungen ist das Journal des Débats besonders bemerkenswerth, weil es den Kampfplatz mit seiner eigenen Persönlichkeit

betritt. Seit der Epoche, wo dies Blatt auf eine Aufsehen erregende Weise sich von dem Ministerium Villele getrennt, hat es sich zum Organ der doktrinären Partei gemacht.

Diese Zeitung vertheidigt gegenwärtig nur die Verfügungen der Regierung, welche ihrem eigenen System entsprechend sind. Dagegen tadelt sie (obgleich uur selten) die Maßregeln, welche mit den von ihr aufgestellten Grundsätzen nicht in Uebereinstimmung zu stehen scheinen. Nicht alle Anordnungen der Kammer haben ihre Beistimmung, obschon sie es immer mit der Mehrheit hält. In ihren Belobungen, wie in ihren Rügen, ist die Achtung für das monarchische Prinzip jedoch immer vorherrschend.

Das System des Journal des Débats, das doktrinäre System, das vielleicht mehr befeindet als begriffen wird, ist die Regierung zum Besten Aller, unter Leitung der bei Erhaltung einer vollkommenen Gesetzmäßigkeit am meisten Interessirten, wie zugleich, in Betreff der innern und äussern Angelegenheiten, der Fähigsten.

Das Journal de Paris hat der regierenden Macht systematische Vertheidigung übernommen. Das Ministerium vertheidigt sich durch dies Organ gegen die Angriffe der Parteien, wie gegen die oft grundlosen Beschuldigungen der verschiedenen Zeitungen. Es erörtert darin nicht selten auch Gegenstände, die ihm zur Beförderung seiner Absichten nothwendig scheinen. Eine solche Polemik kann nützlich sein, wenn sie loyal ist, und wir haben keinen Gruud, zu bezweifeln, daß sie es wirklich sei. Auf jeden Fall lernt man durch dies Journal am besten den miniſte-

riellen Gedanken kennen, über die wichtigsten von der Presse in Erwägung gestellten Punkte.

Wir haben zu den dem Ministerium ergebenen Zeitungen auch den Moniteur du Commerce gestellt, weil er die Regierung nicht selten gegen unbillige Beschuldigungen vertheidigt. Doch kann man dies Blatt mehr als unabhängig von allen Parteien, am meisten dem wahren Besten des Landes ergeben betrachten.

Es scheint uns dasselbe auch mit dem Conciliateur, einer erst ganz neuerdings begonnenen Zeitung, die, wie das schon ihr Name andeutet, als ruhiger Vermittler zwischen den Parteien auftreten soll. Eine schwierige Rolle, die mehr als eine Klippe zu vermeiden haben dürfte. Wir haben diesem Blatte, das man nach den wenigen bis jetzt erschienenen Nummern noch nicht befriedigend beurtheilen kann, einen großen Theil des Stoffes zu gegenwärtiger Uebersicht entnommen.

Der Erdball vor der Sündfluth.

Nach Cüviers System.

Wir theilen den nachstehenden kurzen Abriß mit, ohne eine andere Wichtigkeit darauf zu legen, als die des Namens eines Mannes, der im Gebiete der Naturwissenschaften einen hohen Rang einnimmt. Systeme, wie das in der gegenwärtigen Abhandlung aufgestellte, vertragen sich nicht mehr mit den Grundsätzen der neuern Geologie, die nicht bloß auf vernunftgemäßere Voraussetzungen, als die frühern, sondern auch auf sorgsamere Beobachtungen, umsichtigere Zusammenstellungen, überzeugendere Entdeckungen und Beweise sich beruhen.

Die Erde ist nicht aus dem Wasser emporgewachsen, wie das neptunische System es will. Aber ursprünglich vom Feuer gebildet, ist sie lange bis zu gewissen Punkten, vielleicht sogar über ihre ganze Oberfläche, von dem flüssigen Elemente bedeckt gewesen. Nach und nach hat das innere Erdfeuer den festen Kern, oder vielmehr die jenes Feuer umschliessende Kruste unsers Weltkörpers erhoben, und bis zu den ungeheuern Massen aufgethürmt, die wir im Himaleh, in den Anden, in den Alpen, im Kaukasus und in andern riesigen Gebirgsmassen anstaunen.

Durch solche gewaltige Umgestaltung hat das trockene Land sich erhoben, und das Wasser hat in die durch diese Erhebung entstandenen ungeheuern Tiefen oder Lücken sich gesammelt, welche wir Meere nennen. So hat sich Land von Wasser geschieden.

so allein, und auf keine andere Weise.*) Alle Gründe, welche die Anhänger des neptunischen Systems zu desselben Vertheidigung aufstellen, sind unzuläßlich und verstoßen gegen alle Folgerungen der gesunden Vernunft. Das ist unsere Ueberzeugung. Stellen wir nun, ohne ferneren Kommentar, das entgegengesetzte System in Rede.

Die Ideen, welche Cüvier über des Erdballs Umgestaltungen sich gemacht, bestehen aus einer Reihe Voraussetzungen, deren alleinige Verkettung wir nur herauszuheben brauchen.

Die erste dieser Voraussetzungen besteht darin, daß das Wasser lange und ruhig alles Land bedeckt habe, und daß sein Stand viel höher gewesen, als er gegenwärtig ist. Während diesem Verweilen hat es überall horizontale Muschelbänke abgesetzt, wonach es sich verlaufen, man weiß nicht wohin. Der erste Punkt dieses Satzes ist wahr, und kann nicht bezweifelt werden, weil noch überall die überzeugendsten Beweise davon vorhanden sind. Der zweite Punkt betrifft eine Unzulässigkeit, die nicht weiter erörtert zu werden verdient.

Cüvier's zweite Voraussetzung, welche man eben so gut auch eine Beobachtung nennen könnte, ist nachstehende: In dem Maße, als man am Fuße der hohen Gebirgszüge sich erhebt, findet man neue, von andern Muscheln gebildete Bänke. Ursprünglich

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen: „Das verhältnißmäßige Alter der verschiedenen Gebirgsketten in Europa," im dritten Theile des Jahrgangs 1830, und mit dem: „Wahrscheinliche Bildung der Pole, u. s. w.," im fünften Theile des Jahrgangs 1833 des gegenwärtigen Werkes.

waren dieſe Bänke wagerecht, wie die erſten. Jetzt ſind ſie es nicht mehr. Sie ſind erhoben worden. Sie ſind ſchräg, manchmal ſogar ſenkrecht; und weit entfernt bei den erſten Bänken zu enden, reichen ſie im Gegentheil bis unter dieſelben, und ſind theilweis davon bedeckt. Sie ſind alſo früher vorhanden geweſen, als dieſe. Sie ſind alſo älter als ſie. Der Erdball hat alſo wenigſtens zwei Umgeſtaltungen erlitten, und da die Muſcheln der aufgethürmten Bänke nicht dieſelben ſind, wie die Muſcheln der wagerechten Bänke, hatte alſo die Flüſſigkeit, welche die einen wie die andern bedeckte, ihre Natur verändert.*) Es hatte andere Zerſetzungskeime und Elemente erhalten....

Wenn nun eine erſte Veränderung eine andere Veränderung wahrſcheinlich macht, fährt Cüvier fort, machen um ſo mehr zwei ſo augenſcheinliche Veränderungen, wie dieſe, eine Menge anderer ſehr glaublich; und hier können die Grenzen des Möglichen nur durch die Wirklichkeit feſtgeſtellt werden.

Man folge alſo den verſchiedenen Erdſchichten, man vergleiche die organiſirten Gattungen, deren Trümmer in ihnen ſich befinden, und auf der Stelle wird man zwiſchen ihnen Verſchiedenheiten, folglich eine Zuſtands-Veränderung entdecken, deren Zahl mit denen dieſer Erdſchichten und dieſer Gattungen in Uebereinſtimmung ſteht; jedoch mit der Eigenthümlichkeit, daß wenn ſie ähnliche Weſen des Meeres, der

*) Man ſieht, bis zu welchen Irrungen ein falſches Räſonnement, falls man es auf jede Weiſe unterſtützen will, führen kann.

Erde oder des süßen Wassers betreffen, diese Veränderungen nie scharf abgebrochen oder vollkommen sind. Die erste scheint die zweite vorzubereiten, diese die dritte, und so immer fort, dergestalt, daß da dieselbe Physionomie sich in den Zwischenpunkten immer erhält, das Ganze nur in den Extremitäten verschieden ist, und zwar alsdann auf eine wirklich auffallende Weise.

Was dies große Schauspiel vorzüglich abwechselnd macht, ist die unglaubliche Durcheinanderwerfung, worin sich manchmal die Versteinerungen befinden. In den Seeschichten, selbst in den allerältesten, sind manchmal Schichten, die Pflanzen- und Thierüberreste aus süßem Wasser enthalten, wie versenkt, und eben so umgekehrt. In den der heutigen Erdoberfläche zunächst liegenden Schichten, von der neuesten Bildung, sind Ueberreste von Landthieren unter Meererzeugnissen begraben.

In dieser Art sind alle nur erdenklichen Kombinationen verwirklicht, bis zu dem Punkte, daß man in einem und demselben von Lava gebildeten Sarge die beiden Land- und Seeriesen, einen Wallfisch und einen Elephanten, vereinigt gesehen. Mehr noch, der Schenkelknochen des Elephanten trug eine Austernmasse, die sich daran festgekittet.

Während des Elephanten Leben war also das Meer schnell genug angeschwollen, um ihn zu überraschen, es hatte ihn sodann lange genug bedeckt, daß Austern sich anheften konnten an einem Theil seines Gerippes, bis in Mitte der aufgeregten Elemente der Wallfisch bis zu ihm getrieben wurde,

wonach die einem Vulkan entströmende Lava sie alle beide bedeckt und umschlossen.*)

Wie man sieht, haben durch abwechselnde Erhebungen und Senkungen große Umgestaltungen auf dem Erdball stattgefunden. Die früheren Kontinente sind verschwunden (?), der Meeresgrund ist statt ihrer trocken geworden; eine Veränderung, die sich mehrmals erneuert zu haben scheint **). Vollkommen ausgebildete Schöpfungen wurden solchergestalt vernichtet, um neuen Schöpfungen Raum zu gönnen.

Haben einige dieser Ersetzungen nur langsam und allmählich sich ereignet, muß man doch annehmen, daß die meisten im Gegentheil plötzlich und mit großer Heftigkeit stattgefunden, was der Bruch gewisser Erdschichten andeutet, wie die herbeigeschwemmten Steine, und die Trümmermassen, welche sich zwischen den zerrissenen Schichten befinden.

Cuvier fügt noch hinzu, daß solche Umgestaltungen, nächst ihren unmittelbaren Folgen, noch andere spätere von verhängnißvoller Natur gehabt. Sie haben von Grund aus und ohne Wiederkehr den Wärmestand der Orte verändert, wo sie sich ereigneten. Dieser Wärmestand hat sich plötzlich verändert, wie das manchmal nach einem starken Gewitter geschieht. Ein

*) Alle diese Umstände sind unsers Erachtens augenscheinliche Beweise von der Aufthürmung der Berge und der Bildung des trockenen Landes durch das innere Erdfeuer, welche hier zum Ueberfluß noch durch den vulkanischen Ausbruch beurkundet wird. Und demungeachtet beharrt Cüvier in seinen „Voraussetzungen“ beim Gegentheil! —

**) Wir wollen über diese jedenfalls nur theilweise Veränderung in einem besonderen Artikel unsere Meinung aussprechen.

augenblicklicher Frost hat zugleich Wasser und Erdreich befallen.

So hat Pallas vor 60 Jahren in gefrorner Erde, zum Theil mit aus Wasser gebildetem Eise vermischt, ein Rhinozeros entdeckt, und vor 34 Jahren hat man am Ufer des Eismeeres, jenseits dem Polarkreise, einen ungeheuern Elephanten gefunden, den man gewissermaßen als einen Zeugen der vernichteten Welt betrachten kann. Er bildet in dem ihn umschliessenden Eise einen unförmlichen Block, der erst nach fünf Jahren vollkommen geschmolzen war. Die Fluth warf ihn nun aufs Ufer. Sein Fleisch war noch so frisch und so gut erhalten, daß es den wilden Thieren und den Fischerhunden zur Nahrung diente.*

Man weiß, daß das obengedachte Rhinozeros mit einigen Haaren bedeckt war, und daß der Elephant ein aus langen Haaren, einer dicken Wolle und einem feinen Flaum bestehendes Fell hatte. Wollte man nun auf diesen Umstand die Meinung begründen, daß die Temperatur Sibiriens immer dieselbe war, wie jetzt, und daß, auf die oben angedeutete Weise gegen den Frost geschützt, die Elephanten recht gut leben konnten, würde eine solche Voraussetzung doch nicht lange haltbar sein.

Denn falls man behaupten will, daß diese Thiere durch irgend eine unerklärliche Umwälzung auf die Oberfläche Sibiriens geworfen worden, indem man ihre Ueberreste gewissermaßen auf jedem Punkte, auf allen Küsten des Eismeeres, in allen Meerengen in

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte dieser Elephant seit länger als 4000 Jahren vom Eise umschlossen sein.

Asien und Amerika, findet, muß man wohl annehmen, daß diese Gegenden ihr ursprüngliches Vaterland gewesen, und da solche große Körper nur mit Hilfe einer überflüssigen, kräftigen Vegetation existiren können, kann dieser Vegetation Dasein selbst, nur bei einer bedeutenden Wärme des Klima's möglich werden, nicht aber bei einer Temperatur, wie die gegenwärtig in der nördlichen Zone bestehende.

Der ehemalige Wärmestand ist also verschwunden, und zwar nicht allmählig, sondern urplötzlich, von der gegenwärtigen Minute zu der unmittelbar darauf folgenden, weil sonst die Ueberreste des Elephanten und des Rhinozeros sich zersetzt haben, verfault sein, und nicht durch so viele Jahrtausende bis zu uns gelangt sein würden.

Es ist demnach festgestellt durch das Dasein der versteinerten Gebeine, wie durch die Verschiedenheit ihres Ursprungs, daß die Schichten, welche sie umschliessen, bei Lebzeiten dieser Thiere von unregelmäßigen Bewegungen, von Zuckungen aufgewühlt gewesen, deren Opfer sie geworden.

Dergleichen Zuckungen haben sich zu verschiedenen Zeiten ereignet. Das Palaeotherium von Montmartre, bei Paris, hat ohne Zweifel früher existirt, als der Elephant des Ourcqkanals, bei derselben Stadt, und der geringen Verschiedenheit in der Tiefe ihrer Lager ungeachtet würde es unmöglich sein, in dieselbe Zeit das Dasein des Pferdes zu stellen, welches man in der Hautevillestraße, und die Ueberreste des Tiegers, wie des Wallfisches, die man in der Dauphinestraße, (beide in Paris), vor nicht ganz einem Jahrhundert ausgegraben.

Diese Zuckungen, diese Veränderungen, sind also auf einander folgend gewesen. Aber welches war die Ordnung dieser Aufeinanderfolge?

Wenn, um sie auszuspähen, wir uns mit den theilweisen und örtlichen Veränderungen beschäftigen, entschlüpft uns diese Ordnung. Beobachtet man dagegen alle Schichten, die bisher durchforscht worden, kann man danach eine ununterbrochene Reihefolge aufstellen, worin die Ordnung beständig und unveränderlich ist; nicht daß jede Schicht darin sich immer zeige; es kann deren eine, es können sogar zwei fehlen; aber wenn sie wiedererscheinen, findet man immer denselben Rang, ohne willkürliche Durcheinandermischung.

Nach Aufstellung dieses Satzes ist es klar, daß wenn die Reihefolge der Schichten vollkommen ist, man nur für jede derselben die ihr eigenthümlichen Versteinerungen anzudeuten, und sodann für die Thiere, von denen sie herrühren, eine korrespondirende Reihefolge aufzustellen hat, wonach man schliessen könne, daß diese Versteinerung dieser Schicht, und so gegenseitig, angehöre.

Auf solche Weise wird jede Schicht dreifach karakterisirt sein: zuerst durch den Ort, wo sie sich befindet, sodann durch den Stoff, woraus sie besteht, endlich durch die Versteinerungen, welche sie umschließt. Solches ist über diesen Punkt die einzige Chronologie, welche wir jemals besitzen können, die jedoch stumm bleibt, über die wirkliche Dauer der Theile und des Ganzen.

Man kann nun die Frage aufwerfen: warum ist diese Ordnung von der Natur befolgt worden, und

vorzüglich warum hat sie, bei Erzeugung der belebten Wesen mit den allereinfachsten begonnen? Gebrach es ihr an Erfahrung, an Thatkraft, an Stoff? Ihre Macht ist also beschränkt, und sie ist dieser oder jener Nothwendigkeit unterworfen? Ja, ohne Zweifel, der Nothwendigkeit der Vernunft.

Denn in dem System der Dinge, worin wir sind, ist es eine Nothwendigkeit, daß der Pflanzen Dasein dem der Thiere, daß das Dasein der kräuterfressenden Thiere dem der fleischfressenden vorangehe, eben so wie die einen und die andern nicht existiren könnten, wären nicht schon früher Luft, Wasser und Wärme, wäre nicht schon ein Keim oder eine Form vorhanden gewesen, wovon die Elemente angezogen werden, oder ein fester, unbeweglicher Punkt, der sie erhalten, und woran sie sich stützen konnten.

Aehnliche Nothwendigkeiten haben schon bei Schöpfung der ersten Wesen bestanden. Nichts ist zufällig entstanden. Alles ist durch Weisheit, d. h. durch die höchste souveräne Nothwendigkeit, bestimmt worden.

Die Kräfte, deren die Natur sich bedient, zur Bewerkstellung so vieler Umgestaltungen, sind uns größtentheils unbekannt. Sie waren höchst wahrscheinlich in des Erdballs ursprünglichem Bau enthalten, und wenn man glauben darf, wie die Astronomen behaupten, daß der Zustand des Planeten Jupiter noch chaotisch ist; wenn die Hitze, wovon diese große Masse durchdrungen ist, den Meeren nicht vergönnt, auf seiner Oberfläche sich zu bilden; oder wenn, nachdem sie auf ihr einen festen Punkt gewonnen, sie durch des Feuers Macht in kochenden Zustand versetzt, und wieder aus ihrem Bette geschleu-

dert werden; wenn Mars zum Theil in derselben Verwirrung sich befindet, — begreift man, daß in den Urzeiten des Erdplaneten, dieselben Ursachen auch ähnliche Umwälzungen auf ihm veranlassen mußten.

Wie glaubwürdig eine solche Voraussetzung nun auch sei, welche Wahrscheinlichkeit des Erdballs Form, und die mit dem Pendel angestellten Experimente ihr auch geben mögen, so wie diejenigen, welche das Dasein eines innern Feuers und die Bildung der tiefen Schichten zu bestätigen scheinen, wird sie immer den Umstand gegen sich haben, daß es ihr an direkten Beweisen fehlt. Denn wie kann man jetzt dem Strome der Jahrhunderte entgegensteigen, und der Dinge ersten Ursprung bestimmen wollen?

Nimmt man überdem als Ursach der Umgestaltungen des Erdballs die einzige allmächtige Kraft an, die in der Natur ist, die des Feuers, muß man dennoch erkennen, daß diese Kraft nicht einzig ist, oder daß sie sich nicht immer gleich gewesen, wenigstens was ihre Ergebnisse anbelangt.

Die ersten Umgestaltungen waren im Grunde nichts als Boden-Niederschlagungen oder Ersetzungen. Bei der letzten ereignete sich, nach Cüvier's Voraussetzung, eine plötzliche Erschütterung unterm Pol. Eine Wassermasse von ungeheurer Dicke und Ausdehnung, erhob sich aus dem Schooße eines Abgrundes, und stürzte sich von Nord gegen Süd über alle Kontinente, jedes ihr sich entgegenstellende Hinderniß mit sich fortreissend, während ein Theil dieses Wassers, bis in die hohen Regionen geschleudert, als Regen auf die

Erde zurückströmte, sie mit Finsterniß bedeckte, die Wälder entwurzelte, und unter den Tritten der Thiere die Gruft eröffnete, worin die brausende Fluth sie begrub. —

Man muß gestehen, daß eine solche Erklärung des großen Kataklysmus, den wir gewöhnlich die Sündfluth nennen, weder in wissenschaftlicher noch in blos theoretischer Beziehung für die gesunde Vernunft befriedigend sein kann.

Große Massen unförmlichen Stoffes, vielleicht Trümmer himmlischer Körper schweben, fliegen, verweilen noch im ungemessenen Raume. Wohin eilen sie? Welches kann ihre Bestimmung sein? Fragen, die unbeantwortet bleiben müssen...

Ein solches Bruchstück, hat es früher auch unsern Erdkörper berührt? Dieser Anstoß, hat er die Gewässer ihren natürlichen Becken entrissen, damit das trockene Land überschwemmt, der Erdaxe eine andere Richtung gegeben, den Wärmestand der Zonen verändert? Darf man annehmen, daß von einem solchen Ereignisse die überall zerstreuten unregelmäßigen Felsblöcke herrühren, die auf jeden Fall nur durch eine Kraft, welche die Erde nicht eigenthümlich zu haben scheint, losgerissen, und so weit (oft über große Länder und Königreiche hinweg) fortgeschleudert sein können?....

Bei alledem scheint die durch diesen Anstos von aussen, oder durch diese durch eine vom innern Erdfeuer veranlaßte gewaltige Umgestaltung hervorgebrachte Ueberschwemmung, nicht von langer Dauer gewesen zu sein. Nachdem sie alles oder fast alles trockene Land überdeckt, und was auf demselben lebte

und webte vernichtet hatte, kehrten die Gewässer wieder in ihre natürliche Becken zurück, und liessen die Erde nackt und verheert. Die solchergestalt wieder trocken gewordenen Theile scheinen gröſstentheils die jetzt von dem Menschengeschlechte bewohnten Festländer und Inseln, schwache Ueberreste ehemaliger Kontinente zu sein.

Der Musik Fortschritte, seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere in Bezug auf England.

Von allen Künsten diejenige, welche am unmittelbarsten die Sinne trifft, die Musik, hat seit einigen Jahren einen wichtigen Platz eingenommen in der neuern Gesellschaft. Früher war sie nur ein Studium der höhern Gesellschaft, ein beinahe fürstliches Vergnügen, eine nur wenigen Auserwählten vorbehaltene Kunst. Jetzt ist sie gewissermassen der bürgerlichen Erziehung nothwendige Krone. In der Behausung jeder wohlhabenden Familie vernimmt man jetzt das Rauschen der Pianosaiten. Liebhaber komponiren. Dilettantinen machen Romanzen, und sogar die Partitur dazu.

Nichts beurkundet besser des Materialismus Uebergewicht, wie seinen Einfluß auf die Zeit, in der wir leben. Die Dichtkunst, durchaus intellektuell wie sie ist, wird mehr und mehr vernachlässigt. Malerei, vorzüglich Musik gewinnen einen immer auffallendern Vorzug.

Sie betreffen die Seele nur auf eine untergeordnete Weise. Denn nur durch der Sinne Vermittelung gelangen sie bis zur Vernunft. Deshalb auch müssen sie ihre ganze Macht ausüben in einer Zeit, wo der Spiritualismus, von Zergliederungssucht und Philosophie erstickt, den materiellen Interessen den Platz räumt.

In England selbst, diesem sonst der Musik so abgeneigten Lande, ist der Geschmack für dieselbe jetzt auf eine merkwürdige Weise vorherrschend. Die Briten, sagt man, haben keine eigenthümliche Originalmusik. Weil sie reich und langweilig sind, bezahlen sie Sänger und Sängerinnen. Doch sind sie nicht im Stande, sie zu begreifen, sie zu beurtheilen.

Wahr ist es, daß ihre Ansprüche, in Hinsicht auf musikalischen Geschmack und musikalisches Talent, nicht besonders ausgedehnt sind. Purcell's und Arne's Kompositionen haben wenig Spuren hinterlassen. Händel wird den Briten deshalb streitig gemacht, weil er von Geburt ein Deutscher war. Indessen schreiben seine besten Erzeugnisse von seinem Aufenhalt in England sich her. Zudem hält man ihren Karakter nicht für deutsch. Man findet darin, der Meinung der Engländer zufolge, eine Tiefe, eine leidenschaftliche Innigkeit, die ausschließlich ihrem Genie angehört, welches Händel errathen, und in riesenhaften Proportionen in Musik gesetzt.

Die Einführung des protestantischen Glaubensbekenntnisses in England, hat keinen günstigen Einfluß auf die Fortschritte der musikalischen Kunst ausgeübt. Die ehemals so volltönende, so reiche Kirchenmusik wurde verbannt, und so zu sagen durch profane Ge-

sänge ersetzt. Sie verlor ihren großartigen Karakter, war nicht mehr im Stande tiefe und erhabene Empfindungen aufzuregen, und versank in sich selbst.

Jene gewaltigen, ergreifenden Chorale, die sonst in den Hauptkirchen erschallten, jene harmonischen Chöre, die des Höchsten Lob feierten, sind längst verstummt. Die Psalmen, welche man jetzt mehr plärrt als singt, können nur Parodie der Musik genannt werden.

Die schönsten Melodien Haydn's, Mozart's und Beethoven's sind heilige Melodien, und man darf im Allgemeinen annehmen, daß je religiöser ein Volk ist, um so stärker auch ist seine musikalische Neigung. Die englische Kirche in der die geistlichen Gesänge durch ein Gesetz vorgeschrieben sind, verhindert dadurch selbst die Fortschritte der Musik. Die Methodisten allein suchen von Zeit zu Zeit neue Melodien, Ausdruck des Enthusiasmus, der sie beseelt, während die Bischöflichen behaupten, daß in der Musik ein zu sinnlicher Ausdruck, ein zu wollüstiger Karakter liegt. Aber nicht zu den Sinnen, sondern zur Vernunft allein, sollen alle ihre Organe sprechen.

Der Katholizismus richtet sich besonders an die Leidenschaft. Der Protestantismus dagegen stützt sich blos auf Ueberlegung und Zergliederung. Eine vollkommene Religion würde die sein, welche sich zugleich der Sinne und der Seele, des Gedankens und der Empfindung bemächtigte.

Bischof Hooker (jetzt wenig gelesen) tadelt in einer sehr treffenden Rede über die Harmonie, die Meinung derjenigen, welche die Musik als eines Christen unwürdig betrachten. Er sagt unter andern:

„Ich finde in der Harmonie ein Sinnbild von Tugend und Laster, der sinnlichen und der übersinnlichen Leidenschaften. Jemehr die Seele in Gegenwart dieser Sinnbilder sich befindet, um so mehr gewöhnt sie sich daran, sie zu betrachten, und liebt endlich die Gegenstände selbst, welche diese Symbole vertreten.

„Nichts ist ansteckender, als gewisse Gattungen von Harmonie. Sie verbreiten sich wie die Pest. Sie sind mächtig und stark für das Gute, wie für das Schlimme. Hört man diese, wird man zum Schmerz und zur Niedergeschlagenheit verleitet. Andere bewegen und rühren uns. Von einigen wird man beruhigt und auf sich selbst zurückgeführt. Andere regen auf, und bringen uns ausser uns.

„Ich habe welche gekannt, die mich unwillkürlich zu einer ernsten, wunderbaren, langanhaltenden Schwermüthigkeit brachten. Ich habe auch welche gekannt, die das Gemüth mit himmlischer Freude erfüllten, und die für einige Zeit die Seele dem Körper zu entreissen schienen.

„Also ohne der Worte und des Sinnes zu gedenken, den man mit der Musik verbindet, ist sie ganz geeignet auf eine ergreifende, aber verschiedenartige Weise, auf die Seele zu wirken. Sie kann Thränen der Frömmigkeit hervorlocken; das Herz erheben, es beruhigen, es entflammen. Warum wollte man nun nicht der Harmonie sich bedienen, um der sinnlichen Leidenschaften Wuth zu besänftigen, und eine milde, zarte Mässigung uns zu gewähren?„

Leider hörte man auf des guten Bischofs Vorstellungen nicht. Er predigte tauben Ohren. Man

schrieb der Musik ganz entgegengesetzte Eigenschaften zu, als die, welche er ihr geliehen. In dem Maße als der Kirchenprunk vor der neuen Einfachheit der protestantischen Zeremonien verschwand, gerieth die Kirchenmusik immer mehr in Verfall.

In Italien lebt und webt man in einer musikalischen Athmosphäre. Man ist davon auf allen Seiten umschlossen; man wird auf alle mögliche Weise von ihr angeregt. Ein italienischer Bauer, der die Messe in Musik von seiner frühesten Jugend an gehört, hat gewissermassen eine musikalische Erziehung genossen, die ihm Takt, Gefühl und Geschmack giebt. Hört er eine Oper, so begreift er vollkommen die Partitur, selbst in allen ihren Zartheiten. Nichts entgeht ihm; sein Urtheil ist richtig und gesund.

Man setze an seine Stelle einen Gentleman von Glasgow, wohl erzogen, unterrichtet, Philosoph, selbst Dichter wenn man will: er wird tief unter dem rohen italienischen Dilletanten stehen. Die Eigenschaft zu hören und zu begreifen ist entwickelt bei dem italienischen Bauer. Sie ist durchaus unaufgeregt geblieben bei dem Schottländer.

In Betreff der dramatischen Musik können der Briten Ansprüche sich noch weniger hoch versteigen, als in Bezug auf Kirchenmusik. Der Genre, den sie mit der meisten Vorliebe angenommen, und worin sie den meisten Erfolg gehabt, ist ohne Widerspruch der am wenigsten musikalische, nämlich die komische Oper. Italiener und Deutsche haben ihn nie recht begriffen, was ihnen zur Ehre gereicht.

Es giebt in der komischen Oper, oder in den Singspielen, etwas Unrationelles, Unzusammenhän-

gendes, das mißfällt, das gegen alle Gesetze der Logik verstößt, und das jeden ununterbrochenen Eindruck verhindert. Gespräch unterbricht den Gesang, der seinerseits wieder auf den gesprochenen Dialog folgt.

Diese unnatürliche Zerreissung, das Gemisch zweier verschiedenartigen Redeweisen, diese Inkoherenz des Ganzen, diese launische Bewegung, die ohne Grund von den Aeusserungen der lebhaftesten Leidenschaft zu einer Orchester-Symphonie und zu Apoggiaturen übergebt; diese Schauspieler, die genöthigt sind zu singen, nachdem sie sich in Wuth gesetzt, oder nachdem sie geweint, und die wieder weinen oder forttoben, nachdem sie gesungen haben: das Alles ist ein lächerliches, abgeschmacktes Salmagundi in und durch sich selbst.

Gesunde Vernunft wird davon verletzt. Die allgemeine Empfindung, welche man verspürt, hat keine Einheit, keine fortgesetzte Haltung. In der Oper dagegen, wie die Italiener sie begreifen und geben, ist Musik der erste, zugestandene Zweck. Alles bezieht sich nur ausschließlich auf sie.

Von einem langsam gesungenen, langsam abgemessenen Rezitatif geht man über zu einem lebhaften Gesange, zu einer Bravurarie. Nichts ist natürlicher. Es ist schon genug, wenn man einer Erdichtung sich überläßt, wenn man der Musik erlaubt, die gewöhnliche Sprache zu ersetzen. Von dieser Zugestehung muß man jedoch nicht zur gemeinen Prosa wieder zurückkehren, weil dadurch alle Illusion vernichtet wird, und man in dem aufgeführten Schauspiel nichts erblickt als ein widernatürliches Begehen, das

nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit hat.

Die Oper hat in England nie einheimisch werden können. Man ist nicht weiter gelangt, als bis zum Singspiel. Einige von Arne unternommene Versuche sind nicht populär geworden. Was die Engländer verlangten waren mit Gesang untermischte Possen, Melodrame mit Arietten, Intriguen fortgesponnen durch Romanzen und Cavatinen. In diesem Genre kann man Arne, Jackson, Linley, Dibdin, Arnold, Shield und Storace nennen, ohne einiger untergeordneter Namen, wie Reeves, Atwood und Davy zu gedenken, deren Ruf nur auf auf einen Augenblick sich erhob, um gleich darauf wieder in Vergessenheit zu sinken.

Braham, der als Sänger geglänzt, versuchte auch als Komponist sich einen Namen zu verschaffen, was ihm jedoch nicht gelang. Heinrich Bishop endlich hat seit einigen Jahren den musikalischen Ruhm Englands monopolisirt. Sein Werk ist eben so bedeutend, als das Rossini's. Er ist ein guter Tonsetzer, ein zierlicher Komponist, ein geschickter Nachahmer aller Schulen. Er ist besonders geübt in der Verschlingung aller Verdienste und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Style. Indessen muß man doch gestehen, daß es ihm an „schöpferischer Kraft“ gebricht.

Die ausschließliche Beschäftigung der brittischen Komponisten besteht darin eine fremde Oper, oder ein Singspiel, zu arrangiren, und so gut es gehen will, englische Worte italienischen Partituren

unterzuschieben. Storace, Bishop und Lacy sind besonders geschickt in solchem Verfahren.

Die englischen Worte, genöthigt den raschen Gang der kleinen italischen Noten zu folgen, und ihre natürliche Härte unter das Gesetz der Triolette und der Vokalisirung zu fügen, erzeugen oft die allerseltsamste Wirkung.

Aber darum bekümmert man sich nicht. Welcher Unterschied auch bestehen mag zwischen der britischen Betonung, und der weichen Geschmeidigkeit der ausonischen Aussprache, darf der Zustutzer daran doch keinen Anstoß nehmen, und muß die eckigsten, unförmlichsten Silben bald zwitschern bald galoppiren lassen, je nachdem die Musik es erheischt.

Das alte Genie der englischen Melodie wird bald gänzlich verschwunden sein. Man findet nur noch sehr wenige Personen, die im Stande wären, Purcell und seiner alten Gesangweise Geschmack abzugewinnen, die ächt britisch, einfach und wahr ist.

Um die Erinnerung dieser alten musikalischen Traditionen zu erhalten, die nur zu schnell in Vergessenheit gerathen, hat man in London ein Privatkonzert, unter dem Titel „altes Konzert“ gestiftet. Man findet darin die bemerkenswerthesten Schätze der alten europäischen, vor Allem der englischen Musik, die durch ihren eigenthümlichen oft sehr soliden Gehalt sich auszeichnen.

Die Briten können Anspruch machen auf einen Genre, den Glee und den Catch, der ihnen gewissermaßen ausschließlich gehört. Wenn man auf dem Festlande die Werke Webbes, Calcott's, Horsley's, Stafford's, Smith's, Spofforth's,

Knyvett's und Walmisley's kennte, würde man die Engländer nicht so oft der musikalischen Barbarei beschuldigen.

Es ist nichts in der italienischen oder französischen Musik, das mit den Catches und mit den Glees verglichen werden könnte. Man trete in einen Klub dieses Namens, an dem Tage, wo er eine ausserordentliche Sitzung hält. Man wird manchmal 50 oder 60 Liebhaber zu gleicher Zeit Musikstücke singen hören, die sowohl durch ihre Massen, als durch ihre harmonische Gruppen, sich vortheilhaft auszeichnen.

Die britischen Volksgesänge werden in Europa nie beliebt werden. Ihr Karakter ist zu rauh, zu national. Die kauderwelschen Worte, das Jagdgeschrei, die pöbelhaften Verwünschungen sind darin mit einer Wahrheit der Betonung nachgeahmt, die nur einem englischen Ohre musikalisch scheinen kann.

In einem dieser Gesänge vernimmt man das Geklaff der Hunde, das Geschrei der Jäger, das Stöhnen des in seinem Lager aufgejagten Wildes. Er beginnt mit dem mehrmals wiederholten Rufe: Tally ho! tally ho! Dieser Ruf, der mehr geblöckt als gesungen werden muß, bildet den Endreim jeder Strophe, und wird beinahe zum Ekel bis zum Ende wiederholt.

Eine berühmte englische Sängerin, die eine sehr schöne Stimme hatte, befand sich am kaiserlichen Hofe zu Wien, wo sie nach Verdienst ausgezeichnet wurde. Nach dem ersten Aufzuge einer Oper, worin sie die Hauptrolle spielte, sollte sie, dem Gebrauche gemäß, etwas nach ihrer eigenen Wahl singen. Sie stellte sich grade unter die Loge, worin die kaiserliche Familie sich befand, und nahm eine majestätische, bei-

nahe feierliche Stellung an. Man lauschte begierig, weil man nicht wußte, ob sie ein schönes Andante, ein süßes, schmelzendes Cantabile, oder eine Bravourarie anstimmen werde.

Zum größten Erstaunen aller Anwesenden erinnerte sie sich ihres Geburtslandes und des in Altengland so hochgeschätzten Jagdliedes. Tally ho! tally ho! schrie sie. Die von ihr gesungenen Worte waren so barbarisch, die Dissonanzen waren so hart, die musikalischen Sprünge waren so unharmonisch, die Lungeanstrengung der Sängerin hatte etwas so schrecklich Widerliches, daß die anwesenden Zuhörer unzufrieden, beinahe beleidigt sich in Masse erhoben. Einige pfiffen und zischten; Andere stimmten ebenfalls im Chor ein Tally ho an.

„Der Kaiser," sagt Michel Kelly, der diese Anekdote erzählt, „theilte das allgemeine Erstaunen. Er wendete sich gegen mich, mit der Frage, was das Wort Tally ho zu bedeuten habe. Da dies Wort keinen wirklichen, bestimmten Sinn hat, war es mir unmöglich, es Seiner Majestät genau zu erklären."

„Als der Kaiser sah, daß ein Eingeborner Großbritanniens ihm keine befriedigende Erklärung des Tally ho geben konnte, bildete er sich ein, daß es irgend etwas höchst Gemeines oder Unverschämtes verberge. Er erhob sich mit sichtbarem Unwillen und entfernte sich. Alle Anwesenden befolgten sein Beispiel. Die Mütter verbargen ihr Gesicht unterm Fächer. Die Väter empfahlen ihren Töchtern, den schamlosen Ausdruck nie zu wiederholen. Am andern Morgen erhielt die Signora Tally ho den Befehl, so bald als möglich Wien zu verlassen."

Was die Briten vielleicht am meisten von der Pflege der musikalischen Kunst entfernt, ist weniger ihre Organisation, als ihre Eigenschaft als Geschäftsmänner, Kaufleute und Politiker. Wo sollten sie zwischen allen sie bedrängenden Geschäften noch Zeit finden zu dem Studium einer üppigen Kunst? Ihre Beschäftigungen sind ernster, ihre natürlichen Anregungen kälter, als die der Italiener, und weniger romantisch, weniger schwärmerisch, als die der Deutschen. Ihre wahre Innigkeit beurkundet sich allein in den Glees, deren wir oben gedacht.

Der gegenwärtige Zustand der Musik in England scheint ziemlich blühend, den Katalogen der Musikhändler, den unaufhörlich erscheinenden neuen Kompositionen oder Zustutzungen, den aus den Werkstätten in großer Menge hervorgehenden Piano's nach zu urtheilen.

Vom April bis zum Juli wird fast jeder Tag durch ein öffentliches Konzert bezeichnet. Im Mai werden die meisten gegeben. Wir gedenken nicht einmal der Privatkonzerte. Alle großen Häuser halten darauf, fremde und einheimische Virtuosen in sich aufzunehmen, und der Weltmann kann oft an einem Abend fünf oder sechs musikalischen Festen beiwohnen.

Vor sechs Jahren hatte man in London eine wirkliche musikalische Wuth. Oft im höchsten Grade ermüdet ließen sich die Modesänger aus einem Stadtviertel in das andere fahren, und wiederholten oft sechsmal an einem Abend dieselbe Cavatine, oder dasselbe Lieblingsduo. Es war in dieser Sucht etwas ächt Possierliches. Das Repertorium der Sänger und und Sängerinnen umfaßte nie mehr als 10 Stücke,

die man bis zum Ueberdruß hören mußte, und die den übersättigten Ohren endlich recht zuwider wurden.

Man ging noch weiter. Man erfand neue Instrumente, und organisirte musikalische Feste im größten Maßstabe. Während dem Jahre 1828 hatten Cambridge, Salisbury, Hereford, Derby, York, Manchester, Bury, Exeter, Brighton ihre großen musikalischen Versammlungen, die mitten in Wäldern statt fanden, und viele tausend Zuhörer herbeizogen. Es gibt noch jetzt mehr als acht musikalische Gesellschaften in London, und selbst in den Dörfern findet man Harmonie-Orchester. In einem großen Hause in London, das von ungefähr 30 Familien, alle zum Mittelstande gehörig, bewohnt wird, sind nicht weniger als zwölf Pianos.

Aus dem Allem gibt sich auf eine augenscheinliche Weise, daß der musikalische Geschmack in England sich verbreitet hat, daß er selbst in die große Masse gedrungen ist, und daß in der allgemeinen Bewegung, die Europa hinzieht zum Studium dieser Kunst, auch Großbritannien nicht zurückbleiben will.

Die großen Umgestaltungen der neuern Musik schreiben sich von Haydn und Mozart her. Sie gaben der Kirchen- und der Orchestermusik eine bis dahin unbekannte Richtung. Vor Haydn bestand die Kirchenmusik nur in großen Massen, in gelehrten Modulationen. Fuge bestimmte alle ihre Theile. Düsterer Ernst war in ihr vorherrschend.

Haydn, dem Genie seines Zeitalters gehorchend, gab einen mehr dramatischen, einen leidenschaftlicheren, einen blühenderen Karakter den religiösen Kompositionen. Er regte heftigere, enthusiastischere Leidenschaf-

ten auf. Der Styl seiner Melodien läßt sich am besten vergleichen mit den Versen Racine's in Athalia. Irdische Leidenschaften sind daraus verbannt, während eine überirdische, eine fast göttliche Rührung in ihnen athmet.

Als Tonsetzer hat Haydn große Verbesserungen eingeführt, und die ganze Kunst umgestaltet. Seine Begleitungen, statt Schritt vor Schritt dem Gange der Melodie zu folgen, haben ihr einen neuen Farbenschmelz, eine ungewöhnliche Macht verliehen. Die Melodie ist in diesem vervollkommten Systeme nichts als die Zeichnung, deren Züge von der Farben Zauber unterstützt und begleitet werden müssen.

Von der Instrumentirung hat Haydn alle seine Schattirungen, alle seine Effekte verlangt, die man noch jetzt, nach 50 Jahren, bewundert. Haydn war der erste, der jedem Instrument seine Stelle und seine Macht verliehen. Unter der allgemeinen Melodie hat er mit ausserordentlicher Kunst eine Menge untergeordneter Melodien vertheilt.

Er hat auch die Symphonie geschaffen, dies Meisterstück der musikalischen Kunst, wovon man vor ihm keinen Begriff hatte. Für die ihm vorangegangenen Meister war die Fuge das nec plus ultra der Wissenschaft und des Talents. Mehrere Partien, die sich durchkreuzten, und die in gleichen Zwischenräumen sich antworteten; das war die ganze Symphonie.

Haydn führte in seinen Quartetti einen Dialog ein zwischen den verschiedenen Instrumenten. Er lies sie sich gegenseitig angreifen, und sich antworten. Er verwandelte sie so zu sagen in dramatische Schau-

spieler, beseelt von Leidenschaften und Ausfällen, wie an glänzenden Zügen reich.

Auf solche Weise begriffen, ist die Symphonie ein wahres Kaleidoskop. Sie zersetzt alle Töne, und läßt sie tausend sinnreiche Kombinationen erleiden, wie das ebengedachte Spielzeug die Farben zersetzt, um sie auf alle mögliche Weise in seinen beweglichen, wunderbaren Gemälden zu gruppiren.

Haydn's unerschöpfliche Fruchtbarkeit ist über alles Lob erhaben. Sein Genie zögert nie, seine Erfindung ist immer neu, ohne je zu ermüden, oder einförmig zu werden. Um so erstaunlicher ist es, daß im Schooße der unfruchtbaren Armuth selbst, dieser musikalische Revolutionär sein Talent gebildet. Seine schöpferische Seele ist nicht erkaltet in Mitte der Entbehrungen jeder Art, womit er anfänglich zu ringen hatte. Eine lachende, fruchtbare Inspiration hat ihn nie verlassen. In seinen geringsten Werken findet man die Spur dieses Talents, das ihm ausschließlich angehört, die Kunst der alltäglichsten Melodie einen ausserordentlichen Reiz, eine unendliche Abwechslung zu verleihen.

Er hat Mozart die Bahn gebrochen; Mozart, der die personifizirte Musik war. Für ihn keine Kindheit, kein Bedürfniß eines Lehrers, keines Unterrichts. Seine innere Anschauung errieth Alles. Sein Instinkt bedurfte keines Führers. Instrumente fanden sich unter seinen Händen. Er bemächtigte sich ihrer, und wurde Komponist.

Er war sieben Jahr alt, als er Deutschlands Professoren in Erstaunen setzte, acht Jahr, als er nach England kam, neun Jahr, als er in Holland er-

schien, und zwölf Jahr, als er seine erste Oper schrieb. Wir mögen hier nicht seine Lebensbeschreibung wiederholen. Er zählte vierzehn Jahre, als sein „Mithridat“ in Mailand mit großem Beifall gegeben wurde. Mozart ist das Wunder der neuern Musik.

Sein spezieller Karakter ist eine noch innigere, noch leidenschaftlichere Empfindsamkeit, als bei Haydn, gemischt mit einer üppigeren, einer hinreissenderen Zärtlichkeit. Er ist weniger methodisch, als Haydn. Er überläßt sich mit mehr Dahingebung den Inspirationen der Natur. Seine Einbildungskraft ist feurig und reich; die Haydn's ist lachend und zierlich. Er verführt mit großen Massen, strebt hin auf das Erhabene, auf den Kraftausdruck der Regungen, und sucht nie jene Leichtigkeit des Styls, jene sprühende Lebendigkeit, die jetzt in der Musik vorherrschend ist.

Es ist ihm nie gelungen, eine wirkliche Aria buffa zu schreiben. Ein ernster, schwermüthiger Schattenschlag ist über alle seine Kompositionen verbreitet. Man erkennt selbst in denen, welchen er eine leichte, zierliche Haltung zu geben sich bemühet, eine gewisse Würde, die sich bei ihm nie verleugnet hat.

Die Anwendung der Blaseinstrumente, die Neuheit und Kühnheit des Harmonieganges, der Schöpfung Feuer, das in Allem athmet, was Mozart gemacht; die Größe der Massen, der Einzelnheiten Vervollkommnung, rechtfertigen die Meinung Derjenigen, die ihn als den König der neuern Musik betrachten.

In seinen Kirchenstücken begnügt er sich nicht, ernst und feierlich zu sein, wie Händel, oder zierlich

und abwechselnd, wie Haydn; er ist noch leidenschaftlich und pathetisch überdem.

Ein Mann wurde geboren, um Haydn's und Mozart's Entdeckungen zu vervollständigen. Dieser Mann war Beethoven. In Betreff der Originalität, der Kraft, der Schönheit, der Verschiedenheit der Erzeugnisse, hält er mit den beiden Ebengenannten gleichen Schritt. Vielleicht liegt selbst noch mehr Drama und Interesse in seinen Symphonien, als in den ihrigen. Dagegen findet man darin auch weniger Regelmäßigkeit, gewagtere, abenteuerlichere Kombinationen, kühnere Harmonieversuche und zu oft nur eine gewisse Dunkelheit.

Die drei großen Männer schienen der musikalischen Kunst auf eine bestimmte Weise ihr Ziel vorgezeichnet zu haben. Kirche, Theater, selbst Privatkonzerte hatten durch sie einen Karakter der Größe und Empfindsamkeit, einen bis dahin unerhörten Reichthum der Entwickelung gewonnen.

Man erfand das Pianoforte, wodurch das Klavier ersetzt wurde. Die Stimme erhielt eine stärkere, umfassendere, eine harmonischere Begleitung. Das Schauspiel, von Sacchini, Paesiello, Guglielmi, Zingarelli, Cimarosa, Winter u. a. unterstützt, erlitt in Betreff der leichten, zierlichen Musik, und des komischen Genre, dieselbe Umgestaltung, welche Mozart, Haydn und Beethoven in dem ernsten, wie in dem Instrumental-Genre zu Stande gebracht. Die ganze Vokalmusik des Theaters, wie wir dieselbe jetzt begreifen, ist aus keiner andern Quelle entsprungen.

Rossini wurde für den komischen Genre, was

Mozart für den ernsten gewesen. Auf den von seinen Vorgängern gestellten Grundpfeilern führte er das Gebäude seines Ruhmes auf, der jetzt wahrhaft „europäisch“ ist.

Man hat behauptet, daß Mozart nicht dreimal in seinem ganzen Leben gelacht. — Wir wissen nicht, ob Rossini je geweint. Die Hauptverschiedenheit ihrer Kompositionen rührt von dieser Opposition ihres Karakters her. Mozart's Musik versenkt uns in süße oft schwermüthige Schwärmerei. Die Rossini's, der es indessen nicht an Empfindsamkeit gebricht, sprühet von Begeisterung, selbst in seinen pathetischen Stücken.

Seit bald 15 Jahren kann man kein Konzert geben, ohne daß Rossini darin einen Platz einnähme. Konzerte, von denen man ihn gänzlich ausgeschlossen, sind oft ziemlich kalt aufgenommen worden. Die schönsten Stücke Jomelli's, Gluck's und Cimarosa's scheinen neben den seinigen leblos und kalt. Das Publikum verlangt die Stretta, die Triolets, die Harpeggio's, die starke, kühne, ergreifende Betonung Rossini's.

Der von ihm ausgeübte Zauber ist so zu sagen physisch und sinnlich. Der Mozart's ist mehr geistig, mehr leidenschaftlich. Der Haydn's ist mehr lebhaft und malerisch. Mozart gehört in die Zeit der französischen Staatsumwälzung, und jener gewaltigen Aufregung der Geister, die Europa mit sich in seinen Strudel riß.

Rossini gehört einer Epoche des vollendeten Materialismus, der entschiedenen Verderbung, der sinnlichen Ruhe an. Er ist der Musiker der Menschen, die nur genießen wollen, und die vom Leben so

viel materielle Wollust verlangen, als es ihnen nur irgend geben kann.

Wenn die andern Tonsetzer sich begnügen, Schritt vor Schritt zu gehen, läuft, springt, galoppirt er, streut er seine abenteuerlichen Melodien mit vollen Händen aus. Und nicht blos der Sänger Stimmen haben so mannigfache, so durchgreifende Melodien vorzutragen; er wirft sie auch auf's Gerathewohl in's Orchester. Er vertraut sie der Reihe nach allen Instrumenten an. Er streuet seine Gesangmotive mit beispielloser Verschwendung aus.

Man bemerkt, daß seines Genies Uebermaß ihn mit sich fortreißt, und daß er, unbekümmert um jegliche Zukunft, mit seinen Schätzen nicht sparsam ist. Seine Tonbezeichnung ist lebhafter, sein Klangmaß ist bestimmter, sein Gang ist ungestümer, sein pathetischer Styl selbst ist heftiger und dahinreissender. Er macht Musik, wie Bonaparte Schlachten gewann, im Sturmschritt.

Einer der bemerkenswerthesten Karaktere Rossini's ist der Notenluxus, der seine Kompositionen auszeichnet, und der so übertrieben ist, daß oft das Hauptmotiv verschwindet, und unter den Verzierungen, womit er es überladet, erstirbt.

Rossini's Widersacher haben dies Uebermaß ihm bei jeder Gelegenheit zum Vorwurf gemacht. Es rührte ohne Zweifel von seines Genies natürlicher Neigung her. Sagen muß man indessen, daß der Zustand der Musik auf den italienischen Bühnen, ihn zu solchem Verfahren wohl verleiten können. Jeder Modesänger veränderte dergestalt den ihm vorgeschrie-

benen Gesang, daß er gänzlich verschwand, wie jene von tausend seltsamen Verzierungen und Schnörkeln umschlossenen gothischen Buchstaben, deren Werth man kaum noch zu erkennen im Stande ist.

Oft verschwand das wirkliche Verdienst der Kompositionen Rossini's vor den Augen des Publikums, das sich durch der Stimme Geschmeidigkeit, wie durch die glänzenden Appoggiaturen der Virtuosen verführen lies. Unwillig, auf solche Weise den Lohn seiner Arbeit zu verlieren, und die genievreichsten Schöpfungen durch talentlose Sänger, lächerliche Nachahmer Velluti's, verdorben zu sehen, beschloß Rossini alle möglichen Verzierungen selbst in seine Werke einzuführen.

Das ist, was man „seine zweite Manier" nennen kann. Er lies es dabei nicht bewenden, und da er sah, welches immer größere Uebergewicht der deutsche Genre täglich gewann, versicherte er sich aller Hilfsmittel und aller Kombinationen der Harmonie. Es entstand nun seine dritte Manier, die wir in Moses und Wilhelm Tell verwirklicht sehen.

Wahrlich, Rossini ist ein ausserordentlicher Mann. Er hat sich allen Schulen angeneigt. Er hat aller Erfolgsmittel sich bemächtigt. Kaum haben einige Tonsetzer, wie Auber, Bellini, Meyerbeer und Herold unter seiner Regierung sich Gehör verschaffen können, und noch sind sie genöthigt gewesen in ihren Kompositionen den Styl in der Mode nachzuahmen. Welchen Rang sie auch einnehmen mögen, und welche Verschiedenheit zwischen ihnen bestehe, Rossini ist ihr gemeinschaftliches Oberhaupt. Alle sind genöthigt gewesen, seine Methode anzunehmen,

nach ihm sich zu bilden, seinen Schwung nachzuahmen, der bei ihnen jedoch schwächer und unbestimmter ist.

Indessen mußte doch das feurige Mark, welches Rossini in die neuere Musik übergetragen, natürlicherweise nach und nach sich erschöpfen. Von allen Künsten ist keine, deren Umgestaltungen schneller auf einander folgen, als bei der Musik. Deshalb auch ist das Reich eines großen Tonsetzers, wie mächtig sein Genie sei, doch nie von langer Dauer. Es ist dasselbe mit der Musik, wie mit allen lebhaften Anregungen: ihre eigene Intensität vernichtet sie.

Schon hatte Rossini einen großen Theil seines Erfolgs erschöpft, als Karl Maria von Weber den neuen musikalischen Styl begann, der noch jetzt herrschend ist. Es war eine kräftig geheimnißvolle Inspiration, der glänzenden Sinnlichkeit des Tonsetzers von Pesaro gradezu entgegengesetzt. Die Ouvertüre der Oper der „Freischütz" war ein bewunderungswürdiges Beispiel dieses neuen Styls.

Die Regierung des Freischützen war vollkommen und unumschränkt. Ganz Europa, Städte und Dörfer, wiederholten die beliebtesten Melodien dieser Oper. Es war ein neuer Genre, etwas das mehr zur Seele als zu den Sinnen sprach.

Man war der üppigen Musik, der springenden Lebhaftigkeit Rossini's überdrüssig. Durch die raschen, kurzbetonten Gesänge Webers, durch seine großen Massen, seinen starken Ausdruck, seine malerischen Bewegungen sicherte er der deutschen Musik eine überwiegende Macht zu, welche sie noch nicht verloren hat. Schweizer- und Tyrolerlieder wurden allgemein

Mode. Das Erscheinen von Fräulein Sonntag und von Frau Stockhausen, in London und Paris, vollendete den Triumph der deutschen Harmonie. Der „Weberismus“ ist jetzt noch in seiner ganzen Glorie. Leider scheint er auf dem Punkte, durch Uebertreibung sich selbst zu verderben.

Die Verstöße fast aller Nachahmer Webers und Beethoven's sind Dunkelheit, zu große Aufhäufung, die Sucht Melodien zu bauen, die durch seltsame, wenig harmonische Unterbrechungen zerrissen sind. Nur zu oft gebricht es ihnen an allem natürlichen Ausdruck, an aller Grazie und Leichtigkeit.

Man höre die Kompositionen von Spohr und Marschner, und man wird bemerken, in welche auffallende mystische Grübeleien, in welche übel verstandene Nachahmungsübertreibung der Werke Webers sie sich verirrt. Die Pianofortemusik selbst hat unter diesem Einfluß gelitten. Czerny und Herz haben mehr als eine Sonate komponirt, die nichts als Dissonanzen, Noten-Katarakte, Harpeggios-Ueberschwemmungen darbieten. Demungeachtet sind solche werthlosen Erzeugnisse günstig aufgenommen worden.

Bei ihrer Erwähnung erinnern wir uns einer Anekdote, die wir in irgend einem Almanach oder Unterhaltungsblatte gelesen, und deren Held Haydn ist.

Er war noch jung und sehr arm, als ein gewisser Kurtz, der berühmteste Schauspieler in Wien, im pantomimischen Fache, ihn um die Musik zu einem Ballete ansprach. Er hielt vorzüglich viel auf eine Gewitterszene, worin er die Rolle des schiffbrüchigen Hanswurst darstellen sollte.

„Sehen Sie, lieber Freund," sagte er zum Tonsetzer, „die Musik muß vor Allem ausdrücken, was ich Ihnen sagen will: zuerst einen hohen Berg, sodann einen Abgrund, darauf noch einen Berg, und wieder einen Abgrund, und so fort und fort, von Berg zu Abgrund, und von Abgrund zu Berg."

Haydn, von einem so schönen Programm wenig befriedigt, bemühete sich vergebens seinen Harlekin durch eine Verschwendung von Siebentheilchen und verkürzten Siebentheilchen, durch einen Landsturm von Dissonanzen in allen Tönen, zu befriedigen. Kurtz trabte wie ein Streitroß durch das Zimmer, und bezeugte durch Mähneschütteln oder starkes Schnaufen seine Unzufriedenheit.

„Ich will meine Berge und meine Abgründe," schrie er.

Haydn wurde ungeduldig. Er fuhr ohne Takt und Maß auf dem Klavier hin und her, stützte endlich sogar beide Aerme darauf, und machte ein solches Getöse, daß ihm die Ohren gellten, und ihm so zu sagen Hören und Sehen verging.

„Das ist's, was ich verlange," rief Kurtz wonnetrunken, und umarmte Haydn im Uebermaß seines Entzückens. Er verlangte Geräusch, nichts als Geräusch und keine Musik. Es ist leider dasselbe mit dem Geschmack des neuern Publikums. —

Das sind im Allgemeinen die großen Umgestaltungen der Musik, seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Die Quellen der musikalischen Aufregung haben sich mehrmals verändert. Unsere Bewunderung ist der Reihe nach der symmetrischen Schönheit Haydn's, der wollüstigen, tiefempfundenen Zärtlich-

keit Mozart's, dem Meteorglanze Rossini's, der geheimnißvollen Energie Webers gewidmet gewesen.

Auf die ernsten, strengen Sensationen der alten Kunst sind heitere und lebhaftere Anregungen, sodann zärtliche Inspirationen, rasche, sinnliche Hinreissung, endlich mystische Schwärmerei gefolgt. Auf diesem letzten Punkte befindet die Kunst sich jetzt. Wir können nicht andeuten wollen, welches ihre Zukunft sein werde; wir begnügen uns, ihren gegenwärtigen Zustand zu schildern. Mehr zu leisten ist ausser unserm Bereich.

Die britischen Demokraten im achtzehnten Jahrhundert.

Letzte Erwägung.

Während Horne-Tooke, in Mitte seiner Herzoginnen und Schauspielerinnen zu Paris, sich die Zeit vertrieb, bot Wilkes, sein Kamerad, oder vielmehr sein Hauptmann, in London Alles auf, um den Gesandschaftsposten in Konstantinopel zu erhalten. Er wünschte auch, daß die Mitglieder des Ministeriums Rockingham ihm eine bedeutende Summe zahlen möchten, gegen welche er sich verpflichten wollte, seinen festen Aufenthalt in Frankreich oder Italien zu nehmen, und Englands Ruhe in Zukunft nicht mehr zu stören.

Diese Unterhandlungen wurden freilich sehr geheim gehalten, doch war es Horne-Tooke gelungen, sie zu durchdringen. In einem an seinen Mitstreiter ge

schriebenen Briefe, war er unvorsichtig genug, einige Worte fallen zu lassen, die beweisen konnten, daß er von allem unterrichtet sei. Wilkes Unwille war grenzenlos. Verschlagen und hinterm Berge haltend, hütete er sich jedoch, seinen Zorn laut werden zu lassen, und einer Entschleierung sich auszusetzen, die ihm schaden konnte. Er begnügte sich damit, den Brief ohne Antwort zu lassen.

Horne-Tooke seinerseits begriff die Nothwendigkeit einer Unterstützung von Seiten des „Volksmannes", ohne den er sich in seiner Stellung nicht behaupten konnte. Er verdauete das Verächtliche in Wilkes Benehmen gegen ihn, gab eine neue Flugschrift heraus zu Gunsten dessen, den er beleidigt hatte, und begnügte sich von den der Popularitätsbrocken zu leben, welche dieser ihm zugestehen wollte.

Man sieht, aus wie viel Niedrigkeit, aus welchem Gemisch von Hochmuth, Albernheit und Wahnsinn das Leben dieser beiden Demokraten zusammengesetzt war. Durch ihre unaufhörlich wiederholten Beschuldigungen, durch ihre heftigen Ausfälle und Verleumdungen reizten sie dergestalt des Volkes Wuth, daß ein gewisser Lutterell, der an Wilkes Stelle (den man dreimal aus dem Parlament gestoßen) erwählt worden, auf dem Punkte war, ermordet zu werden.

Horne-Tooke sah recht gut ein, daß wenn Blut fließe, wenn die demokratische Partei eines Mordes sich schuldig mache, die Meinung aller Rechtschaffenen sich gegen sie erheben würde, und scharfsichtiger, aber weniger unternehmend als Wilkes, bewies er die Nutzlosigkeit, ja selbst die Gefahr solcher Gewaltmaßregeln, die immer denen schaden, welche derselben sich

schuldig gemacht. Die durch die Aufreizungen Wilkes und Horne-Tookes während den letzten Jahren veranlaßte Ueberspannung hatte ihren höchsten Punkt erreicht. Tooke wurde nun für einen Abtrünnigen gehalten, und schadete sich sehr durch diese halbe Rückkehr zu menschlicheren Gesinnungen.

Fünf aufeinander folgende Wahlen bearbeitete unser Held mit demselben fieberischen Eifer. Die große Volksmasse, die damals viel glücklicher war, wie jetzt, und die zugleich der individuellen Freiheit, der Preßfreiheit und des Wohlstandes sich erfreuete, der aus einem blühenden Handel sich ergab, rottete sich in mehren Stadtvierteln Londons zusammen, vorzüglich in dem von St. Georgsfeld, in einer der Vorstädte. Da diese Menge offene Gewalt geltend machen wollte, wurde sie mit Gewalt zurückgetrieben. Ein Beamter, Namens Gillam, nachdem er die vom Gesetz vorgeschriebenen Aufforderungen gemacht, gab den Truppen Befehl, zu schiessen.

Dieser jederzeit traurige Umstand, der gerade damals jedoch unvermeidlich war, bot Tooke's politischer Beredsamkeit Stoff zu neuen Ausfällen dar. Er ließ die Gelegenheit nicht entschlüpfen, begab sich zu mehreren Parlaments-Mitgliedern, verklagte in seinem eigenen Namen Gillam, schaffte Zeugen herbei, suchte in allen Vorstädten Londons persönliche Feinde dieses Mannes auf, der nichts als seine Schuldigkeit gethan.

Alle seine Bemühungen blieben fruchtlos, und der Gemüther Aufregung ungeachtet, erkannte man, daß die Gesellschaft untergraben, der Handel gelähmt, die individuelle Freiheit vernichtet sein würden, wenn es

einem Haufen roher oder irregeleiteter Menschen erlaubt wäre, mit Brandfakel und Dolch in der Hand, seine vorgeblichen Rechte zu fordern.

Indessen war Tooke's demokratischer Zweck erreicht. Man hatte ihn kennen gelernt, und seine Berühmtheit hielt beinahe gleichen Schritt mit der, welche Wilkes auf fast ähnliche Weise sich erworben. Die Stadt Bedford beschenkte ihn mit ihrem Bürgerrecht.

Kein untergeordnetes Ereigniß, kein falsches oder zweifelhaftes Gerücht, kein Skandal guter oder schlechter Gesellschaft, der von ihm nicht ausgebeutet wurde. Sobald die beinahe immer lügnerische Stimme der Säle, oder des Volks, ihm eine neue Laufbahn eröffnete, betrat er sie hastig. Sobald der gewagteste und am wenigsten begründete Angriff, ihn die öffentliche Aufmerksamkeit erregen zu können schien, vernachlässigte er den Angriff gewiß nie. So wurden von ihm der Reihe nach der Herzog von Bedford, Georg Onslow, Lord Hillborough, und mehrere andere Personen, mit einer unglaublichen Bitterkeit und Beharrlichkeit verfolgt.

Tooke beschuldigte Onslow, die Stelle eines General-Sekretärs in den Kolonien, für die Summe von 1500 Pf. Sterling (18,000 rhein. Gulden), an ein sittenloses Frauenzimmer zahlbar, verkauft zu haben. Onslow verklagte den Verläumder, und forderte klingende Entschädigung, die ihm zugestanden wurde. Es ergab sich, daß dies ganze Gerücht eine bloße Fabel sei, und daß nie irgend eine Unterhandlung solcher Art existirt habe.

Tooke wurde zu einer Strafe von 10,000 Pf. St.

(120,000 rh. Gl.) verurtheilt, die jedoch durch freiwillige Unterschriften seiner Anhänger bezahlt wurde. Man fügte sogar noch ein Geschenk bei, durch welches ungefähr 10,000 Pf. St. in des Verläumders Beutel fielen.

Dieser, damit noch nicht zufrieden, griff den gegen ihn erlassenen Urtheilsspruch an, und erlangte desselben Kassirung, weil das Wort Esquire (ein Adeltitel) vor Tooke's Namen sich in dem Originalbriefe befand, den dieser an die Zeitung gerichtet, welche die Verläumdung aufgenommen, während es in der gesetzlichen Kopie, die man davon gemacht, weggelassen worden. Das zweite Urtheil wurde ebenfalls für null und nichtig erklärt, und Tooke, mehrmals verurtheilt und wieder freigesprochen, eignete sich endlich die 20,000 Pf. St. allein zu.

Onslow in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten, war sein alleiniger Zweck, die beständige Aufgabe seines Strebens. Es lag darin für ihn kein materielles Interesse, und sein Anschwärzungsplan knüpfte sich nur auf eine entfernte Weise an Politik. Onslow war weder Minister, noch Parteichef, noch selbst eine einflußreiche Person. Er bekleidete ein ziemlich untergeordnetes Amt in der öffentlichen Verwaltung. Um von der durch Horne Tooke gegen ihn verbreiteten Verläumdung sich rein zu waschen, gab er 1500 Pf. Sterling aus. Es kostete diesem nur 200 Pf. Sterling, um den Skandal einer so lügnerischen Anklage allgemein zu verbreiten.

So bemüheten sich die ersten Häuptlinge der englischen Demokratie, zum Triumphe der Gerechtigkeit und Vernunft das ihrige beizutragen. Sie hielten

es für Pflicht, aller Mittel sich zu bemächtigen, keine Hilfsquelle unerschöpft zu lassen, keinen Vorwand zu vernachlässigen, um den Samen der Zwietracht auszustreuen in eine der glücklichsten Epochen der britischen Monarchie. Sie hielten es für Pflicht, zu beweisen, oder wenigstens den Glauben festzustellen, daß unter den Männern, welche es mit der Regierung hielten, kein einziger unbefleckter und rechtschaffener sei.....

Man lese die Flugschriften jener Zeit, man sehe das entsetzliche Gemälde, welches sie von dem damaligen Zustande entwerfen. Es ist eine über einem tiefen Abgrunde schwebende, rettungslos verlorne Nation; ein Sklavenvolk, in so große Entartung versenkt, daß der Patriot, indem er für dieses Volkes Sache sich dahin gibt, fast nur ein nutzloses Opfer bringt; eine verdorbene Gesetzgebung, willkürlich von noch verruchteren Richtern, als Jeffries, in Anwendung gebracht; eine an den Meistbietenden überlassene Regierung, bestehend aus einer Zivilliste, einer gewissen Zahl Müßiggänger, zur letzten Erniedrigung verurtheilt, auf den Knien vor den andern Nationen Europa's, wie auf der untersten Stufe der verächtlichsten Herabwürdigung *).

Vergleicht man diese Seiten, diese lügnerischen Beschreibungen, diese ungezügelten, beständig wiederholten Ausfälle mit dem wirklichen Zustande Großbritanniens, der grade damals so blühend war, daß

*) Man entnimmt daraus, wie das Verfahren der englischen Demokraten im achtzehnten Jahrhundert ganz dasselbe war, wie das der französischen Demagogen oder Republikaner in der neuesten Zeit. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.

die Geſchichte wenig Beiſpiele eines ähnlichen Wohlergehens darzubieten vermag, ſo erkennt man leicht, welcher Werth auf Deklamationen gelegt werden kann, die nur vom Ehrgeiz der Parteien, und von ihrer Häuptlinge Wuth veranlaßt worden.

Vergebens erhoben ſich die augenſcheinlichſten, unausſtößlichſten Beweiſe gegen die von Wilkes und Horne Tooke aufgeſtellten Angaben. Die Menge wurde von den letzten allein betroffen. Sie erregten ihr Erſtaunen, wurden nach und nach feſte Glaubensſätze: einem vollkommen geſunden Menſchen ähnlich, dem man täglich wiederholt, daß er krank iſt, und der es endlich ſelbſt glaubt.

Der Fanatismus und die abgöttiſche Verehrung, die Wilkes und Horne Tooke für ſich zu erregen wußten, müſſen unter die wunderbarſten Phänomene der politiſchen Geſchichte geſtellt werden. Wilkes, der Bankerottirer, der unter Schulden erliegende Menſch, wurde von dem Pöbel auf den Händen getragen. Mehr als 30 Zweikämpfe fanden ſtatt, um den Ruf und die Ehre dieſes Mannes zu vertheidigen, deſſen ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe von Schändlichkeiten jeder Art geweſen war. —

Das aus ſchwachen Männern beſtehende Miniſterium that ſehr unrecht, in Mitte ſolcher Ereigniſſe einzuſchlafen. Es begriff nicht, daß den Faktionen gegenüber, ſolche Lethargie verbrecheriſch iſt. Wenn man ſolch Gift in voller Freiheit ſich verbreiten läßt, um bis zu des Baumes Wurzeln zu dringen, und ſie anzugreifen; wenn man es zuläßt, daß verläumderiſche Gerüchte als Wahrheiten angenommen werden; wenn man ſich unvertheidigt vernichten läßt, finden

solche unpolitische Verachtung oder Fahrlässigkeit ihre Strafe nur zu bald.

Die populäre Tirannei vermehrt, verschlimmert sich, wie in Asien der Despotismus jener Sultane wächst, der nichts als Niedrigkeit und Unterwerfung findet. Aufläufe, Empörungen, Revolutionen kosten nur einige Worte, nur einige Phrasen in Trinkhäusern und auf öffentlichem Platze. Jene Bitterkeit, welche die Volksredner fluthweis strömen lassen, gewinnt festen Gehalt beim Volke, und des Tribuns Drohungen verwandeln sich nur zu schnell in blutige Thaten. Was man für eine bloße Hyperbel gehalten, wird Verheerung, Todschlag, Unheil jeder Art.

Das Kabinet, dem der Herzog von Grafton seinen Namen gegeben, war albern genug, Wilkes gewinnen zu wollen, ohne ihm den Preis zu bieten, den seine Habgier forderte. Man markte mit seinem Gewissen, wie wenn er noch ein Gewissen gehabt. Man besorgte ihn zu reizen; das hieß ihm neue Kraft gewähren. Seine Beschuldigungen wurden beschimpfender, verläumderischer als je zuvor.

Ein überlegener, ein geniereicher Mann ist nothwendig in solchen Zeiten der Krisis. Er imponirt den Faktionen, und beruhigt sie. Karakterstärke ist nicht allein nothwendig zu einer solchen Rolle. Wer sie übernimmt, bedarf auch noch einer moralischen Kraft, der Tugend Macht.

Unglücklicherweise war auf Seiten der Minister nichts als geistige Schwäche, Ungewißheit, Zögerung im Wollen und Thun, Kleinigkeitskrämerei und Haschen nach den seltsamsten Ausflüchten. In Wilkes Lager dagegen war Kühnheit, heftiger Wille, Eitel-

keit, Bedürfniß des Erfolgs. Alle Hebel, womit man die Faktion erschütterte, hatten eine ausserordentliche Kraft, die man vergebens bei den Stützen der regierenden Macht gesucht haben würde. Jener Stellung war thätig und unaufhörlich neckend; die ihrer Gegner war untheilnehmend und passiv.

Täglich traten neue Personen, neue Volkstribune auf, von Wilkes und Horne Tookes Beispiel angelockt, und wie diese bemüht, eine vorübergehende Popularität sich zuzuwenden. Die Bürgerschaft von London nahm kräftigen Antheil an einem so lächerlichen Kriege. Man sah die Aldermänner, den Lordmayor, die Krämer, die Kaufleute und Schenkwirthe beschimpfende Bittschriften unterzeichnen, den König und die Regierung bedrohen, sowohl schriftlich als mündlich. Ihre Namen fanden sich in allen Zeitungen. Sie hatten die Ehre, sich gedruckt zu lesen; das war Alles, was sie wollten. Oft wurden diese schönen Adressen von Horne Tooke verfaßt. Sein Kabinet stand allen Mißvergnügten, allen auf eine so erbärmliche Berühmheit begierigen Menschen offen.

Bis zu diesem Punkte gelangt, hielten die beiden Aufwiegler ihrer Macht sich gewiß. Sie glaubten, daß unter ihren Streichen Alles nachgeben würde, und daß des neuen Ministeriums Bildung ihnen von Rechtswegen zustehen müßte. Darin hatten sie sich jedoch getäuscht. Das Ministerium Grafton wurde aufgelöset, nicht der wiederholten Angriffe seiner Gegner wegen, sondern in Folge des königlichen Willens allein.

Die Parteien, als deren Häuptlinge man Rockingham und Shelburne betrachtete, waren der Reihe

nach von der Opposition herausgestrichen worden. Weder der einen noch der andern wurde der öffentlichen Angelegenheiten Leitung übertragen, sondern North wurde zum Minister ernannt. Die Demokraten bebten vor Wuth, als sie auf solche Weise ihres Einflusses geringe Macht erkennen mußten.

In der Erbitterung, welche die Wahl des neuen Ministeriums ihnen verursachte, beriethen sie sich über die Mittel, mit mehr Anstrengung und Erfolg, als zuvor, ihr Zerstörungswerk wieder zu beginnen. Was ihnen zur Erreichung ihrer Absichten am entsprechendsten schien, war die Gründung eines Klubs, der als Mittelpunkt der Operationen aller Feinde der Regierung dienen sollte.

Kaum hatte der Klub sich gebildet, so versuchte Wilkes schon, desselben sich als Werkzeug zur Beförderung seiner eigenen Interessen zu bedienen. Das durch Unterschreibung zusammengebrachte Geld sollte zur Bezahlung der Strafen verwendet werden, zu denen von Gerichtswegen mehrere Zeitungen verurtheilt waren, wie zum Unterhalt der politischen Gefangenen, und zur Hemmung des Ganges der Regierung, auf jede nur mögliche Weise. Wilkes, der ebenfalls zur Bezahlung einer beträchtlichen Strafe verurtheilt worden, glaubte vor Allem des Publikums Freigebigkeit für sich benutzen zu können.

„Wie," rief er, „so viel Geld für allerlei Dummköpfe? Ich allein habe es gewonnen; mir allein gehört es also."

Horne Tooke und die andern Freunde des habgierigen Häuptlings, bemerkten kaum, wie ungleich die Theilung sei, bei der sie ganz leer ausgingen, als sie

sich schon gegen Wilkes „Tirannei“ empörten. Es entstand dadurch zwischen ihnen eine Spaltung, die für den Gesammtvortheil und den Kredit der Gemeinschaft sehr nachtheilig zu werden drohete.

Das Publikum wurde bald unterrichtet von diesen schmutzigen Zänkereien, die man vielleicht in einer gewöhnlichen Familie entschuldigt haben würde, die aber in einem Patriotenverein unleidlich waren. Welches Vertrauen konnte man haben in das Wort von Leuten, die es jeden Augenblick brachen? Wie kann man an die Dahingebung Derjenigen glauben, die nur gegen sich selbst ergeben sind, und die zu ihrem Besten die Beiträge jener Masse verwenden, die sich nur zu leicht von Hintergehung zu Hintergehung führen läßt?...

Das gegen Wilkes erhobene Geschrei war groß. Horne Tooke, der den vorausberechneten Eindruck sich ausbilden sah, und der einen alten Haß, eine tiefgewurzelte Eifersucht gegen Wilkes nährte, ergriff die günstige Gelegenheit, brach plötzlich mit seinem alten Mitarbeiter, und gründete einen andern Klub. Er hoffte seine Dynastie auf den Trümmern deren von Wilkes zu erheben. Alles was ihm gelang, war jedoch sich selbst zu schaden, indem er seinem neuen Gegner den Krieg erklärte.

Das Schauspiel, welches nun diese beiden Kämpfer darboten, hat etwas höchst Schmachvolles. Sie beschuldigten sich gegenseitig des Betrugs, der Spionirung, und anderer schönen Dinge, mit einer Heftigkeit, welche alle Beide einer gleichen Verachtung überantwortete, um so mehr, da ihre Anklagen sich auf

Beweise stützten, die man unmöglich in Zweifel stellen konnte.

Wilkes behauptete, daß Horne Tooke das meiste Geld, was durch Unterschriften eingegangen war, in seine Tasche gesteckt. Er beschuldigte ihn der Unterschlagung in mehreren Geldangelegenheiten, in verschiedenen Liquidierungen, womit er von der Gesellschaft beauftragt worden, deren Mitglieder beide waren.

Horne Tooke seinerseits, und mit noch größerem Rechte, stellte die unwiderleglichsten Zeugnisse auf, und bewies, daß Wilkes ganzes Dasein nichts gewesen, als eine lange Reihe listiger Kunstgriffe seine Kasse auf Kosten der Patrioten zu füllen.

Das waren die Gegenstände, die Diskussionen, welche Sinnen und Thun dieser Männer beschäftigten, die sich für Muster aller öffentlichen Tugenden ausgaben. Jene Andeuter aller Mißbräuche, jene Zurechtweiser der Königswürde, jene Neuerer der menschlichen Anstalten, jene riesigen Geister, die bis zur Höhe ihres bewunderungswürdigen Patriotismus alle Nationen Europa's erheben wollten, verschwendeten ihre Zeit und all' ihre Talente, um sich gegenseitig des Diebstahls und der Beutelschneiderei zu überführen.

Worin waren sie verschieden von jenen schlechten Menschen, die sich nur verbunden, um Uebles zu thun, und die, nachdem sie sich wieder getrennt, sich bedrohen, ihre gemeinschaftlich verübten Missethaten entschleiern, sich beschimpfen, sich gegenseitig anklagen, und sich, die einen wie die andern, aller Verachtung der Zuschauer Preis geben? —

Daß Wilkes und seines Widersachers Anklagen

übertrieben gewesen; wir räumen es ein. Aber erwiesen ist es nichts desto weniger, daß unter dem Deckmantel der Dahingebung für das öffentliche Beste, sehr materielle, wenig ehrenvolle Interessen sich verbargen.

Jener Waldstrom schwülstiger, freisinniger Wortfügungen, der über die zeitgenössische Gesellschaft hinwegrauschte, lösete von ihrem Gestade Gold- und Silberbrocken ab, deren Niederschlag von den gierigen Händen angeblicher Patrioten eingesammelt wurde. So etwas muthmaßten die guten Leute nicht, in deren Augen jeder mit überspannten Gesinnungen und vollklingenden Redensarten bewaffnete Schwätzer ein Kato oder ein Brutus war.

Wie dem auch sei, die großen Geheimnisse des „Patriotengewerbes“ wurden vollkommen entscheiert, und das hellste Licht verbreitete sich über die Mittel und Wege dieser ehrsamen Handwerksgenossen. Mit auffallender Unbesonnenheit, mit einer Uebereilung, wovon sein ganzes Leben Beweise aufstellt, scheuete sich Horne Tooke nicht, zu versichern, daß in seinen Augen Wilkes immer ein höchst verächtlicher Mensch gewesen, den er, gleich von der ersten Berührung an, verachtet habe. Er verdammte sich auf solche Weise selbst, weil er unaufhörlich denselben Mann dem Volke als ein Muster aller Tugenden angepriesen.

Wer sollte es nun glauben? Wilkes büßte in diesem Kampfe nichts ein. Seine Popularität hatte so tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Angriffe Horne Tooke's, seine mit augenscheinlichen Beweisen belegten Thatsachen und Beschuldigungen gegen ihn allein sich wendeten. Der große Wilkes überhäufte ihn mit

seiner Verachtung, seinem Spott, seinen Beschimpfungen.

Wenn Horne Tooke in den Straßen sich zeigte, wurde er mit Gezisch und Pfeifen verfolgt. Ihn darstellende Zerrbilder waren überall angeschlagen. Man verbrannte ihn im Bilde; man vertrieb ihn durch ein Kartoffel-Bombardement aus den Schauspielhäusern, die er zu betreten wagte. Dieser allgemeinen Aechtung Ursach war die Freiheit, welche er sich genommen, Wilkes Unsittlichkeit und Habsucht, wie seinen Totalmangel aller Grundsätze zu enthüllen.

Theilen wir einige Bruchstücke mit aus den Briefen Horne Tooke's an Wilkes. Man wird daraus am besten entnehmen, bis zu welcher Stufe von Nichtswürdigkeit dieser Volksheld gesunken war.

„Ich habe Euch in dem verzweifeltsten Zustande gefunden," schreibt Horne, „von der Gerechtigkeit gebrandmarkt, unter Schulden erliegend, zurückgestoßen von Allem, was den mindesten Anspruch auf eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft machen konnte. Lächerlichkeit und Schande bedeckten Euch. Demungeachtet habe ich mich mit Euch in Berührung gestellt. Ich habe Eure Person von Eurer Sache unterschieden, welcher Gefahr ich auch mich aussetzte, indem ich einem solchen Menschen mich beigesellte. Ich habe Euch in allen Euern Wahlen unterstützt, und jetzt sei Ihr Deputirter von Middlesex, Alderman von London, mit einem Vermögen von beiläufig 30,000 Pfund Sterling (360,000 rhein. Gulden).

„Wie ist Euer Budjet angeschwollen? Ihr wißt es. Aber das Publikum hat keine Ahnung davon.

„Im März 1768 wurde auf mein Antreiben eine

Subskription eröffnet, zur Bezahlung Eurer Schulden, die sich auf 6000 Pf. Sterling (72,000 rhein. Gulden) beliefen. In dem Maße als der Gimpel Geld in unserer Kasse sich anhäufte, sorgtet Ihr redlich dafür, neue Schulden zu machen, dergestalt, daß die immer offen bleibende Subskription nie hinreichte, Euch zu liquidiren, und Euch zu nichts half. 11,000 Pf. Sterling (132,000 rh. Gl.) gingen solchergestalt durch Eure Hände, und am Ende der Rechnung konnten wir Euern Gläubigern nur 2 Schilling (1 fl. 12 kr) pro Pf. Sterling (12 rh. Gl.) geben. Sie mußten sich mit diesem schwachen Dividend begnügen.

„Man eröffnete eine zweite Subskription, um Eure Wahlausgaben zu bestreiten. Sie stieg bis auf 1300 Pf. Sterling (15,600 rh. Gl.). Zum Mitglied des Parlaments erwählt durch die Grafschaft Middlesex, benutztet Ihr das Vorrecht, welches Euer neuer Titel Euch zugestand. Man bezahlte Euch zwei Strafen, jede von 2000 Pf. Sterling (24,000 rh. Gl.). Und so vieler Opfer ungeachtet, befandet Ihr Euch doch in einer solchen Lage, daß Euch eine tägliche Summe ausgezahlt werden mußte.

„Alle, welche Euch so edelmüthig beigesprungen, sind die Gegenstände Eures bittersten Hasses geworden. Nach Allem, was man für Euch gethan, befandet Ihr Euch noch ohne Existenzmittel. Ein Dutzend Personen verständigten sich, alle Tage mit einander in demselben Wirthshause zu speisen. Sie zahlten ein wenig mehr, wie ihre persönliche Ausgabe. Dieser Ueberschuß wurde Euch gespendet, und so lebtet Ihr fast ein ganzes Jahr von unsern Almosen.

„Von uns auf solche Weise erhalten, verspürtet Ihr keinen Gewissenbiß, keinen Skrupel, keine Verlegenheit, und Eure Ausgaben wurden täglich größer, unsinniger. Während die Schillinge Eurer Freunde Euch Brot zusicherten, hattet Ihr Livreybedienten hinter Eurer Kutsche hängen. Ihr gabt prächtige Gastmähler, wozu Ihr Stadt und Hof einludet, indessen Euer Vorzimmer mit Gläubigern angefüllt war, die Ihr mit Spott behandeltet.

„Ihr waret dem Findelhause eine Summe von 900 Pfund Sterling (10,800 rh. Gl.) schuldig. Es war eine für jeden Ehrenmann heilige Schuld; denn sie rührte her von einem Fideikommis. Ihr weigertet Euch, sie zu bezahlen. Diese niederträchtige Handlung begann bereits bekannt zu werden, als zwei Mitglieder unsers Klubs Euch die Summe von 900 Pf. Sterl. vorschossen.

„Ihr hattet das Mittel gefunden, Euch abermals zu verschulden, und Eures Budgets Passiv belief sich gegen Ende 1770 auf 24,000 Pf. Sterl. (288,000 rh. Gl.). Aus dem Parlament gestoßen, hattet Ihr keinen Anspruch mehr auf die Gunst irgend eines Privilegiums, und Ihr würdet Eures Lebens Ueberrest im Gefängniß zugebracht haben, hätten unsere Bemühungen Euch nicht auch noch diesmal gerettet. Die Gesellschaft, deren Präsident Ihr waret, fand das Mittel, nicht allein die 24,000 Pf. Sterl. zu decken, sondern auch noch überdem eine bedeutende Summe Euch zuzustellen.

„Statt erkenntlich zu sein für so große Wohlthaten, verabscheuetet Ihr die Gesellschaft, wie Ihr mir selbst gesagt. Alles Geld, welches sie zur Bezahlung

Eurer Schulden verwendete, wurde von Euch, wie Euch entwendet, betrachtet. Ihr haßtet Eure Wohlthäter, wie junge Erben die Vormünder hassen, welche sie verhindern wollen, sich zu Grunde zu richten.

„Das Resultat eines Prozesses brachte Euch 4000 Pf. Sterl. (48,000 rhein. Gl.) ein. Ich gab Euch zu verstehen, daß Ehre und Klugheit Euch geböten, diese Summe den Anwälten Euers Bankerotts zu überliefern. Ihr weigertet Euch, es zu thun. Es war unmöglich, Euch einen einzigen Penny abzugewinnen. Täglich gingen uns neue Forderungen, neue Bitten von Eurer Seite zu, und Euer unersättliches Bedürfniß klingender Münze konnte nie befriedigt werden. Gebt mir Guineen, sagtet Ihr, und stellt die Bezahlung meiner Schulden in das Kapital der Zufälligkeiten.“

— Enden wir. Alle diese Umstände, alle diese schamlosen Offenbarungen sind im höchsten Grade entehrend und jämmerlich... Und sehen wir, was ferner geschah? Derselbe Horne Tooke, der mit so vielem Eifer seinen ehemaligen Freund gebrandmarkt hatte, ermangelte nicht, nur zu bald in seine Fußstapfen zu treten. Er begann eine neue Laufbahn, und statt, wie früher, unter Wilkes Schild zu streiten, schritt er allein und unabhängig einher.

Seine Lehrzeit war vorüber. In seinem eigenen Namen bot er jetzt dem Gesetze Trotz, neckte er die Richter, verbreitete er Schmähschriften, bewarb er sich um Verfolgung. Bisher war er mit den von Wilkes Tische fallenden Brosamen populären Ruhmes zufrieden gewesen. Aber von nun an hatte er, wie

Wilkes, ſeine Anhänger und Betrogenen, ſeine Stützen und Proſelyten.

Bis zu Ende ſeines Lebens beharrte Tooke in dieſem traurigen Verhältniß. Demungeachtet war er kein ganz alltäglicher, verachtungswürdiger Menſch. Als ſpitzfindiger Grammatiker und Logiker fehlte es ihm nicht an Geſchicklichkeit. Er hat einige nützliche Werke hinterlaſſen, deren Styl freilich ſehr roh und farbenlos iſt. Seine politiſchen Flugſchriften, ſeine dialektiſch-kriegeriſchen Werke, ſind von dem ungeheuern Ozean der Schmähſchriften, der Widerrufungen, der Deklamationen und Lügen verſchlungen worden, womit jede Partei ſich zu umgeben weiß.

Es iſt ein wahrhaftes elendes Leben, das beſtändig zwiſchen Furcht und Unruhe ſchwebt, ohne eine vollkommene Popularität zu gewinnen, das mit allem Unrecht des Volksaufwieglers nicht einmal die einem ſo kläglichen Gewerbe verſprochene gewöhnliche Belohnung erlangt, das nur für das Vaterland exiſtirt zu haben behauptet, und das dem Vaterlande weder einen nützlichen und weiſen Rath gegeben, noch ein Beiſpiel der Tugend, noch einen einzigen Tropfen ſeines Blutes.*)

*) Wilkes und Horne Tooke ſicherten ſich ein beträchtliches Vermögen für ihre alten Tage. Der erſte bewahrte bis an ſein Ende (6. Dezbr. 1797) die Stelle eines Kämmerers der Stadt London; der letzte zog ſich 1801 von den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und lebte bis im März 1812 zu Wimbledon in großem Wohlſtande.

Kritik.

Prometheus. Für Freiheit und Licht. Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Heinrich Zschokke und seinen Freunden. Zweiter und dritter Theil. Aarau, 1832 und 1833. Bei H. R. Sauerländer.

Das zweite Heft dieser werthvollen Zeitschrift enthält „Erinnerungen an Karl von Bonnstetten. (Geboren den 5. September 1745 in Bern, gestorben den 3. Februar 1832 in Genf.)“ Zergliedern läßt sich der Inhalt oder Gehalt dieser Erinnerungen nicht. Er besteht aus 190 zwischen Karl Bonnstetten und Heinrich Zschokke gewechselten Briefen oder Briefauszügen, vom 28. Mai 1822, bis zum 3. Januar 1832: Ausdruck gegenseitiger herzlicher Zuneigung, inniger Achtung, geistreicher, oft die Zeitereignisse betreffender Mittheilungen.

In seinem Vorwort sagt der Herausgeber dieser Erinnerungen, wie er Bonnstettens Bekanntschaft gemacht, wie diese Bekanntschaft in Kurzem wahre Freundschaft geworden, wie sie von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr sich immer schöner gestaltet, und wie sie fortdauert über Grab und Zeit.

Karl von Bonnstetten war in mehr als einem Betrachte ein ausgezeichneter Mann. Als Philosoph, Staatswirth, Geschichtschreiber beurkundet er eine seltene Umsicht, Gediegenheit, Fülle, Klarheit der Darstellung und Logik. Seine mannigfachen Werke beweisen das. Als Privatmann war sein Umgang in einem hohen Grade angenehm und belehrend. Sein

Geist, 87 Jahre lang in eine sterbliche Hülle gefesselt, ist nun höherer Bestimmung zugeeilt. Einem Manne, wie Zschokke, steht es zu, einem Manne, wie Bonnstetten, ein würdiges, unvergängliches Denkmal zu setzen. Von seiner Freundschaft wünschen, von seinem Berufe erwarten wir es.

Des „Prometheus“ dritter Theil enthält mehrere sehr interessante Abhandlungen, die mit mehr als alltäglicher Aufmerksamkeit beachtet, mit mehr als alltäglicher Kritik gewürdigt zu werden verdienen.

„Deuschlands Gegensätze“, von deren Verfasser der geistreiche Herausgeber sagt, daß er als einer der weisesten und edelsten Männer Deutschlands anerkannt ist, stellen eine treue, unparteiische Uebersicht auf von den Wirren in der politischen Ordnung der verschiedenen deutschen Staaten, wie die letzten Umtriebe der Parteien, die letzten Regierungs- und Bundestags-Verfügungen sie geboren.

Gegensätze wird es immer geben, so lange unsere sublunarische Welt besteht. Wie die Natur ist auch der Mensch, ist auch die menschliche Gesellschaft voller Gegensätze. In ihrem Streit, ihrer Aussöhnung und Verschmelzung besteht das Leben. Glücklich, wenn nach kurzem Kampfe, wie in der Natur, so in den gesellschaftlichen Verhältnissen auch, dergleichen Versöhnungen oder Verschmelzungen allmählich und befriedigend stattfinden können.

Des Verfassers Erörterungen über das sogenannte deutsche Nationalfest zu Hambach, scheinen uns sehr richtig. Daß mancherlei Mißbräuche in einzelnen Staaten Deutschlands, besonders in einigen der klein-

sten, leider noch fortbestehen, mag nicht in Abrede gestellt sein.

Es ist in einem hohen Grade traurig, annehmen zu müssen, daß es noch Regierungen geben könne, die ihr eigenes Bestes, wie das der ihrer Obhut überlassenen „Angehörigen“ nicht begreifen wollen, die hartnäckig auf der verhängnißvollen Bahn beharren, welche sie unvermeidlich zu ihrem eigenen Verderben führen muß.

Wie leicht ist jegliche Verständigung zwischen Fürst und Volk, in so fern dieses letzte nicht mehr in den Fesseln der Barbarei schmachtet, in so fern es vielmehr in der gesitteten Nationen Reihe einen ausgezeichneten Rang einnimmt. Und Barbarenvölker kennen wir in Deutschland nicht. Nur wer Leibeigenschaft, Knechtschaft, Unterdrückung, Willkür zu erhalten sich bemühet, der gesunden Vernunft, der christlichen Moral, der einfachsten Politik zum Trotz, nur der ist ein Barbar.

Aber wenn auch hier und da in den deutschen Länderfraktionen noch nicht Alles ist, wie es sein könnte und wie es sein sollte, wer möchte behaupten, daß irgend eine Bessergestaltung der noch unentschieden schwebenden Verhältnisse, der Beziehungen zwischen Recht und Gewaltanmaßung, durch demagogische Umtriebe, durch leichtsinnige oder verbrecherische Aufwiegelung der Unterthanen gegen ihre Regierungen, und im äussersten Fall durch lange, entsetzliche Bürgerkriege erzielt werden dürfte?...

Welchen Zweck konnte die politisch-gastronomische Versammlung zu Hambach haben? Was wollte sie? — Deutschlands Befreiung, entgegnet man. — Deutschlands Befreiung wovon? — Woher hatten die Mitglie-

der der Versammlung ihre Bevollmächtigung, Deutschland zu befreien von dem, was es Jahrhunderte lang geachtet und geliebt, und was es nicht plötzlich, nicht von heut auf morgen, zu hassen und zu verachten geneigt sein möchte.

Die Versammlung zu Hambach war also ohne alles Mandat. Sie hatte wenig oder keine Basis in den politisch-moralischen Grundsätzen der Nation, deren neues politisches Gebäude sie unbewilligt, wie unberufen, aufzuführen sich berechtigt hielt.

Welche Volksvertretung hatte dazu den Plan entworfen? In welcher gesetzlichen Berathung war der betreffende Ueberschlag erwogen worden? Durch welche triftige Gründe hatte man das Für und Wider bestritten? Wo hatte man, wenn auch nicht einen entscheidenden Beschluß, doch wenigstens die Idee, die Anregung zu einem solchen vernommen?...

Von dem Allem keine Spur. Die Versammlung zu Hambach handelte unbeauftragt, umsichtslos, ohne allen politischen Takt, nur von individueller Willkür oder kläglicher Selbstsucht geleitet. Welche Folgen konnten so prahlerische Herausforderungen, so unkluge Maßregeln haben? Keine andern, als welche sie wirklich nach sich gezogen. Was hat Deutschland dadurch gewonnen? Welche Fortschritte hat dadurch seine Freiheit, seine Einheit gemacht? — Traurige Verblendung, die es in ein Labyrinth endloser Schikanen verwickelt, das die Unterhandlungen von Schwedt und Münchengrätz noch verschürzter, noch verhängnißvoller machen werden.

„Soll es in unserm deutschen Vaterlande besser werden," sagt S. 20 der Verfasser; „soll das Reich

gesetzlicher Freiheit in seinem Schooße blühen, muß von seinen bessern Geistern ein ganz anderer Weg betreten, es muß der rohen Gewalt, werde sie geübt von wem sie wolle, aller Werth abgesprochen, sie muß entkräftet und entwaffnet, es muß hingegen die geistige Bildung, besonders die Veredlung des Karakters, auf alle Weise gefördert, es muß der Eitelkeit und der Ueppigkeit Reiz und Nahrung entzogen, es muß in allen Klassen die ernste Tugend, die Scheu des Bösen, die lautere Wahrheitsliebe und strenge Rechtlichkeit gepflanzt und verbreitet, es muß zur Macht der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung erhoben werden: nur wo wahre Sittlichkeit herrscht, könne auch wahre Freiheit gedeihen."

Weiterhin fügt er hinzu:

„Wollen wir unbefangen und aufrichtig sein, so werden wir gestehen müssen: es sei ungerecht, von dem Mangel- und Fehlerhaften unserer politischen Zustände den Machthabern allein die Schuld beizumessen; vielmehr falle die Schuld auf Rechnung der unlautern Gesinnungen und Leidenschaften derjenigen, die in allen Reihen der Untergebenen für oder wider die Freiheit das Wort führen.

„Von den Wortführern gegen die Freiheit ist dies für sich selbst klar. Nur selbstsüchtige Absichten sind es, die sie leiten und treiben. Sie hassen das Licht und lieben die Finsterniß, weil ihre Werke böse sind. Bang zittern sie vor jeder freien Regung der Geister, weil ihr Gewissen ihnen sagt, sie sei gegen ihr dunkles Treiben gerichtet.

„Aber auch die Wortführer für die Freiheit können ihr unsäglich schaden. Auch ihr Herz ist der Ei-

telkeit, der Rechthaberei, dem Ehrgeiz, der Begierde nach äusserer Macht wie der Genußsucht zugänglich, und hat einer, haben einige dieser Unholde sich ihres Herzens bemächtigt, so reden sie der Freiheit nur deswegen das Wort, weil sie darin ein Mittel ersehen ihre geheimen Schoosneigungen zu befriedigen.

„Ihre Anforderungen tragen das Gepräge der Einseitigkeit und der Uebertreibung. Sie eifern laut gegen Unrecht und scheuen sich nicht, selbst ungerecht zu sein. Sie lassen überall nur die Gründe für ihre Absicht, nie die Gründe dagegen etwas gelten. Billigkeit verschmähen sie...

„Nicht die Freiheit, ihr Mißbrauch ist es, wovor manche Fürsten sich fürchten, und nichts bestätigt sie so sehr in solcher Furcht, als das Benehmen vieler Verfechter derselben. Wer unbeschränkte Freiheit predigt, weiß entweder nicht, was er will, oder er meint es mit der Sache der Freiheit nicht redlich. Denn die gesetzlichen Schranken gegen den Mißbrauch sind die sichersten Schutzwehren und Bürgen der Freiheit. Wer diese Schranken verwirft, oder unterwühlt, der gräbt sich das Grab."

Sehr richtig ist nachstehender Satz:

„Eine Nation sollen die Deutschen bilden. Aber nicht Ein gewaltiger Herrscher, nicht Eine Republick, wie Manche wähnen, ist die Einheit, deren Deutschland bedarf, sondern ein fester Rechtsverband, der jedem einzelnen Lande die ihm angemessene Verfassung, Allen unter sich ungestörte Mittheilung, und dem Gesammtganzen die Stärke der Eintracht, wie eine würdige Haltung gegen das Ausland versichert."

Wir haben beinahe dasselbe in unserm „Ueberblick der moralisch-politischen Staatenverhältnisse Europa's zu Ende 1832“, im ersten Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek der neuesten Weltkunde gesagt.

Die übrigen interessanten Aufsätze im dritten Hefte des Prometheus sind: Erinnerungen an Aloys Reding (von Zschokke); Gedanken auf den Trümmern des alten Roms; über die Oeffentlichkeit (von Jochmann); Kleinigkeiten aus den Reiseblättern von K. G. Jochmann (manches sehr Bemerkenswerthe); der Geist des achtzehnten Jahrhunderts; noch einige Seifenblasen von Jochmann; Englands Freiheit.

Die bisherigen Entdeckungen im Innern Australiens.

Letzte Mittheilung.

Um den aufeinanderfolgenden Gang der Entdeckungen nicht zu unterbrechen, haben wir absichtlich uns nicht auf die einzelnen Abenteuer der britischen Reisenden, vorzüglich auf ihr Zusammentreffen mit den Eingebornen, eingelassen. Theilen wir jetzt mit, was in diesem Betracht wirklich merkwürdig und beachtungswerth ist.

Der erste Volksstamm, auf den der Hauptmann Sturt, während seiner Expedition auf dem Macquarie, stieß, ergriff bei der Europäer Näherung die Flucht, indem er ein mit Entsetzen gemischtes Erstaunen äusserte. Der Hauptmann, der Eingebornen Gebräuche kennend, lies seine Leute Halt machen an dem Ufer des Baches, der sie von den Wilden

trennte. Kaum hatte man sich jedoch gelagert, als der Flamme Knistern ihnen verkündete, daß die Eingebornen das Gestrüpp angezündet. In wenigen Minuten sahen die Briten das Feuer näher kommen, und dicke Rauchwolken über sich aufwirbeln. Ohne die getroffenen Vorsichtsmaßregeln, würden sie großen Gefahren ausgesetzt gewesen sein.

Nach langem Unterhandeln brachte es Hume endlich so weit, daß einer der Wilden den Europäern sich näherte. Von diesen gut aufgenommen, verschwand bald alle Scheu. Seine Gefährten, die aus einiger Ferne den Vorgang beobachtet, fanden sich nun in großer Menge ein, und schienen ohne Furcht. Sie waren mit Picken bewaffnet. Die meisten litten an Hautkrankheiten, und der, welcher ihr Oberhaupt zu sein schien, bat die Europäer, sie zu heilen. Sie wollten von Allem, was sie sahen, den Namen wissen, und obgleich man sie streng bewachte, gelang es ihnen doch mit vieler Geschicklichkeit einige unbedeutende Sachen zu stehlen.

Die Expedition fand die Ufer des Darling ziemlich bevölkert. Die dort wohnenden Eingebornen sind wohlgebaut und haben Hütten, die jedoch sehr klein sind, und die unmöglich alle diese Wilden in sich aufnehmen können.

Ihre Gebräuche haben viele Aehnlichkeit mit denen der schwarzen Gebirgsbewohner. Wie diese tatowiren sie sich den Körper, und bedecken sich mit rothen Kangarnhäuten; doch reissen sie sich nicht die Vorderzähne aus. Im Allgemeinen ist ihr oberer Körpertheil größer und stärker, als ihr unterer. Sie haben ein flache Nase, tiefliegende Augen, hervorspringende

Augenbraunen und dicke Lippen. Der Anblick der Männer ist viel angenehmer als jener der Frauen.

Die einen wie die andern gehen vollkommen nackt, nur ihr Haupthaar ist mit ihren Netzen umwunden, und in den Nasenlöchern tragen sie kleine Knochen oder Fischgräten. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in Fischen, welche die Flüsse ihnen im Ueberfluß darbieten.

Die Netze, deren sie sich zur Jagd das Emus und des Kangaru, so wie zum Fischfang bedienen, sind sehr groß, und ziemlich künstlich verfertigt. Sie scheinen kein Kriegsgewand zu haben, und keine Wichtigkeit auf ihre Waffen zu legen, die denen der Völker im Innern des Landes auffallend ähnlich sind. Einer von ihnen, der eine gewisse Autorität zu haben schien, hatte eine Art Dreizack, den er, aller Anerbietungen Hume's ungeachtet, ihm nicht verkaufen wollte. Er gab deutlich zu verstehen, daß er dieses Instrumentes nicht entbehren könne; doch konnte man von ihm nicht erfahren, ob es das Zeichen seiner Würde sei, oder ob es ihm zur Jagd, wie gegen seine Feinde diene.

An einem Orte, Harrisberg genannt, befand sich Sturt in Mitte eines Volksstammes, der kurz zuvor zwei Europäer umgebracht. Die Opfer waren zwei irländische Verurtheilte, die aus der Kolonie entflohen waren, und zwei Hunde mit sich genommen hatten. Die Eingebornen wollten diese haben, die Europäer versagten sie ihnen, was sehr unklug war, da sie keine Waffen hatten. Die Wilden gaben ihnen solche, und deuteten ihnen an, sich zu vertheidigen. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde der eine Irländer getödtet. Als der andere seinen Kameraden

fallen sah, durchschnitt er den Hunden die Gurgel, wonach er selbst jedoch ebenfalls niedergestreckt wurde. Ihre Körper dienten sodann während einigen Tagen dem Menschenfresserstamme zur Nahrung.

Derselbe Stamm gab den Reisenden einen neuen Beweis von seiner Sitten Wildheit. Eine junge Frau, die ein krankes Kind säugte, das unaufhörlich weinte und schrie, faßte es an den Beinen, und zerschmetterte ihm den Kopf gegen einen Stein, und zwar in Gegenwart mehrerer Personen, auf welche dies grausame Begehen nicht den mindesten Eindruck zu machen schien.

Der Hauptmann Sturt fand bei den Eingebornen im Innern des Landes dieselben Gebräuche, welche er bei den Insulanern der Südsee bemerkt. So stieß er am Ufer des Castlereaghstromes auf einen fast nur aus Greisen, Weibern und Kindern bestehenden Volksstamm, der, als er die Fremden kaum erblickt, die Flucht ergriff.

Sturt nahm einen grünen Zweig, und schritt auf die Wilden zu. Als sie dies Friedenszeichen bemerkten in seiner Hand, legten zwei der rüstigsten ihre Waffen nieder, und entfernten sich etwa zwanzig Schritte von der Truppe, die sich auf den Boden setzte. Der Hauptmann nahete sich ihnen langsam, und stellte sich endlich dicht neben sie. Nachdem das gute Einverständniß auf solche Weise begründet worden, begab sich der ganze Stamm zu den Briten, und ließ sich hart neben ihren Zelten nieder. Während der ganzen Zeit dieses Zusammenlebens, hatte man über die Eingebornen sich nicht zu beschweren. Ueberhaupt darf man versichert sein, mit Geduld und Sanft-

muth die Freundschaft dieser Naturmenschen sich zu erwerben.

Die Eingebornen, welchen die Expedition an den Ufern des Morumbridgee begegnete, waren von einem viel untergeordneteren Stamme, als alle, welche man bis dahin gesehen, obgleich das von ihnen bewohnte Land verhältnißmäßig schön war. Ihre Züge waren so häßlich, daß sie kaum noch das Ansehen menschlicher Gestalten hatten. Weiber und Kinder besonders waren im höchsten Grade zurückstoßend. Die letzten schienen auf dem Punkte, vor Magerkeit und Abzehrung sterben zu wollen. Es ist augenscheinlich, daß sehr viele dieser Unglücklichen wegen Mangel an hinlänglicher Nahrung umkommen.

Die Gebräuche dieser Völkerstämme sind dieselben, wie die der am Meeresufer, oder der am Darling und Castlereagh umherirrenden Horden. Sie tatowiren sich den Körper und reißen sich die Vorderzähne aus. Sie nähren und bemahlen sich auf dieselbe Weise, auch bedienen sie sich derselben Waffen zur Jagd und zum Kriege. Sie scheinen den gleichen Gesetzen zu gehorchen, unter welche die verschiedenen Stämme Neuhollands sich fügen.

Nur den Greisen steht das Recht zu, Emusfleisch zu essen, und Entenfleisch darf ausschließlich nur von verheiratheten Personen genossen werden. Nicht genug kann man die Unterwerfung bewundern, mit der die jungen Leute beiderlei Geschlechts diese Gesetze beobachten, die viel zu strenge für ein so armes Land sind.

Die Expedition fand hier dieselben nächtlichen Feierlichkeiten, dieselben schwermüthigen Gesänge, wie an den Küsten der Jarwybucht, und am Mac-

quarie. Bei diesen Konzerten ahmen die Eingebornen Gesang und Geschrei aller Vögel und aller vierfüßigen Thiere nach, welche sie kennen. Gleich den Völkern längs dem Meere, betrachten sie ihre Weiber als untergeordnete Geschöpfe. Sie müssen für der Männer Nahrung sorgen, sie zubereiten, und wenn diese sich satt gegessen haben, werfen sie ihnen die benagten Knochen mit einem ächt komischen Ernste über die Schultern zu.

Auf der Hinabschiffung des Morumbridgee begegnete die Expedition sehr häufig Eingebornen, die anfänglich feindselige Absichten zu haben schienen, die jedoch immer durch Freundschaftsbezeugungen sich gewinnen ließen. Nur einmal, grade als die Reisenden landen wollten, zeigte sich eine starke Bande von Wilden, in deren Haltung man eine feindselige Absicht zu erblicken glaubte, weshalb Sturt aus Vorsicht es für angemessen hielt, in Mitte des Stromes zu bleiben.

Die verschiedenen Individuen dieses Stammes waren auf eine sonderbare Weise bemalt. Einige hatten lange weisse Striche auf ihren Seiten, über ihre Schenkel und über ihre Gesichter, was ihnen das Ansehen herumwandelnder Todtengerippe gab. Andere waren zur Hälfte gelb und roth, und hatten sich mit Fett beschmiert, was sie glänzend machte.

Da sie durch der Europäer Manöver in ihren Entwürfen sich getäuscht sahen, liefen sie aus allen Kräften längs dem Ufer des Flusses, wobei sie ihre Pfeile und Wurfspieße gegen das Fahrzeug schleuderten. Da jedoch die Schnelle der Strömung sie verhinderte, die Reisenden einzuholen, bezeugten sie ihr

Mißvergnügen durch erschreckliches Geschrei und durch die befremdendsten Grimmassen. Es war das die zweite Gelegenheit, wo die Eingebornen sich feindselig benahmen. Sie zeigten sich sonst überall sanft und schüchtern, und flößten überhaupt kein anderes Gefühl ein, als das des Mitleidens, so sehr schienen sie unter ihren Leiden und Entbehrungen zu erliegen.

Gedenken wir jetzt noch der Umstände, die den Tod des Hauptmanns Barker begleiteten, der, wie bereits gesagt, abgesendet worden, um zu untersuchen, ob es eine Durchfahrt zwischen der Encounterbucht und dem St. Vinzenz-Meerbusen gebe.

Entschlossen, dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen, wollte er, obgleich unwohl, eine Bucht durchschwimmen, die ihn von einem Sandhügel trennte, von dessen Gipfel er besser die Gegend zu übersehen hoffte. Er verweilte nicht lange auf dem höchsten Punkte, sondern ging auf der andern Seite hinab. Von nun an sah man ihn nicht wieder.

Kent, einer seiner Reisegefährten, blieb am Ufer der Bucht, mit zwei Soldaten, hoffend, ihn bald wieder erscheinen zu sehen auf dem Hügel, der ihn vor ihren Blicken verbarg. Während sie, in solcher Erwartung, Holz zusammenlasen, vernahmen sie einen starken Schrei, der von einem Europäer herzurühren schien.

Es wurde Nacht. Sie setzten sich um ihr Feuer voll lebhafter Ungeduld über das Schicksal, das ihren Anführer betroffen haben konnte. Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein von den Eingebornen herrührendes Geräusch erweckt. Sie sahen diese an kleinen Feuern, welche sie von dem Hügel, wo Barker

verschwunden war, bis an den Kanal angezündet hatten. Die Weiber, welche die Feuer umringten, stimmten ihren Todtengesang an. Dieser Gesang erfüllte der Briten Seele mit Traurigkeit, und benachrichtigte sie von dem Verlust, den sie erlitten.

Die ganze Nacht hindurch erschallten dieselben kläglichen Töne, welche das Echo wiederholte, und die erst mit Tagesanbruch verstummten. Kent und seine beiden Begleiter befanden sich in Zweifel und Angst. Endlich beschlossen sie, zum Schoner zurückzukehren, um sich mit dem Doktor Davies zu berathen. Doch gelangten sie erst Tags darauf an Bord.

Man faßte den Entschluß, von den Meerkalbfischern, die auf der Kangaruinsel ihre Station haben, Verstärkung zu fordern. Für eine gewisse Summe zeigte sich einer der dort befindlichen Matrosen auch bereit, in Gesellschaft einer eingebornen Frau, Hrn. Kent auf das Festland zu begleiten, um Nachricht einzuziehen, was aus Barker geworden. Nach ihrer Ankunft auf der Encounterspitze, schickten sie die Frau in des Landes Inneres. Sie kam nach einigen Tagen wieder, und man erfuhr nun von ihr folgende Umstände über des Hauptmanns Tod.

Es scheint, daß in einer beträchtlichen Entfernung von dem ersten Sandhügel, sich ein anderer befand. Barker hatte sich dahin begeben. Denn die Frau erzählte, daß drei Wilden, die von ihren Hütten an's Meer gingen, seine Fußtapfen bemerkt. Ihr natürlicher Scharfsinn ließ sie sogleich vermuthen, daß diese Spuren etwas Ausserordentliches andeuteten. Sie folgten ihnen, und erblickten bald den zurückkehrenden Europäer. Sie zögerten einige Zeit, sich

ihm zu nähern, weil sie sich vor der Waffe fürchteten, die er trug. Endlich traten sie ihm dennoch in den Weg. Der Hauptmann bot Alles auf, sich auf eine freundschaftliche Weise von ihnen los zu machen, da er aber sah, wie ihre Absicht nur darauf hinziele, ihn anzugreifen, suchte er das Ufer zu gewinnen, von dem er nicht weit entfernt war.

In demselben Augenblicke schleuderte einer der Wilden seinen Wurfspieß gegen ihn, und traf ihn in der Hüfte. Er ließ sich dadurch jedoch nicht zurückhalten, und berührte schon die Brandung, als er zum zweitenmale, und zwar an der Schulter, verwundet wurde. Er wendete sich, und in demselben Augenblicke wurde er von einem dritten Wurfspieß mitten in der Brust getroffen. Diese letzte Wunde mußte tödlich sein; denn er fiel rücklings ins Wasser. Die Wilden zogen ihn wieder heraus, durchbohrten ihn mit tausend Stößen, und schleuderten ihn an eine Stelle, wo das Wasser sehr tief war, und wo der Leichnam von der Fluth verschlungen wurde.

Wir haben dies ganze tragische Abenteuer des Hauptmann Barker dem Asiatic Journal nachgeschrieben, ohne jedoch begreifen zu können, warum jener umsichtsvolle Reisende, der die eingebornen Stämme Neuhollands ziemlich genau kannte, auf eine so beispiellos unvorsichtige Weise, sich einer augenscheinlichen Gefahr aussetzen konnte. Eine Tagreise von seinem Fahrzeuge entfent, nur von drei Personen begleitet, die, wie wir gesehen, ohne allen Muth und ohne alle Besonnenheit waren, und die ihn, um ihr Feuer gelagert, ganz ruhig seinem Schicksal überlieſſen, obgleich es ihre erste Pflicht gewesen, auf

den gehörten Hilferuf unverweilt durch die Bucht zu schwimmen, und zu ihm zu eilen, durfte er auf solche Menschen wenig rechnen, obgleich es sich annehmen läßt, daß ihr alleiniges Erscheinen die Eingebornen vermocht haben würde, von aller Verfolgung abzustehen.

Statt dem thaten sie nichts, durchaus nichts, und nachdem sie als Feige oder Narren lange vergebens auf eine Rückkehr gewartet, von deren Unmöglichkeit sie überzeugt waren, schlenderten sie nach dem Schiffe, um dahin ihre Hiobspost zu bringen. Der Unglaublichkeit aller dieser Umstände nach, möchte man beinahe der Vermuthung Raum geben, daß nicht die Wilden, sondern seine Reisegefährten selbst, den Hauptmann Barker umgebracht. Wenigstens gereicht ihr Benehmen in dieser traurigen Sache ihnen zu einem Rufe, den kein Ehrenmann mit ihnen theilen möchte.

Die Harems, und der Umgang des männlichen mit dem weiblichen Geschlecht im Orient.

Nichts Lächerlicheres und Abgeschmackteres, als die Mährchen, welche einige Reisende von den Harems im Morgenlande, und von den in denselben sich ereignenden Intriguen erzählen. Die meisten dieser Erzählungen sind gradezu aus der Luft gehascht, und wo noch einige Wahrheit sein dürfte, ist so viel Dichtung damit verschürzt, daß man unmöglich die letzte von der ersten unterscheiden kann.

Es gibt vielleicht nicht einen europäischen Besucher des Orients, der, in so fern er jung, reich und von angenehmer Gestalt ist, nicht behauptet, in einem sehr zärtlichen Verhältnisse mit einer schönen Bewohnerin des Harems irgend eines türkischen Großen gestanden zu haben.

Alle solche Angaben können als gradezu ersonnen betrachtet werden, und zwar aus dem Grunde, weil ein verliebtes Einverständniß zwischen einer Muselmännin und einem Franken durchaus unmöglich ist. Diese letzten dürfen nämlich nie, unter keinem Vorwande, einen Harem betreten, und jene, selbst wenn sie die Europäer nicht über Alles haßten, sind zu streng bewacht, um mit einem Fremden je in nähere Berührung kommen zu können.

Der Verfasser der „Reise im steinigen Arabien," Leo de la Borde, tritt über diesen Punkt in so genaue Erörterungen ein, daß man in Zukunft darüber keine Ungewißheit mehr haben kann.

„Die äussere und innere Einrichtung eines Harems,"

sagt er, „ist von der Art, daß jedes gegen ihn gerichtete verliebte Unternehmen, daß selbst der bloße Gedanke zu einem solchen als unstatthaft betrachtet werden muß. Der Harem eines großen Herrn, eines Bey oder Pascha, eines Hofmannes oder Kriegers, besteht aus einer oder zwei rechtmäßigen Frauen (nach dem Gesetz kann man deren vier haben), die ihn mit den großen Würdeträgern des Landes oder der Hauptstadt in Verwandtschaft bringen.

„Dergleichen Verbindungen, die sehr gesucht werden, sobald ein Mann sich in einer hohen Stellung befindet, weil sie die Quellen großer Begünstigungen, Aemter und Reichthümer sind, stellen in dem Harem jene Rangverschiedenheit fest, die aus einer häßlichen, kränklichen oder übelgewachsenen Frau, die Königin dieses reizenden Aufenthaltsortes machen, wo sie von 20 oder mehr jungen schönen Sklavinnen, die unter ihrem Befehl stehen, bedient wird. Jene bewohnt allein prächtige Gemächer, schöne luftige Säle, in denen sie nachläßig ausgestreckt auf reichen Diwans ruhet. Diese bleiben in Vorzimmern, wo sie sticken, Scherbette und Eingemachtes bereiten, und Alles aufbieten müssen, der Hausfrau die Langeweile zu vertreiben.

„Unter den Sklavinnen werden die Schwarzen ausschließlich zum Hausdienst gebraucht, die andern, Zirkassierinnen, Griechinnen oder Abyssinierinnen, sind des Herrn Kebsweiber, die, sobald er ihrer überdrüssig ist, gänzlich unbeachtet bleiben, und mit den Negerinnen auf die gleiche Stufe gestellt werden. Erhebt der Gebieter sie über ihre Gefährtinnen, so ist es, weil sie Mutter geworden, oder weil sie ihn auf

eine besondere Weise zu fesseln gewußt; doch sind sie auch in diesem Fall noch zu ehrfurchtsvoller Unterwerfung gegen die rechtmäßigen Frauen genöthigt.

„Nächst den Frauen und den Sklavinnen, befinden sich im Harem noch 2 oder drei schwarze Verschnittene, die allein die äusserlichen Geschäfte besorgen. Sie wachen in den Vorzimmern, obgleich das nicht nothwendig wäre. Denn des Harems Unverletzlichkeit ist so fest begründet in den Gewohnheiten der Muselmänner, daß selbst der Unerschrockenste die Augen niederschlagen würde, wenn er den grünen Vorhang der äussern Thür von ungefähr aufgeschlagen sähe.

„Die Verschnittenen begleiten die Frauen auf ihren Spazierritten. Sie befestigen sie auf die Sättel, die, je nach ihrem Range, höher oder niedriger sind, und man bemerkt alsdann in den Straßen, auf den Plätzen, oder in den Alleen eine lange Reihe Esel, mit schwarzen in seidene Stoffe gewickelten Phantomen belastet, die dem Auge nichts darbieten, als die Gestalt eines unförmlichen Packets.

„Die ersten voran sind immer die rechtmäßigen Frauen. Neben jeder derselben schreiten zwei Begleiter einher. Hinter ihnen kommen die Sklavinnen, die selbst ihre Esel lenken müssen. Ein Verschnittener befindet sich an der Spitze des Zuges, einen Säbel um die Hüften, und einen breiten Kangar oder Dolch im Gürtel. In der Hand hält er ein langes Bambusrohr. Zwei andere Neger folgen ihm, der eine seitwärts, der andere weiter hinten, alle äusserst aufmerksam, mit drohenden Blicken, in denen man zugleich Zorn und Unruhe lesen kann, nicht etwa aus

Besorgniß, daß eines der unter ihrer Obhuth gestellten Schäfchen zu entfliehen gedenke, woran ihnen gewiß auf die entfernteste Weise nicht der Gedanke einkommt, sondern damit kein neugieriger Blick der Vorübergehenden den dichten Schleier, und die gewaltigen Stiefeln zu durchdringen versuche, und sich bemühe, den Umriß einer Form, das Geheimniß einer Schönheit zu errathen, was auf diese Weise allein geschehen könnte, weil hier die einzige Gelegenheit sich darbietet, eine Intrigue anzuknüpfen.

„Frauen von Stande besuchen die Bazare nie. Die Kaufleute schicken ihnen die Gegenstände, welche sie wünschen. Sie baden sich auch nicht in Gesellschaft mit den Frauen der andern Harems, sondern lassen für sich allein ein ganzes Badhaus bereit halten, dessen Eingang von ihren Verschnittenen bewacht wird. Gewöhnlich haben sie jedoch alle Badzurüstungen in ihrem eigenen Hause.

„Man glaube indessen nicht, daß diese allaugenblickliche Bewachung, diese Spionirung aller ihrer Handlungen, jene Wache, ohne welche sie nicht einen Schritt thun können, die allen ihren Bewegungen nachspähet, für die Frauen dieses Landes etwas Unangenehmes, etwas Bedrückendes sei; daß sie ihnen jenen Ueberdruß, jenen Abscheu gibt, der bei uns einen Eifersüchtigen der Gefahr aussetzt, nur um so besser hintergangen zu werden.

„Hier ist dem nicht also. Die Ideen haben eine andere Richtung genommen, die Würde wird auf eine andere Weise begriffen. Was bei uns demüthigend, herabwürdigend ist, wird für die muselmänniſchen Frauen ein Zeichen ihrer Wichtigkeit, ihres Ranges,

ihres Reichthums. Je strenger die Aufsicht von Seiten ihrer Wächter ist, um so stolzer, um so eitler sind sie darüber, weil es ihnen einen um so größern Begriff von ihrem Werthe gibt. Auf welche Weise man auch die Frauen behandeln mag, Eitelkeit ist immer der Hauptbeweggrund ihrer Genüsse, ihres Vergnügens, ihres Daseins eigentliches Wesen.

„Läßt man sich einige Sprossen auf der gesellschaftlichen Leiter hinab, und versetzt man sich in Gedanken in den Harem einer einzigen rechtmäßigen Frau, mit 5 oder 6 Sklavinnen (ohne Verschnittene, die man nur bei sehr reichen Personen findet), so finden wir hier vielleicht die Intrigue möglich; doch hat sie auch in diesem Falle noch unzählige Hindernisse zu übersteigen.

„Angenommen, eine türkische Frau, von heftiger Leidenschaft beseelt, habe auf einem ihrer Spazierritte den jungen Sohn irgend eines Bey, oder irgend einen schönen Effendi bemerkt, habe über ihn nähere Erkundigungen eingezogen, und sodann dem Vorsatze Raum gegeben, mit ihm in Bekanntschaft zu treten, welcher Mittel kann sie dazu sich bedienen?

„Es ist immer noch, wie in „Tausend und einer Nacht," ein Wasserträger, ein Eselführer, Frauen, die allerlei Gegenstände verkaufen, oder die Badmägde, an welche sie allein sich wenden kann.

„Eine Frau muß jedoch für den von ihr bemerkten Mann eine sehr heftige, unüberwindliche Neigung haben, um solchen Vermittlern sich zu überlassen, die sie leicht verrathen können, und die oft einen Vortheil dabei haben, sie zu verrathen.

„Zudem würden sie sich noch der Gefahr aussetzen,

jungen, unvorsichtigen oder furchtsamen Türken sich zu überlassen, die, kaum mannbar geworden, schon eine rechtmäßige Frau und schöne Sklavinnen haben, und bei denen man nicht jenen ritterlichen, unternehmenden Geist findet, der bei unsern jungen Männern unter gewissen Verhältnissen sich noch erhalten hat, und der sie allen Gefahren Trotz bieten läßt.

„Verweilen wir jedoch bei diesen hindernden Umständen nicht, und nehmen wir an, daß die muselmännische Frau alle ihre Skrupel überwunden, daß sie endlich ein Stelldichein bestimmt, und daß es angenommen worden.

„Wir erblicken sie nun, das Bad verlassend, auf einem Esel reitend, die Treiber zur Seite, und ihre 5 oder 6 Sklavinnen hinter sich, ohne die sie nicht einen Schritt auſſer ihrem Hause thun kann. Wäre es ihr auch möglich, unter verschiedenen Vorwänden nur deren zwei bei sich zu behalten, müßte sie doch immer vier Treiber haben, weil sie zu Fuß weder gehen kann noch darf.

„Vorausgesetzt sie begehe alle diese Unvorsichtigkeiten, und gelange endlich in die kleine Gasse, wo das geheimnißvolle Haus ist, in welchem sie mit ihrem Geliebten zusammentreffen soll, wird man doch gestehen, daß eine solche Intrigue mehr als eine Schwierigkeit darbietet, und daß sie Zeit genug gehabt, über alle die Gefahren nachzudenken, denen sie durch ihren Schritt sich aussetzt.

„Denn im Morgenlande wachen nicht blos Ehre und Scheu für die Meinung der Welt, über der Gattin Tugend, sie wird auch von der argwöhnischsten Eifersucht beobachtet, und unmittelbare Strafe er-

wartet sie, sobald ihr Vergehen entdeckt wird. Sie und alle ihre Sklavinnen werden in Säcke gesteckt, und ohne Gnade und Barmherzigkeit ersäuft.

„Eine türkische Frau muß ein sehr heftiges, fast wahnsinniges Temperament haben, um nicht Alles zu bedenken, was Drohendes für sie in einem unerlaubten Verhältnisse mit jedem andern Manne ist. Ueberdem würde sie auf keinen Fall ihre Blicke auf einen Europäer werfen, dessen enge Kleidung ihm ein so kleinliches, so wenig den Begriffen der Muselmänninnen über männliche Schönheit entsprechendes Ansehen gibt.

„Sie können weder unsern Verstand, noch unsere Eigenschaften, noch unsere Manieren beurtheilen, die in Europa unsere Erfolgsmittel sind. Im Allgemeinen erblicken sie in uns nichts, als klägliche Geschöpfe, deren seltsam ausgeschnittene Kleider sie noch lächerlicher machen. Der schönste Mann in einem Leibrock und in glatt anliegenden Hosen, erscheint in den Augen einer Türkin nicht allein häßlich, sondern auch unschicklich, und sie würde jedem Kaua (türkischen Soldaten), von welcher Gestalt er übrigens wäre, vor einem Europäer, in seiner so engen und ärmlichen Tracht, den Vorzug geben.

„Diesem Eindrucke muß man die Verachtung und den Spott zuschreiben, womit alle Franken im Morgenlande behandelt werden. Hinzufügen muß man noch, daß im Uebrigen die europäischen Abenteurer, welche im Orient sich aufhalten, den Muselmännern keinen hohen Begriff von unserer Sittlichkeit und Menschenwürde geben. Meistentheils durch Spiel oder betrügerische Spekulationen zu Grunde gerichtet, oder

sogar den Gefängnissen entschlüpft, machen sie in ihren abgegriffenen Filzhüten, ihren durchlöcherten Röcken, Parade mit ihren Lastern und Betrügereien, und schaden dadurch nicht wenig den fränkischen Kaufleuten, die das Verlangen nach rechtlichem Gewinn nach der Levante geführt, und die nur zu oft mit jenen verwechselt, folglich auf gleiche Weise behandelt werden, wie sie.

„Um nun die Augen auf solche Menschen zu werfen, müßten die türkischen Frauen geradezu den Kopf verloren haben. Auf jeden Fall würden sie dadurch die Gefahren, denen sie sich aussetzen, verdoppeln, der Unwissenheit der Sprache, der auffallenden Kleidung und der unvermeidlichen Indiskretionen von Seiten der Europäer wegen.

„Gibt es einige seltene Ausnahmen von diesen allgemeinen Regeln, können sie nur in den untern Beamten-Klassen stattfinden, in den Haushaltungen jener Mauthbedienten, Schreiber oder abwesender Offiziere, die oft ihre Frauen und Sklavinen tage- oder jahrelang allein lassen, unter der alleinigen Obhut ihres Gelübdes, oder einer Matrone, die nicht schwer bestechlich ist, und die man mehr als ein Beförderungsmittel, denn als ein Hinderniß betrachten kann.

„In dieser Klasse, wie unter solchen Verhältnissen, zweifle ich nicht, daß die eheliche Treue, oder das Eigenthumsrecht in Betreff der Sklavinnen, oft verletzt werden könne. Aber auch noch in diesem Fall würde man die Verirrung der türkischen Frauen mehr auf ihren Erziehungsmangel und die Langeweile, mit der sie zu kämpfen haben, schreiben müssen, als auf einen natürlichen Hang zur Intrigue und zur

Ausschweifung. Ich wiederhole es nochmals, solche Beispiele sind äusserst selten, und nichts ist leichter, als in den Gesinnungen einer Muselmännin, selbst wenn man schon einige Mal mit ihr zusammengetroffen ist, sich zu irren."

Um seine Behauptung noch mehr zu bekräftigen, erzählt de la Borde ein Abenteuer dieser Art, das ihm selbst begegnet ist. Eine Frau die er schon einige Mal in den Bazaren und an andern Orten gesehen, und die er recht gut erkannte, obgleich sie eine kleine weiße Larve auf dem Gesicht trug, die nur ihre großen braunen Augen bemerken ließ, traf mit ihm eines Tages in einer engen Gasse in Groß-Kahira (Kairo) so dicht zusammen, daß beide sich unmöglich ausweichen konnten. Sie ritt auf ihrem Esel, hatte zwei Says oder Treiber zur Seite, und eine schwarze Sklavin, die ein Kind im Arm hielt, ebenfalls auf einem Esel reitend, hinter sich. De la Borde war zu Pferde, von einem Says begleitet. Die Straße war mit belasteten Kameelen angefüllt, die in unabsehbarer Reihe langsam vorüberzogen.

Die türkische Dame war sehr reich gekleidet, und ihr schwarzer Schleier, wie der darunter befindliche rosenfarbene, nebst der kleinen weißen Larve, von gestickter Leinwand, und den Pantoffeln, schienen ganz neu, waren äusserst zierlich, und deuteten die Sorgfalt an, welche das Frauenzimmer auf seinen Anzug legte.

Den Vorschriften der Klugheit gemäß, die man im Morgenlande mehr als irgendwo beobachten muß, lies unser Gewährsmann nur einen oberflächlichen Blick über die Dame hingleiten, doch bemerkte er

schnell, an der großen Aufmerksamkeit, womit sie ihn betrachtete, daß er ihr nicht gleichgültig sei, was ihn um so mehr betraf, da er sich erinnerte, sie schon einige Male gesehen zu haben. Er betrachtete nun auch sie mit größerer Aufmerksamkeit, und wechselte einige Blicke mit ihr.

Bald darauf benutzte sie das Gedränge, worin die vorüberziehenden Kameele sie gebracht, schauete zuerst forschend um sich, neigte sich sodann gegen ihren Says, und flüsterte ihm einige Worte zu.

Die Kameele waren vorüber. Man mußte sich trennen. Im Vorbeireiten heftete sie ihre großen Augen auf den als Muselmann gekleideten Europäer, der schon seinen Weg fortsetzen wollte, als der Treiber, mit dem sie gesprochen, ihm sich näherte, und schnell zu ihm sagte: „Morgen eine Stunde nach dem Mogreb (Abendgebet) findet Euch im Sekket Jussuf (in der Josephgasse). Ich werde Euch dort erwarten.“ — Ich werde da sein, war des Andern Antwort. Der vorspringende Laden eines Dattelhändlers entzog ihm gleich darauf die schöne Unbekannte aus dem Gesicht.

Er begab sich zur bezeichneten Stunde an den bestimmten Ort, wo er den Says fand, der ihn, nach einigen Umständen, bei seiner Gebieterin einführte. Diese, welche sich ziemlich lange erwarten ließ, war eine schöne Frau, von ziemlich regelmäßigen aber kalten Gesichtszügen. Sie erschien in ägyptischer Kleidung, von sehr reizendem Schnitt, in einem hellblauen Leibchen, einem Rosarock, mit blauem und rosenfarbenem Bande, wie mit Goldflittern besetzt,

und blasrothen seidenen Beinkleidern, mit einem goldgestickten Gürtel um den Leib.

Uebergehen wir das Uebrige. — Die schöne Muselmännin de la Borde's war die Frau eines türkischen Offiziers, im Dienste des Pascha's von Aegypten. Sie war aus Karamanien gebürtig, und hatte sich in einem Alter von fünfzehn Jahren verheirathet. Ihr Gatte war nach Griechenland geschickt worden, und hatte die Arme ohne Geld und Empfehlung zurückgelassen. Es war also mehr aus materiellem Bedürfniß, denn aus Leidenschaft, daß sie die Bekanntschaft wohlhabender Männer zu machen sich bemühete, unter denen unser Gewährsmann wahrscheinlich weder der erste noch der letzte gewesen sein mag.

Ein Wort über die portugiesischen Sitten.

Die neuesten Ereignisse in Portugal haben die öffentliche Aufmerksamkeit diesem Theile der iberischen Halbinsel zugewendet, und man wünscht etwas genauer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten eines Volkes kennen zu lernen, das, allen bisherigen Andeutungen zufolge, noch ziemlich tief auf der Leiter der europäischen Zivilisation steht, das demungeachtet aber berufen zu sein scheint, in den wichtigen, entscheidenden Ereignissen unserer Tage eine Rolle zu spielen.

Im Allgemeinen betrachtet, bilden die Einwohner von Lissabon einen sehr häßlichen, zurückstoßenden Menschenschlag. Untersetzt, mager, schwärzlich, von kränklichem Ansehen, beständig in ihre Capotas oder

Mäntel gewickelt, das Gesicht durch einen großen, unförmlichen, dreieckigen Hut beschattet, durchwandeln sie die äusserst schmutzigen Straßen ihrer Stadt, wie eben so viele traurige Schattenbilder der Trägheit, pöbelhaft-dummen Hochmuths und zurückstoßender Unreinlichkeit. Der dreieckige Hut vor Allem ist für Lissabon's Bewohner eine unumgängliche Nothwendigkeit ihres Anzuges, ohne den, vom Prinzen bis zum Bartscheerer, vom Gelehrten bis zum Bettler, Niemand öffentlich aufzutreten sich unterstehen würde. Die meisten Personen entledigen sich desselben nicht einmal im Innern der Häuser, und selbst in ihren Wohnungen.

Nichts läßt sich vergleichen mit der Aufgeblasenheit der Bewohner der Hauptstadt Portugals. Zu eitel zugleich und zu beschränkt, um sich durch Arbeit ein ruhiges, sorgenloses, ehrenvolles Dasein zu sichern, erröthen selbst Diejenigen, welche mit dem pomphaften Titel fidalgo's (Adeliche) sich schmücken, nicht die Hand auszustrecken in den Straßen, den Kaffeehäusern und allen öffentlichen Orten.

Indessen darf man nicht glauben, daß sie für sich und in ihrem eigenen Namen betteln. Es ist immer für Rechnung Gottes, der Jungfrau Maria, oder irgend eines Heiligen, daß sie den Vorübergehenden um eine Beisteuer bitten. Man sage zu einem portugiesischen Bettler: „Trage mir dieses Packet in diese oder jene Straße; ich will Dich dafür bezahlen.“ Hundert gegen Eins gewettet, darf man auf die Antwort gefaßt sein: „Ich bin ein portugiesischer Fidalgo und kein Gallego (Lastträger).“

Die gute Gesellschaft selbst ist mehr oder weniger

verarmt. Die meisten Individuen, woraus sie besteht, haben zwar eine gewisse anständige Erziehung genossen, da es ihnen aber an hinlänglichem Vermögen gebricht, eine etwas glänzende Rolle zu spielen, so leben sie äusserst zurückgezogen und in vollkommener Unthätigkeit, weil sie weder die Neigung noch die Mittel haben, ein freies Gewerbe zu betreiben. Oft verbergen sie auch ihr Elend unter einem erborgten oder anscheinenden Prunke, und obgleich sie genöthigt sind, sich allein mit getrocknetem Fisch und Lattich oder Salat zu nähren, haben sie doch die feste Ueberzeugung, daß um ein Fidalgo zu sein, es genügend ist, einen schönen Rock zu tragen, den sie durch Betrügerei im Spiel, oder durch nächtliche Expeditionen sich zu verschaffen suchen.

Die portugiesischen Frauen können für schön gehalten werden. Schwarzes, seidenreichs, üppiges Haar, wofür sie die größte Sorgfalt haben; große schwarze oder braune Augen, zur Hälfte von bläulichen Augenliedern bedeckt, deren Ausdruck zugleich scheu und wollüstig ist: solches sind die eigenthümlichen Karaktere ihrer Schönheit. Sie haben gewöhnlich kleine, sehr weiße Zähne, was sie für den Mißbestand eines manchmal zu großen Mundes entschädigt. Ihr Hals ist vollkommen schön, eben so ihre Brust, worin die Frauen keiner andern Nation ihnen gleichgestellt werden können. Auch ihre Beine sind sehr regelmäßig gebildet, und sie legen die größte Aufmerksamkeit darauf, immer neue seidene Strümpfe und Schuhe zu tragen, um ihre kleinen Füße recht bemerkbar zu machen. Sie haben ebenfalls schöne Aerme und hübsche Hände. Von Gestalt sind sie untersetzt,

doch gibt es in den höhern Ständen auch Frauenzimmer, die überall eine imposante Figur spielen würden.

Die Portugiesen begreifen nicht, daß man 365 Nächte hindurch für die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums wachen könne. Daher ihre Gleichgültigkeit für alle städtische Wachsamkeit, wie sie noch in England, Deutschland und in der Schweiz besteht. Es gibt in Portugal eine stehende Militärpolizei für den Dienst am Tage und in der Nacht, die aus einem ganzen Infanterie-Regimente besteht, worin nur die schönsten und stärksten Männer aufgenommen werden. Es sind gewöhnlich Söhne reicher Pächter, die man für ihr gutes Betragen belohnt, und die um so mehr auf die Ehre halten, zu diesem Korps zu gehören, da es das am besten gekleidete und das am besten bezahlte der ganzen Armee ist.

Dies Regiment versieht allein den Palastdienst, und wird deshalb auch als die Leibwache der königlichen Familie betrachtet. Die Polizeisoldaten sind überall und nirgends. Bei Tag wie bei Nacht sieht man sie in allen Richtungen herumstreifen, wobei sie rufen: Aqui del rei (hier in des Königs Namen). Der Dienst des Polizeiregiments besteht darin, die öffentliche Ordnung zu erhalten, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen, und alle Diejenigen zu verhaften, welche sich gegen das Gesetz vergehen. Um zehn Uhr Abends nöthigen sie alle Kaffeehäuser und öffentlichen Orte zu schließen. Sie bewachen die Kirchen und überhaupt alle Versammlungsorte des Volks.

Reise im Kaukasus, bis zur persischen Grenze.

Von der Akademie der Wissenschaften in Petersburg beauftragt, naturgeschichtliche Nachforschungen im Kaukasus anzustellen, hatte Ménetriès, Oberaufseher des zoologischen Museums der genannten Akademie, im Sommer 1829, in Gesellschaft der Herren Kupffer, Lenz und Meyer, sich nach Petigorsk, den berühmten Bädern im Kaukasus, begeben, wo sie den 25 Juni eintrafen. Das militärische Expeditionskorps, dem sie sich anschliessen sollten, brach sogleich auf, kam aber schon den 21. Juli wieder nach Petigorsk, so daß nur wenig befriedigende Ergebnisse von einem so kurzen Ausfluge erzielt werden konnten.

Um den Zweck ihrer Reise nicht ganz zu verfehlen, bewarben die bezeichneten Gelehrten sich um fernerweitige Instruktionen, und erhielten den Auftrag, ihre Nachforschungen längs dem kaspischen Meere, bis zur persischen Grenze, fortzusetzen.

Sie verliessen demnach Petigorsk von Neuem den 15. August, und durchschnitten die Kabarda, um nach der ziemlich beträchtlichen Festung Groznaya, am Kaukasus zu gelangen, wo sich der General Engelhardt aufhielt, der ihr Unternehmen beschützen sollte.

Das Land zwischen Petigorsk und Groznaya ist sehr gebirgig und von tiefen Schluchten durchrissen, die im Frühling, wenn der Schnee im Hochgebirg schmilzt, von ausserordentlich ungestümen Bächen, wie die Bakzane, der Natschick u. a. durch-

fluthet werden, über die man alsdann nur mit vieler Schwierigkeit setzen kann.

Die Reisenden folgten auch einige Zeit dem Terek, der, nachdem er unfern Ekaterinograd die Malka aufgenommen, ein bedeutender Fluß ist. Die ganze Umgegend von Mozdok ist nichts als ein großer, von den Ueberschwemmungen des Terek gebildeter Sumpf. Fünfzehn Werste (3 ¾ Stunden) vom Flusse, unfern von Starajurst besuchten sie die neuentdeckten heißen Schwefelquellen, deren mittlere Wärme 38 Grade Reaumur ist, und in deren Nähe Pflanzen und Bäume sehr gut fortkommen. Sie befinden sich auf dem Gipfel eines kleines Hügels, und sind noch unbenutzt.

Von Groznaya, am Ufer der Sundga gelegen, erblickt man einen großen Theil der prachtvollen Kette des Kaukasus, dessen 10,000 bis 16,000 Fuß hoher Grat mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Erst gegen Ende Oktobers konnten die Reisenden Groznaya verlassen. Sie hatten vom General Engelhardt Briefe für alle Festungskommandanten auf ihrem ganzen Wege, und zugleich eine starke Bedeckung erhalten, mit der sie bis Kazigurt jedoch täglich nicht mehr als 20 Werste (nicht ganz 5 Stunden) zurücklegten. Von diesem letzten Orte wendeten sie sich gegen das kaspische Meer, das sie zuerst bei Terki ansichtig geworden. Je mehr sie demselben sich näherten, um so schlechter wurden die Wege, und um so mehr Schwierigkeiten stellten ihrem Fortkommen sich entgegen. Sie mußten fast in jedem Städtchen, deren es alle drei bis vier Stunden gibt, über Nacht bleiben. Glücklicherweise hatten sie in dieser Gegend nichts mehr von den wilden Gebirgsbewohnern zu be-

sorgen, und konnten in voller Sicherheit, selbst ohne militärische Begleitung, herumstreifen. Es gibt hier ausserordentlich viel wilde Enten, Gänse und Störche, die zu mehreren Tausenden von den Seen dem Meere zuflogen.

Von Kuba bis Baku *) wurde es den Reisenden schwer, Pferde zu erhalten, indem die meisten, welche man ihnen gab, nie angespannt gewesen, und durchaus nicht ziehen wollten. Ueberhaupt weigerten sich sehr oft die Tartaren, aus religiöser Abneigung, ihnen die allernothwendigsten Dinge zu geben, und konnten nur mit Gewalt zu einem etwas gastfreundschaftlicheren Benehmen gezwungen werden.

Endlich den 9. Dezember erreichten die Gelehrten Baku, wo sie wieder eine auf europäische Weise eingerichtete Wohnung erhielten, nebst mehreren Bequemlichkeiten, welche sie lange entbehrt hatten. Die Stadt liegt nahe am kaspischen Meere, in einer öden, unfreundlichen Gegend. Sie lehnt sich an eine nicht besonders hohe Bergreihe, von Muschelkalkfels und neuerer Bildung. Die fast beständig herrschenden, sehr starken Winde, häufen sehr viel Sand auf am Ufer, und machen den Boden immer unfruchtbarer.

Die Reisenden brachten den Winter zu in Baku, und verliessen diese Stadt den 27. April. Sie konn-

*) Die erste Stadt hat 8000 Einwohner, die zweite hat deren nur 3000. Sie ist schlecht gebaut, hat jedoch einen guten Hafen, und treibt nicht unbedeutenden Handel. In ihrer Nähe bemerkt man das „heilige Feuer" der Parsen, eine durch entzündetes Erdöl oft 18 Fuß hoch aus dem Boden aufsteigende Flamme, um welche die Parsen in kleinen Hütten wohnen, und sie verehren.

ten von hieran sich nicht mehr der Fuhrwerke bedienen, und mußten ihre Expedition zu Pferde fortsetzen. Anfänglich blieben sie hart am Meere, der Karavanserais wegen, welches die einzigen Gebäude sind, die man auf der ganzen Strecke von Baku bis Salian, einer Stadt am Kur, mit 2000 Einwohnern, wo sie den 1. Mai eintrafen, findet.

Erst in Nähe des Kurflusses gewann die Gegend einen etwas freundlicheren Anblick. Bis dahin war sie mehr einer Wüste, als einem bewohnten Lande ähnlich. Den 17. kam man nach Lenkoran, nachdem man angenehme Steppen durchschnitten, wo die Vegetation sehr mächtig schien. Das Dorf Kizyl-Agatsch besonders ist von herrlichen Fruchtwäldern umgeben. Große Bäume waren ganz mit wilden Reben bedeckt, und viele hundert Nachtigallen schlugen in allen diesen köstlichen Gehölzen, in denen man jedoch von Zeit zu Zeit auch den Klageton des Schakals vernahm. Hier auch erheben sich die Talyschberge, die vom Fuße bis fast zu den Gipfeln mit schönen Waldungen bedeckt sind.

Lenkoran, an der Küste liegend, ist zum Theil von großen Reisfeldern umgeben, die im Frühling unter Wasser gesetzt werden. Weiterhin dehnen sich große Wälder aus, welche die Lenkoranka durchschlängelt. Ungefähr 12 Werste (3 Stunden) von Lenkoran, mitten im Walde, sind heiße Schwefelquellen, in denen sich bei 22 Grad Wärme, noch eine Menge Schildkröten (emys caspica) befinden. Den 30. Mai brachen die Reisenden gegen das Gebirg auf.

Die Bergkette des Khanats von Talysch hat bis zur gegenwärtigen Grenze von Persien eine Länge von

50 bis 60 Werste (12 bis 14 ½ Stunden), und eine Breite von etwa 20 (nicht ganz 5 St.). Ihre Richtung ist von Nordost nach Südwest. Ein schwärzlicher, an einigen Orten sehr zerbrechlicher Porphyr scheint ihre Basis zu sein, während ein ziemlich harter Sandstein sich bis zu einer Höhe von fast 3000 Fuß erhebt. Diese Berge sind bis auf zwei Drittel ihrer Höhe bewaldet. Das letzte Drittel ist mit dichtem Gras und Kräutern bedeckt. Die höchsten Gipfel des Gebirges erheben sich bis auf 6000 oder 7000 Fuß.

Die gelehrten Reisenden durchstreiften es in allen Richtungen. Den 26. Juni waren sie wieder in Lenkoran. Aber unglücklicherweise zwang sie das Cholera, sich schnell zu entfernen. Die Hitze war überdem so groß, daß man im offenen Lande, wo Alles von ihr versengt war, es nicht mehr aushalten konnte.

Von Lenkoran begaben sie sich nach der 15 Werste (3 ¾ St.) entfernten Insel Sara, wo einige Kriegsschiffe stationirten, und da grade eine Brigg nach Astrachan gehen, und bei Baku anlegen sollte, benutzten sie diese Gelegenheit, die Reise angenehmer zu machen. Den 7. Juli ging die Miana unter Segel. Man verweilte einige Zeit bei der Insel Swinoe, die erst seit einigen Jahren, durch Pseudo-Vulkane entstanden ist. Ihre Ausdehnung ist gering. Sie ist zum Theil mit kleinen Kratern bedeckt, wo Wasser und etwas Naphta aufkochen, und denen sehr viel brennbares Gas entfährt. Es waren hier auch sehr viele Seevögel, besonders Meewen, Seeraben und Seeschwalben. Die Eier dieser letzten lagen in grosser Menge auf dem Sande, zwischen einigen Pflanzen.

Den 10. trafen die Reisenden in Baku ein, wo

aber das Cholera mit Heftigkeit wüthete. Die Hitze war erstickend, obgleich der Thermometer nicht über 36 Grade stieg. Menetries und seine Begleiter verliessen Baku den 19. Juli. Auf dem etwa 1000 Fuß hohen einzeln liegenden Berge Beschbamack brach die Achse an einem ihrer Wagen. Der Berg besteht aus Kalkfels, und ist nur 2 oder 3 Werste (½—¾ St.) vom Meere entfernt.

Den 26. waren sie in Kuby, wo sie nicht lange verweilten, weil sie den Schahdag oder Königsberg zu besuchen wünschten. Sie erfuhren mit Vergnügen, daß ein solcher Ausflug ohne Gefahr sei, wenn man nicht bis zu den Orten vordringe, wo die Lesgier mit ihren Heerden verweilen. In Begleitung eines Jessaul, oder öffentlichen Beamten, machten sie sich bald auf den Weg. In einer Höhe von 8000 Fuß fanden sie zahlreiche Heerden, deren Eigenthümer sie mit gastfreundschaftlicher Zuvorkommenheit in ihren Filzzelten oder Jurten aufnahmen. Das Cholera war noch nicht bis zu ihnen gelangt, und hat sie auch verschont.

Der Schahdag scheint aus noch härterem Kalkfels zu bestehen, als die niedrigern von Kaba bis zu ihm sich erstreckenden Berge. Dagegen bildet Schiefer den Hauptkern des Tyffendag, des Urutschedag und einiger andern weniger hohen Bergreihen. Die Morgen auf dem Schahdag und seinen Nachbaren waren wirklich entzückend. Aber gegen Mittag brach gewöhnlich ein fürchterliches, mit Schnee und Hagel begleitetes Gewitter aus, und die Temperatur war so veränderlich, daß es fast alle Nächte fror, während es von 10 bis 11 Uhr Morgens unerträglich heiß war.

Die Reisenden kehrten nach Kuba zurück, begaben

sich von da nach Derbent und Petigorsk, welches letztere sie den 8. Oktober verliessen. Erst den 19. Dezember waren sie wieder in Petersburg. Die vielen zu überstehenden Quarantänen, und die schlechten Wege waren Ursach, daß sie mehr als zwei Monate zu einer Reise brauchten, die man sonst gewöhnlich in 14 bis 16 Tagen zurücklegt.

Im Allgemeinen ist diese Reise in geographischer Hinsicht von sehr geringem Interesse. Die Andeutung einiger Städte, Dörfer und Berge, oder unbedeutender Oertlichkeiten kann ein Jeder geben, der ein gutes Handbuch der Geographie zu Rath zieht, ohne daß er deshalb sein Zimmer verlassen darf. Wahr ist es, der Oberaufseher des zoologischen Museums der Akademie der Wissenschaften in Petersburg hatte auf dieser Reise besonders den Zweig seines eigenthümlichen Berufes im Auge, indessen hätte er unsers Erachtens doch nicht auffallend wichtige Dinge unbeachtet lassen sollen, die auf seinem Wege sich ihm darbieten mußten.

So gedenkt er mit keinem Worte des „heiligen Feuers der Parsen," bei Baku, dessen wir oben in einer Note Erwähnung gethan. Dies Feuer wird durch entzündetes Naphta, oder Erdöl, erzeugt, von dem es in der Umgegend von Baku unzählige Quellen gibt. Auf der alleinigen Halbinsel Abscheron findet man deren über hundert. Mehrere derselben geben ein klares, durchsichtiges, die meisten dagegen ein dunkelbraunes Erdöl, und zwar in so großer Menge, daß man davon jahrein jahraus über 80,000 Zentner schöpft, das größtentheils nach Persien ausgeführt wird.

Entzündet sich dies Naphta, was ziemlich häufig geschieht, so stehen während der Nacht oft mehrere Punkte zu gleicher Zeit in Feuer. Doch verbreitet dies Feuer keine bemerkliche Wärme, wie lange es auch anhalten mag. Eine in den Boden gesteckte und angezündete Röhre brennt ununterbrochen fort, so daß man Nachts dabei recht gut arbeiten kann. Gebern oder Parsen betrachten dies Feuer als heilig, weshalb sie in seiner Nähe wohnen, oder doch zu ihm wallfahrten. Am berühmtesten unter diesen Naphtaquellen ist die in einer 10 bis 12 Fuß tiefen Grube, nahe bei Baku, befindliche, aus welcher beständig eine oft 18 Fuß hohe Flamme aufsteigt.

Es gibt zwischen Baku und Nawagi auch ganz besondere Vulkane, die statt Feuer oder Lawa, dicken Schlamm auswerfen, wodurch diese Hügel, deren Gestalt kugelförmig ist, unausgesetzt erhöhet werden, weshalb man sie die aus der Erde emporsteigenden Berge nennt.

Mannigfaltigkeiten.

Mittheilung über einige Reisende.

Der Ungar Ksoma von Koros befindet sich gegenwärtig zu Kalkutta. Er ist unausgesetzt mit Nachforschungen über den Ursprung der ungarischen Nation und ihrer Sprache beschäftigt. Man hat ihm eine von dem Vicekönig seines Vaterlandes angewiesene Unterstützung von 140 Pf. Sterling (1680 rhein. Gulden) ausgezahlt, welche Summe er nur unter der Bedingung angenommen, daß sie zum Ankauf morgenländischer Handschriften, welche er für die vorzüglichsten Bibliotheken Ungarns bestimmt, verwendet werden könne.

Der getaufte Israelit, und gegenwärtiger wesleyanischer Missionär Wolff, ist nach Ueberstehung ausserordentlicher Schwierigkeiten und Gefahren zu Peschaur angelangt. Er hat Arabien allein durchwandert, ist beraubt und in Sklaverei geschleppt worden. Der Hauptzweck seiner Reise, sagt man, habe in Nachforschung nach den verloren gegangenen Stämmen Israels bestanden, die, den heiligen Schriftstellern zufolge, durch den König von Assyrien nach Halab und Habor, an den Fluß Gozon, und in die Städte der Medier, versetzt wurden.

Bis jetzt scheint Wolff diese Stämme nicht gefunden zu haben. Er will sie nun in Tübet, in Japan und sogar im Innern Afrika's suchen. Von religiösem Fanatismus beseelt, scheint ihm nichts zu schwer. Er ist gesonnen, entweder umzukommen oder seinen Zweck zu erreichen. Es ist vorauszusehen, daß viel eher jener Fall eintreten werde als dieser.

Von Peschaur wollte er sich zuerst nach Lahor begeben. Man sagt auch, daß bevor er seinen großen „Ausflug" unternimmt, er zu Kalkutta das Ergebniß seiner Reisen in Syrien, Palästina, Aegypten, Turkistan, Afganistan ꝛc. bekannt machen wolle.

Der Kapitän der königlich englischen Marine, G. F. Lyon, berühmt durch seine Reisen in Nordafrika, gegen

den Nordpol und im Innern Afrika's, ist am 8. Oktober 1832 (also einen Tag früher als der Dr. Rengger) am Bord des Paketboots Emulus, auf der Rückkehr von Buenos-Ayres nach England, gestorben. Durch seine zahlreichen Reisen hat er der Erdkunde große Dienste geleistet. Sein Tod ist für diese Wissenschaft ein wirklicher Verlust.

Verminderung der französischen Armee.

Einer im Journal de Paris enthaltenen Mittheilung, die man als offiziell betrachten kann, zufolge, belief sich das Budget des Kriegsministeriums für das Jahr 1833 auf 305,547,208 Franken (145,871,580 rhein. Gulden) für ein Effektiv von 410,916 Mann und 94,080 Pferde. Für 1834 wird das Effektiv auf 310,443 Mann und 56,765 Pferde reduzirt werden, wofür die Ausgaben (mit Einschluß des Korps in Afrika) sich auf 226,600,000 Fr. (107,439,570 rh. Gulden) belaufen sollen. Die Verminderung wird also für 1834 nicht weniger als 100,473 Mann, 37,315 Pferde und 78,947,288 Fr. (38,432,010 rh. Gl.) betragen.

Da anderseits das Gesetz, betreffend die Aushebung der Klasse von 1832 nur 10,000 Mann zur unmittelbaren Verfügung der Regierung stellt, werden 70,000 Mann in ihren Familien bleiben, und mit Einschluß der bereits in die Reserve Einverleibten, wird es hinter der Armee von 310,443 Mann noch eine Reserve von 210,785 Mann, folglich beim ersten Aufruf eine Gesammtmasse von 521,228 Soldaten geben.

Vergleicht man den gegenwärtigen Militärzustand Frankreichs mit dem während der Restauration, so sieht man, daß er seitdem große Fortschritte gemacht. Den ersten August 1830 bestand die Armee nur aus 197,300 Mann und 35,472 Pferden. Die Ausgaben dafür betrugen (die Kosten der afrikanischen Expedition nicht mit inbegriffen) 187,200,000 Fr. (88,758,634 rh. G.) Die Ausgaben für eine Vermehrung von 113,142 Mann werden demnach nur um 39,400,000 Fr. stärker sein, was verhältnißmäßig als gering betrachtet werden kann.

Große Wasserleitung von Lissabon.

Die prächtige Wasserleitung, welche Lissabon mit Trinkwasser versorgt, und die von Don Miguels Truppen, bei Belagerung dieser Stadt, durchbrochen worden, ist eines der schönsten Werke der neuern europäischen Baukunst. In Betreff der Größe steht es hinter keinem alterthümlichen Denkmale dieser Art zurück. Der Theil besonders, welcher das nicht ganz eine halbe Stunde von Lissabon entfernte Thal Alkantara durchschneidet, ist äusserst imposant. Er besteht aus 35 Schwibbogen, über welche die Leitung zu schweben scheint. Die Höhe des mittlern Bogens beträgt 263 Fuß 10 Zoll, und seine Breite 107 Fuß 8 Zoll. Jeder dazu gebrauchte Steinblock ist im Durchschnitt 23 Fuß hoch. Die Schwibbogen nach beiden Seiten werden allmählig dünner, und die Steine niedriger. An den letzten sind sie nur 8 Fuß hoch. Johann V ließ dies Riesenwerk bauen. Es wurde 1713 begonnen, und 1732 vollendet. Aus einigen Ueberresten alter Mauern hat man die Vermuthung entnommen, daß die Römer ehemals an derselben Stelle ein ähnliches Werk anzulegen sich bemühet, ohne es jedoch zur Ausführung zu bringen.

Entdeckung einer neuen Inselgruppe.

Der brittische Seefahrer Harwood, Kapitän des Wallfischschiffes „Haschmy“ behauptet, nach seiner Abfahrt von Japan, unter 5° 45′ nördlicher Breite, und 152° 35′ östlicher Länge (von Greenwich) eine Gruppe von 4 bis 5 Inseln entdeckt zu haben, indem dieselben bis jetzt noch auf keiner Karte angedeutet sind. Sie liegen ungefähr 50 Meilen (17 Stunden) nordwestlich von den Yung-Williams-Inseln, würden folglich südöstlich von den Marianen sein, und zum Archipel der Karolinen oder Neu-Philippinen gehören. Man landete an einigen dieser Inseln, und erhielt von den Einwohnern derselben allerlei Erfrischungen. Ihr Benehmen war sehr leutselig und zuvorkommend. Alle diese Eilande schienen stark bevölkert. Sie sind mit Kokosnußbäumen, und vielen andern nützli-

den Bäumen und Pflanzen bedeckt. Auf der Seite gegen die Yung-Williams Inseln ist auch ein bequemer und sicherer Hafen.

Vollständig erhaltener römischer Tempel in England.

Die römischen Bauwerke, welche man ganz neuerdings in der Grafschaft Kumberland ausgegraben hat, sind viel bemerkenswerther durch die Zierlichkeit der Formen und den guten Geschmack der Bildhauereien, als durch großen Umfang. Sie gehören zu einem kleinen mit Säulen umschlossenen Tempel, der höchstens 40 Fuß hoch ist. Seine Gestalt ist die eines Parallelogramms, dessen Länge 60 und dessen Breite 30 Fuß mißt. Eine zierliche Säulenhalle schmückt dieses Tempels Eingang, dessen Inneres in drei Abtheilungen geschieden ist, von denen die erste die Vorhalle, die zweite der für das Volk bestimmte Raum, und der dritte oder östliche Theil das Heiligthum war. Eine Oeffnung in der Decke erhellt die beiden letzten Theile. Im Heiligthum sieht man einen kleinen Altar mit äusserst geschmackvollen Bildhauereien. Es ist dasselbe auch mit denen am Fries des Tempels. Sie stellen Köpfe von Füchsen und Wölfen dar, untermischt mit Eichenzweigen und Jagdgeräth. Alterthumsforscher, welche diesen Tempel genau untersucht haben, glauben, daß er Gottheiten des Ackerbaues gewidmet gewesen. Da er noch vollkommen gut erhalten ist, und aus sehr festen Materialien besteht, hat man den Vorschlag gemacht, ihn auseinander zu nehmen und in der Hauptstadt der Grafschaft wieder aufzubauen, wo er die Zierde eines Platzes oder eines Spazierganges werden könnte.

Geographische Vertheilung der Thiere.

Die mächtige Hand, welche das Leben verbreitet über der Erde Oberfläche, wie um derselben ausserordentliche Fruchtbarkeit zu bewahrheiten, gab auch allen Wesen, die bestimmt waren die Erde zu bevölkern, eine unendliche

Formen-Verschiedenheit. Ueberall boten die Elementartheilchen, durch ihre gegenseitige Näherung und Vertheilung, verschiedenartige Kombinationen dar. Daher rühren jene tausend Gattungen, jene tausend so verschiedenen Thierfamilien, vom Infusionsthierchen bis zum riesigen Mastodont. Deshalb auch ist das Studium der Sitten und die Klassifizirung dieser unendlichen Menge Wesen der wichtigste Gegenstand der Naturwissenschaften geworden. In einer der Sitzungen der zoologischen Gesellschaft in London hat ein Mitglied derselben über diesen Gegenstand eine Denkschrift, an interessanten Beobachtungen reich, vorgelesen, wovon wir eine gedrängte Uebersicht mittheilen wollen.

Die Säugethiere, ihrer Größe, ihrer Stärke, ihres Nutzens oder ihrer Berührung mit dem Menschen wegen, sind die Hauptgegenstände seiner Nachforschungen gewesen. Er hat gefunden, daß von den tausend Gattungen, woraus diese Familie besteht, 90 Europa angehören, 112 Afrika, 30 Madagaskar und Ile-de-France, 80 dem südlichen Asien und Zeylon, 50 bis 60 den Inseln des indischen Archipels, 40 bis 50 dem nördlichen Asien, 100 ungefähr Nordamerika, 190 Südamerika, und 30 bis 40 Australien.

Dreißig Cetaceengattungen, die ebenfalls zur Familie der Säugethiere gehören, halten sich auf in den nördlichen Meeren, 14 in den südlichen, und 28 unter den andern Himmelsstrichen. Er hat ausserdem noch gefunden, daß 60 Gattungen nur allein im Wasser leben, daß 20 Amphibien sind, daß 100, mit Hilfe ihrer knorpeligen Flügel, sich in die Luft erheben können, obschon nicht zu einer bedeutenden Höhe, daß 200 auf Bäumen leben, während 60 ihr Leben im Innern der Erde zubringen.

Dies Studium, das auf den ersten Blick keinen besondern Gehalt zu haben scheint, könnte dennoch, würde es mit Beharrlichkeit verfolgt, ein helles Licht verbreiten über die Geschichte der Erde. Es würde uns vielleicht die Ursachen andeuten, welche diese verschiedenen Herde thierischer Bevölkerung, wie man sie bemerkt, haben bestimmen kön-

nen. Warum man in Australien bis auf den heutigen Tag nur mit drei Ausnahmen, keine andere als Beutelthiere gefunden; in Folge welches Gesetzes diese oder jene Thiergattung gewissermaßen an den Boden gefesselt scheint, wo sie erzeugt worden, während eine Menge anderer beständigen Auswanderungen sich unterziehen, und eben so wohl die Glut der heissen Zone, als das Eis der Pole ertragen können.

Ausfuhr der ägyptischen Fabriken.

Ein zu Bombay angesessener englischer Kaufmann schrieb vor Kurzem an einen seiner Handelsfreunde zu Liverpool:

„Unsere Fabrikanten von Sheffield und Manchester werden nicht wenig erstaunen, wenn sie erfahren, daß sie mit einem gefährlichen Nebenbuhler auf den Märkten Indiens zusammentreffen, der ihnen mit der Zeit sehr schädlich werden kann.

„Der Verkauf der gesponnenen Baumwolle war im Mai und Juni d. J. (1830) äusserst unbedeutend auf unserm Platze. In den folgenden Monaten liefen mehrere Bestellungen aus dem Innern ein, und er gewann wieder seine gewöhnliche Thätigkeit. Indem kamen drei englische Schiffe mit 4000 Ballen dieses Artikels an, wodurch er im Preise bedeutend fiel. Die Verlegenheit der Inhaber dieser Waare wurde noch durch die Einfuhr 1800 anderer Ballen vermehrt, die über das rothe Meer aus den Fabriken des Pascha's von Aegypten herkamen

„Ich habe, in Gesellschaft mehrerer anderer Kaufleute, mit größter Aufmerksamkeit diese Baumwolle untersucht, und wir haben gefunden, daß ihr Kern schön ist, obgleich der Faden manchmal ungleich genannt werden kann. Sie ist für die Feinheit von 20 bis 30 numerirt, in der Wirklichkeit aber von 40 bis 45. An Stärke übertrifft sie die aus den englischen Fabriken herrührende Baumwolle von derselben Dicke. Mit einem Worte, ihre Qualität hat uns über der mittelmäßigen geschienen. 500 Ballen davon sind zu Surate verkauft worden, und 1000 in unserm Hafen.

„Obgleich diese Waaren hier nnr mit einer Abgaben-Erhöhung von 60 Prozent des Werths, und 4½ Prozent des Tonnengeldes zugelassen werden, versicherte der Kapitän des ägyptischen Schiffes uns dennoch, daß sein Herr nicht unbedeutenden Vortheil von diesem Verkauf gewinne.

„Beachtet man in der That die günstige Lage, in welcher der Pascha sich befindet, sobald seine Maschinen erst recht im Gang sind, einerseits seine ausserordentliche Nähe, anderseits den geringen Arbeitslohn und den niedrigen Preis des Urstoffes, so wird man leicht einsehen, daß er im Stande ist, der starken Abgaben ungeachtet, mit Vortheil hier die Konkurrenz der britischen Manufakturen zu ertragen.

„Man behauptet sogar, daß er seine Ausfuhr darauf nicht beschränken, und daß er in Kurzem uns gedruckte Baumwollenzeuge zusenden werde. Schon bemühen sich seine Agenten, die Muster und Farben zu erforschen, welche den untern Ständen Indiens und Persiens am meisten gefallen. Uebrigens hat diese unerwartete Erscheinung aller hiesigen britischen Kaufleute und Beamten Sorgfalt in einem hohen Grade erweckt, und sie haben auf der Stelle eine Denkschrift an die Handelskammer zu London gerichtet."

Mehemet Ali wird ohne Zweifel nichts vernachlässigen, was seinen Fabriken und deren Absatz eine größere Ausdehnung geben kann. In einem Lande, wo er zugleich Maschinen und den Urstoff der zu verarbeitenden Artikel haben kann, wo überdem der Arbeitslohn äusserst gering ist, obgleich es den Arbeitern weder an Umsicht noch an Geschicklichkeit gebricht, muß er endlich sein Unternehmen vom besten Erfolg gekrönt sehen, vorzüglich wenn er sich mit Verfertigung von Stoffen der ersten Nothwendigkeit begnügt.

Durch sein rastloses Streben zeigt sich ein Volk, das vor Kurzem noch in Barbarei schmachtete, plötzlich als Nebenbuhler einer Nation, welche die meisten Fortschritte in Wissenschaft und Industrie gemacht. Was jedoch bei

diesem ausserordentlichen Mann das meiste Erstaunen erregt, ist, daß, indem er sich mit den geringsten Einzelnheiten des Handels und der Industrie beschäftigt, er zugleich mit einem Adlerblick jene großen Arbeiten bewacht, die seinen Namen so unsterblich machen werden, als den der Pharaonen, deren Nachfolger er ist. Auf seine Stimme werden große Kanäle gegraben, zahlreiche Armeen organisirt; die Gewerbthätigkeit gewinnt einen vorher nie gekannten Schwung, die Abgaben werden besser vertheilt, und seine Marine wird täglich immer schöner und imposanter *).

Kulturkosten und Bodenertag in Großbritannien.

Des Bodens kieselartige Natur in England und Unter-Schottland, die fast beständige Feuchtigkeit der Athmosphäre, die grosse Menge Dünger, den die Landwirthe verwenden, die Geschicklichkeit, womit sie ihre Erndten abzuwechseln verstehen, und die Sorgfalt, welche sie darauf verwenden, haben den Bodenertrag dergestalt vermehrt, daß, wenn man ihn mit dem anderer Länder Europa's vergleicht, man ihn beinahe für unglaublich halten möchte. Das anscheinend Wunderbare erklärt sich jedoch leicht, wenn man die langen und beschwerlichen Arbeiten des Ackerbauers, von der Saat- bis zur Erndtezeit, in Beachtuug zieht.

Um mit Vortheil eine Meierei von 400 Acres (Morgen) Landes zu bebauen, braucht man ein Kapital von 3000 Pf. Sterling (36,000 rhein. Gulden), wovon die Hälfte auf die Ackergeräthe, und das zum Landbau erforderliche Vieh gerechnet werden kann. Die andere Hälfte ist sodann kaum genügend zur Bezahlung des Arbeitslohns und der Abgaben, wie znm Ankauf des Düngers.

---

*) M. s. den Artikel: „Ueber die Plane des Pascha's von Aegypten, und über den Zustand seines Landes," im siebenten Bande des Jahrgangs 1829; und den: „Bevölkerung und öffentliches Einkommen Aegyptens," im ersten Theile des Jahrg. 1830 dieses Werkes.

Man berechnet, daß der zu einem Acker Landes erforderliche Dünger jährlich 1 Pf. Sterl. 10 Schilling (18 rh. Gl.) kostet. Hamilton hat festgestellt, daß die Kulturkosten eines neuerdings urbar gemachten Acker Landes für die erste Erndte, gewöhnlich in Getreide, auf 6 Pf. St. 14 Sch. 5 P. (80½ rh. Gl.) sich belaufen, und daß der Ertrag nur aus 18 Scheffeln, von dem Werth von 7 Pf. St. 4 Sch. (86½ rh. Gl.) besteht; dergestalt daß, nach Abzug des Steuerbetrags, der Landwirth einen reinen Verlust von 5 Schilling (3 rh. Gl.) erleidet. Die zweite Erndte, aus Gerste bestehend, sichert ihm jedoch einen Nettogewinn von 14 Schilling (8½ rh. Gl.), weil alsdann die Kulturkosten um die Hälfte geringer sind.

Seit einem Jahrhundert haben die zahlreichen Verbesserungen, welche man in den Ackerbau eingeführt, desselben Ertrag verdoppelt. Coke schätzt, daß der mittlere Ertrag eines Acker Landes in Großbritannien, mit Getreide bebaut, sich auf 25 Scheffel beläuft, und daß man in Norfolk, wie auf der Insel Wight, deren 35 gewinnt. Die Gärten in der Umgebung London's, werfen ein Einkommen von 200 bis 400 Pf. St. (2400 bis 4800 rh. Gl.) von jedem Acker ab, und ihre Miethe ist zwischen 10 bis 20 Pf. St. (120 bis 240 rh. Gl.). Ueberhaupt kann man sagen, daß die Kosten jeder Art, welche die Kultur eines Acker Landes nach sich zieht, in mittlerer Schätzung 5 Pf. St. (60 rh. Gl.), und sein Ertrag 8 Pf. St. (96 rh. Gl.) beträgt.

Nach mehreren Landwirthen ist nachstehende die mittlere Quantität des in Pfunden geschätzten Ertrags, den ein Acker Landes in Großbritannien giebt, je nach den verschiedenen Kulturen:

	Pfund		Pfund.
Korn	1250.	Zwiebeln	2800.
Gerste	1600	Birnen	5000.
Hafer	1840.	Rüben	7000.
Pflaumen oder Kirschen	2000.	Kartoffeln	8000.
Bohnen oder Erbsen .	2000.	Wasserrüben . .	10,000.

Nach Middletons Berechnung giebt ein Acker gutes Weidland täglich 10 Unzen Hammelfleisch, oder 8 Unzen

Rindfleisch, und jährlich 228 Pfund Hammelfleisch oder 182½ Pfund Rindfleisch. Derselbe Landwirth hat berechnet, daß wenn eine Wiese für Milchkäse bestimmt wird, sie jährlich 2900 Pfund Milch, oder 300 Pfund Butter, oder 200 Pfund Käse geben muß.

Weinberge in Frankreich.

Es giebt in Frankreich zehn Departemente, in denen man keinen Wein bauet, es sind die des Calvados, der Nordküsten, der Creuse, des Finistère, der Manche, des Norden, der Orne, des Pas-de-Calais, der Nieder-Seine und der Somme.

Der meiste Wein wird in dem Departement der Nieder-Charente gewonnen. Der jährliche mittlere Betrag beläuft sich auf 2,500,000 Hektolitres oder 125,000,000 Maß.*)

Den wenigsten Wein liefert das Morbihan-Departement, dessen jährlicher Betrag im Durchschnitt nicht 1000 Hektolitres oder 50,000 Maß übersteigt.

Drei Departemente erzeugen in mittlerer Schätzung jährlich über 2 Millionen Hektolitres oder 120 Millionen Maß, nämlich die der Nieder-Charante, der Gironde und des Hérault. Vier erzeugen zwischen 1 bis 2 Millionen Hektolitres. Es sind die der Charente, der Nieder-Loire, des Loiret und des Gard. Zwanzig geben ½ bis 1 Million, nämlich die des Gers, des Var, der Yonne, der Saone und der Loire, des Loir und Cher, von Lot und Garonne, der Meurthe, der Dordogne, der Marne, der Rhone, von Indre und Loire, der Vienne, der Aube, der Ober-Marne, des Oberrheins, der Aude, der Côte d'Or, der Seine und Oise, der Seine und Marne, des Niederrheins.

Der Ertrag der neun folgenden: Ain, Rhonemündungen, Jura, Maine und Loire, Maas, Ardèche, Ober-Garonne, Tarn und Garonne, ist zwischen 400,000 bis 500,000 Hektolitres. — Zehn, nämlich Lot, Puy de Dôme, Ober-Saône, Nieder-Pyrenäen, Isère, Ober-Pyrenäen, Oi-

*) Der Hektoliter ist gleich ungefähr 50 Maß.

Pyrenäen, Allier, Tarn, Landes, erzeugen zwischen 300,000 bis 400,000 Hektolitres. — Eilf Departemente, Indre, Vaucluse, Aveyron, beide Sèvres, Drôme, Nièvre, Cher, Korsika, Mosel, Vendée, Aisne geben zwischen 200,000 bis 300,000 Hektolitres. — Acht, nämlich Doubs, Eure und Loir, Corrèze, Vogesen, Sarthe, Loire, Arriège liefern zwischen 100,000 bis 200,000 Hektolitres.

Der jährliche mittlere Ertrag von 12 Departementen, Ober-Loire, Oberalpen, Niederalpen, Ardennen, Oise, Lozère, Eure, Ober-Vienne, Cantal, Mayenne, Ille und Vilaine, Morbihan, steigt nicht bis auf 100,000 Hektol.

Die Departemente, wo die Hektare Landes*) am meisten erzeugt, sind nach dem von Eure und Loir, die nordöstlichen Departemente der Mosel, des Oberrheins, der Ardennen, u. s. w. Jede Hektare giebt dort im Durchschnitt jährlich zwischen 45 bis 55 Hektolitres (2250 bis 2750 Maß) Wein.

Es giebt gegenwärtig in Frankreich ein Viertel mehr Weinberge als im Jahr 1789. Die Hektare liefert überdem im Allgemeinen ⅕ mehr, als damals. Der Ertrag hat sich nicht besonders vermehrt in den Weinbergen im südlichen Frankreich. In der Gironde vorzüglich ist er stationär geblieben. Die Gesammtsumme aller bis jetzt in Weinland verwandelten Hektaren, kann auf ungefähr 2,019,000 angeschlagen werden.

Vergleich zwischen dem Indus und Ganges.

Auf seiner Gesandtschaftsreise zu dem König von Pendgab, Rendget Singh, hat der Brite Burnes einen Vergleich zwischen dem Indus und dem Ganges aufzustellen Gelegenheit gehabt, woraus sich ergiebt, daß bei Tatta die Wassermasse des Indus viermal beträchtlicher ist, als die des Ganges bei Sikrigali, obgleich diese beiden Städte in gleicher Entfernung vom Meere sind. Bei Tatta war der Indus im April 2010 Fuß breit und 15 Fuß tief. Die Schnelligkeit seines Laufes betrug 2½ Meilen (50 Minuten)

*) Eine Hektare ist gleich 2 bis 2½ Morgen.

in einer Zeitstunde. Diese Resultate geben 110,500 Kubikfuß Wasser in jeder Sekunde. Burnes vermindert diese Wassermasse in seinen Berechnungen jedoch bis auf 80,000 Kubikfuß. Demungeachtet ist sie noch immer viermal beträchtlicher, als die des Ganges, und kommt fast der des Mississipi gleich. Der Lauf des Indus ist sehr gewunden, und kommt herab von hohen mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergen. Der Manasarowara oder heilige See, in Tibet, woraus der Sutledge dem Indus zuströmt, ist bei 17,000 Fuß über dem Meere.

Offizielle Bevölkerungsangabe von Petersburg im Jahr 1832.

Die meisten Angaben über die Bevölkerung der ersten Hauptstadt des russischen Reiches waren bisher sehr schwankend, indem sie größtentheils nur auf Voraussetzungen, oder nicht offizielle Berechnungen sich stützten. Dr. Volger, in seinem vortrefflichen Handbuch der Geographie, kommt der Wirklichkeit am nächsten, indem er (S. 580 der zweiten Auflage) diese Bevölkerung auf 450,000 Seelen anschlägt. Theilen wir jetzt das Ergebniß der Volkszählung mit, welche 1832 auf Befehl der Regierung vorgenommen worden. Um diese Uebersicht noch interessanter zu machen, stellen wir sie mit denen über London, Paris, Konstantinopel, Neapel, Wien und Berlin uns bekannten zusammen.

	Zahl		
	der Häuser.	der Einwohner.	der Individuen auf ein Haus.
London	174,000.	1,624,000.	9½.
Paris	45,000.	774,000.	17.
Konstantinopel . . .	100,000?	580,000.	6.
Petersburg	9,500.	449,000.	47.
Neapel	40,000.	360,000.	9.
Wien	7,500.	300,000.	40.
Berlin	7,600.	250,000.	33.

Die Bevölkerung von Petersburg scheidet sich in nachstehende Klassen:

Männliche Einwohner	294,468.
Weibliche id.	154,900.
Zusammen:	449,368.

Oder in

Geistliche	2,188.
Adeliche	34,079.
Militärpersonen	39,437.
Kaufleute	10,828.
Handwerker	24,179.
Bürger (?)	36,739.
Andere Stände	66,366.
Fremde	7,199.
Dienstboten	94,007.
Bauern	127,865.
Bewohner von Orchta	3,388.
	449,368.

Bevölkerungs-Bewegung.

Geburten:	männliches Geschlecht	5,198.
	weibliches id.	4,969.
	Zusammen:	10,167.
Todesfälle:	männliche	11,332.
	weibliche	5,530.
	Zusammen:	16,862.

Mehr Todesfälle als Geburten: 6,695,

was sich leicht erklären läßt, wenn man bemerkt, daß die zwei Drittel der Bevölkerung von Petersburg aus Männern und nur ein Drittel aus Weibern besteht. Nur durch häufige Einwanderungen kann das Gleichgewicht der Bevölkerung erhalten werden.

Neue Landabtheilung des Königreichs Griechenland.

Laut einem königlichen Dekret vom 25. April 1833 ist die Landabtheilung und innere Verwaltung Griechenlands folgendermaßen festgestellt:

1. Das Königreich Griechenland scheidet sich in 10 Departemente und 47 Provinzen. Jede Provinz zerfällt in Gemeinden, deren Umschreibung durch eine Ordonnanz bestimmt werden soll.

2. Die Departemente des Königreichs sind: 1. Argos und Korinth; 2. Achaja und Elida; 3. Messenien; 4. Arkadien; 5. Lakonien; 6. Akarnanien und Aetolien; 7. Phokien und Lokris; 8. Attika und Böotien; 9. Euböa; 10. Zykladen.

3. Das Departement Argos und Korinth begreift die ehemaligen Provinzen Nauplia, Argos, Unter-Nakaja und Korinth, nebst den Inseln Hydra, Spezzia und Paros. Es theilt sich in 6 Distrikte. Sein Hauptort ist Nauplia.

4. Das Departement Achaja und Elida besteht aus den ehemaligen Provinzen Wostizza, Kalavrita, Gastuny und Pyrgo, mit Ausnahme des links von Alpheus gelegenen Theiles. Es besteht aus 4 Distrikten. Hauptort Patras.

5. Das Departement Messenien umfaßt den links vom Alpheus gelegenen Theil von Pyrgo, nebst den ehemaligen Provinzen Phanari, Arkadia, Methona, Navarino, Karon, Kalamata, Nisi, Andrussa, Implakhita und Mikromani. Die Grenze gegen Elis bildet der Alpheus, und gegen West-Lakonien der Arm des Taygetes, Berga genannt. Es theilt sich in 5 Distrikte. Hauptort Arkadia.

6. Das Departement Arkadia ist zusammengesetzt aus den ehemaligen Provinzen Leontari, Karitena, Tripolizza, S. Pietro und Prasto. Es scheidet sich in 4 Distrikte. Hauptort Tripolizza.

7. Das Departement Lakonien begreift die ehemaligen Provinzen Mistra, Malvesia und Mani. Es theilt sich in 4 Distrikte. Hauptort Mistra.

8. Das Departement Akarnanien und Aetolien enthält die ehemaligen Provinzen Xeromoro, Wonizza, Walto, Zigo, Naupaktos, Kravari, Apokuro, Karpenisi und Agrafa. Es scheidet sich in 5 Distrikte. Hauptort Wrakhori.

9. Das Departement Phokien und Lokris umfaßt die ehemaligen Provinzen Zeituni, Patrassiki, Lidoriki, Malandrino, Talati, Budonizza, Salona und Galaxidi. Es ist abgetheilt in 4 Distrikte. Hauptort Salona.

10. Das Departement Attika und Böotien besteht aus den gleichnamigen Provinzen, wie aus Megaria und den Inseln Salamis, Aegina und Anghistri. Es theilt sich in fünf Distrikte. Hauptort Athen.

11. Das Departement Euböa begreift nächst der Insel dieses Namens noch die nördlichen Sporaden, nämlich: Skopelos, Skiatos, Skiros und Eliodromia. Hauptort Kalkos, auf der Insel Euböa.

12. Das Departement der Zykladen besteht aus allen Inseln des unter diesem Namen bezeichneten Archipels, der sich in sieben Distrikte scheidet. Hauptort Hermopolis.

Man sieht aus vorstehender Abtheilung, daß Griechenland nicht ganz Hellas umfaßt. Man hat Thessalien, die eigentliche Wiege der vorzüglichsten hellenischen Völker, ausser seinen Grenzen gelassen, eben so Epirus.

Inhalt des zehnten Theiles.

Seite

Die neuesten Entdeckungen in Nähe des Südpols, oder Erkennung des großen Austral-Festlandes . 3
Karakter und Privatleben Göthe's. (Letzte Mittheilung.) 16
Die letzte Staatsumwälzung in Mexiko, im Jahr 1832. (Erster Artikel.) - - - - - - - - - - - - 37
Karakteristik der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs. (Joseph von Villèle.) - - - - - - - - 54
Gegenwärtiger Zustand des türkischen Reiches, und seine wahrscheinliche Zukunft. (Erste Betrachtung.) 75
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich - - - - 91
Landung und Reise der gewesenen Herzogin von Berry in Frankreich - - - - - - - - - - - - - - 116
Moralisch-politische Statistik der vorzüglichsten öffentlichen Organe der Parteien Frankreichs - - - 122
Der Erdball vor der Sündfluth - - - - - - - - 136
Der Musik Fortschritte, seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere in Bezug auf England 147
Die britischen Demokraten im achtzehnten Jahrhundert. (Letzte Erwägung.) - - - - - - - - - 169
Kritik - - - - - - - - - - - - - - - - - - 187
Die bisherigen Entdeckungen im Innern Australiens. (Letzte Mittheilung.) - - - - - - - - - - 193
Die Harems, und der Umgang des männlichen mit dem weiblichen Geschlecht im Orient - - - - 203
Ein Wort über die portugiesischen Sitten - - - - 213
Reise im Kaukasus, bis zur persischen Grenze - - - 217
Mannigfaltigkeiten.
Mittheilung über einige Reisende - - - - - - - 225
Verminderung der französischen Armee - - - - - 226
Große Wasserleitung von Lissabon - - - - - - - 227
Entdeckung einer neuen Inselgruppe - - - - - - 227
Vollständig erhaltener römischer Tempel in England - - 228
Geographische Vertheilung der Thiere - - - - - - 228
Ausfuhr der ägyptischen Fabriken - - - - - - - 230
Kulturkosten und Bodenertrag in Großbritannien - - 232
Weinberge in Frankreich - - - - - - - - - - - 234
Vergleich zwischen dem Indus und Ganges - - - - 235
Offizielle Bevölkerungsangabe von Petersburg im J. 1832 236
Neue Landabtheilung des Königreichs Griechenland - - 237

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1833.

Eilfter Theil.

Aarau.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Eilfter Theil.

Aarau 1833.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Karakteristisches Bild der verschiedenen Stadttheile Londons.

Man kann fünfzig Jahre in einer Hauptstadt gelebt haben, ohne zu wissen, zwischen wie viele verschiedenartige Nationen man sich tagtäglich hindurch gedrängt. Wie viele Menschengattungen vielleicht in einer einzigen Straße!... Es sind nicht mehr dieselben Sitten, dieselben Gewohnheiten, dieselben Gesichtszüge. Man kann aus Italien nach Spanien, und aus Spanien nach Flandern übergehen, ohne einen so auffallenden Unterschied zwischen dem Bewohner der Sierra Morena und dem Eingebornen Venedigs, zwischen dem Hirten von Abruzzo und dem Bürger von Brüssel zu finden.

Wer aber beobachtet die Menschheit so genau, wer achtet sie würdig seiner näheren Prüfung? Man hat sich über zu viele Interessen zu streiten, mit zu vielen kleinen Leidenschaften sich zu beschäftigen, zu viele Entwürfe zu verfolgen. Jener Menschenozean, der uns mit seinen Wellen umfluthet, schwankt und tobt um uns her, ohne von uns bemerkt zu werden.

Ich hatte 30 Jahre lang in der Nähe von Hyde-Park gewohnt, und während dieser ganzen Zeit hatte mein Fuß sich nie bis nach Spitalfield *)

*) Ein von Handwerkern und armen Leuten bewohntes Stadtviertel.

verirrt. Endlich kam ich dennoch auf den Einfall, eine Reise nach dieser unbekannten Australgegend zu unternehmen. Es war ein Feiertag. Wahrlich, wäre ich aus den Wolken mitten in eine fremde Stadt gefallen, ich hätte nicht größere Veranlassung zum Erstaunen gehabt.

Alles war mir neu. Nichts erinnerte mich mehr an Londons nördlichen Theil, nichts mehr an die Wesen, welche ihn bewohnen. Was mich gleich anfänglich betraf, waren die verkleinerten Formen alles dessen, was sich meinen Blicken darbot. Ich sah nur kleine, hagere, bleiche, kränkliche, verkrüppelte Menschen, eben so wenig den Londonern auf der andern Stadtseite ähnlich, als der 4 Fuß hohe Lappländer dem riesigen Amerikaner ähnlich ist.

Zu angestrengte Arbeit, zu großes Elend krümmen unter eines frühzeitigen Alters Joch den zwanzigjährigen Mann, der schon 40 Jahre alt zu sein scheint. Man begegnet nicht einem Greis, der nicht verstümmelt, verschroben wäre, der nicht mit des Alters Hinfälligkeit irgend eine zurückstoßende Mißgestaltung in sich vereinigte. Man sieht nur Bucklige mit runden Schultern, Individuen mit Sälbelbeinen und langen Aermen, Männer, deren Kopf durch langes Herabdrücken auf ihre Brust, nicht mehr in die Höhe sich richten kann.

Das sind die Ergebnisse zu harter Arbeit. Alle diese Armen bringen den größten Theil ihres Lebens am Webstuhl zu, der für sie ein wirkliches Marterwerkzeug wird, indem er ihnen nothdürftig ihr tägliches Brod gibt, bis er sie in ein frühes Grab stürzt. Ein grader Rücken ist hier etwas Unerhörtes. Ein Mann,

der über fünf Fuß groß iſt, wird für einen Rieſen gehalten. Begegnet man zufällig einem ſolchen in dieſer Gegend, darf man mit Gewißheit annehmen, daß er kein Eingeborner iſt.

Die Stadt London wird ſich lange noch jener feierlichen Prozeſſion der Weber von Spitalfield erinnern, die vor einigen Jahren ſich nach dem Unterhauſe des Parlaments begab, um von ihm Gerechtigkeit, d. h. Brot, zu verlangen. Dieſes Heer elender in Lumpen gehüllter Zwerge, dieſe abgemagerten, hinfälligen Geſtalten, Geſpenſtern ähnlich, dieſe blaſſen, bleifarbigen Geſichter ſprachen auf eine beredtere Weiſe, als je die beſten Redekünſtler zu ſprechen im Stande ſein dürften.

Wie darf man ſich noch wundern über des menſchlichen Geſchlechts Verkrüppelung? Lange hatten dieſe Unglücklichen, denen Luxus ſeine Stoffe verdankt, nicht mehr als 4 ½ Schillinge (2 fl. 42 kr. rhein.) wöchentlich gewonnen, und überdem wurde dieſer karge Arbeitslohn, der, wäre er ſelbſt ſechsmal ſtärker geweſen, in einer Stadt wie London zur Befriedigung der materiellen Lebensbedürfniſſe kaum hinreichend ſein würde, in der ſechsten oder ſiebenten Woche plötzlich unterbrochen, um erſt nach 8 Tagen ihnen wieder zu Theil zu werden.

Sie verdienten, auf das Genaueſte berechnet, nur ſo viel, um Brot und Waſſer kaufen zu können. Demungeachtet glaubten ſie an ihre politiſchen Rechte, und verſäumten keine Gelegenheit, ſie geltend zu machen. Ich wohnte den Debatten eines von ihnen gewählten Ausſchuſſes bei, deſſen Sitzungen in einem Bierhauſe ſtatt fanden. Sie regalirten ſich jedoch nicht mit

Gerstensaft, sondern schöpften in hölzernen Gefäßen Wasser aus einem großen Fasse, das mitten im Sale stand, und womit sie ihren Durst stillten.

Das Elend dieser armen, beklagenswerthen Menschen ist am auffallendsten an einem Sonntage, wo man sie mit ziemlich sauber gewaschenen Lumpen bekleidet sieht. Sie kriechen mühsam auf halbzerfallenen Treppen oder Leitern von ihren acht Stockwerk hohen Häusern herab, und nehmen für einen Penny (3 Kreuzer) Platz in einem acht Fuß breiten Garten, mit seiner von Ruß und Rauch geschwärzten Mauer, und seinem weißen Holztische.

Man folge ihnen aus ihren Häusern in die Kirche, aus der Kirche in ihre Werkstätte: nie wird man auf diesen blassen, verwelkten Gesichtern einen Strahl der Freude, der Hoffnung gewahren. Ihre Vergnügungen sind elend, wie ihr ganzes Leben. In den Wirthshäusern sitzen sie nahe an einander gedrängt. Sie rauchen und trinken. Doch nie schwebt ein Lächeln auf ihren Lippen. Ihr Verstand ist rachitisch, wie ihr Körper. Ein Schenkwirth, um ihnen einen Gegenstand der Theilnahme und Belustigung darzubieten, befahl einen kleinen Knaben in 2 Minuten 200 Kieselsteinchen vom Boden aufzulesen. So ist bei ihnen Seele und Geist von des Elends pestilenzialischem Einflusse betroffen worden.

Verläßt man Spitalfield und tritt man in das Stadtviertel *White-Chapel* (Weißkapelle), gewinnt plötzlich Alles eine andere Gestalt. Statt der kleinen verkrüppelten Zwerge, die wie Schattengestalten längs den Häusern dahin schleichen, sieht man nichts als große, starke, wohlgebauete Männer, Betrüger von

Vater auf Sohn, Ritter und Henker der aller verworfensten Weibsgattung, Vergnügen liebend, mit der Gerechtigkeitspflege vertraut, brav, kühn, stolz auf Ausschweifungen und Laster, die sie als von ihren Altvordern ererbte Tugenden betrachten, und deren Tradition bei ihnen immer wach erhalten wird.

Jederzeit ist White Chapel ein Aufenthaltsort des verdorbensten Theiles der Bevölkerung London's gewesen. Es ist ein freiwilliges Botany Bay, wo alle Raub- und Diebsgattungen ersten und zweiten Ranges zusammenströmen, die in jedem andern Stadttheile sich nicht behaglich fühlen würden.

Hier wird die Jugend in allen Diebeskünsten unterrichtet, hier wird in ihrer vollkommenen Reinheit die Gaunersprache geredet. Man bilde sich nicht ein, daß der Spitzbube von White Chapel irgend eine Aehnlichkeit mit dem Pariser Escroc, oder mit dem Picaro von Sevilla habe. Er ist von einer so ganz eigenthümlichen Natur, daß man vergebens in allen Erdtheilen ein ihm ähnliches Wesen suchen würde.

Er ist stark, kräftig, schreitet mit steifem Nacken, mit einem gewissen Ansehen unabhängiger Aristokratie einher. Dabei ist er fein, verschlagen, gewandt, zu Allem bereit, äusserst zuvorkommend und gefällig gegen den Fremden, den er zu hintergehen hofft, geübt im Sprechen, nie im mindesten über die zu wählenden Mittel verlegen.

Er hat seine besonderen Schwüre und Redensarten, wie seinen guten Ton, der nichts ist, als etwas gezierte Gemeinheit. Er ist innig vertraut mit allen Geheimnissen jener magnetischen Gewerbthätigkeit, die das Geld des Publikums in des Betrügers Tasche

befördert. Er wettet, er ist Boxer, Kenner von Hunden und Pferden, Liebhaber von Hahnenkämpfen, sehr gelenkig in seinen Fingern, vollkommen unterrichtet von den Strafen, welche das Gesetz über die verschiedenen Verbrechen verhängt. Er kennt sehr genau alle die Gefahren, denen er sich aussetzt, und begehet nicht eine Uebelthat, ohne im Voraus derselben mögliche Ergebnisse vorausberechnet zu haben.

In seiner Eigenschaft als Gentleman von White-Chapel, hat das in Rede stehende Individuum auch seinen besonderen Geschmack, seine eigenthümlichen Neigungen und Launen, die manchmal etwas höchst Einfaches, sogar Poetisches haben.

Vorliebe für Taubenzucht, ist dasselbe für ihn, was Tulpensucht für den Holländer des 17. Jahrhunderts war. Es gibt mehr als einen Bewohner von White-Chapel, den man, seinem Ansehen nach, eines Almosens würdig halten möchte, der sich, durch Entwendung einer Hammelskeule, der Verbannung nach Botany Bay aussetzt, und der Eigenthümer eines auserlesenen Schwarmes der seltensten, verschiedenartigsten Tauben ist, welcher oft 80 bis 100 Pf. Sterling (960 bis 1200 rhein. Gld.) werth sein kann.

Er bringt dieser Neigung alles zum Opfer, was er stiehlt oder verdient, und läßt lieber seine Kinder hungern, entbehrt lieber die nothwendigsten Kleidungsstücke, versagt sich lieber alle Gemächlichkeiten des häuslichen Lebens, als daß er auf irgend eine Weise seine geliebten Tauben vernachlässigen möchte.

Jeden Sonntag sieht man 12 bis 15 dieser Individuen in Gesellschaft London verlassen, und sich auf einen Hügel, nahe bei der Hauptstadt, begeben.

Jeder trägt einen Käfich von Weidenruthen, worin mehr oder weniger Tauben eingesperrt sind. Auf des Hügels Gipfel öffnen sie ihre Käfiche, und lassen die darin befindlichen Vögel fliegen. Diese, gewöhnlich von den schönsten Farben, bezeichnen zuerst weite Bogen in der Luft, suchen sich hier und da an einzelnen Gegenständen zu erkennen, und fliegen sodann in grader Richtung ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte zu.

Wie hat diese Vorliebe sich entwickelt bei den Bewohnern von White-Chapel, bei denen im Uebrigen alle Ideen nur der Gewinnsucht, dem Bedürfnisse des Raubes und der Zusammenscharrung zugewendet sind? Das ist eine jener Sonderbarkeiten, die man in allen Ständen der Gesellschaft bemerkt, und die sich leichter begreifen als erklären läßt.

Der Metzger von White-Chapel ist das wahre Ideal seines Standes, des Viehtödters Urbild. In keinem der andern Stadtviertel Londons findet man Seinesgleichen. Er ist noch der Metzger des 16. Jahrhunderts, wie Ben-Jonson ihn in seinen komischen Dramen geschildert. Das lederne Schurzfell wird von ihm nie abgelegt. Seine Aerme sind immer nackt. Des Sonntags Ruhe ist ihm unbekannt.

Ueberhaupt stehen dieses Stadttheiles Bewohner um 50 Jahre hinter denen aller andern Stadtviertel Londons zurück. Die Häuser sind durchaus von alterthümlicher Bauart, mit hohen Spitzgibeln. Die Thüren sind eng und niedrig, die Häuser hoch und unbequem, die Straßen eng und winkelig. Aber wer sollte es glauben, Shakspeare, dessen Stücke auf den Schaubühnen von Drury-Lane und Covent-Garden

nur äusserst selten gespielt werden, ist immer noch der Bewohner von White-Chapel Abgott, und das kleine Theater, Pavillon genannt, wiederhallt jeden Abend von ihrem rauschenden Beifall zu Ehren des alten Dichters. Mehr zurückstehend in der Zivilisation, sind sie mehr auch im Stande, den Riesen des sechszehnten Jahrhunderts zu begreifen.

Gehen wir in einige nicht weniger merkwürdige Gegend über, und werfen wir einen betrachtenden Blick auf St. George's Fields. Es ist das Land der Knaben und Mädchen. Ich weiß nicht, warum alle Kinder von 10 bis 18 Jahren, warum Alles was am Ballspiel und an ähnlichen Vergnügungen noch Gefallen findet, aus den verschiedenen Stadttheilen Londons nach St. Georgsfeld sich begibt...

Man bemerke diese Gruppe Müßiggänger an jener Straßenecke. Der älteste in ihrer Mitte ist nicht 19 Jahr alt. Warum drängt dieser Haufe übel gekleideter Knaben sich um den Jüngling, dessen wohlgebürsteter Hut, dessen schwarzer Anzug anzudeuten scheinen, daß er zu einer wohlhabenden, anständigen Familie gehört? —

Es ist eine Truppe Diebslehrlinge, die in einigen Jahren den ehrsamen Bürgern von London viel zu schaffen machen wird. Diese vierzehnjährigen Knaben, mit Schmutz bedeckt, ohne Schuhe, ohne Hut, lassen sich gutwillig von ihren Meistern zum Galgen oder zur Verbannung führen.

Man weiß nicht, durch wen so viele schlaue, verwegene Diebstähle verübt werden. Vergebens sind der Polizei Nachforschungen. Die Richter schütteln mit Unwillen ihre weißgepuderten Perücken, und Nie-

mand kennt dies Nest der Entartung und des Diebstahls, wo ein ganzer Schwarm kleiner Räuber von andern schon mehr gebildeten Räubern ausgebrütet wird.

Aus diesen Stadttheilen sind jene berühmten Banden der „vierzig Diebe," und der „Schwarzfüße" hervorgegangen, welche die Polizei zur Verzweiflung gebracht haben. Was überhaupt ist eine Polizei, die nicht einmal die Schulen bewacht, wo des Lasters Erziehung unter ihren Augen betrieben wird? —

Der Obelisk ist von Trinkhäusern umschlossen, wo Diebstahl, Betrug, Raub und Mord einen Tag wie alle Tage ausgedacht und fast ohne Hehl besprochen werden. Betritt man einen dieser Schlupfwinkel, so findet man ihn von reich und zierlich gekleideten Frauenzimmern, und von Herren angefüllt, die jene als ihre Beschützer erkieset haben. Dieser Menschen Sitten, Gewohnheiten, Sprachen, Manieren sind uns gewissermaßen gänzlich fremd.

Man überwinde auf einige Augenblicke seinen Abscheu, man sei Philosoph, und sage sich, daß ein „Fünftel" der Bevölkerung Londons aus solchen Leuten besteht; daß alle diese Winkelgäßchen von ihnen bevölkert werden, und daß mehr als ein Bedienter, mehr als ein Kammermädchen zu dieser ehrlosen Sippschaft gehören *).

Thomas Smith's Geschichte kann in solchem Betrachte als Muster dienen. Er war Ladendiener

*) M. s. den merkwürdigen Aufsatz: „Fabrik der Laster und Verbrechen, zum Gebrauch der Regierungen," im zehnten Theil des Jahrgangs 1829 dieses Werkes.

bei einem Kaufmann. Aus dem Zahltiſche ſeines Herrn verirrten ſich einige Thaler in ſeinen Beutel, und er wurde ſchimpflich verabſchiedet. Mit dem entwendeten Gelde hatte er das Herz einer gewiſſen Miß Molly Peggs gewonnen, die, als er ſich nun im Unglück befand, ihre Dankbarkeit ihm dadurch zu erkennen gab, daß ſie ihm Aufnahme in einer Diebsbande verſchaffte, zu welcher ſie ſelbſt gehörte. Ihre Geſellſchaft wurde die ſeinige. Er hielt gleichen Schritt mit Jones und Johnſon, ihrer eigenen Behauptung nach Leute von gutem Ton und von der beſten Geſellſchaft, die ein Kabriolet, goldene Uhren und Mätreſſen haben, die überhaupt mit vielem Gepränge auf Koſten des Publikums leben.

Bald eingeweihet in ihre Geheimniſſe, wurde Thomas ihr Gehilfe und ihr Mitſchuldiger. Er lernte die Gaunerſprache, und machte Bekanntſchaft mit den Polizeibeamten, die gegen eine ziemlich ſtarke Summe die Augen bei allen kleinen Diebſtählen zudrücken, deren Zeugen ſie ſind, und deren Ertrag ſie ſo zu ſagen theilen.

Anfänglich gelangen ihm alle ſeine Unternehmungen nach Wunſch, und er lebte wie ein Sultan. Miß Molly mußte bald ſeine Gunſt mit zahlreichen Nebenbuhlerinnen theilen, die ſich nicht ſelten um ſeinen Beſitz gegenſeitig die Haare ausrauften. Man konnte ihn in Bond-Street ſpazieren gehen ſehen, die Zigarre im Munde, gekleidet im allerneueſten Geſchmack. Leider fand bald des ganzen Schauſpiels Entwickelung auf öffentlichem Platze ſtatt, wo Thomas Smith mehr erhöhet wurde, als er es je gewünſcht. Der Henker legte ihm einen Strick um den Hals,

und schnellte ihn in die Ewigkeit. Demungeachtet werden in London noch viele Jünglinge leben und enden wie er. —

Man trete in den benachbarten Saal. Hier trinken, spielen und üben sich eine Menge kleiner Thomas Smithe, die in ihrer Ungeduld wünschen, recht bald in seine Fußstapfen zu treten, sollten sie auch sein ganzes Schicksal theilen. Sie begehen jetzt schon kleine Diebstähle, berauschen sich in Gin, haben ihre Schätzchen und spielen die Lowelase.

Alle diese Lehrlinge des Lasters sind nicht über 14 bis 15 Jahr alt. Sie lesen nichts als den Kalender von Newjate *), worin alle Reden und Thaten der Galeerenhelden auf das Genaueste und Anlockendste geschildert sind. Ich kenne zwei oder drei Tavernen, welche nur von solchen jungen Buben besucht werden, die alle der Polizei bekannt sind. Sie begnügt sich, sie oberflächlich zu bewachen, ohne sie jedoch auf irgend eine Weise zu verhindern, Verbrechen zu begehen. Alle diese Beklagenswerthen sind bestimmt, früher oder später den „Straßengeruch“ ausstehen zu müssen, d. h. in der Gaunersprache, vor dem Kriminalgericht zu erscheinen.

Die thätige Polizei ist besser oder schlechter in allen Hauptstädten. Dagegen verliert man die vorbeugende Polizei gänzlich aus dem Gesichte. Man weiß, daß es eine Menge Diebe gibt. Man weiß sogar, wo sie ihre Herbergen, ihre Sammelplätze haben. Aber so lange sie nicht irgend eines auffallenden Verbrechens sich schuldig machen, so lange man nicht

*) Ausgesprochen Nlugäth.

vollkommen gültige Zeugen gegen sie aufstellen kann, läßt man sie ruhig. Es steht ihnen ohne Hinderniß frei im Laster sich auszubilden, im Diebstahl sich zu vervollkommnen, alle Stufen ihres verhängnißvollen Gewerbes zu berühren. Man bewacht sie, wenn sie ruhen; aber man verliert sie aus den Augen, wenn sie arbeiten.

Ist der Dieb geschickt, fehlt es ihm nicht an Talent, kann er vom 15. bis zum 50. Jahre von den Früchten seiner Räubereien leben, ohne daß die bekrallte Hand des Gerippes, das man Gerechtigkeit nennt, ihn im Nacken zu ergreifen im Stande wäre.

Man sieht in London ungestört eine Menge Individuen herumwandeln, die 40 Jahre lang kein anderes Gewerbe gehabt, als das eines Diebes oder Betrügers, und die mit Hilfe ihrer Verschlagenheit, oder der wohlmeinenden Winke einiger gut bezahlten Gönner, sich nie in den Netzen einer gesetzlichen Verurtheilung haben fangen lassen. Sind sie auch von Zeit zu Zeit vor den Gerichten erschienen, haben sie doch immer Mittel gefunden, sich aus der Schlinge zu ziehen. Durch solche Ereignisse mehr gewarnt als gebessert, setzten sie nur um so vorsichtiger und schlauer ihre Unternehmungen fort, und wurden durch die gemachte Erfahrung mehr im Laster bestärkt, als davon abgewendet.

Woher kommt es, daß unter so vielen von der neuern Philantropie geschaffenen Anstalten es nicht eine gibt, deren Zweck in der moralischen Besserung der heranwachsenden Jugend in großen Städten besteht? — Es ist zum Erbarmen, so viele junge Leute

zu sehen, die schon frühzeitig irregeleitet, ohne Hoffnung für ihre Zukunft, durch der gesellschaftlichen Maßregeln Nachläßigkeit, einem Abgrunde zuschreiten, worin sie nothwendigerweise untergehen müssen.

Die Straße New-Cut hat auch eine bemerkenswerthe Physionomie, und bietet einen so malerischen und so sonderbaren Karakter dar, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Es ist hier ein beständiger Jahrmarkt, wo man alle Gegenstände zum Verkauf ausgestellt findet, die Jahraus Jahrein gestohlen werden: Bücher, Kupferstiche, Instrumente, Hausgeräth, Brustbilder von jedem Alter und Geschlecht, Schnupftücher, woraus Zeichen und Buchstaben verschwunden sind, Lebensmittel, Fische, Plumpuddings, reicher an Mehl als an Zucker, Hammelsrippen, in der Minute gebraten, Kartoffeln, die man auf der Stelle röstet; mit einem Worte, ein unglaubliches Gemisch der verschiedenartigsten Gegenstände, der sonderbarsten Gerüche, der seltsamsten Ueberreste und Neuigkeiten.

Wollte man die Bewohner von New-Cut nur dem äussern Anschein nach beurtheilen, sollte man glauben, daß ihr ganzes Dasein ausschließlich der Kochkunst gewidmet ist, und daß sie nichts thun, als trinken und essen. Sie scheinen eine Art Schlaraffenland zu bewohnen. Alles was uns umgibt, erinnert uns an den Grundsatz Rabelais, wonach der Wanst des Weltalls eigentlicher, großer Mittelpunkt ist.

Man glaube indessen nicht, daß Müßiggang dieses glückseligen Landes König ist. Sieht man die Einwohner längs den Häusern, bekleidet mit ihren blauen

Jacken, die Seewaſſer nie benäßt, ſieht man dieſe falſchen Matroſen, für die ihre Tracht nur Vermummung und Schutz iſt, ſo drängt ſich unwillkürlich die Frage auf: „Was erwarten ſie da?“

Die Antwort iſt bald gegeben. Sie harren auf eine Gelegenheit, ihre Gewerbthätigkeit in Ausübung zu bringen, einige Schnupftücher zu ſtehlen, oder Kameraden bei einem Unternehmen zu unterſtützen, das nicht ohne Schwierigkeit iſt, und das ihren Beiſtand nothwendig macht.

Spricht man ſo viel und mit ſo großem Lobe von der Hauptſtädte Schönheit und Größe, vergißt man gewöhnlich, daß es eben in ihnen Stellen giebt, wo Verworfenheit in ihrer ganzen Fülle ſtrotzt.

Setzt man ſich jetzt in einen Omnibus, in dieſe von dem engliſchen Genie dergeſtalt vervollkommte Fahrmaſchine, daß man beim Ausſteigen breiweich zuſammengerüttelt iſt, ſo gelangt man, falls man nicht unterwegs ſeinen Geiſt aufgiebt, für nicht ganz eine Kleinigkeit nach Paddington.

Man ſehe dieſen ſonderbaren Mann, der am Kutſchenſchlage hängend, mit einer lächerlichen Uniform bekleidet iſt. Er trägt eine polniſche Mütze, eine Jacke mit ſilbernen Knöpfen und große Huſarenſtiefeln. Er kaſſirt das Geld ein, und fordert ohne Scheu ſechs Pence (18 Kreuzer) für die vorhabende Reiſe, wonach er gehorſamſt den Schlag öffnet. Im Innern findet man etwa ein Dutzend Angeſtellte von irgend einem Büreau, die ſich den ganzen Tag unter Papieren und Aktenſtößen ermüdet haben, und die nun, von Kopf zu Fuß ſchwarz gekleidet, um halb 6 Uhr

Abends, nach Hauſe zurückkehren, um den immer bereitſtehenden Thee mit großer Gier zu ſchlürfen.

Iſlington, wodurch man kommt, iſt ein ernſtes, ruhiges, religiöſes Land. Man ſieht hier nichts als vollblütige, geſunde Geſichter, Haltung der Frömmigkeit, ſelbſt bis zu den jungen Mädchen, denen es nicht an Schönheit gebricht. Die einzige Nationalſünde der Einwohner von Iſlington beſteht darin, daß ſie auf ihre ſchönen Gebetbücher eitel ſind, ein Fehler, den man ihnen leicht verzeihen wird.

Kleine wohlgepflegte Raſenplätze, mit kleinen Bäumen darauf, kleine ſehr reinliche Kaufmannsladen, wo Kupfer und Stahl ſchimmern, das iſt der nicht unangenehme Anblick, den dieſe Vorſtadt Londons gewährt. Hier ſieht man jeden Abend zahlreiche Kolonien von nördlichen Reiſenden eintreffen, die aus Yorkſhire, aus Mancheſter, bis aus den entfernteſten Theilen Schottlands ankommen. Man erkennt die Einen an ihren buntgewürfelten Plaids, die Andern an ihren grauen Wollenſtrümpfen, deren Gewebe über einen Zoll dick iſt.

Man laſſe ſich fortreiſſen von dem Leviathan der großen Landſtraße, dem Omnibus. Wem die Hitze, die Menge der Reiſegefährten, und die vielen andern Mißbeſtände dieſer Art zu reiſen nicht zu beſchwerlich fallen, der fahre durch Pentonville. 1812 war dieſe Vorſtadt noch mit Bäumen und Raſen bedeckt, die das Auge erfriſchten, und den Reiſenden, nach ſeiner langen Odyſſee durch die räuchrige und beſtäubte Hauptſtadt, erfreueten. Man ſah hier maleriſche Felder, umgrünte Fußwege, einige alte Ulmen, deren Zweige majeſtätiſch rauſchten.

Jetzt ist derselbe Raum mit unvollendeten Strassen, mit Häusern von Backsteinen bedeckt, die noch keine Dächer haben, die nie bewohnt worden, und die schon wieder in Trümmer fallen; Ueberreste jener Bauwuth, die England und Frankreich zu gleicher Zeit ergriffen, und die in wenigen Jahren so viele wohlhabende Personen zu Grunde gerichtet.

Jene große, grün angestrichene Taverne, die man da hinten bemerkt, und wo man so viel Lärm macht, ist das Palais-Royal dieses Stadttheils, das Paradies aller Lehrknaben von London, das berühmte oder berüchtigte White-Cundik-House. Die Eröffnung dieses Wirthshauses hat die ganze Gegend umgestaltet. Es hat aus Pentonville das Stelldichein des Vergnügens und der Ausschweifung gemacht.

Die gewöhnlichen Besucher der Bälle, welche jeden Sonntag hier gegeben werden, haben die Ordnung der alltäglichen Schicklichkeit umgekehrt. Sie tanzen nämlich im Sommer ohne Rock, dagegen mit dem Hut auf dem Kopfe. Aus natürlicher Neugier habe ich mehr als einmal diesen Belustigungen beigewohnt, und beobachtet, auf welche Weise die hiesigen Stutzer Bekanntschaft machen mit ihren Damen. Gewöhnlich beginnen sie damit, daß sie ihnen das Kleid, oder wenigstens einen Bauschärmel (gigot) zerreissen. Das gibt Veranlassung sich zu entschuldigen, und von Apologie zu Apologie gelangen sie zu einer förmlichen Einladung, welche die Schöne nur dann abzulehnen wagt, wenn sie der nervigten Fäuste eines Beschützers versichert sein darf.

Pentonville ist das allgemeine Hauptstelldichein des ganzen Lumpengesindels von London geworden,

das überhaupt in der Wahl seiner Vergnügungen nicht besonders zart ist. Wer möchte es anzudeuten wagen, welche befremdende Saufgelage, welche empörende Wollustszenen, welche Auftritte stürmischer Freude in der Cundick-Taverne sich ereignen? Während Gewerbsthätigkeit, Intelligenz und Kunst in Eilmärschen vorwärts dringen, haben die untern Stände ebenfalls ihre Belustigungen, und vernachläßigen die Fortschritte nicht. Sie haben ihr Tivoli und Wauxhall im verjüngten oder im ungehobelten Maßstabe in dem oben bezeichneten Wirthshause.

Begeben wir uns bis nach Battlebridge, so finden wir hier eine ganz neue Bevölkerung: Maurer, Schreiner, Zimmerleute, Straßenkehrer, Hundehändler und Roßkämme, Feuerzeugmacher, ꝛc.; die bescheidensten Räderwerke der Gesellschaft drehen sich hier um ihre Achse. Es ist nicht ein lachendes, üppiges Völkchen, wie das, welches wir so eben verlassen, sondern ein armes, nothleidendes Arbeitergemisch, das in Staub und in übeln Dünsten lebt und schafft.

Man lieset in Walter Scotts Werken eine anziehende Beschreibung von „Elsaß," dem Stelldichein und dem Zufluchtsort aller lockern Vögel seiner Zeit. Die schwache Skizze, welche ich aufzustellen mich bemühet, beweiset, daß das neuere London auch noch sein Elsaß hat, oder vielmehr, daß es mehrere sehr von einander verschiedene und sehr auffallende Regionen enthält, die wohl verdienen, daß man sie mit besonderer Aufmerksamkeit studiert. In dem Mittelpunkte selbst des Reichthums, der Macht, des Stolzes dieser

Stadt, gibt es noch Straßen, Höfe, Gänge, denen ähnlich, welche jener Schriftsteller geschildert.

Nahe an der Waterloobrücke, am Strand, ist eine Taverne (Schenkwirthschaft), an der man die Inschrift lieset: the Schades (die Schatten). Hier finden sich in jeder Nacht eine Menge Diebe ein, um ihren Raub zu theilen. Dies Trinkhaus ist keinem andern ähnlich. Es hat kein Aushängeschild, und nichts deutet seine Bestimmung an.

Man bemerkt eine rothangestrichene Vorthür, die sich auf einen Stoß nach innen öffnet. Man geht eine Treppe hinunter, und gelangt in einen Keller. Dampfende Lampen erleuchten sparsam den Weg. Endlich betritt man eine Rotunde, wo man tanzt, trinkt, Domino und Karten spielt. Oeffentliche Frauenzimmer und Kerle ihres Gelichters parodiren Walzer und Galoppaden in der Mode. Von Zeit zu Zeit sieht man Männer und Weiber hereintreten, die von ihren Expeditionen kommen, und die mit ihren Bundesgenossen über den Werth der gestohlenen Sachen, wie über die Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen, sich unterhalten. Einige haben 9 bis 10 Pf. Sterl. (108 bis 120 rh. Gl.) gewonnen. Die Theilung hat stattgefunden. Damit ist Alles abgethan.

In dem Stadtviertel St. Giles ist die diebische Bevölkerung dergestalt mit jener der ehrlichen Arbeiter vermischt, daß es unmöglich ist, die eine von der andern zu unterscheiden. Man ist da Dieb, wie man Wagner oder Tischler ist. Niemand verachtet oder haßt den Andern, der das Unglück hat, in Händel mit der Gerechtigkeit zu gerathen. Der Wasserträger, der Schuhflicker, der Lohnkutscher, sind keine Diebe,

weil ſie ihren Lebensunterhalt auf andere Weiſe ſich erwerben können.

Man kennt nur den Unterſchied zweier Menſchenklaſſen, der Armen und der Reichen. Stillſchweigend iſt man einverſtanden, daß der Arme den Reichen beſtehlen darf, und daß der Reiche, wenn er die Macht in Händen hat, an dem Armen ſich rächen kann, wie es ihm gefällt.

Vielleicht — und dieſe Betrachtung hat etwas wirklich Erſchreckliches — ſteigt die Zahl der Leute, welche dieſen Glauben haben, in der alleinigen Stadt London auf 250,000. So lange es in der Stadt ruhig bleibt, geht Alles ziemlich gut; das Lumpengeſindel verhält ſich ſtill. Die Polizei thut wohl oder übel ihre Schuldigkeit, der Henker zögert in der ſeinigen nicht, und Botany-Bay wird von Jahr zu Jahr immer bevölkerter.

Aber man ſetze einen Zeitpunkt der Unruhe, der politiſchen Aufregung voraus. Sogleich erhebt ſich in dieſen Schlupfwinkeln eine ungeheure Volksmaſſe, und ſtürzt ſich in die andern Stadttheile. Es iſt wie die ehemals ſo gefürchtete St. Antonsvorſtadt in Paris, die ſich bewaffnet, und man erkennt nun erſt, wie theuer es zu ſtehen kommt, wenn man das Volk einer ſchlechten, unmoraliſchen Erziehung überläßt.

Begibt man ſich von dieſer Vorſtadt in grader Richtung in den Mittelpunkt von Oxford-Street, ſo findet man von dem bisher geſehenen das abſolute Gegentheil. Regent-Street, Piccadilly, Bond-Street ſind die Kanäle, die Hauptadern des Ungeheuers, das man London nennt. Dieſe drei Straßen, die alle drei der Modewelt gehören, ſind ſich nur unter die-

ser Beziehung ähnlich. Ihre Verschiedenheit in jedem andern Betrachte ist dagegen eben so auffallend. Ich will versuchen, das näher anzudeuten.

Vor zehn Jahren war Bond-Street das fashionable Stelldichein, der gewöhnliche Spaziergang der Leute von gutem Ton. Diese Ehre ist jetzt vorüber. Man sieht hier nicht mehr jene Prozessionen von Dandy's (Stutzern) von allen Farben, wie von jedem Alter, welche diese Gegend für den Beobachter so interessant machten.

Die Klubs, die Hotels, die Athenäen, die literarischen Gesellschaften sind immer noch auf beiden Seiten der Bondstraße. Niemand als Aufseher wohnen hier. Man sieht nur Leute einherschreiten, die sonst keine Geschäfte haben. Handel, Gerechtigkeitspflege, Börse und Bank stehen in keiner Berührung mit Bond-Street. Ehemals sah man hier den sich ergehenden Müßiggang. Jetzt sieht man den Müßiggang in ein Modekaffeehaus, oder in ein Spielhaus, oder in eine Lesegesellschaft treten. Aber immer ist es Müßiggang.

Hier und da warten Bediente mit prächtigen Pferden oder zierlichen Kutschen auf ihre Herren. Der Tilbury wird von jungen schwarzgekleideten Grooms bewacht. Der Dandy, welcher so leichtfüßig aus diesem so hübschen, so glänzenden Hause tritt, hat den Küchenzettel zu einer feinen Mahlzeit für Schlag 6 Uhr bestellt. Das alte Mitglied des Oberhauses, das mit gemessenen Schritten auf dem Fußweg längs den Häusern dahin wandelt, begibt sich in eine halb literarische halb musikalische Gesellschaft.

Ich weiß nicht, welche Ruhe, welche Atmosphäre wohlhabender Behaglichkeit Bond-Street zu umgeben

scheint. Es möchte fast scheinen, daß alle thätigen Leidenschaften des Lebens hier ihre Anker ausgeworfen, ihre Flaggen gestrichen haben, und daß man nur noch darauf sinnt, ernst, systematisch, mit einer gewissen gemäßigten Wollust, die dem Reichthum eigenthümlich ist, glücklich zu sein. Wer hat je den italienischen Sprachmeister, oder den deutschen Zeichnungslehrer auf den Trottoirs von Bond-Street verweilen sehen? Man bemerkt eben so wenig hier weder Polizeibeamte, noch selbst Sachwalter oder Notare.

Regent-Street dagegen hat in seiner speziellen Physionomie etwas Prunkendes, Lasterhaftes, Unedles und Glänzendes, was an das Palais-Royal in Paris erinnert. Ich erwarte immer, Mephistopheles hier ankommen und seine Pfeife rauchen zu sehen. Der hungrige Fremde, der Industrieritter, der Spieler, das unterhaltene Frauenzimmer, der Mann aus der Provinz begegnen sich in Regent-Street. Man sieht auch eine Menge Bettler, und viele jener bleichen, abgezehrten, mit Runzeln bedeckten Gesichter, mit Augen, deren Blicke sorgsam studiert sind, mit künstlich gelockten Haaren, mit schleppendem, unregelmäßigen Gange, mit einem Worte alle Kinder des hauptstädtischen Lasters.

Regent-Street ist Londons weiblicher Sklavenmarkt. Ein fremder Künstler würde erstaunen über die Schönheit dieser Unglücklichen. Ein Moralist würde erschrecken über die Größe dieser beklagenswerthen Bevölkerung.

Es gibt in dieser Straße sechs Spielhäuser. Die großen Magazine sind ziemlich glänzend. Aber in den kleineren Läden ist die Ausstellung übel verstanden.

Alle Modeartikel, Gold- und Silberwaaren, Schmucksachen und andere Toilette-Gegenstände sind in großer Menge vorhanden. In Bond-Street kauft man, was man, seiner vortrefflichen Eigenschaft wegen, theuer bezahlen will. In Regent-Street findet man alle die unnützen doch theuern Dinge, die nur so lange gefallen, als sie Mode sind.

Treten wir in die Oxfordstraße. Welche Bewegung, welcher Lärm, welche Verwirrung! Der Fuhrmannskarren und der Eilwagen, das Kabriolet und der Landau, der große Herr zu Pferde und der Pächter auf dem Esel, Alles schiebt sich zwischen- und durcheinander, geht und kommt in allen Richtungen. Man sieht, daß Jedermann hier beschäftigt ist.

Die Leute, welche man in Regent-Street erblickt, scheinen den Müßiggang des Lasters, die in Bond-Street den Müßiggang der Opulenz, und die in Oxford-Street die unermüdliche Thätigkeit zu vertreten.

Begibt man sich in einen Laden in dieser letzten Straße, so ist es nicht blos, um Schachteln in Unordnung zu bringen, Stoffe vor sich ausbreiten und Muster entwickeln zu lassen, sondern in der förmlichen Absicht zu kaufen, und sogleich baar zu bezahlen. Der Karakter von Oxford-Street ist durchaus kommerziell. Man würde glauben, eine nordamerikanische Stadt zu erblicken, wenn dem Allem nicht eine starke Schattirung von Aristokratie beigemischt wäre.

Man sieht, wie viele verschiedenartige Nationen in der Bevölkerung von London verschmolzen sind, und wie sehr die Beobachter, welche es, wie aus einem

Stücke bestehend, folglich leicht zu erfassen und zu beurtheilen, geschildert, sich geirrt haben.

Gegenwärtiger Zustand des türkischen Reiches, und seine wahrscheinliche Zukunft.

Letzte Betrachtung.

Unter Soliman und Selim waren die Staatsmänner und Feldherren, die den ottomannischen Ruhm erhoben, und der Pforte Eroberungen immer weiter ausdehnten, Renegaten. Albanier, Bosniaken, Kalabresen, Ungarn, Russen und Griechen schworen den christlichen Glauben ab, und schlossen sich dem Kolosse des ottomannischen Reiches an, der mit ihrer Hilfe, zu gleicher Zeit unterstützt von dem Scharfsinn des Hellenen, der Geschmeidigkeit des Sklavoniers, dem unerschrockenen Wesen des Dalmatiers, der Hartnäckigkeit des Kroaten, alle europäischen Nationen zu erdrücken drohete.

Auffallend genug hatten die Nerven und Muskeln dieses großen Körpers, die Janitscharenarmee, ebenfalls einen europäischen Ursprung. Seit der Epoche Schali Schenderili's wurde dies gefürchtete Korps aus Christenkindern rekrutirt, die man ihren Eltern oder Verwandten geraubt.

„Unsere wilden Turkmannen," sagte Schali, „lieben zu sehr ihre Unabhängigkeit, als daß wir auf sie rechnen dürften. Aber der Besiegten Söhne sind unsere Sklaven. Wir gewähren ihnen eine sichere Zu-

kunft. Indem wir sie zwingen, sich dem Islamismus zuzuwenden, entnehmen wir sie zugleich aller fernerweitigen Beziehung mit den Christen."

Und in der That wurde dieses Heer unfreiwilliger Renegaten, durch eine Menge freiwilliger Abtrünniger vermehrt, in Kurzem das Schrecken Europa's, und endlich das Entsetzen der Sultane selbst. Der furchtbarste Feind des Christenthums, das türkische Reich, hatte keine andere Häuptlinge, als Europäer, und die Quelle, woraus unaufhörlich seine Kraft sich erneuerte, floß ihm aus Europa zu.

Ohne diese Uebertragung abendländischen Blutes in die Adern des ottomannischen Körpers, würde die muselmännische Thatkraft vielleicht schon früher als jetzt, auffallend sich vermindert haben. Eine majestätische Trägheit, nur zu sehr unterstützt von der Berauschung mit Opium, bemächtigte sich nach und nach des nationellen Karakters.

Sie hielt dem Ehrgeize, der Herrschsucht der Osmanlis das Gleichgewicht, und jene hochmüthige Ueberzeugung, welche sie glauben ließ, daß die ganze Welt ihnen gehöre, daß alle Könige von Rechtswegen ihre Vasallen seien, und daß Mahomets Nachkommen sehr gnädig verführen, wenn sie den Christenhunden nur das Leben liessen, wurde dadurch natürlicherweise geschwächt.

Nichts stimmte weniger überein mit dem wahren Unternehmungsgeiste, als jener Geist der Fahrlässigkeit und des persönlichen Eigennutzes, der von Jahr zu Jahr immer beherrschender wurde. Der Türk schlief ein, wie der gesättigte Löwe auf den Leichen der von ihm Erwürgten. Der erste unwiderstehliche

Stoß des muselmännischen Ueberfalls hatte sich beruhigt.

Aber auf den Marken des ottomannischen Reiches befanden sich ganze zugleich christliche und barbarische Völkerschoften, die dem Islamismus unaufhörlich ihren Tribut an Abenteurern und Abtrünnigen darbrachten. Mehrere die Türkei begrenzende Provinzen, nur dem Namen nach christlich, waren von Räuberhorden bevölkert. Beim Anblick dieser in allen Verbrechen riesigen Menschen erbebte selbst Mahomet II. Die Woywoden der Moldau und Wallachei zwangen seiner wilden Seele Erstaunen ab.

Was kümmerte sich ein Wlad, oder ein Drakul um die Namen Christ und Muselmann? Morden, plündern, sengen im Namen des Propheten oder Jesu Christi, das war ihre alleinige Aufgabe, ihr einziger Beruf.

Hatten Christen ihren Zorn oder ihre Habgier gereizt, hatten sie irgend etwas zu besorgen von ihren Landsleuten, so warfen sie sich dem Islamismus in die Arme, schworen ihren früheren Glauben ab, und erklärten, daß sie Türken seien: wirkliche Seeräuber und Condottieri, die ihre Religion nach den Zeitumständen, oder wie es ihr Vortheil erheischte, veränderten, die jedoch bei aller Niederträchtigkeit, welche man mit Recht ihnen zum Vorwurf machen kann, nichts Gemeines, nichts Alltägliches an sich hatten.

Jene offene Apostasie erforderte nicht geringen Muth zu einer Zeit, wo der Christ den Muselmann als einen eingefleischten Teufel betrachtete, und wo er in dieses letzten Augen nichts war, als ein Kafir, ein Schwein, ein unsauberes Thier.

Der Renegat, der den Turban aufsetzte, und den krummen Säbel um seine Hüften gürtete, mußte also auf Alles verzichten, was ihm bisher lieb gewesen, auf Geburt, Namen, Familie, Erziehung, Verwandschaft, Glauben, kurz auf alle europäischen Erinnerungen. Er hatte einen Abgrund zu überspringen. Um ihn ohne Entsetzen zu betrachten, bedurfte es nicht geringer Energie und moralischer Kraft. Darum aber wurden solche Männer auch die erbittertsten Feinde ihres früheren Glaubens und ihrer ehemaligen Glaubensgenossen. Odimus quem lesimus: wir hassen wen wir beleidigt haben.

Wurde das Gesetz Mahomets, das den Genuß des Weins verbietet, von Selim dem Trunkenbold wenig geachtet, wurde es von seinem Nachfolger Murad II (Amurath) unter einer andern Beziehung mit eben so großer Kühnheit und Verachtung übertreten. Die Zahl seiner Frauen überstieg nicht allein die von dem Koran den Muselmännern bewilligte, sondern selbst alle Wahrscheinlichkeiten, alle Schimären der entartetsten Einbildungskraft.

Wir sehen uns veranlaßt einen Schleier zu werfen über die befremdenden Geheimnisse des Harems dieses Fürsten. Es sei genügend, anzudeuten, daß der Werth der Weiber auf dem Sklavenmarkt in Konstantinopel fast auf das Doppelte getrieben wurde, durch den unglaublichen Verbrauch dieser Waare, von Seiten des Beherrschers der Gläubigen.

Murad hatte 102 Kinder. Von den 20 Söhnen, die ihn überlebten, wurden 19 an dem Tage, wo man ihn beerdigte, ermordet.

„Sie waren alle unschuldig. Am Tage nach ihrer

Hinrichtung fand sich der ehrwürdige Mufti ein, um über ihren Leichen die gebräuchlichen Zeremonien zu verrichten, wonach diese 19 Opfer neben ihres Vaters Gruft beigesetzt wurden."

Solches sind des türkischen Geschichtschreibers eigene Worte. Sieben Sklavinnen, die von dem Verstorbenen schwanger waren, wurden lebendig in Säcke gesteckt, und im Meere ersäuft.

Mahomet III, der über den Leichen seiner Brüder den Thron bestieg, regierte, lebte und starb in Frieden. Sein Nachfolger Ahmed oder Achmet, der von seinem blödsinnigen Bruder Mustapha nichts besorgen zu müssen glaubte, wich ab von dem Gesetze des königlichen Brudermordes, das die ganze ottomannische Geschichte gewissermaßen gerechtfertigt hatte. Diese ungewöhnliche Milde kam seiner Familie theuer zu stehen. Mustapha wurde, seiner Blödsinnigkeit ungeachtet, zum Sultan ausgerufen, mit Hintansetzung der Söhne Achmets.

Das ganze Reich wurde dadurch erschüttert. Die Köpfe der Visiere und der Mufti's fielen wie Aehren unter der Sichel. Zum ersten Male pochten die Janitscharen auf ihr Recht, die Sultane abzusetzen, und ihre Nachfolger zu bestimmen. Erst Murad IV stellte, durch eben so viel Muth als Grausamkeit, Ruhe und Ordnung wieder her.

Nie saß ein blutgierigerer Despot auf dem ottomannischen Thron. Wie Nero liebte er die Dichtkunst, während zugleich seine Eisenhand auf dem Volke lastete, und er jede Empörung in Blutbädern ertränkte. Man findet in den türkischen Geschichtschreibern eine sonderbare poetische Depesche, die der

Großvezier Hafiz (den man nicht mit dem persischen Dichter gleiches Namens verwechseln muß) an ihn gerichtet, und zwar einige Zeit nach der Einnahme von Bagdad durch die persischen Ketzer. Wir wollen wörtlich den Anfang dieser politischen Ghazelle übersetzen, wie folgt:

„Hafiz ist von Feinden umringt. Hat er denn keine Hilfe mehr zu erwarten? Wird sich Niemand dahingeben für den muselmännischen Glauben? In dem Schachspiel der Gefechte rücken die feindlichen Thürme immer näher. Laß unsere Reiter aufbrechen. Ist denn nicht ein Vezier da, sie zu befehligen?*)....

*) Man wird betroffen sein von dem sonderbaren Gemisch, welches diese Ghazelle und des Sultans Antwort darbietet: poetischer Scherz, dem Schachspiel entlehnte Bilder, diplomatischer Styl, woran wir wahrlich nicht gewöhnt sind. Aber man begreift nicht genau die Schlachtrede, welche der Vezier an seinen Gebieter richtet, wenn man nur das Schachspiel so kennt, wie es von uns in Europa entstellt worden. Das Stück, welches wir ohne alles Recht Königin nennen, ist nichts anderes als der General oder Großvezier, Fersana, der Erste oder Vorderste (Fürst) der Armee, woraus die Franzosen zuerst eine Jungfrau, sodann eine Dame und endlich eine Königin gemacht haben. Auf gleiche Weise haben sie den Fil (indisches Wort, das Elephant bedeutet) oder Fahnenträger in einen Fol oder Fou (Narren) verwandelt. Die Deutschen nennen ihn Läufer, und die Briten Bischof. Die Thürme sind in dem ursprünglichen indischen Spiele Kriegswagen, Roth, was bei den Persern Roch oder Rook, ein fabelhafter Vogel, geworden ist. Nur die Bauern oder Soldaten (Prade im persischen Spiel) und die Reiter, haben ihre morgenländische Physionomie bewahrt. Aber lächerlich ist es auf jeden Fall, daß man aus einem Elephanten einen Fou, aus einem Fou einen bishop und aus einem bishop einen Läufer, wie aus einem Großvezier eine Jungfrau oder Königin gemacht hat.

— Wenn die feindlichen Thürme vorrücken (antwortete seinem Vezier der poetische Sultan, der sich desselben Rythmus und desselben Maßes bediente, wie sein Minister), so war es an Dir, den König von Persien schachmatt zu machen. Es hat Dir an Vertrauen gefehlt zu Deinen Truppen, und Du hast Deine Soldaten nicht in Bewegung gesetzt, als es Zeit war. Will Gott, der mir das Reich gegeben, ohne daß ich darum ihn gebeten, mir den Besitz von Bagdad nicht zugestehen, was kann ich dazu thun? Glaubst Du, die Welt sei nicht groß genug, die Welt, die mir gehört?....."

Sagen wir noch ein Wort über diesen barbarischen Sultan und Dichter, der in Versen die poetischen Jeremiaden seines Ministers beantwortete. Nicht zum ersten Male findet man in den ottomannischen Jahrbüchern dies Gemisch hoher politischer Interessen und launischer Spielereien der Poesie. Dschem, Karls VIII Kriegsgefangener, dichtete während seiner Gefangenschaft mehrere lyrische Poesien, die man nach seinem Tode gesammelt, und die in Betreff der Grazie und Zierlichkeit den Versen seines Bruders Bajazet zur Seite gestellt werden können, obgleich dieser letzte in der schwermüthigen Tiefe seiner Gedanken ihn weit übertrifft. Hammer hat mehrere dieser Dichtungen mit vielem Glücke übersetzt.

Wie Karl von Orleans, wie Jakob I von Schottland, ist Dschem ein elegischer Dichter, platonischer Liebhaber, obgleich Türke, die traurige Muße seiner Gefangenschaft mit den reizenden Bildern seiner Phantasie ausschmückend, die er in melodische Akkorde einzukleiden versteht. Bajazet ist tiefer und energischer.

Sein letzter Gesang, sein Schwanengesang, ist bewunderungswürdig:

„Hintergehst Du mich noch einmal, Hoffnung des Lebens? Soll ich die Stunden bedauern, die man mir rauben wird? Nein, alle Lebenslust ist erstarrt in meiner Brust. Schreite vorwärts, Bajazet, betritt den dunkeln Fußpfad, der unter Deinen Schritten sich eröffnet. Hörst Du die Glöckchen der Karavane, die weithin erschallen, und die Dich rufen? Auf, vorwärts, Wanderer!

„Taube meiner Seele, bevor Du Deine Flügel entfaltest, verweile noch einen Augenblick auf den Eisenstäben Deines Gefängnisses. Einen Augenblick verweile noch, dann eile dahin. Nimm jetzt Deinen Schwung. Alle Fesseln zerbrechen. Du kannst in Freiheit Dich aufwärts schwingen. Der Busen eines freundlichen Gottes steht Dir offen.“

Bajazets Ende war sehr tragisch, und das des Dichters und Veziers Hafiz war es nicht minder. Dieser ganze Zeitraum der ottomannischen Geschichte schwimmt in Blut. Jeder Tag der Regierung Murads IV wurde durch neue Morde bezeichnet. Dennoch gelang es ihm nur mit Mühe, der Empörung Meister zu werden. Was man ihm nie verzeihen kann, ist die gräßliche Ermordung von 30,000 Persern, die er in Masse über die Klinge springen ließ. Es war keinerlei Nothwendigkeit vorhanden, die eine solche Maßregel rechtfertigen konnte, und der Sultan hatte dazu keinen andern Beweggrund, als seinen Fanatismus und seine Blutgier.

Kaum war er tod, so folgten Empörungen auf Empörungen. Während der Regierung Ibrahims und

Mahomets IV erhoben sich der Reihe nach die Janitscharen, die Schmiede und sogar (was befremdend scheinen mag) die Verschnittenen in Masse, und droheten den Thron über den Haufen zu stürzen. Die Verschnittenen hatten sich gegen die Sultanin Valide, eine griechische Frau, empört, deren Schönheit nur mit ihrem hellen Verstande verglichen werden konnte, und die während vier auf einander folgenden Regierungen auf die Sultane einen großen Einfluß ausgeübt.

Schon hatte das ottomannische Volk an Insurrektion sich gewöhnt. Vielleicht war es auch darüber erbittert, daß es sah, wie seine Macht sich verminderte, und wie der europäische Einfluß sich vermehrte, als der Vezier Koproli (Kiuperli), Richelieu der hohen Pforte, der Regierung Zügel sich bemächtigte. Er hatte bereits mehrere Provinzen mit Gerechtigkeit, sogar mit Menschlichkeit, regiert. Aber kaum war er Vezier, so nöthigte ihn die Schwierigkeit seiner Lage, wie der wilde Ungehorsam seiner Unterthanen, zu großer Strenge und Grausamkeit. Sechs und dreissigtausend Köpfe fielen während den fünf Jahren seiner obersten Verwaltung. Und dennoch war dies ungeheure Opfer, darf man anders den türkischen Geschichtschreibern Glauben beimessen, „eine weise Maßregel um eine viel größere Verschwendung von Menschenblut zu ersparen.“

Um diese Zeit ereignete sich die größte Umwälzung, welche die Pforte je erlitten. Sie konnte von nun an sich nicht mehr als Weltbeherrscherin betrachten. Statt über alle Streitfragen durch ein Machtwort zu entscheiden, wie sie bisher gethan, mußte sie hinfort

ihre Zuflucht zu Diplomatik und List nehmen. Auf solche Weise verfahren alle Mächte, die ihren Sturz, welchen sie selbst voraussehen, so viel als möglich mildern wollen.

Die ottomannische Regierung verließ also die Rolle des Löwen für die des Fuchses, und gewöhnte sich nach und nach daran zu lawieren. Sie bediente sich der Seidenschnur und des Giftes gegen rebellische Vasallen, statt, wie früher, zermalmende Armeen gegen sie auszusenden.

In unsern Tagen ist das türkische Reich endlich bis zum letzten Punkte wirklicher Schwäche, bis zu einem solchen Punkte der Erschlaffung gelangt, daß der Sultan Mahmud, mit aller seiner Thatkraft, große Mühe haben wird, es auch nur einigermaßen zu erheben. Es gibt in Sieg und Eroberung einen Zauber der Unfehlbarkeit, der die Stärke der Nationen verdoppelt. Wehe ihnen, wenn sie erkennen, daß dieser Zauber nichts ist als eine Schimäre, und daß sie nicht unüberwindlich sind.

Man kann Mahmud eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Der von ihm bestiegene Thron bot ihm nur Gefahren und Trostlosigkeit dar in dem Augenblicke, wo er der Krone sich bemächtigte. Einen gewöhnlichen Menschen würde eine solche Lage bald entmuthigt haben. Hier die Wechabiten, Eroberer Syriens, Arabiens und des heiligen Grabes Mahomets; weiterhin das empörte Bagdad. Im Norden Rußland, mit seinen Armeen die Donau und den Kuban bedeckend. Im Westen Oesterreich, die Flamme der Empörung in Bosnien und Servien nährend. Endlich der alte Tieger von Janina, Albanien und die

jonischen Inseln von der ottomannischen Oberherrlichkeit losreissend.

Alle diese Feinde erschreckten den Sultan Mahmud nicht. Er vertheidigte sich wie der von Jägern umringte Löwe, der über Leichen hinstürzt, welche er rings aufgehäuft.

Im Innern war der Zustand der Türkei nicht beruhigender. Das öffentliche Vertrauen war erschüttert, der Schatz leer. Der Nizam Gedid (die neue Armee) war vernichtet. Das Janitscharenkorps war unruhiger, anmaßlicher als je zuvor. Die Ulemas erwarteten nur den günstigen Augenblick, um einen Sultan, der die geistliche Macht beschränkt hatte, vom Thron zu stoßen. Czerni Georg endlich wiegelte ganze Provinzen auf, gegen die der Monarch alle seine Truppen ins Feld zu stellen sich genöthigt sah.

Eine solche Lage war schrecklich. Mahmud zeigte sich würdig, sie zu bekämpfen. Alle Schwierigkeiten ebneten sich auf seinen Wink. Die rebellischen Satrapen verschwanden vor ihm, wie Spreu vor dem Winde. Ihre Schätze füllten seine Kassen. Der Kredit hob sich wieder. Die meisten innern Faktionen, welche das Reich zerrissen, beugten sich unter dieser furchtbaren Hand, von der die Janitscharen selbst zermalmt wurden.

Wahr ist es auch, daß mehr als ein Umstand den Sultan Mahmud begünstigte. Vor ihm hatten Othman II, Mustapha IV, Selim III und mehrere andere vergebens denselben Versuch gemacht. Ihr Beispiel diente ihm als Fingerzeig. Er vermied die Klippen, woran ihre Politik gescheitert war. Die großen europäischen Mächte waren zu sehr beschäftigt

mit dem Kampfe zwischen Napoleon und England, unterstützt von Rußland, um den Sultan in der Ausführung seiner Entwürfe zu stören. Er ließ die Gelegenheit nicht entschlüpfen, ergriff den günstigen Augenblick, und zertrümmerte mit einem Schlage die Stratokratie, unter deren Gesetzen seine Vorgänger sich hatten beugen müssen.

Vielleicht wäre ihm das nicht gelungen, hätte der alte Fanatismus der Muselmänner noch seine ganze erste Stärke bewahrt. Aber Mekka und Medina, die heiligen Städte, waren durch die siegreiche Besetzung der Wechabiten besudelt, aber das muselmännische Indien war England unterthan, und Persien selbst hatte der Ungläubigen Macht anerkannt. Bei dem Allem mußten die Osmannlis wohl oder übel von ihrer Hinfälligkeit, wie von der Möglichkeit, besiegt zu werden, sich überzeugen.

Ihr religiöser Enthusiasmus, der sich allmählich in Gewohnheit verwandelte, hatte seinen Schwung verloren. Alles Hasses ungeachtet, beschützte der Volksaberglaube des Sultans Leben. Nach einer alten Sage sollte der Tod des letzten Kalifen den gänzlichen Untergang des türkischen Reiches verkündigen. Zugleich König und Kalif, konnte und durfte Mahmud allein, als der letzte seines Stammes, Allem Trotz bieten. Das Zaubergewand, womit seiner Unterthanen Leichtgläubigkeit ihn bekleidet hatte, sicherte seine Existenz.

Am Tage nach der Janitschaaren-Niedermetzelung, als alle Muselmänner noch vor Wuth und Rachsucht bebten, durchritt er furchtlos, nur von einem sehr kleinen Gefolge begleitet, die Straßen Konstantino-

pels, und nicht ein Dolch wurde gegen den Monarchen gezückt, der auf eine so schreckliche Weise allen nationellen Vorurtheilen den Krieg erklärt. Der Mufti selbst, der Osmanlis geistiges Oberhaupt, wagte es nicht, ihm den Fetwa zu verweigern, der, indem er die Bewilligung zur Vernichtung der Janitscharen gab, zugleich auf immer die geistliche Macht in Fesseln schlug.

Es ist jetzt Zeit, wieder auf die Fragen zurückzukommen, welche wir am Anfang des ersten Artikels aufgestellt, und die eigentlich Veranlassung zu diesen Betrachtungen gegeben haben. Werfen wir in solcher Hinsicht einen raschen Blick über den gegenwärtigen Zustand und über die Hilfsmittel der Türkei.

Vielleicht hat sie von einer vollkommenen Zerrüttung allein ihre künftige Wiedergeburt zu erwarten. Des Sultans ganze Herrschermacht hängt nur noch an einem Faden. Sein Thron schwebt über einem Abgrund. Aber in dem Volke selbst bemerkt man Elemente seiner Neuerhebung. Der türkische Despotismus beruhet nur auf einem einzigen Manne. Er hat weder Spione, noch Polizei, noch Mauthbeamten, noch alle die untergeordneten Tirannen, die eine lange Kette theilweiser Unterdrückungen bilden.

Kein Land auf Erden ist einer absoluten Demokratie näher, als ein solches, das unter dem Joche eines einzigen Despoten schmachtet. Der Boden ist fruchtbar, der Himmel reizend. Das Munizipalsystem hat sich gewissermaßen von selbst festgestellt in einem gewissen Theile des türkischen Reiches. Nirgends gibt es Kastenverschiedenheit oder aristokratische Rechte. Alles ist vollkommen gleich vor einer alleinigen Ue-

berlegenheit, der des Thrones, den ein Nachkomme Othman's einnimmt. Greise und Priester haben noch immer dieselbe Präponderanz bewahrt, welche eine patriarchalische Ordnung ihnen zusichert.

Es läßt sich also voraussetzen, daß wenn Ereignisse, die früher oder später stattfinden können, vielleicht stattfinden müssen, des türkischen Reiches Auflösung herbeiführen, man auf allen Seiten sich kleine unabhängige Freistaaten organisiren sehen würde, d. h. entweder Republiken von den Vorstehern und Aeltesten (seniores) der bedeutensten Ortschaften verwaltet, oder von Paschas regierte Fürstenthümer, oder aber mediatisirte, den benachbarten Mächten tributpflichtige Provinzen.

Solch ein Fall hat sich vor Kurzem in Servien ereignet. Dem ottomannischen Joche entronnen, hat dies Land sich ganz allein organisirt, ohne daß Europa das Entstehen eines neuen Reiches beachtete, welches unter seinen Augen sich bildete. Ein kleines Dorf Thessaliens, Ambelakia, früher ohne Gewerbthätigkeit, ohne Hafen, ohne Macht, an das Niemand dachte, aus nur wenigen auf der Spitze eines Felsen erbauten Hütten bestehend, versorgt jetzt einen Theil Deutschlands mit schönen Geweben und vortrefflichen gefärbten Sachen.

Die Geschichte oder das Geheimniß des so raschen Wohlstandes dieser Ortschaft ist ganz einfach. Während 20 Jahren hat Ambelakia keine Abgaben bezahlt, es hat nicht den mindesten Antheil genommen an den Unruhen und Kriegen weder in Europa noch in Asien, und hat sich, vergessen wie es zu seinem Glücke war, durch sich selbst regiert. Eine höchst einfache, vernunftge-

mäße Verwaltung, hat seinen Handel ausnehmend befördert. Seine Gewerbthätigkeit hat sich zum Erstaunen entwickelt, weil man es ruhig gelassen, und obgleich wenig begünstigt von der Natur, hat es sich doch Hilfsmittel durch eine Industrie geschaffen, die es in wenigen Jahren bereichert hat.

Fällt Konstantinopel, dann erst wird man sehen, welche Lebenskraft in den menschlichen Gesellschaften ist, und wie leicht die Bildung gewerbtreibender Gemeinschaften in einem Lande wird, wo Ehrgeiz und Habsucht sich nicht unter allen möglichen Formen bekämpfen, wo alter Parteihaß nicht zu Mord, zu Verwüstung, zur Unterdrückung des ruhigen Bürgers die sich gegenseitig bekämpfenden Anführer antreibt.

Aber einmal zerstückelt, wird die Türkei nicht mehr ein Reich sein. Der Riese wird sterben, und die sodann entstehenden kleinen Staaten werden nicht allein nichts Furchtbares mehr haben, sie müssen auch früher oder später eine Beute ihrer mächtigern Nachbaren werden.

Unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen würde es dem ottamannischen Reiche schwer werden, wollte es gleich alle seine Kräfte zusammenraffen, den entscheidenden Streich lange abzuwenden. Seit die Russen sich der Donau und des Balkan bemächtigt, hat die Türkei zu ihrer Vertheidigung keine Wälle, keine für unübersteiglich gehaltene Bergketten, keine Sandwüsten mehr, die im Stande wären, ein siegreiches feindliches Heer zurückzuhalten.

Ihrer aus morgenländischen Rekruten bestehenden Armee, die man auf europäische Weise zuzustutzen sich bemühet, gebricht es an Vertrauen in sich selbst. Sie

weiß sehr wohl, daß sie weder dem stürmischen Ungestüm der eigentlichen asiatischen Truppen, noch der alten, gelehrten Disziplin der europäischen Soldaten widerstehen könnte.

Die Flotten, von den russischen und griechischen Siegen dezimirt, haben den letzten Stoß bei Navarin erhalten. Auf allen Seiten entblößt, befindet die Pforte sich jetzt in derselben Lage, in welcher Polen im Jahr 1772 war. Ihre Gegner haben ganz neuerdings einen furchtbaren Hilfsgenossen in Mehemet Ali, Pascha oder Vizekönig von Aegypten, gewonnen. Schon haben die russischen Heere seit zwei Jahrhunderten den Kuban und Zirkassien, den Kaukasus und Georgien, die Städte Trapezunt und Van, wie die Hälfte von Armenien verschlungen.

In den letzten Gefechten in der Bulgarei und in Rumelien, hat des Sultans ganze Schwäche sich offenbart. Von Oesterreich und Persien scheint er, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, freilich nicht viel besorgen zu dürfen. Dagegen ist er von Seiten Rußlands wirklichen Gefahren ausgesetzt. Früher oder später wird dieses letzten Politik ihren der Pforte zugestandenen oder stipulirten Schutz geltend zu machen sich bemühen, und vielleicht dürfte dann ihr Fortbestand als Macht selbst bedrohet sein. Von den übrigen großen Mächten Europas hängt es jetzt ab, eine solche Krisis zu beschleunigen oder zu verzögern.

Solches ist gegenwärtig die innere und äussere Bedingung der Türkei. Mahmuds Karakterstärke ist noch seines Thrones sicherste Stütze. Von Feinden und Verräthern umringt, tritt er kühn und furchtlos einher. Soll der ottomanische Name untergehen mit

ihm, wird sein Tod — das darf man voraussetzen — schön und erhaben sein, wie der Konstantin Paleolog's.

Wenn alle Möglichkeiten eines nahen Sturzes zu gleicher Zeit die ottomanische Pforte bedrohte, oder wenn der großen Kabinete überwiegende Rücksichten ihm eine noch längere Existenz zusichern, erblickt der Philosoph nicht in dem unvermeidlichen Sturz eines von unförmlichen, widersinnigen Gesetzen und Institutionen regierten Reiches einen Gegenstand wirklichen Bedauerns.

Vor der Zivilisation und ihren raschen Fortschritten mußte dies unhaltbare Gebäude eines Tages zusammenstürzen. Vorausgesetzt selbst, daß Rußlands Ehrgeiz hier später mit Erfolg gekrönt werde, und daß das griechische Kreuz von Petersburg auf den Minareten Konstantinopels sich erheben sollte, ist es dennoch unmöglich, oder wenigstens unwahrscheinlich, daß derselbe Monarch lange an der Newa und am Bosphor herrschen könne.

Man würde also den ungeheuern Körper des russischen Reiches sich auflösen und zerstückeln, den Kalifenthron irgend einer neuen christlichen Fürsten anheimstellen, und europäische Sitten und Gesetze wieder an derselben Stelle emporblühen sehen, wo der Halbmond sechs Jahrhunderte lang geglänzt. Daß in einer so gewaltsamen Bewegung mehrere zur Türkei gehörige Provinzen ihre frühere Unabhängigkeit wieder erlangen könnten, nnd daß eine so große Umgestaltung einen ausserordentlichen Einfluß auf Europas Geschick ausüben würde, läßt sich nicht im Mindesten bezweifeln.

Wer weiß, ob das alte Byzanz nicht bestimmt ist, ein neuer Ziviliſationsherd zu werden, ob das lange unter dem Joche der feierlichen Majeſtät des Islamismus in Schlummer verſenkte Morgenland, nicht wieder zu einem neuen Leben erwachen, ob die Geſtade des Nils nicht zum zweiten Male mit ihren tauſend Städten prangen, ob die Küſten der Barbarei nicht ihre dreihundert hohen Schulen wiederfinden dürften, worauf ſie ſo ſtolz waren, ob man nicht aus ihrer Aſche die Bibliotheken von Pergamus und Alexandria wieder erſtehen ſehen würde, ob eine neue Aera des Ruhmes und der Wohlhabenheit nicht Phönizien, Tyrus und Sidon vorbehalten iſt, ob endlich in den Gegenden, wo der Ziviliſation Morgenröthe die Gibel entſtehender Städte vergoldet, einſt nicht noch ſchönere Ortſchaften, noch gewerbtreibendere und freiere Staaten ſich bilden werden, die unter den mächtigen Strahlen einer bis zu ihren Zenith gelangten Ziviliſation ſich entwickeln könnten.

Großbritanniens innerer Reichthum unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen.

Die beiden Mächte, welche um den Besitz der Welt sich streiten, und die beide in Zaum zu halten ein Hauptwerk des konstitutionellen Regierungssystems ist, indem es ihren respektiven Einfluß auf des Landes Angelegenheiten bestimmt, haben seit einigen Jahren in England ihre innern Kämpfe aufs neu begonnen. Die Kriege auf dem Festlande hatten sie auf einige Zeit unterbrochen, und der Zivilisation Fortschritte, von den Wohlthaten des allgemeinen Friedens unterstützt, schienen den alten Geist des Hasses und der Eifersucht sehr geschwächt zu haben.

Aber der Krieg, der Großbritannien zahlreiche Kolonien zugewendet, der auf den Meeren und Küsten der beiden Erdhälften die Besitzungen einer kolossalen Macht verachtet, die kein einzelnes Reich zu erschüttern im Stande sein dürfte, und die acht Jahre lang den furchtbarsten Verkündungen widerstanden; derselbe Krieg hat ihr auch eine ungeheure Schuld, ein Uebermaß industrieller Erzeugnisse hinterlassen, dessen Abfluß durch den großen Schwung gehemmt worden, den der Friede der fremden Gewerbthätigkeit auf fast allen Punkten Europa's und Amerika's gegeben.

Die Hände, welche das Steuerruder während dem Sturme lenkten, haben es auch nach demselben noch zurückhalten wollen. Indessen sind die verwegenen Vertreter der britischen Oligarchie einem solchen Unternehmen nicht gewachsen gewesen, und sind unter seiner Last erlegen. Ihr Häuptling hat sich durch

Selbstmord aus dem Spiele gezogen, und des mächtigen Einflusses ungeachtet, den Wellington's Name noch auszuüben im Stande sein dürfte, ist der Torysmus von der öffentlichen Leitung der Angelegenheiten durch den alleinigen Stoß ausgeschlossen, den die Julirevolution in Frankreich ihnen verliehen.

Und selbst in dem Fall, wo diese Staatsumwälzung sich nicht ereignet hätte, oder wo sie verzögert worden, hätten die Tories sich nicht länger halten können. Der Kampf hatte mit zu großer Erbitterung auf dem am meisten entzündbaren Boden, dem aller auf dem Spiele stehenden Interessen, begonnen.

Auf allen Punkten der drei Königreiche, und ihrer überseeischen Besitzungen, standen diese Interessen sich gegenüber: in den Antillen die Sklaverei der Neger; in Kanada die Unabhängigkeit der Gesetzgebungen; in Ostindien und bis nach China das Monopol der ostindischen Gesellschaft; im Innern die große Plage des Pauperismus, die zermalmende Last der Staatsschuld, die umzustaltenden Getreidegesetze, die zu mildernden indirekten Abgaben, das der Besteuerung zu unterziehende Grundeigenthum; endlich die große Frage, ob die Parlamentsreform ein Mittel sei, oder ein Zweck, ob sie das Ziel ist oder der Abgangspunkt der Verbesseruugen, welche der politische, wie der Finanzzustand Englands erfordert. —

Nie hat sich, seit der Revolution von 1789, ein weiteres Feld der Reibungen der Parteiungen dargeboten. Wir wollen auf dieser Bahn ihnen nicht folgen, sondern uns begnügen, anzudeuten, über welche Hilfsmittel sie verfügen können, welches das wirkliche finanzielle, landwirthschaftliche und kommerzielle Ver-

mögen ist, warum sie sich streiten, wie die Schulden, welche sie gegenseitig betreffen.

Die Geschichte des öffentlichen Einkommens in England, seit der Eroberung, scheidet sich in vier Perioden: die erste vor der Regierung der Königin Elisabeth; die zweite seit dieser Regierung bis zur Revolution von 1688; die dritte seit der Thronbesteigung Wilhelm's II bis zum Frieden von Paris im Jahr 1815, und die letzte von demselben bis auf die gegenwärtige Zeit.

Bis zur Regierung der Königin Elisabeth füllten freiwillige Geschenke, Erpressungen, Einziehung der Kirchengüter, Veräusserung der Krondomänen, nebst den Tarifen über alle Lebensmittel, dem Tonnen- und Wagegeld, den Kaufmannspatenten und der Einkommenssteuer den öffentlichen Schatz.

Unter den Stuarts erst wurde genau der Geldwerth bestimmt, spielte das Unterhaus in der Verwaltung des öffentlichen Einkommens die Rolle, welche ihr von Rechtswegen zustand, wurde die Armentaxe zugleich mit der Loterie eingeführt, wurde die Bill der Rechte promulgirt, wurde das Finanzsystem organisirt, und die Grundsteuer, die Mauth und die Accise wurden einer gleichförmigen Gesetzgebung unterzogen.

Die beiden letzten Perioden der Geschichte des öffentlichen Einkommens in England, verdienen besonders beachtet zu werden. Bei der Thronbesteigung Wilhelms von Nassau befand sich das Königreich in einer gedeihlichen Lage, die dem Volke vergönnte, Monarchen zu beseitigen, welche ihre Laune an die Stelle der nationalen Interessen setzen wollten. Die

Bevölkerung vermehrte sich sehr rasch. Der Handel blühete. Aber das öffentliche Einkommen entsprach nicht ganz den Bedürfnissen eines Fürsten, der die Sicherheit seiner Dynastie auf den sichersten aller Grundpfeiler, die Nationalehre stützen wollte.

Um mit Erfolg gegen Ludwig XIV zu kämpfen, mußte man neue Abgaben einführen, wie die Malzsteuer, die Abgaben auf Zugpferde, die Hausierung u. s. f. Ihre Unzulänglichkeit nöthigte den König, in England das System der öffentlichen Anleihen einzuführen, das bereits in Holland bestand, wo die jährlichen Zinsen der fundirten Staatsschuld, beim Frieden von Nimwegen sich auf 7,107,128 Gulden beliefen. Während seiner Regierung borgte er 12 Millionen Pf. Sterling (144 Millionen rhein. Gulden), und das Staatseinkommen belief sich bei seinem Tode auf 72 Millionen Pf. Sterling (864 Millionen rhein. Gulden).

Unter der Königin Anna hatte sich dies Einkommen um 10 Millionen Pf. St. (120 Mill. rh. Gl.) vermindert, dagegen hinterließ sie nach ihrer zwölfjährigen Regierung eine Staatsschuld von 60 Millionen Pf. Sterling (720 Millionen rh. Gl.). Das hieß Marlborough's Siege ein wenig theuer bezahlen.

Das Staatsbudget war unter Georgs I Regierung bis auf 80 Millionen Pf. St. (960 Millionen rh. Gl.) gestiegen, und die Schuld hatte sich bis auf 40 Millionen Pf. St. vermindert. Die von seinem Nachfolger unternommenen kostspieligen Kriege verschlangen 266 Millionen Pf. St. (3192 Millionen rh. Gl.). Die Zivilliste und des Monarchen persön-

liche Ausgaben erforderten ausserdem noch 27 Millionen Pf. St. (324 Millionen rh. Gl.).

Die Regierung, man könnte fast sagen das Jahrhundert Georgs III, hat die finanzielle Aera nicht blos Englands, sondern der ganzen zivilisirten Welt bezeichnet. Es würde unmöglich sein, in dem beschränkten Raum dieses Aufsatzes alle die Entwürfe und Maßregeln in Rede zu stellen, welche von Pitt und seinen fanatischen Anhängern erdacht wurden, um das öffentliche Einkommen auf alle erdenkliche Weise zu vermehren. Der Ertrag war so ungeheuer, daß man ihn für unglaublich halten möchte, würde er nicht durch authentische Aktenstücke bestätigt.

Das Nettoeinkommen des Königreichs überstieg bei Georgs II Thronbesteigung nicht 8,800,000 Pf. St. (105,600,000 rh. Gl.). Es erhob sich auf 17,600,000 Pf. St. (211,200,000 rh. Gl.) im Jahr 1803, belief sich auf 61,500,000 Pf. St. (738 Mill. rh. Gl.) im Jahr 1808, und stieg zu Ende des Krieges von 1815 auf 76,833,494 Pf. St. (922,001,928 rh. Gl.)

Geben wir einen gedrängten Ueberblick von der fortscheitenden Vermehruug einiger Zweige des öffentlichen Einkommens von 1760 und 1790 bis 1815.

Abgaben.	1760 u. 1790	1804	1808	1815
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Mauth . .	1,960,000	7,000,000	9,500,000	10,960,775
Grundsteuer im J. 1790	600,000	5,300,000	6,900,000	7,543,865
Stempel im J. 1790 . . .	263,207	3,170,000	4,832,000	5,601,791
Porterbier .	83,493	—	—	1,541,000
Exzise . .	3,837,000	17,900,000	23,000,000	26,537,633
Eigenthumssteuer	—	—	—	12,000,000

Diese erdrückende Abgabenmasse war jedoch noch lange nicht hinlänglich zur Bestreitung aller Ausgaben der britischen Regierung. Pitt und seine Nachfolger begnügten sich nicht blos die lebende Generation zu zermalmen, das Parlament bevollmächtigte sie auch, im Voraus die Hilfsmittel der Zukunft zu verschlingen. Sie häuften Anleihen auf Anleihen, und fügten solchergestalt ein Kapital von 531 Millionen zu der obenangedeuteten ungeheuern Gesammtsumme, wonach die ganze Masse aller Ausgaben von 1810 bis 1815 sich auf 1,917,637,587 Pf. St. (23,011,651,044 rh. Gl.) belief.

Pitt und Castlereagh waren Riesen in der Kunst, die Finanzen eines Königreichs zu bearbeiten. Wie hätte England nicht erliegen müssen unter der Last so vieler Abgaben? Von 1793 wurden mit seinem Golde alle bewaffneten Verbündungen gegen Frankreich angezettelt. 1812 besoldete es über eine Million Soldaten. 1814 verwendete es 14 Millionen Pf. St. 168 Millionen rh. Gl.) zur Entwickelung des großen Drama's, die Versetzung Napoleons nach der Insel Elba. Die einige Monate darauf erfolgte Rückkehr des ausserordentlichen Mannes machte diese Ausgabe durchaus unnütz, und Großbritannien mußte die Kosten einer sechsten Verbündung bestreiten.

Sein Streben, die Bourbonen wieder auf Frankreichs Thron zu heben, haben ihm tausend Millionen Pfund Sterling gekostet, und seit Georgs III Thronbesteigung, bis 1815, hat die Unterhaltung der Königswürde 58 Millionen Pf. St. (696 Millionen rh. Gl.) erfordert, während die in demselben Zeitraum den Künsten und den nützlichen Entdeckungen

zugeflossenen Unterstützungen nicht 80,000 Pf. St. (960,000 rh. Gl.) betragen haben.

Untersuchen wir jetzt das von der britischen Regierung angenommene System der fundirten Schuld, das einen so großen Einfluß auf den Nationalreichthum ausgeübt hat.

Ursprünglich, und vor der Revolution von 1688, ging der Staat nur in kurzen Zeiträumen wieder abzubezahlende Schulden ein, und die zur Bezahlung dieser Anleihen bestimmten Fonds mußten hinlänglich sein, um Kapital und Zinsen zu decken. Es waren also eigentlich nur Vorausansprüche auf das Einkommen. Nach Jakobs II Abdankung machte die Verlängerung des Krieges in Irland, die ungeheuern Kosten, welche dadurch veranlaßt wurden, und die Unmöglichkeit hinlängliche Hilfsmittel in dem guten Willen des Parlaments und der Zünfte zu finden, an die Wilhelm sich wendete, Anleihen unumgänglich nothwendig. Das erste im J. 1692 abgeschlossene, überstieg nicht 881,493 Pf. St. (10,577,916 rh. Gl.), und sollte nach und nach, durch jährliche Zahlungen, getilgt werden, so daß Alles in 99 Jahren abbezahlt wäre.

Dieser Maßregel guter Erfolg veranlaßte bald darauf die Regierung, noch eine Million Pf. St. auf 16 Jahre zu 14 Prozent zu borgen. Bei Begründung der englischen Bank entlehnte Wilhelm von ihr 1,200,000 Pf. St. (14,400,000 rh. Gl.) zu 8 Prozent. Es gab um diese Zeit zwei ostindische Gesellschaften. Eine derselben bot der Regierung 2 Millionen Pf. St. (24 Millionen rh. Gl.) zu 8 Prozent

an, unter der Bedingung der Rückzahlung des Kapitals von 1711, wo ihr Privilegium zu Ende ging. Diese Bedingung wurde jedoch nicht erfüllt. Um neuen Bedürfnissen zu entsprechen, ersann der Kanzler Montaigu 1696 die Schatzkammerscheine. Er schloß auch neue Anleihen ab, unter für den Staat sehr nachtheiligen Bedingungen. Der Betrag der von König Wilhelm von 1688 bis 1702 eingegangenen Schuld belief sich auf 44,100,795 Pf. St. (529,209,540 rh. Gl.), für ein wirkliches Anleihen von 34 Millionen Pf. St. (408 Millionen rh. Gl.)

Der Königin Anna Thronbesteigung wurde durch eine Kriegserklärung gegen Frankreich und Spanien bezeichnet. Durch eine neue Aufforderung an den Kredit schuf man Annuitäten von 99 Jahren, im Austausch eines von dem Darleiher in 15 Jahren zu zahlenden Kapitals, und lebenslängliche Renten, auf einen, zwei oder drei Köpfe, jenachdem derselben Preis in einem, 11 und zwölf Jahren zahlbar war. Das System der Tontinen (wachsenden Leibrenten) reduzirte den Kredit auf nichts. Durch solche Maßregeln wurde die Staatsschuld von 16 auf 54 Millionen Pf. St. (648 Mill. rh. Gl.) vermehrt.

Georg I verminderte die Schuld, und nahm ein Ersparungssystem an, das unaufhörlich mit dem Einflusse der Agiotirer auf seine Minister zu kämpfen hatte, so daß die wirkliche Verminderung bei seinem Tode nicht 2 Millionen Pf. St. überstieg.

Georg II bot bei seiner Thronbesteigung Alles auf, um den Frieden zu erhalten, der noch 12 Jahre dauerte, und ihm vergönnte, um mehr als fünf Millionen das Kapital der Staatsschuld herabzusetzen.

Aber die Tories, welche damals die Opposition bildeten, rissen endlich die Nation zu einem neuen Kriege hin. Von 1726 an reizten sie unaufhörlich den britischen Stolz gegen Spanien, und ersparten kein Mittel, einen Bruch herbeizuführen.

Ihr Einfluß auf das Ministerium war so groß, daß, als die Herzogin von Toskana ihre Ansprüche auf die kaiserliche Krone geltend machte, die Regierung ihr thätige Unterstützung anbot, und mit Hilfe ihrer Subsidien ungarische, polnische und russische Heere zu ihrer Vertheidigung besoldete.

Eine Folge davon war, daß bei dem Frieden von Aachen die Staatsschuld von 52 bis auf 76 Millionen Pf. St. (912 Millionen rh. Gl.) gestiegen war. Bald darauf folgte der über den Besitz von Kanada begonnene Krieg, der auch europäisch wurde zwischen England, Preussen und Rußland einerseits, und Frankreich, Oesterreich, Schweden u. s. w. anderseits, wodurch Englands Finanzen sehr zerrüttet wurden, der dadurch veranlaßten Ländererwerbungen ungeachtet. Seine Schuld stieg nun auf fast 160 Millionen Pf. St. (1920 Millionen rh. Gl.)

Bald nach Georgs III Thronbesteigung erlaubte ihm der Friede von Paris das Kapital der Staatsschuld um fast 11 Millionen Pf. St. (132 Millionen rh. Gl.), und die Zinsen in demselben Verhältnisse zu vermindern. Aber dieses Monarchen Wahnsinn schien bald auch seines Ministerraths sich bemächtigt zu haben, weil es ausserdem schwer sein würde, sein Benehmen gegen die nordamerikanischen Kolonien sich zu erklären.

Sollte man es glauben, daß seine Verblendung so

weit gegangen, das Anerbieten mehrerer Bürger von Boston abzulehnen, die während hundert Jahren eine jährliche Summe von 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.) zur Abzahlung der öffentlichen Schuld vorstrecken wollten? Bald darauf brach die amerikanische Revolution aus, und mit ihr begann der mörderischste, kostspieligste Krieg, den Großbritannien je zu führen gehabt.

Pitt brachte 1786 das so sehr gerühmte Schuldentilgungssystem des Doktor Price in Ausführung. Man erhoffte davon große und schnelle Resultate, doch wurde man bald enttäuscht, als man bemerkte, daß nach zehnjähriger Anwendung dieser Mechanismus nur 162,000 Pf. St. (1,944,000 rh. Gl.) amortirt hatte.

Die von Pitt schon mehrmals mißbrauchte Bank wollte nur unter der Bedingung der Schatzkammer abermals zu Hülfe kommen, daß sie fortan nicht mehr genöthigt sei, ihr Kreditpapier ausschließlich in Gold zurückzuzahlen. Von diesem Zwange frei, befanden die Direktoren sich in der Lage, das Ministerium in seinen unsinnigsten Finanzunternehmungen zu unterstützen. Sie brachten immer mehr Billete in Umlauf. Die Schatzkammerscheine, die man bisher mit einer gewissen Mäßigung ausgegeben, wurden nun zu 11 bis 12 Millionen Pf. St. auf einmal in Kurs gesetzt.

Die Bank gab der Börse denselben Schwung. Sie wurde das Hauptquartier von vielen tausend Agenten, die alle Städte des Königreichs besuchten, und rastlos darauf hinarbeiteten, das Publikum zu hintergehen, den alten Haß der Briten gegen die Franzosen zu nähren, und die „Wohlthaten“ des

Krieges zu rühmen, ein Unternehmen, worin sie nach Kräften von besoldeten Flugblattschreibern unterstützt wurden.

Wir könnten viele Beispiele anführen über dieses schamlose Verfahren, doch wollen wir es bei dreien bewenden lassen. Für ein Effektifanleihen von 20 Millionen Pf. St. schuf man 1800 nicht weniger als 32,185,000 Pf. St. versicherte Renten zu 3 Prozent. 1801 fügte man zur fundirten Schuld 49 Millionen Pf. St., und schuf ausserdem noch 11 Millionen Pf. St. Schatzkammerscheine. 1802 machte man ein anderes Anleihen von 33 Millionen Pf. St. 1803 kamen dazu noch 19 Millionen, 1804 26 Millionen, 1805 39 Millionen, und 1806 33 Millionen.

Alle diese Opfer dienten nur dazu, Napoleons kriegerischen Ruhm zu vermehren, unter dem endlich Pitt nach dem Frieden von Presburg verzweifelnd unterlag.

Seine fanatischen Nachahmer, Perceval und Castlereagh, dehnten die Anwendbarmachung seines Systems bis zur Uebertreibung aus. 1809 vermehrten sie die Staatsschuld um 17 ½ Millionen Pf. St., 1810 und 1811 um 31 Millionen, 1812 um 114 Millionen, und endlich 1814 und 1815 um 98 Millionen. Also war in 15 Jahren die Staatsschuld um mehr als 503 Millionen Pf. St. (6036 Millionen rh. Gl.) gewachsen.

Vansittard's Pläne, sie zu vermindern, vermehrten sie im Gegentheil. Während man 1813 24 Millionen zurückkaufte, fügte man gleich 50 Millionen wieder hinzu. Es war dasselbe 1814 wo 22 Millionen amortirt wurden, indem man ein neues Anleihen von

106 Millionen eröffnete. Nach dem Pariser Frieden belief sich die Gesammtsumme der Staatsschuld auf 864,822,454 Pf. St. (10,377,869,448 rh. Gl.).

In Uebereinstimmung mit der Bank verminderten die Minister die Zinsen der Schatzkammenscheine von 5 ¼ auf 3 ¼ Prozent. Auf diese heilsame Maßregel, veranlaßt durch den Ueberfluß von Kapitalien auf dem Platze von London, folgte die Verwandlung der Dreiprozent in 2 ½ Prozent, dee Fünfprozent in Vierprozent, und endlich der Vierprozent in 3 ½ Prozent. Der Zinsfuß der Staatsschuld wurde auf Kosten seines Kapitals vermindert. Zukunft wurde der Gegenwart aufgeopfert, und das Bereich der Agiotirung wurde vergrößert durch die Verschiedenheit, welche zwischen dem Kurs der Fonds vor und nach der Verwandlung bestand.

Es ist augenscheinlich, daß die ungeheure Schuld worunter England gegenwärtig erliegt, nur mit Hilfe der Bank sich begründet hat. Die Börse und die Marktschreierei der Rückzahlung hat das Ihrige dazu beigetragen. Alle aufeinander gefolgten Anleihen sind in Kriegen verschleudert worden, die man größtentheils im Widerspruch mit den wirklichen Handels- und Gewerbthätigkeits-Interessen Englands unternommen, welches durch seine topographische Lage den Zwistigkeiten auf dem Festlande hätte fremd bleiben sollen, und dessen politische Verfassung seinen Platz neben Frankreich bezeichnete, wo es seinen ganzen Einfluß auf dieses letzten Staatsumwälzung hätte ausüben können, statt sie feindselig zu bekämpfen.

Seiner Staatsschuld Betrag hat sich während dem Kriege über die Maßen vermehrt, und in Friedens-

zeiten hat er sich nicht bedeutend vermindert, nämlich um 10 Millionen Pf. St. von 1763 bis 1775, um 4 ½ Millionen Pf. St. von 1783 bis 1793, und um eine unbedeutende Summe seit 1815.

Die letzten seit 1812 abgeschlossenen Anleihen, zur Bewaffnung des ganzen Europa's gegen Frankreich, sind indessen für England nicht ganz verloren gegangen. Sie haben Napoleons Sturz und den seines Kontinentalsystems nach sich gezogen. Hätte dieses letzte noch einige Jahre länger gedauert, würden Handel und Gewerbthätigkeit Großbritanniens dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet worden sein. Sie haben auch jene Seesiege veranlaßt, die ihm Stationen für seine Flotten, und Komptore in allen Archipelen und auf allen Küsten gesichert haben.

Dieser Vortheile ungeachtet hätte England schimpflich Bankerott machen müssen, hätten die Wunder seiner Industrie, wie das beständige Streben seiner Regierung, zur Vermehrung der Handelsverbindungen, unterstützt von dem unternehmenden Geiste und der unermüdlichen Thätigkeit der Nation, nicht hartnäckig seinen aristokratischen Institutionen die Spitze geboten. Unter Bankerott verstehen wir hier nicht „die Unmöglichkeit der Rückzahlung des Kapitals," sondern nur die Auszahlung der jährlichen Zinsen der Staatsschuld.

Untersuchen wir also, welches der kommerzielle, der landwirthschaftliche und der Manufaktur-Reichthum Großbritanniens, welches folglich der Theil des wirklichen gesellschaftlichen Vermögens ist, worauf seine Regierung zählen darf, um die sie erdrückenden Lasten zu decken.

Stellen wir in einer einzigen Uebersicht den landwirthschaftlichen Reichthum Großbritanniens auf. Die Hälfte, wo nicht der größte Theil des Kapitals des englischen Reiches ist dem Ackerbau gewidmet. Man kann sie auf 1,901,900,000 Pf. St. (22,822,800,000 rh. Gl.) anschlagen.

Der jährliche Werth der direkten Erzeugnisse seines Ackerbaues beläuft sich auf 246,600,000 Pf. St. (2,959,200,000 rh. Gl.), ohne Abzug der Arbeitskosten, Abgaben ꝛc. Nach offiziellen statistischen Angaben läßt sich dieser Ertrag folgendergestalt eintheilen:

	Pf. St.
Getreide jeder Art	86,700,000.
Heu und Futterkräuter jeder Art .	113,000,000.
Kartoffeln	19,000,000.
Gemüse, Früchte ꝛc.	3,800,000.
Holzschläge	2,600,000.
Eier, Milch, Butter und Käse . .	6,000,000.
Viehzucht und Dünger	3,500,000.
Flachs und Leinwand, Handarbeit inbegriffen	12,000,000.
Im Ganzen:	246,000,000.

Nach dem Ackerbau ist die Ausbeutung der Minen und Steinbrüche eine der einträglichsten Quellen des Landreichthums Großbritanniens. Das davon abgeworfene jährliche Einkommen beläuft sich in mittler Schätzung auf 21,400,000 Pf. St. (256,800,000 rh. Gl.), die also vertheilt werden müssen: Eisenminen 4 Millionen, Steinkohlenminen 11 Millionen, Kupfer- und Zinnminen, Marmor-, Granit- und gewöhnliche Steinbrüche, Schieferbrüche und Sandgruben ꝛc. 6,400,000 Pf. St. Folglich gewährt die Ausbeutung

der Oberfläche und der innern Schichten des Bodens Großbritanniens einen Gesammtbetrag von 267 Millionen Pf. St. (3204 Millionen rh. Gl.)

Der jährliche Ertrag der Fischereien ist nicht unter 3,400,000 Pf. St. (40,800,000 rh. Gl.). Der des Küstenhandels kann auf 3,550,000 Pf. St. (42,600,000 rh. Gl.) angeschlagen werden, der des überseeischen Transports nach allen Erdgegenden auf 34,398,059 Pf. St. (412,776,708 rh. Gl.), jener der Bank, oder Uebertragung des Nennwerths in baares Geld, in Billete oder Kreditpapier Großbritanniens, auf 9 Millionen Pf. St. (108 Millionen rh. Gl.).

Um sich einen Begriff zu machen von der großen Menge Geschäfte, die von den Bankiers betrieben werden, braucht man nur zu wissen, daß der Betrag der zwischen ihnen stattfindenden Berechnungen im Durchschnitt nicht unter 8 Millionen Pf. St. (96 Millionen rh. Gl.) täglich ist. In diese Zahl ist das Nettoeinkommen von den Gütern mit inbegriffen, welche die Engländer im Auslande besitzen. Der Betrag des Einkommens der Besitzungen in Ostindien muß in obiger Berechnung für 1½ bis 2 Millionen Pf. St. in Anschlag gebracht werden.

Es gibt in Großbritannien 350,000 Kaufmannsfamilien, die Laden haben, die Metzger, Bäcker und Milchhändler (welche eigentlich auch zum Handelsstande gehören) nicht mit inbegriffen. Berechnet man im Durchschnitt ihren jährlichen Gewinn und die Zinsen ihres Kapitals nur auf 60 Pf. St. (720 rh. Gl.), so erhält man ein Einkommen von 21 Millionen Pf. St. (252 Millionen rh. Gl.). Dieser mittlere Anschlag ist jedoch zu stark für Irland, wie für gewisse

Distrikte Schottlands. Man muß ihn also für diese Gegenden um die Hälfte herabsetzen, so daß im Ganzen der mittlere Ertrag sich nur auf 16,200,000 Pf. St. (194,400,000 rh. Gl.) belaufen würde.

Die Uebersicht von dem Manufakturreichthum Großbritanniens verdient besonders beachtet zu werden. Seine raschen Fortschritte, die bewunderungswürdigen Werkzeuge, deren man sich bedient, das Genie, welches sie erfunden und vervollkommt hat, der unermüdliche Kampf der englischen Gewerbthätigkeit gegen die Konkurrenz der fremden Industrie, die ungeheuere Menge Kapitalien, welche dazu verwendet werden, das Alles macht den lebhaftesten Eindruck auf unsere Einbildungskraft.

Im ersten Range erblicken wir die Baumwollen-Spinnerei und Weberei. 1760 überstieg ihr Ertrag nicht 200,000 Pf. St. Seitdem hat mit Hilfe des Mechanismus diese Industrie sich ausserordentlich gehoben. Sie versorgt nicht blos die Märkte Europa's und Amerika's, sie überflügelt auch die Konkurrenz der ostindischen und chinesischen Fabriken, wo Stoff und Handarbeit doch so wohlfeil sind.

Huskisson erklärte 1824 dem Unterhause, daß der jährliche Ertrag der Baumwollengewebe sich auf 33½ Millionen Pf. St. (402 Millionen rh. Gl.) belaufe. 1827 überstieg dieser Betrag bereits 36 Millionen, und jetzt ist er nicht unter 37 Millionen Pf. St. (444 Millionen rh. Gl.). Zieht man davon 6 Millionen Pf. St. für die Kosten des Urstoffes ab, so bleiben immer noch 31 Millionen.

Diese Industrie beschäftigt über 850,000 Arbeiter, deren jährlicher Lohn, im Durchschnitt auf 24 Pf.

St. (288 rh. Gl.) berechnet, 2 Millionen Pf. St. übersteigt. Dazu kommen noch 111,000 Ingenieure, Maurer, Schmiede, Mechaniker ꝛc., die jeder 30 Pf. St. (360 rh. Gl.) jährlich, also zusammen 3,330,000 Pf. St. verdienen, was mit obiger Summe 5,330,000 Pf. St. macht. Es bleiben demnach immer noch 25,670,000 Pf. St. (308,040,000 rh. Gl.) reinen Ertrages. Die auf diese Industrie verwendeten Kapitalien betrugen 1827 65 Millionen, und jetzt mehr als 75 Millionen Pf. St. (900 Millionen rh. Gl.).

Die Erzeugnisse der Baumwollen-Spinnereien und Webereien übersteigen um mehr als eine Million Pf. St. den Bruttoertrag des ungeheuern chinesischen Reiches, und die mit Hilfe der Maschinen von 850,000 Individuen bewerkstelligte Arbeit würde nicht weniger als 80 Millionen Menschen brauchen, die nur ihrer Hände sich bedienen wollten.

Nach den Baumwollen-Manufakturen sind die wichtigsten die Wollewebereien. Ihr Bruttoertrag wird auf ungefähr 22,300,000 Pf. St. berechnet, wovon 6 Millionen auf den Einkauf des Urstoffes kommen. Diese Industrie beschäftigt mehr als 500,000 Personen, sowohl Männer, als Frauen und Kinder.

Die Leinwandfabriken werfen einen Bruttoertrag von 11 Millionen Pf. St. ab. Sie beschäftigen über 300,000 Arbeiter, und die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse erhebt sich auf einen angezeigten Werth von beinahe 2 Millionen Pf. St.

Die Verfertigung der Seidenzeuge hat den hartnäckigsten Kampf zwischen der englischen und französischen Gewerbthätigkeit veranlaßt, und mit aller Mühe und Beharrlichkeit ist es der ersten noch nicht gelun-

gen, mit der letzten auf gleicher Stufe zu stehen. Die französischen Seidenzeuge übertreffen immer noch die englischen an Güte und Wohlfeilheit.

Unter dem Verbietungssystem überstieg im J. 1705 die Einfuhr der rohen und Kettenseide nicht 715 Pfund. 1815 überstieg sie 1,415,000 Pfund, und 1831 schon 4,312,000 Pfund, was einen Gesammtwerth von 4,661,984 Pf. St. (55,943,808 rh. Gl.) ausmacht.

Der Werth der Ausfuhr der englischen reinen oder mit Baumwolle durchschossenen Seidenwaaren betrug 1821 136,842 Pf. St., 1830 427,849 Pf. St., und 1831 bei 500,000 Pf. St.

Da der jährliche Ertrag aller Seidenfabriken gegenwärtig 6 Millionen Pf. St. übersteigt, ergibt sich nach Abzug des Betrages der in England eingebrachten Rohseide eine Summe von etwa 2 Millionen Pf. St., welche für Arbeitslohn, Kapitalzins und Nettogewinn des Fabrikanten berechnet werden kann. Aus Frankreich sind, der hohen Abgaben ungeachtet, 1828 für 17,311,810 Franken und 1830 für 15,204,388 Fr. Seidenwaaren in England eingeführt worden.

Die Verarbeitung des Rauchwerks, des Leders ꝛc. umfaßt eine große Menge Artikel, deren Bruttoertrag sich auf 15 Millionen Pf. St. (180 Millionen rh. Gl.) jährlich beläuft.

Der Bruttoertrag aller kurzen Waaren, mit Einschluß aller in Birmingham, Sheffield ꝛc. verfertigten Gegenstände, kann jährlich auf 17,300,000 Pf. St. (207,600,000 rh. Gl.) angeschlagen werden. Der Werth des Urstoffes ist äusserst unbedeutend, in Vergleich mit dem, welchen es durch die Arbeit erlangt.

Dagegen ist der Arbeitslohn ziemlich bedeutend. 370,000 Individuen finden dadurch Beschäftigung.

Töpferei, Porzellanarbeit, Glasverfertigung, mit Einschluß der Spiegel, sind eben so wichtige Reichthumsquellen, wozu die Materialien, die man fast alle im Lande selbst findet, nur einen geringen Werth haben. Der jährliche Ertrag aller Glaswaaren kann auf 2½ Millionen Pf. St. (30 Millionen rh. Gl.) berechnet werden, jener der Töpferwaaren, der Fayence, des Porzellans ꝛc. auf fast 6 Millionen Pf. St. (72 Millionen rh. Gl.). Die Juwelier- und Goldschmieds-Arbeiten geben, nach Abzug des kostbaren Urstoffwerthes, einen Ertrag von 3,400,000 Pf. St. (40,800,000 rh. Gl.).

Auch die Papier- und Pappeverfertigung, die Buchdruckerei und Schriftgießerei, der Bau der Pressen, die Kupfer- und Stahlstiche, wie die Holzschnitte und Lithographien, die Verfertigung physischer und mathematischer Werkzeuge, Musikinstrumente ꝛc. gewähren einen Ertrag von 31,200,000 Pf. St. (374,400,000 rh. Gl.).

Die vorstehend angegebenen Zahlen sind das Ergebniß langer und sorgfältiger Nachforschungen des gelehrten Briten Pebrer, der sie fast durchaus offiziellen Aktenstücken entnommen, welche er vielmals mit einander verglichen hat. Als endliches Hauptresultat seiner Berechnungen ergibt sich, daß der Gesammtertrag von dem Ackerbau, dem Handel und der Manufaktur-Gewerbthätigkeit Großbritanniens sich auf die ungeheure Summe von 514,823,059 Pf. St. (6,177,876,708 rh. Gl.) beläuft.

Das britische Reich besitzt noch andere nicht min-

der beträchtliche Kapitalien in seinen Tausenden von Schiffen, die alle Meere bedecken, in seinen Kanälen, seinen schönen Landstraßen und seinen Eisenbahnen, welche die drei Königreiche in allen Richtungen durchschneiden, in seinen über die ganze Erde zerstreueten Besitzungen, von Helgoland bis Quebek, von Quebek bis Malta, von Gibraltar bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung, und von den öden Felsen von St. Helena bis zum fruchtbaren Zeylon. Die Schätzung aller dieser Kapitalien macht noch viele und mühsame Nachforschungen nothwendig, deren Ergebniß wir in einem andern Aufsatze in Rede stellen wollen.

Die letzte Staatsumwälzung in Mexiko, im Jahr 1832.

Letzter Artikel.

Die Unruhen im Süden der Republik waren kaum beschwichtigt, und es war unmöglich, alle Truppen aus diesen Provinzen zu ziehen. Mit großer Mühe brachten die Minister eine Armee von 3000 Mann zusammen, an deren Spitze Calderon gestellt wurde. Die Wahl eines so ungeschickten Anführers läßt sich nur durch seinen wohlbekannten Haß gegen Santa-Anna erklären.

Um die Operationen der einen wie der andern Partei zu beurtheilen, muß man sich an den Hauptzweck erinnern, den beide zu verfolgen hatten. In Mexiko wie in Frankreich ist der Hauptstadt Besitz von großem Gewicht für die Entscheidung der Angelegenheiten, weil alle Provinzen dem von dem Sitz der Regierung gegebenen Ausschlage sich beigesellen.

Santa-Anna mußte sich also bemühen, so bald als möglich in Mexiko als Sieger zu erscheinen. Von Montezuma's Palast datirt, wurden seine Verfügungen Gesetze. Von jedem andern Orte ausgegangen, waren sie nur Aufforderungen eines Rebellen. *)

Die Minister wußten das sehr wohl, deshalb auch drang ihr General nur langsam vor, zog unterwegs noch Verstärkungen an sich, und bemühete sich, Santa-Anna zu vermögen, Vera-Cruz zu verlassen, um ihn in offenem Felde umringen und vernichten zu können. Aber auch Santa-Anna begriff sehr wohl seine Lage. Er wußte, daß Vera-Cruz das Grab der aus dem Innern gekommenen Truppen sein werde. Auch bot sich ihm hier, im Fall einer Niederlage, die leichteste Gelegenheit dar, über Meer zu entkommen.

Diese am mexikanischen Meerbusen gelegene Stadt ist nur von einer schwachen Mauer umschlossen, und zu keiner ernstlichen Vertheidigung geeignet. Auf der Seeseite wird sie durch das auf einer kleinen Insel gelegene Schloß San Juan de Ullua beschützt, das dem General einen sichern Zufluchtsort darbot.

Das glühende Klima dieses Theiles der Küste ist tödtlich für die Bewohner der hochgelegenen Provinzen im Innern. Dieser Umstand war sehr günstig für Santa-Anna. Er blieb ruhig in Vera-Cruz, und wartete daß die Regenzeit die vorherberechnete Verheerung in den feindlichen Bataillonen anrichte, wo-

*) Der Generalkongreß hält seine Sitzungen in Mexiko. Er stimmt immer für den Anführer, in dessen Händen die Stadt sich befindet.

nach er den schwachen Ueberrest gänzlich zu vernichten gedachte.

Indessen vernachläßigte er doch kein Vertheidigungsmittel. Alle Batterien des Schlosses wurden in guten Stand gesetzt, und der Platz für mehrere Monate verproviantirt. Er bewaffnete auch zwei Goeletten und mehrere leichte Fahrzeuge, um die Küsten zu beschützen, und der Regierung jede Verbindung mit dem Auslande abzuschneiden. Mit einem Worte, er traf alle Maßregeln, um eine lange Belagerung auszuhalten. Seine vorzüglichste Sorgfalt zielte darauf hin, daß der Angelegenheiten Gang nicht einen Augenblick durch die revolutionäre Bewegung unterbrochen werde. Die Gesetze behielten ihre ganze Kraft, die von der Regierung mit den fremden Nationen eingegangenen Verträge wurden getreulich in Ausführung gebracht. Er ließ die Abgaben, wie sie waren, und maßte nur bloß sich die Ausübung der Autorität der bestehenden Regierung an. Glücklicherweise für ihn, hatte er die Mauthkasse in Vera-Cruz ziemlich angefüllt gefunden, so daß er seinen Soldaten regelmäßig ihren Sold bezahlen konnte.

Calderon, der Santa-Anna unbeweglich sah, rückte immer, doch nur sehr langsam, vor durch die großen Wälder und die Berge, die zwischen Mexiko und Vera-Cruz sich befinden. Er fürchtete einen Ueberfall von Seiten eines Generals, der ihn schon mehr als einmal geschlagen. Je weniger Gefahren sich ihm darboten, um so mehr glaubte er davon sich umringt.

Fast auf Mitte Weges zwischen Mexiko und Vera-Cruz ist eine schöne Brücke, el puente del Rey (die

Königsbrücke) genannt. Sie ist am Eingang einer schwer zugänglichen Schlucht. Bei allen frühern Aufständen hatten die Empörer hier jedesmal zahlreiche Militärposten aufgestellt, die dem Feinde den Durchgang immer mit Erfolg streitig gemacht.

Santa-Anna, seinem Plan getreu, zog seine Truppen zurück, und ließ Calderon den Eingang in die Tierra caliente (das heisse Land) frei. Dieser konnte sich nicht denken, daß man ohne Schwertstreich einen Punkt verlasse, der seines Gegners sicherste Schutzwehr sei, weshalb er irgend eine List darunter verborgen glaubte. Seine Vorsichtsmaßregeln verdoppelnd, legte er täglich kaum einige Stunden zurück, und verschanzte sich auf allen Punkten, wo er Halt machte. Seine Klugheit war sehr wohl verstanden, und hätte gewiß einen günstigen Erfolg gehabt, wäre sie mit mehr Festigkeit und größerer Geschicklichkeit verbunden gewesen.

Santa-Anna's überströmender Muth konnte seines Gegners Zögerung nicht länger ertragen, weshalb er plötzlich das früher angenommene negative System, das am zuverläßigsten seinen Erfolg sichern mußte, verwarf, und sich entschloß, angreifend zu verfahren. Er wurde dazu auch durch das Murren der Einwohner von Vera-Cruz, wie seiner eigenen Soldaten, gereizt, die unaufhörlich fragten, warum er inner den Stadtmauern verweile, bis sein Feind vor denselben erscheine, und die ihn beschuldigten, unnützerweise einen Krieg zu verlängern, der doch durch ein einziges Treffen beendet werden konnte. Der durch die bürgerlichen Unruhen gelähmte Handel machte ebenfalls eine baldige Entscheidung nothwendig. In Vera-Cruz hatte man 1800 Mann im Zaum zu hal-

ten, wovon nur 1200 Mann regelmäßige Truppen waren. Der Ueberrest bestand aus Indianern, die keine andere Waffen hatten, als ihre Machetten*), und die sich keiner Disziplin unterwerfen ließen.

Er benutzte also die erste günstig scheinende Gelegenheit, einen Ausfall zu unternehmen. Den 3. März war Calderon bis auf 8 Stunden von der Stadt vorgerückt, und hatte sich an einem Orte, Tolome genannt, stark befestigt. Sein Lager war auf kleinen Anhöhen, und beherrschte eine mit Gestrüpp bedeckte Ebene. Zur Rechten hatte es ein Gehölz, zur Linken einen kleinen Fluß. Diese Wahl vergönnte der Artillerie des Lagers einen unbeschränkten Spielraum, während [illegible] feindliche Artillerie nicht manövriren konnte.

Santa-Anna führte seine Truppen auf ihm allein bekannten Seitenwegen nach Tolome, und es gelang ihm vollkommen, den Feind zu umgehen. Obschon seine Soldaten sehr ermüdet waren, gab er doch sogleich das Zeichen zum Angriff. Sein rechter Flügel lehnte sich an eine kleine, über den Bach geworfene Brücke, neben der ein Gebüsch war, und die er durch seine beste Kompagnie bewachen ließ. Sodann rückte er vorwärts. Sein erster Angriff war äusserst ungestüm. Aber der Kartätschenhagel des Feindes brachte bald seine Reihen in Unordnung. Die Indianer eilten blindlings vorwärts, als sie jedoch die Gräben und Wälle des Lagers erblickten, stutzten

*) Säbel, womit die Indianer immer bewaffnet sind, und dessen sie sich auch als Beil bedienen. Sie lassen ihn selbst im Schlafe nicht aus den Händen.

sie, und zogen sich schnell zurück. Ein feindliches Bataillon griff die obgedachte Brücke an. Der Hauptmann, dem ihre Vertheidigung überlassen worden, hielt sich für zu schwach, zog sich in Unordnung zurück, fiel auf das Zentrum, und veranlaßte dadurch ein wildes Hin- und Herstoßen, das eine Niederlage voraussehen ließ. Die Reiterei gab dazu endlich den Ausschlag, indem sie, vor dem feindlichen Geschütz fliehend, sich in die Reihen des Fußvolks warf, und sie zersprengte. Die Indianer, welche vor dem ersten Angriff sich berauscht, waren, nachdem dieser abgeschlagen worden, nicht mehr zum Stehen zu bewegen, und nahmen nach allen Richtungen Reißaus. Calderon's Truppen tödteten noch viele Flüchtlinge. Die übrigbleibenden ruheten nicht eher, als bis sie Vera-Cruz erreicht hatten, wo sie eine große Bestürzung verbreiteten. Alles sei vorüber, sagten sie, Santa-Anna und seine Partei seien gänzlich vernichtet. Und in der That rettete er sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes, und durch die Dahingebung zweier Indianer. Er blieb zwei Tage im Walde verborgen, und hörte mehr als einmal in seinem Versteck die Stimmen der ihn Suchenden.

Die Revolution wäre mit diesem alleinigen Schlage vollkommen beendet gewesen, hätte Calderon seinen Sieg zu benutzen verstanden. Die gesunde Vernunft gebot ihm, sogleich nach Vera-Cruz zu marschiren, wo er auf der großen Straße noch vor den Flüchtlingen hätte ankommen, und das er ohne den geringsten Widerstand hätte einnehmen können. Statt dem beurkundete er seine Unfähigkeit auf eine recht auffallende Weise, indem er ganz ruhig in seinem Lager

blieb, ohne den Feind zu verhindern, sich wieder zu sammeln. Dagegen ließ er mit kalter Grausamkeit die meisten seiner Gefangenen, die ihm nicht mehr schaden konnten, hinrichten. Der unglückliche Oberst Lendero, der sich mit großer Tapferkeit geschlagen, mußte endlich unter der Uebermacht erliegen. Er wurde mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Man brachte ihn vor Calderon, der ihn zuerst bitter verspottete, und sodann gebot, ihn von dem Anblick eines Verräthers zu befreien. Er wurde unter seinen Augen umgebracht.

Die Flüchtlinge hatten sich indessen in Vera-Cruz gesammelt, und Santa-Anna befand sich immer noch an der Spitze von 400 oder 500 Mann. Der Ueberrest war entweder geblieben, gefangen oder zerstreuet.

Nach viel zu langem Zögern setzte sich Calderon endlich mit der ihm eigenthümlichen Furchtsamkeit in Marsch, und die Stadt wurde in aller Form belagert. Wirft man einen Blick auf die bei diesem Unternehmen in Anwendung gebrachten Operationen, kann man eines mitleidigen Lächelns sich nicht erwehren. Vera-Cruz liegt auf einem halbmondförmigen Sandstrande, der durch doppelte Sanddämme geschützt wird, hinter denen die großen mexikanischen Waldungen beginnen.

Die letzten Kriege gegen die Spanier hatten das Land verheert, und ausser der Stadt sah man noch die Trümmer von Landhäusern, Kirchen und Klöstern, zwischen denen die Belagerer sich mit Leichtigkeit hätten verschanzen, und von wo sie am Besten die Stadt hätten beschiessen können. Von der Landseite wird sie nur wenig durch eine einfache, zum Theil zerfallende

Ringmauer geschützt. Santa-Anna hatte die Ebene nicht säubern lassen. Er hatte sich begnügt, einige Kanonen aufzustellen. Calderon schlug sein Lager hinter den Dünen auf. Er ließ eine Bastei erbauen, und besetzte sie mit 3 Mörsern, wonach er die Belagerung begann. Jeden Morgen und Abend ließ er einige Bomben gegen die Stadt werfen. Nur sehr wenige erreichten dieselbe, die meisten zersprangen auf Hälfte Weges. Die Belagerten antworteten auf gleiche Weise und mit demselben Erfolg.

Diese kriegerische Posse dauerte 2 Monate, ohne irgend eine Entscheidung herbeizuführen. Zwei Kanonierschaluppen, unter Cochrane's und Reybaud's Befehl verfügten sich gegen Antigoa, um ein kleines Fort, welches Calderon hatte erbauen lassen, zu nehmen. Die Kanonade war sehr lebhaft. Reybaud verlor dabei einen Arm, und man mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Uebergehen wir mehrere kleine Umstände der Belagerung, und kommen wir zu dem Aufstande der aus 200 Mann regelmäßiger Truppen bestehenden Besatzung von Tampico, die sich für Santa-Anna erklärte, und den General Moktezuma vermochte, sich an ihre Spitze zu stellen, wodurch der Staat Tamaulipas, nach welchem er gesendet worden, um in ihm Ordnung und Gesetzlichkeit zu erhalten, für die Revolution gewonnen wurde.

Moktezuma ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren, von hoher Gestalt, mit einem angenehmen doch wenig ausdrucksvollen Gesicht. Obgleich er durch alle untergeordneten Grade zum Rang eines Generals sich emporgeschwungen, hat er sich doch durch keine auf-

fallende Kriegsthat ausgezeichnet. Persönlich tapfer bringt er die ihm zugekommenen Befehle wohl in Ausführung. Aber er ist zu schwach um den Umständen zu gebieten, oder über dieselben sich zu erheben. Er gibt immer nach, was ihn natürlich in einer untergeordneten Rolle erhält. Nur diesmal befand er sich zufällig an der Spitze der revolutionären Bewegung von Tampiko. In seiner Nähe bemerkt man nicht eine ausgezeichnete Person. Und dennoch gelang ein Unternehmen, das so wenig Elemente eines günstigen Erfolgs zu haben schien.

Bei Empfang der ersten Nachricht von dem Aufstande in Tampiko, schickte die Regierung 1200 Mann dahin, unter dem Befehle des Generals Teran. Sie hoffte, daß er sich der Stadt ohne Schwertstreich bemächtigen werde. Moktezuma hatte indessen die schon früher begonnenen Festungswerke vollenden, und ein in der Nähe befindliches Gehölz niederschlagen lassen. Er selbst leitete alle Arbeiten, und ließ an den schwächsten Stellen Basteien erheben. Teran sah sich also genöthigt, einige Zeit zu Altamira zu verweilen, um durch Bestechung einen Feind zu schwächen, den er nicht angreifen konnte.

Unter diesen Umständen landeten die Schiffbrüchigen von der französischen Brigg Faun zu Tampiko. Sie wurden, als eine willkommene Verstärkung, mit Freudenbezeugungen aufgenommen. Man fürchtete jeden Tag einen Sturm von Seiten Teran's, der täglich neue Proklamationen in die Stadt warf, und in das Geschrei der Einwohner einstimmte: „Haß und Tod den Spaniern!“ Er hoffte sie dadurch am ersten für sich zu gewinnen, und die Fremden, wie Mokte-

zuma's Truppen, befanden sich in einer peinlichen Lage.

In der Voraussetzung, daß Tampiko der stärkste Punkt sei, worauf er sich stützen könne, schickte Santa-Anna zwei Kriegsgoeletten unter Cochrane's Befehl dahin, um den Feind zu beobachten. Diese Fahrzeuge waren ausserdem noch beauftragt, falls sie ein englisches Schiff begegneten, es zurückzuhalten, weil es für Rechnung der Regierung Munition jeder Art geladen, und sich wahrscheinlich bemühen werde, dieselbe auszuschiffen. Sie sollten auch noch verhindern, daß der Staat Yukatan, der Willens schien, das ministerielle System zu unterstützen, über See Truppen nach Mexiko sende. Mokrezuma lies die Goeletten jedoch nicht fort, sondern nöthigte sie, unterhalb der Stadt zu bleiben, um Teran zu verhindern, durch den Fluß nach Tampiko zu gelangen, und die Stadt unversehens zu überraschen. Daran dachte Teran jedoch nicht. Er begnügte sich mit Unterhandlungen, und einigen Scharmützeln, wobei er meistentheils den Kürzern zog.

Solches war der Angelegenheiten Zustand, als die Regenzeit begann. Man sprach davon Calderon durch Iberio zu ersetzen, doch wurde diese Maßregel überflüssig durch das plötzliche Verschwinden der Armee vor Vera-Cruz. Sie hinterlies blos eine Menge Kranken und vernagelte Kanonen. Böse Fieber, worauf Santa-Anna gleich von Anfang gerechnet, hatten sie überfallen, und große Verheerungen angerichtet. Calderon mußte besorgen, seine ganze Armee einzubüßen, weshalb er sich zum Rückzug entschloß. Sein Gegner verfolgte ihn Schritt vor Schritt. Schon in der

Schlußsitzung des Kongresses, vom 23. Mai, hatte Bustamente, der Vizepräsident, angedeutet, daß die nasse Jahreszeit die Truppen verhindern werde, länger im Felde zu bleiben, und daß man sie wieder nach der Hauptstadt werde kommen lassen müssen. Er hatte zugleich um die Bewilligung angehalten, sich selbst an die Spitze aller Streitkräfte der Republik zu stellen, was ihm jedoch unter dem Vorwande verweigert wurde, daß die Empörung viel zu unbedeutend sei, um eine solche Maßregel zu rechtfertigen.

Indessen verstärkte sich die der Regierung entgegengesetzte Partei zusehends. Die Besatzungen von Ortzaba und Cordova hatten sich zu ihr geschlagen, und man sah sich bald veranlaßt, neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Beide Theile ernannten Beauftragte, um über die gegenseitigen Vorschläge zu diskutiren, und den 13. Juni wurde unfern Jalapa ein Waffenstillstand unterzeichnet.

Calderon's Rückzug hatte auch den Teran's nothwendig gemacht. Dieser letzte wendete sich dem Norden von Tamaulipas zu, und marschirte gegen Soto la Marina und Matamoros, wo man es noch mit der Regierung hielt. Moktezuma ließ seinen Gegner in Frieden ziehen, und verfolgte ihn nicht. Dagegen setzten die Kriegsfahrzeuge, die man zu Tampiko nicht mehr brauchte, ihren Weg fort, und gingen den 19. Juni nach Matamoros unter Segel. Kaum waren sie dort angelangt, so erhob sich die Besatzung, und erklärte sich gegen das Ministerium. Dies Begehen machte einen lebhaften Eindruck auf die Truppen Teran's, der in der kleinen Ortschaft Padilla Posto gefaßt. Die Gährung wurde immer drohender. Der

General rief seine Offiziere zusammen, stellte ihnen den traurigen Zustand der Republik vor, und die entsetzlichen Folgen, welche ein Bürgerkrieg haben würde. Sie schienen wenig davon betroffen, und zeigten sich entweder kalt, oder Santa-Anna's Sache geneigt. Seiner Truppen nicht mehr gewiß, unter den Besorgnissen für die Zukunft seines Vaterlandes erliegend, vielleicht auch Guerrero's Schicksal befürchtend, verlies er verzweiflungsvoll das Zimmer, und durchbohrte sich mit seinem Degen (den 12. Juli.).

So starb Teran, der beste, oder vielmehr der einzige wirkliche General der Regierung, in demselben Padilla, wo Iturbide erschossen worden. Sein Tod war ein Triumph für die entgegengesetzte Partei, die ihn wie einen Sieg feierte. Doch gab es selbst unter seinen Feinden Männer, die seinen guten Eigenschaften, wie seinem Edelsinne, Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Moktezuma verlies nun Tampiko, und begab sich nach San-Luis de Potosi, wo er ohne Hinderniß anlangte.

In der Schlußsitzung des Kongresses, am 23. Mai, hatte Bustamente seine Absicht angekündigt, gegen Santa-Anna die Haltung eines strengen Richters zu bewahren. Er erklärte jedoch zugleich, daß er es für zweckmäßig erachtet, das Entlassungsgesuch der Minister anzunehmen. Die Kammern hatten diese beiden Maßregeln gutgeheissen.

Man glaubte allgemein, daß der Minister Zurücktritt die Partei der Empörer sehr schwächen würde. Denn von diesem Augenblicke verwandelte die Sache

ihre ganze Gestalt. Santa-Anna konnte nicht mehr vorgeben, daß er nur gegen die Minister sich erhoben. Er mußte sich jetzt entweder unterwerfen, oder gegen die Regierung selbst sich erklären, wodurch sein Benehmen in den Augen aller Freunde der Ordnung einen sehr gehässigen Karakter gewonnen hätte.

Bustamente besetzte die Ministerstellen nicht wieder, sondern ließ sie erledigt. Die Verrichtungen dieser hohen Staatsämter wurden durch untergeordnete Beamten, geleitet von dem direkten Einflusse des Vizepräsidenten, versehen. Solch Verfahren war nicht geeigneter, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Man entnimmt daraus, in welches politische Chaos Mexiko noch versenkt ist. Nur mit der Zeit kann darin einige Sicherheit festgestellt werden.

Santa-Anna begriff ohne Mühe, welch ein Streich seiner Partei durch des Kabinets Auflösung beigebracht worden. Um sich wieder inner den Schranken der Gesetzlichkeit zu befinden, beschloß er sich unter die Autorität von Pedraza's Namen zu stellen. Er sendete unverweilt nach Philadelphia, wo der Präsident sich aufhielt, einen Vertrauten, den Oberst Castillo, mit dem Anerbieten, ihn im Triumph nach Mexiko zu führen, und in sein Amt ihn wieder einzusetzen. Dadurch wurden die Rollen plötzlich verändert. Bustamente war nur noch ein Usurpator, der den rechtmäßigen Präsidenten, mit Uebertretung aller Gesetze, verbannt, während Santa-Anna nicht mehr als bloßer Vermittler zwischen Armee und Regierung auftrat, sondern als Oberbefehlshaber der Truppen des eigentlichen Oberhauptes der Republik.

Es war viel, die Gesetzlichkeit für sich gewonnen

zu haben. Doch begriff Santa-Anna sehr wohl, daß er damit nicht allein sich begnügen müsse, sondern daß Gewalt allein in letzter Instanz werde entscheiden müssen. Darum verlies er Vera-Cruz schon den 17. Mai, an der Spitze von ungefähr 1000 Mann und eines ziemlich beträchtlichen Artillerietrains, um mit den Truppen der Regierung handgemein zu werden. Die bisher von ihm besetzt gehaltene Stadt sollte auch ferner sein Hauptstützpunkt, oder im äussersten Fall sein Zufluchtsort bleiben, weshalb er die Hälfte seiner Armee in ihr zurücklies.

Der Zustand der ministeriellen Armee war ziemlich traurig. Bei Aufhebung der Belagerung von Vera-Cruz hatte sie 900 Kranke, und die ansteckende Krankheit griff immer weiter um sich. Vergebens hatte die Regierung frische Truppen abgeschickt, um den Marsch des andern Korps zu decken. Santa-Anna, der das Land genau kannte, fand immer Mittel, Calderon zu beunruhigen. Er schnitt ihm alle Zufuhr ab, und nur mit vieler Mühe konnte er noch in einiger Berührung mit Mexiko bleiben. Der Oberst Mendaca, dem die Vertheidigung des wichtigen Punktes von Jara, drei Stunden von Jalapa, anvertraut worden, erklärte sich für die revolutionäre Bewegung. Alles ging also für Santa-Anna nach Wunsch.

Auf einmal wurde er ganz unerwartet am weitern Vordringen verhindert. Oberst Rincon stellte sich ihm mit 1200 Mann frischer Truppen bei Puente Nacional in den Weg, und hätte ihn ohne Zweifel geschlagen, weil er ohne alle Vorsicht marschirte, wäre er nicht noch zeitig genug von der ihn bedrohenden Gefahr benachrichtigt worden. Er zog sich schnell

einige Stunden weit zurück, machte einen Umschweif, und suchte Rincon zu überfallen, was ihm jedoch nicht gelang. Anderseits hatte er eine von Campeche der Regierung über Meer zu Hilfe abgesendete Expedition zu besorgen, die bei Tampiko landen sollte. Der Vizepräsident, sagte man, habe 800 Mann nach Tugpan und Pueblo Viejo de Tampiko geschickt. Santa-Anna besorgte nun, daß der wichtige Punkt von Tampiko durch Moktezuma's Unzulänglichkeit ihm verloren gehen könne. Er kehrte also in das ebene Land zurück, besetzte die wichtigsten Militärorte, und gewann dadurch eine Ueberlegenheit, die ihm einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens voraussehen lies.

Die Sachen hatten bereits eine solche Wendung genommen, als Calderon ihm einen Waffenstillstand anbot, um mit der Regierung in neue Unterhandlungen zu treten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Die Konferenz sollte, dem Vertrag zufolge, zu Puente Nacional stattfinden unter Vermittelung des ehemaligen Präsidenten Guadalupe Vittoria, und des Regierungsstatthalters Don Sebastian Camacho. Ihr Zweck sollte sein, sich über die Mittel zur Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung zu verständigen. Man stritt sich lange, ohne zu irgend einer Entscheidung zu gelangen. Keine Partei wollte in ihren Forderungen nachgeben. Santa-Anna verlangte vorzüglich des Vizepräsidenten Entfernung, und die Wahl eines neuen Präsidenten, als welcher er ernannt zu werden hoffte. Endlich den 15. Juli verkündete er seinen Truppen durch eine Proklamation, daß alle Unter-

handlungen abgebrochen seien, und daß in Zukunft das Schwert allein die Frage zu entscheiden habe.

Die Feindseligkeiten begannen aufs neue. Von Seiten der Regierungstruppen wurde dazu das erste blutige Zeichen gegeben. 180 Einwohner von Jalapa hatten sich zu Gunsten Santa-Anna's bewaffnet. Von 450 Mann überfallen, wurden sie nach langem Widerstande gefangen genommen, und alle ihre Offiziere wurden erschossen, um ein Beispiel zu statuiren.

Indessen bemächtigte sich Santa-Anna der festen Stellung von Puente Nacional, und bot Alles auf, um nach Mexiko zu gelangen, und dort als Gebieter zu sprechen. Bald gewann seine Partei eine bedeutende Vermehrung. Den 18. August war er in Person bis Orizaba vorgedrungen, wo er sich an der Spitze von 3000 Mann wohlorganisirter und zu Allem entschlossener Truppen befand. Die ganze Besatzung und ihr Befehlshaber hatten sich für ihn erklärt. Er hatte Calderon zurückgedrängt, und manövrirte so, daß er Faccio, der mit einem Beobachtungskorps von 2000 Mann bei San Augustin del Palmar aufgestellt war, Schach bot. Ein Treffen zwischen beiden war nicht zu besorgen. Faccio konnte sich nicht genug auf seine Truppen verlassen, um es mit den überlegenen Streitkräften seines Gegners aufzunehmen, um so mehr da, wäre er geschlagen worden, diesem die Thore Mexiko's offen gestanden hätten. Santa-Anna seinerseits wollte nicht der ungewissen Entscheidung eines Gefechts eine Sache preisgeben, die täglich mehr Kraft und Ausdehnung gewann. Immer mehr Staaten erklärten sich dafür. Pedraza's Zurückberufung hatte viele Gesetzgebungen ihm zugewendet. Man er-

kannte eine rechtmäßige Absicht in seinem Aufstande, und besorgte nicht mehr, daß er sich zum unumschränkten Gebieter aufwerfe.*)

Von Tampiko her waren die Nachrichten immer günstig. Die Munizipalität dieser Stadt hatte Manuel Gomez Pedraza zum Präsidenten der Republik ausgerufen, und die Anklage Bustamente's, als Gewaltanmaßer, begehrt. Dies Beispiel fand Nachahmer. Moktezuma war ohne Hinderniß bis San-Luis Potosi vorgedrungen. Die größte Unordnung herrschte in der Armee der Regierung. Man mußte endlich ihre gänzliche Auflösung erwarten, als die Provinz Zakatekos sich der Partei Pedraza's zuneigte, und Bustamente als Verräther bezeichnete. Zugleich wurden 6000 Mann erhoben, um zu dieses letztern Vertreibung mitzuwirken.

Bald darauf ging der Oberst Santos, der mit 2500 Mann nur 5 Stunden von des Landes Hauptstadt stand, zu Santa-Anna über. Auch Campeche, wie die Staaten Jalisko, Durango und Sonora, unterstützten ihn. Pedraza wurde von allen als Präsident anerkannt.

Dieser hatte sich anfänglich geweigert, den an ihn gerichteten Aufforderungen zu entsprechen, als er jedoch erfuhr, wie das Volk selbst ihn zurückrufe, zeigte er sich zu Allem geneigt. Der Staat Chiapas stimmte ebenfalls für ihn, und Guanaxuato beschloß neutral zu bleiben. Alle südliche Provinzen hatten den an sie

*) In einer der früheren Revolutionen hatten seine Soldaten ihn zum Kaiser ausgerufen, unter dem Namen Antonio I, worüber er wie berauscht für Freude war.

gerichteten Aufruf Santa-Anna's beantwortet, und die Zurückberufung Pedraza's verlangt. Zu Mexiko selbst begannen die bisherigen Anhänger der Regierung zu schwanken. Einige Unglückliche wurden die Opfer ihrer Meinungen, und der Zeitungsschreiber Rocafuerte, dessen wir im ersten Artikel gedacht, wurde mit Ketten belastet in ein Gefängniß geworfen.

Solches war der Angelegenheiten Zustand, während Santa-Anna zu Orizaba unbeweglich Faccio gegenüber, mit Ungeduld auf Pedraza's Ankunft harrte. Moktezuma seinerseits marschirte von San-Luis gegen Mexiko. Unter den Mauern dieser Stadt sollte die Vereinigung der beiden Armeekorps der Insurgenten statt finden. Des Drama's Entwickelung schien leicht vorauszusehen.

Aber auf einmal veränderte sich die Szene. Bustamente gab seine Entlassung ein als Vizepräsident, ernannte jedoch zuvor ein Ministerium, welches die Verrichtungen einer provisorischen Regierung übernehmen sollte. Fagoaga wurde mit den äussern Angelegenheiten beauftragt, Godoy mit der Gerechtigkeit und den geistlichen Sachen, Alas mit den Finanzen und Iberio mit dem Kriegswesen.

Dieser rasche Entschluß Bustamente's kann befremdend scheinen. Er war indessen nichts als das Ergebniß einer wohlausgedachten Kombination dieses eben so geschickten als verschlagenen Mannes. Er begriff vollkommen, daß er den Krieg nicht mehr mit Vortheil fortsetzen könne, als Haupt der Regierung. Die Gesetzlichkeit welche er bisher angerufen, war nun gegen ihn. Denn es schien nur zu gewiß, daß Pedraza die Stimmen der meisten Staaten für sich haben

werde. Um also seinen ganzen Einfluß als General und mächtiger Bürger zu bewahren, verzichtete er auf seine Würde als Vizepräsident, und stellte sich an die Spitze der gegen Santa-Anna abgesendeten Truppen.

Er befand sich bei alledem doch nicht in derselben Lage, wie Santa-Anna am Anfang der Revolution. Er gab sich aus als Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Republik, weil er seine Beauftragung vom Generalkongreß erhalten, welcher, der politischen Ereignisse wegen vertagt, allein die Nationalsouveränetät zu vertreten vorgab. Die Frage blieb also zwischen Pedraza und dem Kongreß schwebend. Der schlaue Bustamente bedeckte sich mit des letztern Aegide, während im Grunde er allein Alles leitete und bestimmte. Er zeichnete dem Ministerium den zu verfolgenden Weg vor. Man zog bei Mexiko beträchtliche Streitkräfte zusammen, und Rincon wurde zum Stadtkommandanten ernannt. Hätte man nun einen wohlberechneten Feldzugsplan in Ausführung gebracht, wäre es wohl möglich gewesen, daß die Sachen noch eine andere Wendung genommen. So aber verfuhr man ohne eigentlichen Plan, wie ohne allen Zusammenhang. Jeder Anführer handelte, wie es ihm gut dünkte, ohne sich um des andern Schritte oder Verfügungen zu bekümmern. Die verschiedenen Korps trennten und vereinigten sich wieder ohne bestimmten Zweck.

Uebrigens war es Bustamente nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, und seinen Einfluß bis zu Pedraza's Ankunft zu erhalten, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo durch eine Uebereinkunft zwischen den verschiedenen Anführern das Land einen neuen Präsiden-

ten zu erwählen, und in letzter Instanz über die Streitigkeit zu entscheiden haben würde, welche durch die Waffen nicht beendet werden konnte.

Santa-Anna angreifen, hieß Alles auf einmal aufs Spiel setzen. Er wußte aus Erfahrung, wie gefährlich dieser General sei, um so mehr, da er jetzt mächtige Unterstützung fand. Er entschloß sich also, nach San-Louis gegen Moktezuma zu marschiren. Seine Truppen waren freilich weniger stark als die seines Gegners. Denn dieser hatte 9000 Mann unter den Fahnen, und er konnte ihm nur 4000 Mann entgegenstellen. Aber er rechnete auf die Ueberlegenheit seiner militärischen Talente, und auf die Disziplin seiner Regimenter, die den Kern der republikanischen Armee bildeten. Die 6000 Mann dagegen, welche der Staat Zakatekas dem General Moktezuma gestellt hatten durchaus keine Kriegskenntnisse, und waren noch nicht an militärischen Gehorsam gewöhnt.

Den 30. August waren die beiden Armeen sich ziemlich nahe. Ihre gegenseitigen Befehlshaber schleuderten sich vor Allem kriegerische Proklamationen zu, worin sie sich mit einer Wuth beschimpften, die an das Lächerliche grenzte. Man hätte meinen sollen, die Sache könne nur durch einen Kampf auf Leben und Tod beendet werden. Demungeachtet knüpfte Bustamente gleich darauf neue Unterhandlungen an. Er schickte Beauftragte an Moktezuma, der sie jedoch stolz zurückwies.

Während den ersten Tagen im September manövrirten die beiden Armeen sich gegenüber, in geringer Entfernung von Queretaro. Endlich, den 18., wurden sie bei den Orten Abanda und Huerta de

Gallinas, nahe bei der Stadt Dolores, miteinander handgemein. Nach einem achtstündigen blutigen Treffen, worin Moktezuma mehr Muth als Geschicklichkeit bewies, errang Bustamente einen vollständigen Sieg. Alles Gepäck und Geschütz, die feindliche Kriegskasse, die sehr bedeutenden Vorräthe, sehr viele Pferde, und selbst Moktezuma's Kutsche fielen in seine Hände. Die Besiegten liessen 1400 der Ihrigen auf dem Schlachtfelde. 400 wurden gefangen genommen. Der Ueberrest wurde in allen Richtungen zerstreut.

Dieser Erfolg kam Bustamente theuer zu stehen. Doch gewann er auch große Vortheile davon. Der Feind schien gänzlich verschwunden, und der Weg bis nach Tampiko stand ihm offen. Oberst Cuerto, mit 600 Mann von Guadalaxara kommend, um zu Moktezuma zu stoßen, hatte den 21 September Guampala besetzt. Bustamente schickte den General Cortezar gegen ihn, mit dem Befehle, ihn mit Güte oder Gewalt aus der Stadt zu bringen. Cuerto hielt es für gerathen, sich zu entfernen. Ein anderer Offizier, Namens Abezana, war mit 280 Mann bis Testillo gekommen. Aber kaum erfuhr er Moktezuma's Niederlage, so entfloh er in aller Hast nach Tampiko.

Eine der ersten Folgen dieses Sieges war, daß der Staat Zakatekas sich wieder der Zentralregierung unterwarf. Bustamente erwartete dasselbe auch von Guadalaxara, und hoffte bald im Besitz von Tampiko zu sein. Er hatte nun die Absicht, alle Hauptpunkte des Landes zu besetzen, um die Ordnung, wie er sie verstand, wiederherzustellen. Aber andere Ereignisse unterbrachen den Gang seiner Eroberungen.

Santa-Anna, den wir zu Orizaba gelassen, hatte Bu-

stamente's Abwesenheit benutzt, und war mit seinen besten Truppen vorgedrungen. Einer der Offiziere Faccio's, der sich unberufener Weise mit dem Feinde in ein Gefecht eingelassen, wurde geschlagen, und mußte sich zurückziehen. Pedraza's Schwager blieb in diesem Treffen, und Puebla wurde den 6. Oktober von Santa-Anna besetzt.

Das Gerücht von der Einnahme dieser Stadt war für Mexiko ein Donnerschlag. Schon glaubte man den Feind an den Thoren. Bustamente war zu fern, um bei Zeiten der Hauptstadt zu Hilfe kommen zu können. Die meisten Einwohner zitterten für ihr Vermögen und für ihr Leben. Die Erinnerungen von 1828 waren zu neu und zu blutig, als daß man sie schon hätte vergessen sollen. Bei dem alleinigen Worte eines Aufstandes gedachte man alle des Unheils, welches die letzte Revolution herbeigeführt: Brandstiftung und Plünderung aller Kaufladen, Morde und Greuelthaten jeder Art. Man sah noch jene Bande Ladreros (Lazzaroni's, von denen es in Mexiko wimmelt), in Lumpen gehüllt, die in den Straßen ihr Raub- und Mordgeschrei ausstieß.

Schon hatte ein Ereigniß stattgefunden, welches blutige Ereignisse zu verkünden schien. Den 25. September Nachmittags hatten die Gefangenen von Akordada (einem Zuchthause, wo 1200 bis 1300 der gefährlichsten Verbrecher eingesperrt waren) einen Versuch gemacht, mit bewaffneter Hand sich in Freiheit zu setzen, und man hatte dieses Unternehmen nur mit vielem Blutvergießen unterdrücken können. Hätte man nicht schnell durchgreifende Gewaltmaßregeln in Anwendung gebracht, würden sich ohne Zweifel die La-

dreros den Verbrechern zu Raub und Brand beigesellt haben. Glücklicherweise wurde die Regierung bei Zeiten von diesem Vorhaben unterrichtet, und traf so kräftige Maßregeln, daß von diesem Augenblick die öffentliche Ruhe nicht mehr unterbrochen wurde.

Santa-Anna rückte indessen immer vor, doch nicht mehr wie ein ungestümer Bach, der Alles vor sich niederwirft und mit sich fortreißt, sondern mit mehr Vorsicht oder Zurückhaltung, weil die Sache, für die er jetzt stritt, nicht mehr ganz befriedigend für seine Eitelkeit und für seinen Ehrgeiz war. Den 9. Oktober war er nur noch etwa 8 Stunden von der Hauptstadt entfernt. Er verweilte hier so lange, bis der General Valentea, mit einer Verstärkung von 2000 Mann, zu ihm stieß, und begann gegen den 15. Oktober den Blokus der Stadt Mexiko.

Während seiner Zögerung hatte die Regierung Zeit genug gehabt, alle zerstreueten Truppen zu sammeln, und die Besatzung, die sich anfänglich nur auf 2000 Mann belief, war bald um mehr als das Doppelte gestiegen. Man sendete in aller Eil Kurriere an Bustamente und Bravo, um sie zur Entsetzung der Hauptstadt herbeizurufen. Demungeachtet fürchteten ihre Einwohner Santa-Anna's täglich einrücken zu sehen. Der Handel war gänzlich gelähmt. Die meisten Kaufleute verbargen Waaren und Geld. Fast alle Laden blieben verschlossen, und mehrere Eigenthümer flüchteten sich aufs Land. Alle Staatspapiere fielen bis auf 39, und das baare Geld war äusserst selten geworden. Die Unruhe wurde endlich so groß, daß man endlich das Kriegsgesetz proklamiren mußte.

Indessen war die Gefahr so drohend noch nicht.

Man denke sich die große Stadt Mexiko, am Ufer eines See's gelegen, von einer 5000 Mann starken Besatzung vertheidigt, in Angst und Sorgen, von einem 8000 bis 9000 Mann starkem Korps sich blokirt zu sehen. Freilich waren die Lebensmittel theuer, und das Trinkwasser begann auch zu fehlen, weil Santa-Anna eine Wasserleitung durchbrochen, welche fast die ganze Stadt versorgte.

Bustamente hatte kaum Nachricht erhalten von diesen Vorfällen, als er sogleich seine ganze Streitkraft zusammenraffte, und gegen Mexiko marschierte. Er hatte immer noch ungefähr 4000 Mann unter seinem Befehl, und konnte sich auf seine Soldaten verlassen, die, stolz auf den über Moktezuma errungenen Sieg, sich für unüberwindlich hielten. Der mexikanische Karakter ist von der Art, daß er von dem geringsten Umstand erhoben oder niedergeschlagen werden kann. Den 15. November war Bustamente's Korps bei Zula, 15 Stunden von Mexiko.

Santa-Anna war von dem Allem unterrichtet. Demungeachtet ließ er die Stadt zum letzten Male zur Uebergabe auffordern, und bedrohete sie mit einem Sturm, wenn sie nicht binnen 24 Stunden kapituliere. Nach erhaltener abschlägiger Antwort verließ er seine Stellung, und rückte mit seiner ganzen Macht dem Feinde entgegen. Dies Manöver war durchaus nothwendig, falls er nicht zwischen zwei Feuer kommen wollte. Der General Quintamar eilte mit fast 6000 Mann herbei, um sich mit Bustamente zu vereinigen, und die Stadt zu befreien. Die schnelle Aufhebung der Belagerung gab ihm das Mittel, die Garnison zu erneuern, wonach er mit 7000 Mann

Fußvolk, 800 Reiter und 7 Kanonen aufbrach, um sich mit dem Obergeneral, der sein Lager bei Goletta hatte, zu vereinigen.

Man begreift nicht, aus welchem Beweggrunde Santa-Anna, dessen Korps doch doppelt so stark war, als das Bustamente's, ihn nicht rasch überfallen, ihn geschlagen, und sodann sich gegen Quintamar gewendet, dem er wohl die Spitze bieten konnte. Statt auf solche Weise zu verfahren, begab er sich nach Zampango, um 2000 Mann, unter Cuesta's Befehl, an sich zu ziehen, und ließ unterdessen Quintamar und Bustamente den 12. November bei Tesayaka sich vereinigen. An demselben Tage ereignete sich auch ein Scharmützel, bei dem von beiden Seiten nicht 30 Todte auf dem Platze blieben.

Nach dieser Vereinigung näherte sich Bustamente Mexiko. Er hatte ungefähr 12.000 Mann unter seinem Befehl, und diese Zahlen-Ueberlegenheit gab der Regierung ein so großes Vertrauen, daß sie nur noch von strenger und schneller Bestrafung der Rebellen sprach. Die beiden Armeen standen sich gegenüber, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht kam, weshalb die Angelegenheiten unentschieden blieben. Eine Abtheilung von Bustamente's Heer bemächtigte sich am 1. Dezember, in der Umgegend von Puebla, einiger Wagen, die, nächst andern Santa-Anna gehörigen Gegenständen, mit 50,000 Dollaren (125,000 rhein. Gulden) beladen waren. Aber schon am andern Tage nahm dieser General dem Feinde die gemachte Beute, nebst einigen Gefangenen, wieder ab.

Moktezuma hatte, nach Bustamente's Entfernung, die Trümmer seines Heeres wieder gesammelt, und

war mit 1600 Mann bis nach Queretaro vorgerückt. Auch Alvarez eilte mit einigen Truppen herbei. Pedraza war den 8. November in Vera-Cruz eingetroffen, wo man ihn mit großen Freudebezeugungen empfangen. Er hatte eine Proklamation erlassen, worin er die Mexikaner aufforderte, mit ihm zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe sich zu vereinigen. Doch schenkte man ihr nur wenig Aufmerksamkeit, weil alle Aufmerksamkeit auf den Kampf zwischen Santa-Anna und Bustamente gerichtet war. Pedraza verließ Vera-Cruz den 28. November, um sich in des erstern Lager zu begeben, und man hoffte, daß durch seine Unterhandlungen mit der Regierung die Streitfrage vielleicht ohne Schwertstreich entschieden werden dürfte.

Santa-Anna verhielt sich ganz ruhig zu Zampango, und schien keinesweges geneigt, den Zufälligkeiten einer Schlacht sich auszusetzen. Er verhielt sich in strenger Defensive, und seine Maßregeln waren im Allgemeinen so gut getroffen, daß er in allen Scharmützeln und Vorpostengefechten immer die Oberhand behielt.

Bustamente hatte große Anstalten getroffen, ihn zu belagern. Man hatte ihm schweres Geschütz geschickt von Mexiko, er hatte Batterien errichten lassen, und schon sollte die Beschießung beginnen, als der Feind die Dämme der Seen zwischen Zampango und Mexiko durchstach, und die Batterien alle ersäufte.

Demungeachtet hatte Santa-Anna kein großes Vertrauen in seine Stellung. Er zog sich zurück nach Puebla, um sich mit Pedraza zu vereinigen, der dort angekommen war, und die Milizen bewaffnet hatte. Durch ein geschicktes Manöver warf sich Bustamente zwischen beide, und zwang Santa-Anna zur Rückkehr

gegen Mexiko. Den 6. Dezember ereignete sich ein hitziges Treffen, das jedoch nichts entschied.

Man denke sich die militärische Fähigkeit dieser Generale, durch die Art und Weise, wie ihre Korps zwischen einander geschoben waren. Quintamar stand zunächst an Mexiko. Nach ihm kam Santa-Anna, sodann Bustamente, und hinter diesem Pedraza, eingeschlossen in Puebla, durch eine zweite Division Bustamente's, die bei Zalapa aufgestellt war. Den 8. Dezember brachte Pedraza eine Uebereinkunft in Vorschlag. Sie wurde günstig aufgenommen, weil es der Armee der Regierung bereits an vielem Nothwendigen zu mangeln begann, und den 11. verkündete ein Tagsbefehl beiden Heeren, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Man unterhandelte nun über einen Vertrag, dessen Hauptpunkte folgende waren:

1. Bestätigung aller Wahlen und aller gesetzlichen Verfügungen seit dem 1. September 1828, wo Santa-Anna die Waffen gegen Guerrero ergriffen.

2. und 3. Jeder Staat soll neue Wahlen vornehmen zum allgemeinen Kongresse, nach den konstitutionellen Formen.

4. Der neue Kongreß soll den 15. Februar 1833 zusammentreten.

5. Den 25. März sollen die Wahlen des Präsidenten und Vizepräsidenten beginnen. Vor dem 30. sollen diese Beamten ernannt sein.

6. Alle Truppen und ihre Offiziere sollen die Hauptstadt 8 Tage vor den Wahlen verlassen.

7. Jedes Kriegsgesetz ist wiederrufen.

8. Pedraza ist als Präsident anerkannt, bis zum 1. April 1833, und Bustamente als Vizepräsident.

9. Allgemeine und vollständige Amnestie für Alles, was seit dem 22. September 1828 geschehen.

Die Generale verpfänden ihre Ehre für die Vollstreckung dieses Vertrags. —

Die Kammern, welche man bei dieser Uebereinkunft nicht zu Rathe gezogen, erhoben sich dagegen, weil ihre Interessen dadurch verletzt wurden, und sie den Ungewißheiten einer neuen Wahl sich unterziehen sollten. Der Vertrag wurde verworfen, Bustamente zum Vaterlandsverräther erklärt, und ihm der Oberbefehl der Armee entzogen. Man verlachte jedoch diese Verfügungen, die durch keine bewaffnete Macht in Ausführung gebracht werden konnten. Die geschlossene Uebereinkunft wurde beibehalten, und den 26. Dezember beschworen die noch kurz vorher feindlich sich gegenübergestandenen Generale in Puebla aufs neu die Konstitution.

Bei dieser Gelegenheit brachte Pedraza in schwülstigen Worten, im Namen des ganzen Volkes, seinen Dank dar, und den 28. marschierten die vereinigten Anführer gegen Mexiko. Plötzlich erfuhr man, daß San-Luis sich an Moktezuma ergeben. Die Zivil- und Militärbehörden der Hauptstadt, für ihre Stellen und vielleicht auch für ihre Sicherheit besorgt, erklärten sich für die Armee, und die Umgestaltung wurde so ruhig vollbracht, daß die Bürger nur durch die öffentlichen Anzeigen davon unterrichtet wurden.

Endlich den 2. Januar 1833 (ein Jahr nach Santa-Anna's Ankunft in Vera-Cruz) rückte ein Korps von 10,000 Mann in Mexiko ein. Tags darauf langte

auch Pedraza an, und wurde feierlich in der Hauptkirche empfangen, wo man ein Tedeum sang. Die fremden Kaufleute, denen die neue Regierung große Vortheile versprach, boten ihr 300,000 Dollare (750,000 rh. Gl.) zur Bestreitung ihrer ersten Bedürfnisse an. Den 14. Januar wurde der Vertrag durch die Kammern gutgeheissen.

Es läßt sich beinahe mit Gewißheit voraussehen, daß Mexiko vielleicht lange noch eine Beute der militärischen Faktionen sein wird. Eine nur aus 20,000 Mann bestehende Armee, die mehr als achtzig Generale hat, und die jährlich die ungeheure Summe von 15 Millionen Dollare (37½ Millionen rh. Gl.) verschlingt, muß allmählich alle Elemente des öffentlichen Wohlergehens vernichten. Wie entnervt und unfähig diese Generale auch sein mögen, wer ist im Stande, ihre Macht zu beseitigen? Jeder Präsident verdankt ihnen seinen Einfluß, oder seine Würde. Der Friede ist also immer ungewiß, und kann durch das erste zufällige Ereigniß wieder gestört werden.

Santa-Anna ist, durch die Mehrheit von 13 Stimmen auf 20, zum Präsidenten erwählt worden.

Nachschrift. Seit den vorstehend angedeuteten Ereignissen hat ein neuer Aufstand in Mexiko stattgefunden. Er wurde veranlaßt durch die aristokratische Partei, d. h. durch die Spanier und die Geistlichkeit, in Verbindung mit einigen Mißvergnügten der Armee, deren Ehrgeiz nicht befriedigt worden, und mit der Menge Intriganten, von denen es in diesem Lande wimmelt, und die jede Gelegenheit be-

nutzen, sich geltend zu machen, oder materielle Vortheile sich zuzuwenden.

Diese Partei schien sehr gut ihre Leute zu kennen. Denn sie wählte Santa-Anna selbst zur Ausführung ihrer Pläne, jedoch mit der Vorabsicht, seiner in der Folge sich wieder zu entledigen, und durch einen mehr ihren Interessen ergebenen Mann ihn zu ersetzen. Zwei Monate nach seiner Wahl wurde der neue Präsident von den Anführern in der Provinz Valladolid, zu Cuernavaka und zu Queretaro, in Nähe der Hauptstadt, zum Diktator ausgerufen.

Santa-Anna wagte noch nicht, dieser Aufforderung zu entsprechen. Er marschierte deshalb mit vielem Geräusch, zugleich aber auch mit großer Unentschlossenheit, gegen seine eigenen Anhänger. Von einem Theil seiner Truppen verlassen, ließ er sich gefangen nehmen, und nach einigem Widerstande sich zum Diktator ausrufen. Bald nachher entschlüpfte er wieder, und kam nach Mexiko, wo der Kongreß eine strenge Verfügung gegen die Urheber dieses Aufstandes erließ. Die Hauptanführer, unter welchen sich der gewesene Vizepräsident Bustamente und sein Minister Manjino befanden, wurden nebst noch 30 Personen auf 6 Jahre aus der Republik verbannt. Den 29. Juni war die Ruhe vollkommen wieder hergestellt. Die demokratische Partei hatte die Oberhand behalten, und Santa-Anna war Präsident geblieben.

Offizieller Bericht des Kapitän Roß an den Sekretär der britischen Admiralität, über seine Entdeckungen im nordwestlichen Polarmeere.

In genauer Kenntniß des großen Antheils, den die Herren Beauftragten der Admiralität an den Fortschritten der Seewissenschaften, vorzüglich aber an allen geographischen Verbesserungen nehmen, benachrichtige ich Sie, zu gefälliger Mittheilung an Ihre Herrlichkeiten, daß die Expedition, deren Hauptzweck darin bestand, wo möglich die Frage einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen Ozean in das stille Meer zu lösen, und die England im Mai 1829 verlassen, der Kappung seines Hauptmastes, wie anderer nachtheiligen Umstände ungeachtet, die das Schiff zwangen, seiner Ausbesserung wegen bei Grönland zu verweilen, endlich doch am 13. August den Ort erreichte, wo das Schiff seiner Majestät, die Furie, seine Munition und sein Takelwerk ans Land gebracht.

Wir fanden die Schaluppen, den Mundvorrath ꝛc. im besten Zustande; nirgends aber die Spur von einem Schiffbruch. Nach Einschiffung von Kohlen und andern nothwendigen Gegenständen, brachen wir am 14. wieder auf, und umschifften am andern Morgen das Vorgebirg Garey.

Von hieraus begannen unsere neuen Entdeckungen. Wir hielten uns nahe am westlichen Gestade, folgten der Küste gegen Südwest und West, in einer Entfernung von 10 bis 20 Klaftern, bis wir über den 72.

Grad nördlicher Breite und den 94. Grad westlicher Länge *) hinaus waren.

Auf diesem Punkte fanden wir eine ungeheure Landzunge, die sich nach Westen zog; und deren Erforschung uns zwei Tage beschäftigte. An der erwähnten Stelle wurden wir auch vom Schnee zurückgehalten, der sich vom Südkap in fester Masse gegen Süd und Ostnordost erstreckte. Durch diesen Umstand, wie der Gewalt der Strömung, der Stürme, der Unregelmäßigkeiten der Küste und der vielen Felsen wegen, womit diese Landzunge bedeckt ist, war unser Ausflug eben so unangenehm und langweilig als gefahrvoll.

Indessen gelang es uns doch bis zum 70 Grade nördlicher Breite, und bis zum 92 Grade westlicher Länge vorzudringen, wo die Erde, nachdem sie uns bis zum 90 Grade geführt, eine raschgebogene Richtung gegen Westen nahm, während wir sie zugleich gegen Osten und gegen Westen sich ausdehnen sahen. Wir blieben auf diesem äussersten Punkte. Am 1. Oktober war unser Weg gänzlich versperrt durch eine hohe undurchdringliche Schneemasse. Glücklicherweise fanden wir einen vortrefflichen Hafen zum Ueberwintern. Wir nannten ihn Felix Hafen.

Im Januar 1830 hatten wir das Glück, freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen mit einem merkwürdigen Stamme Eingeborner, die, von Natur Insulaner, mit Fremden noch nie in Berührung gestanden. Wir erhielten von ihnen allmählich die wichtige Andeutung, daß wir das amerikanische Festland be-

*) von dem Meridian von Greenwich.

reits gesehen, und daß ungefähr 40 Meilen (13 Stunden) gegen Südwesten zwei große Meere seien, wovon das westliche von dem östlichen nur durch eine sehr schmale Landzunge geschieden werde.

Die genaue Bestätigung dieser Angaben, wovon vor Allem unsere künftigen Unternehmungen abhingen, wurde dem Kapitän Roß (Bruder des Befehlhabers der Expedition) übertragen, der sich bereitwillig diesem schwierigen Dienste unterzog. Im April begab er sich mit einem unserer Bootmänner, unter Führung zweier Eingebornen, an den bezeichneten Ort, und fand, daß die Erde im Norden mit der im Süden durch zwei Bergketten verbunden, und etwa 15 Meilen (5 Stunden) breit war. In den Thälern zwischen diesen Bergen befindet sich jedoch eine Reihe süßer Seen, so daß das eigentliche feste Land, zwischen den beiden Weltmeeren, nicht über 5 Meilen (1 ⅔ Stunden) breit ist.

Später habe ich selbst diese ausserordentliche Landenge besucht, als Kapitän Roß sehr genau die nach Westen sich ziehende Seeküste, südlich von der Erdzunge, untersuchte, die seiner Berechnung nach unterm 99 Grade westlicher Länge, oder 150 Meilen (50 Stunden) von dem Vorgebirge Turnagain Franklin's entfernt ist. Auf diesem Punkte verschwand die Erde vollkommen, nachdem sie ihn bis zum 70 Grade nördlicher Breite geführt.

Auf derselben Reise erforschte er auch noch 30 Meilen (10 Stunden) der Küste nördlich von der Landenge, die, eine westliche Richtung nehmend, in einem Meerbusen den Endpunkt des westlichen Ozeans bildete.

Der Jahreszeit Ueberrest wurde zur Aufnahme des Plans der Seeküste im Süden der Erdzunge, nach Osten sich ziehend, verwendet. Es ergab sich daraus der Beweis, daß sie, wie die Eingebornen uns schon früher versichert, mit Ockulla und der die Repulse- (Abweisungs-) bucht bildenden Erde zusammenhängt. Es wurde überdem noch als vollkommen entschieden erwiesen, daß es keinen Durchgang nach Westen, auf 30 Meilen nördlich von unserm Aufenthaltspunkt, gebe.

Der Sommer von 1830, wie der von 1818, war ausserordentlich schön, doch höchst ungünstig für die Schifffahrt. Da es unsere Absicht war, die nördliche Breite zu erkennen, harrten wir mit Ungeduld auf das Schmelzen des Schnees, doch vergebens, und mit der angestrengtesten Mühe wollte es uns nicht gelingen über 4 Meilen (1 ⅓ St.) vorzudringen. Erst gegen Mitte Novembers konnten wir unser Fahrzeug an einen sichern Ort bringen, den wir den Sheriffshafen nannten.

Ich muß hier sagen, daß wir das neuentdeckte Festland im Süden, wie die Landenge, die Halbinsel im Norden, und das Meer im Osten Boothia (Buhdhia) nannten, nach meinem würdigen Freunde, Felix Booth, vaterländisch gesinnten Bürger von London, der auf die uneigennützigste Weise mir erlaubte, auf eine vollkommen entsprechende Weise diese Expedition auszurüsten.

Der letzte Winter kam, in Betreff der Temperatur, beinahe denen der vorhergegangenen vier Reisen gleich. Dagegen waren die Winter von 1830 und 1831 so streng, daß man seit undenklichen Zeiten nie

eine größere Kälte gehabt. Der Thermometer fiel bis auf 92 Grade unterm Gefrierpunkt, und die Temperatur des ganzen Jahres war um 10 Grad niedriger, als die des Vorhergegangenen.

Des kalten Sommers ungeachtet, begaben wir uns in das westliche Meer, durch eine Reihe Seen, 30 Meilen nördlich von der Landenge. Kapitän Roß, (Bruder des Befehlshabers) entdeckte nun eine 30 Meilen lange Ausdehnung von der gegen Nordost sich ziehenden Küste. Die Bereisung der ganzen Küste überzeugte uns, daß kein Durchgang unterm 71 Breitegrade vorhanden sei.

Im Herbst gelang es uns, das Schiff 14 Meilen weiter gegen Norden zu bringen, und da wir das Ostvorgebirge nicht umschiffen konnten, mußten wir alle Hoffnung aufgeben, das Fahrzeug zu retten. Ein anderer strenger Winter vermehrte unsere Besorgniß. Wir hatten nur noch Lebensmittel bis zum 1. Juni 1833, weshalb wir die erforderlichen Anstalten trafen, um das Schiff an einem Orte zu lassen, der nach ihm der Furyhafen genannt wurde.

Wir baueten nun schnell eine Hütte, zogen die Boote ans Land, und besserten sie während diesem Monat aus. Doch ließ die ungewöhnliche Dicke des Eises uns nicht hoffen, vor dem 1. August aufzubrechen. Wir begaben uns sodann in drei Booten an den verhängnißvollen Ort, wo die Furie gegen die Küste geworfen worden. Erst den 1. September erreichten wir die südliche Leopoldsinsel, die sich im nördlichsten Punkte Amerika's, unter 73° 56′ nördlicher Breite, und 90° westlicher Länge befindet.

Von dem Gipfel des hohen Vorgebirges konnten

wir das Prinzregent-Eiland, die Barrow- und Lankasterstraße erblicken, die eine undurchdringliche Eismasse darboten, wie ich sie 1818 gesehen.

Wir blieben hier in einem Zustande der Angst und Einschliessung, den man sich leichter denken kann, als er sich beschreiben läßt. Alle unsere Bemühungen, weiter zu gehen, scheiterten. Endlich durch Mangel an Lebensmittel und durch eines strengen Winters Näherung gezwungen, zur Furybucht zurückzukehren, wo wir hoffen durften, unser Dasein noch zu erhalten, kamen wir den 7. Oktober, nach einem sehr beschwerlichen und ermüdenden Marsche, daselbst an. Unsere Schaluppen hatten wir müssen in Battybay zurücklassen.

Unsere Hütte, deren Wände aus Matten, und deren Dach aus Leinwand bestand, war, vom November an, mit 4 bis 7 Fuß hohem Schnee bedeckt und umringt. Dieser mit Wasser gesättigte Schnee war 15 Grad unterm Gefrierpunkt, und gewann sogleich die Härte des Eises. So waren wir genöthigt, einen der strengsten Winter, deren man sich erinnern kann, in unserer unter Schnee begrabenen Hütte zuzubringen.

Unsere Leiden vermehrten sich noch durch den Mangel an Schlafbänke, an Decken und an frischem Fleisch, und wurden bald unerträglich. Unser Zimmermann, Thomas, war demungeachtet der einzige von unsern Leuten, der hier umkam. Doch waren drei andere, eines vierten nicht zu gedenken, der sich den Fuß erfroren, ausserordentlich schwach, und nur 13 der Unsrigen waren noch im Stande, Lebensmittel zu holen

von Battybay, das sieben Tagreisen, jede zu 62 Meilen (21 Stunden) von uns entfernt war.

Wir verliessen die Furybucht den 8. Juli, alle unsere Kranken mit uns nehmend, die nicht mehr marschiren konnten, und in sechs Tagen gelangten wir zu den Schaluppen, wo die Kranken sich ein wenig erholten. Obgleich der Frühling ziemlich milde war, begann für uns das schöne Wetter doch erst den 15. August.

Ein Landwind brach das Eis, und öffnete eine Wasserstraße durch dasselbe, so daß wir in zwei Tagen unsern alten Aufenthaltspunkt erreichten. Von des Berges Gipfel sahen wir wieder das Prinzregent-Eiland, über das wir den 17. hinauskamen, wonach wir uns vor einem Sturm, 12 Meilen (4 St.) östlich vom Kap York, bargen. Tags darauf fiel der Wind. Wir brachen unverweilt auf, liessen die Admiralitätsinsel hinter uns, und wurden 6 Tage an der Küste durch einen ungestümen Nordostwind zurückgehalten.

Den 25. segelten wir an dem Eiland Navy-Board (Seebord) vorüber, und am andern Morgen früh gewahrten wir zu unserer größten Freude in einiger Entfernung ein Schiff. Wir gaben Nothzeichen, und erkannten, daß es die „Isabelle“ von Wall sei, dasselbe Schiff, welches ich 1818 befehligt hatte.

Gegen Mittag legten wir bei derselben an, und sein unerschrockener Kapitän, der uns vergebens beim Prinzregent-Eiland gesucht, empfing uns, nachdem die Mannschaft uns mit drei Huzza begrüßt, mit den lebhaftesten Bezeugungen der Freundschaft und wohlwollender Gastfreundschaft. Hinzufügen muß ich noch,

daß Hr. Humphreys mir wichtige Dokumente mittheilte, um meine früheren Karten über diese Küste zu berichtigen.

Die Neuschetlands-Inseln, mit Bezug auf das große Australfestland.

Die Neuschetlands-Inseln bilden eine vor Kurzem von dem Briten Smith wieder aufgefundene Gruppe, welche Dirk Geritz bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts entdeckt. Der Letztgenannte war Befehlshaber eines der fünf Schiffe, die 1598 von Rotterdam abgingen, um auf der Westseite, um Südamerika hin, einen nähern Weg nach Ostindien zu erforschen.

Von seinen Begleitern beim Austritt aus der Magellanstraße durch einen Windstoß getrennt, wurde er bis zum 64 Grade südlicher Breite verschlagen, wo er ein hohes Land erblickte, dessen Berge ganz mit Schnee bedeckt waren. Diese Küste hatte mit der von Norwegen viele Aehnlichkeit.

Es ist ausser allem Zweifel, daß die Inseln, welche Smith unter demselben Breitegrade wiedergefunden, keine andern sind, als die früher von Dirk Geritz entdeckten. Sie scheinen eine Fortsetzung der Kordillera, der Anden und des Feuerland-Archipels zu sein. Im Allgemeinen bieten sie dieselben Felsen dar, wie dieser letzte, auch haben ihre Felsschichten die gleiche Lage.

Doch ist die Insel, wovon wir eine möglichst genaue Beschreibung geben wollen, durchaus vulkanisch. Ihr fast regelmäßig runder Krater hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem auf der Insel Amster-

dam, oder St. Paul, wie einige Personen sie nennen, und die im indischen Meere, fast in gleicher Entfernung von dem Vorgebirg der guten Hoffnung und von Australien, gelegen ist.

Die Gestalt dieser beiden Inseln hat eine so große Aehnlichkeit mit jener der Lagunen, die man bei dem überwiegend größten Theil der zahlreichen flachen Eilande bemerkt, welche im stillen Meere zwischen den beiden Wendekreisen zerstreuet sind, daß man darauf vielleicht nicht ganz grundlos die Meinung stützen kann, „daß diese von ausserordentlich kleinen Seethieren gebaueten großen Massen, fast immer an den Rand von Kratern, die unter dem Wasser sich befinden, befestigt sind, und daß sie von dem unterirdischen Feuer nach und nach erhoben worden."

Diese Betrachtung gibt der nachstehenden Mittheilung ein noch höheres Interesse, weil sie grade eine solche von Korallen und vulkanischen Ausbrüchen gebildete Insel betrifft. Legen wir jetzt unsern Lesern einen Auszug aus dem Tagebuche des Schifflieutenants Kendal, welcher 1829 die Neuschetlands-Inseln besucht hat, vor. *)

5. Januar 1829. — Des Nebels theilweise Niederschlagung vergönnte uns die Neuschetlandsinseln zu erblicken, die man mit Recht Land der Trostlosigkeit nennen kann. Die erste, welche wir erkannten, war die gebirgige, die westlichste der Gruppe, benannt nach ihrem Entdecker Smith.

*) Er befand sich an Bord der Korvette Chanticleer, befehligt vom Kapitän Forster, abgesendet zu einer wissenschaftlichen Reise in der Südsee.

Ich habe nie ein traurigeres, öderes Land gesehen. Sie erhebt sich steil aus dem Meere, bis zu einer Höhe von 6000 bis 7000 Fuß in ihrem Mittelpunkte. Auf den ersten Blick möchte man sie für einen ungeheuern Eisberg halten, doch erkennt man leicht seinen Irthum, wenn man hier und da einige steilabgerissene schwarze Felswände bemerkt, woran der Schnee nicht haften kann, was einen auffallenden Kontrast mit der blendenden Weisse ringsumher hervorbringt.

Eisberge schwimmen jedoch an allen Küsten. Wir zählten deren nicht weniger als 80 auf einmal. Die Fluth stieg sehr heftig, und die Höhe des Landes, dem wir näher gekommen, als es ohne den Nebel geschehen wäre, nahm unsern Segeln den Wind, so daß sie die Masten peitschten, während das Schiff von der Strömung hin und her geworfen wurde.

Glücklicherweise entnahm ein frischer Luftzug uns dieser unangenehmen Lage. Da er jedoch zugleich einen dicken Nebel mit sich brachte, mußte man sehr auf seiner Huth sein, um nicht gegen die uns auf allen Seiten umschliessenden Eismassen gestoßen zu werden.

Nachmittags hob sich der Nebel zum Theil, und ließ uns eine andere Insel, mehr gegen Südost erblicken. Wie die Smith's-Insel, erkannte man sie nur an den vielen Eisbergen, welche an ihrem Rand festgefroren waren, wie an ihrem hohen Gipfel und an dem schwarzen Felsensaum, der ihre Küste bezeichnete.

6. Januar. — Die Luft war ausserordentlich rein, und wir erblickten so viele Inseln, daß wir, da es uns an hydrographischen Andeutungen fehlte, unsere Lage nicht zu bestimmen im Stande waren. Die

Gipfel der Insel Smith waren nordwestlich in einer Entfernung von 65 Meilen (fast 22 Stunden). Das Schiff war von einer großen Menge Wallfische, Pinguinen und Sturmvögel umringt, deren lebhafte Bewegungen ihr Vergnügen über den schönen Sonnenschein, dessen sie nur selten sich erfreuen mögen, anzudeuten schien.

Wir benutzten die heitere Witterung, um unsere Lage zu bestimmen, und Nachmittags verließ Kapitän Forster in meiner Begleitung das Schiff, um Besitz von dieser neuen Entdeckung zu nehmen. Wir konnten nur mit vieler Mühe landen.

Der Boden bestand aus einer Menge Spitzgipfel von Sienit, mit Schnee bedeckt. Wir befestigten eine kupferne Büchse, worin sich die gebräuchlichen Schriften befanden, an dem Orte unserer Landung. Nach unsern beendeten Berechnungen kehrten wir an Bord zurück, und giengen nach der Insel Deception (Hintergehung) unter Segel, weil wir erfahren hatten, daß sich dort der beste Hafen von Südschetland befinde.

Das vorstehend angedeutete Besitznehmungs-Vorgebirg ist unter 63^0 46′ südlicher Breite, und 61^0 45′ westlicher Länge von Greenwich. Wir nahmen von dort einige Felsbrocken und etwas rothen Schnee mit, dem ähnlich, den man in den arktischen Gegenden gefunden.

7. Januar. — Wir befanden uns im Angesicht der Deception-Insel. Ihre Lage wird durch einen vereinzelten Spitzberg angedeutet, der ihr ganz nahe ist, und dem die Robbenfänger den Namen Segelfelsen gegeben, seiner ausserordentlichen Aehnlich-

keit mit einem mit vollen Segeln dahinfahrenden Schiffe wegen.

Der Anblick der Hintergehungsinsel ist verschieden von dem der andern Eilande dieser Gruppe. Des Bodens Wärme und die schwarze Farbe der Asche, geben ihr, mehr als den übrigen, das Ansehen von Land, weil ihre Felsen oft ganz nackt und nicht mit Schnee bedeckt sind.

Auf der Südostseite ist eine etwa 600 Fuß breite Oeffnung, durch welche man in einen innern See gelangt, der fast 5 Meilen (1 ⅓ Stunden) im Durchmesser hat, und von zirkelrunder Form ist, so daß das Land, indem die Insel nur 8 Meilen im Durchmesser hat, um ihn her eine Art Ring bildet.

Der Insel Haupttheil besteht aus übereinanderliegenden Schichten Asche und Eis, wie wenn der Schnee von jedem Winter, während einer langen Reihe Jahre, durch die in Folge vulkanischer Ausbrüche (welche noch jetzt fortdauern) darauf gestreuete Asche verhindert worden, im Sommer zu schmelzen. Wir haben wenigstens 150 Löcher bemerkt, woraus Dampf mit sehr starken Zischen und Brausen hervordringt. Man übersieht sie am besten von einer Hügelreihe, die sich unmittelbar über der kleinen Bucht erhebt, worin der „Chanticleer“ vor Anker gegangen war.

Des Sees Tiefe mißt 97 Klafter (582 Fuß). Sein Grund besteht aus Asche. Die Ufer, wo eine Menge Schlacken aufgehäuft sind, ist von heißen Quellen durchbrochen. Man hat also hier das sonderbare Schauspiel, auf einer mit Schnee bedeckten Oberfläche Wasser hervorsprudeln zu sehen, dessen mittlere Wärme nicht unter 140° Fahrenheit (49° Réaumur) war, und

das sich unmittelbar in ein zum Theil gefrorenes groſses Wasserbecken ergoß.

Man fand Alaun in einigen Quellen, und das unter dem Wind gelegene Ufer des Sees war mit einer ungeheuern Menge Bimstein überdeckt. Die Hügel, welche bis auf 1800 Fuß hoch waren, bestanden gröſstentheils aus vulkanischem Tuf, Schlacken und einer rothen ziegelähnlichen Erdart. Man bemerkt an einigen Stellen Obsidianspitzen und harte, feste Lawa. Die Uferfelsen auf der Nordseite ragen steil abgerissen 800 Fuß hoch auf. Sie scheinen älter, als der Insel Ueberrest. Ein kleiner Felsen ist davon abgelöset, und hat eine groſse Aehnlichkeit mit einem Hahn, der mit ausgebreiteten Flügeln sich herabstürzen möchte.

Die Insel wird von Fettgänsen (Pinguinen) bevölkert, deren Geschrei wirklich betäubend war. Unsere Belustigung, während unsern Mahlzeiten, bestand darin, ihre Bewegungen zu beobachten, die äusserst lächerlich waren, um so mehr, da ihre Neugier keine Gränzen kannte.

Obgleich wir sie beständig vor Augen hatten, muſsten wir doch laut lachen, wenn wir ihnen einen Besuch in ihren Nestern abstatteten, um uns ein Paar Braten zu holen. Sie stierten uns dumm und starr an, bis wir sie mit Knitteln niederschlugen. Erst dann versuchten sie, sich zur Wehr zu setzen mit Schnäbeln und Füßen. Ich glaube, daß zwei Schiffe, von der Gröſse unserer Korvette, die zu Anfang Dezembers hier einträfen, eine vollständige Ladung Eier einnehmen könnten. Während unserm Verweilen waren die Jungen schon ausgebrütet und mit Federn

bedeckt. Der Lärm, der Schmutz und Gestank in ihren Wohnungen waren beinahe unerträglich.

Ausser den Pinguinen fanden wir noch die Robbengattung, die man den Seeleoparden nennt, doch ist dies Säugethier sehr verschieden von dem von Weddel beschriebenen. Sein Hals ist viel dicker, und seine Flossen sind behaart. Es hat im Magen eine Ader von gewöhnlicher Größe. Unsere Wundärzte vermutheten, daß diese Ader bestimmt sei, eine hinlängliche Menge Blut zu enthalten, damit das Thier lange unterm Wasser bleiben und seine Beute verfolgen könne. Wir fanden Fische in dem Magen einiger dieser Thiere, doch warfen wir vergebens unsere Netze aus, um ebenfalls ein Gericht zu fangen.

Erst nach drei Tagen konnten wir die Korvette in eine schickliche Lage bringen. Wir hatten viel zu kämpfen mit dem heftigen Winde, und mit der Natur des Meergrundes, der aus Asche bestand, worin die Anker nicht festhalten wollten. Endlich brachten wir das Schiff in eine kleine Bucht, und ohne einen Augenblick zu verlieren, erbaueten wir Sternwarten, weil wir wußten, daß unsere Verrichtungen durch die Jahreszeit sehr beschränkt waren.

Diese Arbeit kostete uns jedoch viele Mühe. Die Nebel waren so häufig und so dicht, das Wetter war so rauh und kalt, daß ich mich nicht erinnere in den arktischen Regionen je so viel gelitten zu haben, selbst wenn der Thermometer am tiefsten sank. Fügt man zu diesem Mißbestande noch den Umstand, daß die Ration, welche wir täglich erhielten, kaum zum Frühstück eines gesunden Mannes hingereicht hätte, kann man sich wohl denken, daß unsere Aufgabe nur mit

der größten Anstrengung in Ausführung gebracht werden konnte.

Während unserm Verweilen auf der Hintergehungsinsel, waren wir im eigentlichen Sinne Vielfräße geworden. Einer mäßigen Berechnung zufolge, verzehrten wir nicht weniger als 7000 Fettgänse. Uebrigens nahmen wir nur aus Noth unsere Zuflucht zu diesem Gericht. Es wurde uns endlich so zuwider, daß wir geröstete Seeleopardstücke als große Leckerbissen betrachteten.

Ich brach auf mit einem Boote und vier Ruderern, um die Insel aufzunehmen. Ueber Nacht schlief ich auf der Asche am Ufer, nur von einem leichten Leinwandzelte bedeckt. Auf meinen Nachforschungen bemerkte ich, auf der Nordostküste der Insel, den Wrack eines großen Schiffes, zur Hälfte im Sande versenkt, nebst mehreren Fässern und eisernen Reifen. Am Rande einer kleinen Bucht entdeckten wir ebenfalls Ueberreste, die das Verweilen von Seeleuten auf dieser Stelle, jedoch bereits vor vielen Jahren, andeuteten. Es waren vermuthlich Robbenfänger, was man aus dem Bau der Hütten schliessen konnte, deren Obertheil von Rauch ganz geschwärzt war.

Auf einem Hügel, unmittelbar über der Bucht, war eine Erderhöhung. Wir öffneten sie, und fanden einen rohgezimmerten Sarg, der schon größtentheils verfault war, woraus sich entnehmen ließ, daß er seit Langem an dieser Stelle sich befinde. Indessen war der darin befindliche Leichnam noch sehr gut erhalten. Seine Beine waren gebogen. An der Kleidung erkannte man einen Matrosen. Aber weder diese, noch des Verstorbenen Gesichtszüge, verriethen einen

Briten. Es ist also wahrscheinlich, daß er und sein Schiff zu einer andern Nation gehörten. Die Steine wurden wieder auf den Sarg geschichtet, und um ihn vor spätern Nachforschungen zu bewahren, pflanzten wir einen Pfahl mit einer Inschrift dabei auf.

Auf einer Spitze der Bucht, wo die Korvette vor Anker lag, verscharrten wir einen Thermometer, damit Diejenigen, welche nach uns hier ankämen, ein Mittel fänden, die Temperaturabwechslungen unter dieser Höhe zu beobachten.

Der Frost, welcher die Bucht nach und nach mit Eis überdeckte, nöthigte uns zur Abreise. Nur mit vieler Arbeit und Mühe gewannen wir wieder das offene Meer. Der Wind war so heftig, daß er alle unsere Zelte fortschleuderte, und mehrere unserer Instrumente zertrümmerte. Den 8. März verliessen wir diesen Hafen, also genau zwei Monate nach unserer Ankunft, begleitet von dem Geschrei vieler tausend Pinguinen, die eine entsetzliche Musik machten. Es war für uns eine große Freude, als endlich die Gestade der Hintergehungsinsel vor unsern Blicken verschwanden.

Die Inselgruppe Neuschetland, oder eigentlich Neusüdschetland, liegt unmittelbar vor dem von dem Kapitän John Biscoe entdeckten Australfestlande, dem er, auf dieser Seite, den Namen Grahamsland gegeben *). Die Hintergehungsinsel ist ungefähr 30 Stunden von diesem Lande entfernt, dessen

*) M. s. den Aufsatz: „Die neuesten Entdeckungen in Nähe des Südpols, oder Erkennung des großen Austral-Festlandes," im zehnten Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Distanz vom Vorgebirg Horn, dem südlichsten Theile Amerika's, 9½ Breitegrade, oder 237 Stunden betragen mag.

Das von demselben Seefahrer entdeckte Enderbyland ist in grader Richtung ungefähr 1000 Stunden von dem Grahamsland, 900 Stunden von dem Vorgebirg der guten Hoffnung, und 460 Stunden von der Insel Kerguelensland entfernt.

Die 1821 von Bellinghausen entdeckten Inseln Peter I und Alexander I, unter 69° südlicher Breite, gehören ebenfalls zu dem langgedehnten Archipel, der in einer Entfernung von 10 bis 50 Stunden von dem Australfestlande dieses auf allen Seiten zu umgeben scheint. Die Alexandersinsel ist nur etwa 70 Stunden von dem äussersten Punkte des von Biscoe bezeichneten Grahamlandes entfernt.

Ueber die Fortdauer der Empfindung und Denkkraft bei den Enthaupteten.

Ein junger Gelehrter, Julia de Fontenelle, hat vor Kurzem das Ergebniß mehrerer Experimente, und vieler merkwürdigen Zusammenstellungen, über die anatomische Frage bekannt gemacht: „ob Personen, die durch Enthauptung vom Leben zum Tode befördert worden, längere oder kürzere Zeit das Gefühl des Schmerzes bewahren?“ Wir wollen unsern Lesern die ganze Abhandlung über diesen beachtenswerthen Gegenstand mittheilen, wie sie der Vorgenannte, in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, am 16. September d. J. vorgelesen.

„Wir wollen eine große Frage aufstellen,“ sagt Fontenelle. „Empfinden die Guillotinirten nach ihrer Enthauptung Schmerzen oder nicht? — Doktor Guillotin, der die traurige Ehre gehabt, diesem Todeswerkzeuge seinen Namen zu geben, Petit, Cabanis und einige Physiologen, haben die Empfindung jedes Schmerzes, nach der Hinrichtung, gradezu abgeleugnet. Viele Andere, an deren Spitze sich Sommering, Sue, Mojon, Castel ꝛc. befinden, haben das Gegentheil behauptet, und ihre Meinung auf nachstehende Thatsachen begründet:

„1. Dr. Sue schnitt einem Truthahn den Kopf ab. Der Kopf zeigte noch anderthalb Minuten lang alle Lebensbewegungen. Seine Kinnladen und Augapfel gingen auf und nieder; die Augenwimpern zuckten sehr stark. Der Körper, der eine Minute lang unbeweglich geblieben war, erhob sich, hielt sich auf den Beinen, schritt vorwärts, schlug mit den Flügeln,

erhob ein Bein gegen den Hals, wo er, allem Anschein nach, heftige Schmerzen verspürte, fiel nach anderthalb Minuten wieder um, und starb erst nach 6 Minuten.

„Die Köpfung eines andern Truthahns bot dieselben Phänomene dar. Stach man mit einer Nadel in die Muskeln der Flügel, des Halses, oder anderer Körpertheile, so bemerkte man an denselben eine heftige Zusammenziehung und Zuckungen, welche den daran empfundenen Schmerz beurkundeten.

„2. Ein Hammel wurde durch einen geschickten Hieb in zwei Sekunden geköpft. Zwei Minuten bewahrte der Kopf alle seine Bewegungen, und der Rumpf wurde erst nach 12 Minuten fühllos. Die Bewegungen waren so heftig, daß drei Männer nothwendig waren, um ihn festzuhalten. Dieselben Umstände zeigten sich auch bei einem trächtigen Schaaf, mit der Verschiedenheit, daß die Bewegungen des Kopfes 2½ Minuten, und die des Körpers 11 Minuten dauerten. Zu Figuera bin ich Zeuge der Köpfung eines dreijährigen Widders gewesen. Drei Männer waren kaum im Stande, nach dem Fall des Kopfes, den Rumpf zu halten, dessen Zuckungen 15 Minuten währten.

„3. Man schnitt einem Kalb den Kopf in anderthalb Sekunden ab. Dieser Kopf bewahrte 6½ Minuten lang sehr starke Bewegungen der Augenlieder, des Augapfels, der Ohren, der Nasenlöcher, der Vorderkopfmuskeln und des Mauls. Der Körper lebte noch 7 Minuten lang. Der Ausdruck des Schmerzes war auf den verschiedenen Theilen dieses Kopfes deutlich zu erkennen.

„Sue folgert aus diesen Umständen, daß Leben und Empfindung in dem ganzen System verbreitet sind, daß man also die eigenthümlichen Wirkungen des Vergnügens und des Schmerzes, auf dem Punkte, wo sie stattfinden, von denen in andern Theilen erzeugten, unterscheiden muß.

„Nach vergleichenden Experimenten, die Aldini 1803 in London und in Italien mit einem Gehängten und mit Guillotinirten angestellt, hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zusammenziehung der Kopfmuskeln bei den Enthaupteten ¾ Stunden, und bei den Gehängten zwei Stunden dauern; was ihn glauben läßt, daß Subjekte, die man galvanischen Experimenten unterzogen, derselben Wirkungen sehr gut verspüren konnten.

„Mein geehrter Freund Mojon, Professor der Physiologie auf der Universität Genua, hat 1804 zu Paris einige Experimente mit Guillotinirten, in Gemeinschaft mit Guillotin, Aldini und Nauche vorgenommen. Sie bewiesen ihnen:

„1. daß während 15 Minuten nach der Enthauptung, bei einem dem Sonnenlichte ausgesetzten Kopfe, die aufwärts gezogenen Augenlieder sich sogleich wieder verschlossen;

„2. daß des Enthaupteten Kopf die Wirkung der Reizmittel sehr stark empfindet;

„3. daß die aus dem Munde hängende Zunge, mit einer Nadel gestochen, sich zurückzieht, und daß die Gesichtszüge eine schmerzhafte Empfindung andeuten;

„4. daß das Organ des Gehörs noch Töne aufzunehmen fähig ist.

„Ich erinnere mich den Kopf eines Guillotinirten, Namens Tillier oder Detillier, gesehen zu haben, der die Augen nach der Seite hinwendete, wo man ihn rief, und ich möchte fast an die Wahrheit des Umstandes glauben, daß in dem Gesichte der Charlotte Corday, welchem der Henker nach der Enthauptung einen Backenstreich versetzte, indem er den Kopf der Menge zeigte, ein Ausdruck des Unwillens sich gemalt, wie man damals behauptet hat.

„Weikard hat an dem Kopfe eines Mannes, der so eben enthauptet worden, sich die Lippen bewegen sehen. Auch ich habe zweimal denselben Umstand bemerkt. Der Verfasser der „Kenntniß der Thiere“ versichert, daß während die Augen sich verdrehen, und einen heftigen Schmerz ausdrücken, das Maul ebenfalls sich bewegt, und in die Erde beißt, während anderseits das Herz noch einige Augenblicke schlägt.

„Bei der Hinrichtung eines Verurtheilten ist es nothwendig zu wissen, sagt Sue, ob alle Theile zu gleicher Zeit sterben, oder nur einer nach dem andern. Denn sobald der abgeschnittene Kopf das Gefühl oder das Bewußtsein des Schmerzes, oder vielmehr der Hinrichtung, nur noch eine Sekunde hat, muß die Idee, daß der Gedanke noch fortdauern könne in einem vom Körper getrennten Kopfe, den im Verbrechen am meisten abgehärteten Menschen, und den, welcher ihn zu verurtheilen genöthigt ist, erschrecken.

„Wenn der Körper, fügt er hinzu, nach der Durchschneidung örtlich leidet, wie man es behauptet, d. h. ohne wechselseitige Beziehung, ist es nichts desto weniger erwiesen, daß der Körper wirklich leidet. Warum auch will man als nichtig die Schmerzen des

Rumpfes betrachten, weil er nicht mehr mit dem Kopfe zusammenhängt? Er leidet als Körper, und der Kopf leidet als Kopf.

„Nach diesen Beobachtungen, die den Thätigkeitsmittelpunkt des Gehirns beträchtlich erweitern, erlischt der Gedanke nicht nur nicht, er dauert vielmehr mit verstärktem Bewußtsein fort.

„Man bemerkt auch noch in den vom Rumpfe geschiedenen Köpfen gewisse Bewegungen der Augenlieder, der Augen, der Lippen, sogar Zuckungen in den Kinnladen, wenn der Nachrichter den Kopf an den Haaren in die Höhe hält.

„Man kann nach allen diesen Beobachtungen als beinahe gewiß annehmen, daß die Denkkraft in dem Enthaupteten hört, sieht, fühlt, und die Trennung ihres ganzen Wesens, mit einem Worte, die Persönlichkeit des lebendigen Ich vollkommen beurtheilt.

„Mehr noch: Alles scheint zu beweisen, daß der Hals, die Brust, der Unterleib und die Extremitäten auch ihre Empfindungen und ihr besonderes Ich haben. Die Experimente, denen Sue auf der Arzneischule in Edinburg beigewohnt, und welche er in verschiedenen Krankenhäusern in Frankreich angestellt, haben ihm die Ueberzeugung gegeben, daß die getrennten Glieder leiden.

„Man hört in der Taht nach Ablösung von Fingern, oder einer Hand, eines Arms, eines Fußes, eines Beines u. s. w. die Kranken mehrere Tage, mehrere Wochen, selbst mehrere Monate später ausrufen: „Ach, wie schmerzt mich meine Hand, mein Arm, mein Fuß, mein Bein!“ Dr. Petit hat Per-

sonen gekannt, die noch sechs Jahre nach der Operation Schmerzen verspürten. Sue nennt das sehr sinnreich „das Gedächtniß des Schmerzes.“

„Einer unserer ausgezeichnetsten Aerzte, Dr. Castel, hat behauptet, daß der Kopf, nach seiner Trennung vom Rumpfe, noch empfindungsfähig ist, und daß diese Empfindung in ihm schneller erlischt, als in dem Rumpf, weil der jedem Organ zustehende Theil von Empfindlichkeit ihm unmittelbar vor dem Augenblicke der Enthauptung eigenthümlich geworden.

„Diese Empfindlichkeit hat nicht plötzlich erschöpft werden können, weshalb auch die Zusammenziehungen des Herzens noch eine Zeitlang fortdauern. Diese Zusammenziehungen tragen mit dem Ueberrest von Empfindlichkeit dazu bei, in dem Körper das Leben zu erhalten. Das Gehirn empfängt zwar kein Pulsaderblut mehr, ohne welches die andern Reizmittel kraftlos bleiben. Aber der Haaradern Umlauf dauert fort. Wenn also die absolute Ersterbung des Lebens in dem Kopfe schneller stattfindet, ist es aus dem Grunde, weil das stärkste aller Erhaltungsmittel ihm mangelt. Dagegen bewahrt er noch seine Empfindlichkeit, die gewissermaßen darin aufgehäuft bleibt.

„Ich stehe nicht an zu versichern, fügt Dr. Castel hinzu, daß ein Kopf mehrere Momente nach der Enthauptung noch die Eigenschaft habe zu sehen, zu hören und Schmerz zu empfinden.

„Wir können diese Meinung nicht unbedingt theilen, weil wir Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, daß, nach der Enthauptung, der Kopf noch mehrere Minuten lang das Pulsaderblut bewahrt, welches die Hauptschlag- und die Wirbelbeinadern ihm zugesendet

haben. Sobald die Durchschneidung dieser Adern stattgefunden hat, ziehen sie sich zusammen, verengen sie sich, und so lange dieser krampfhafte Zustand dauert, entschlüpft ihnen nur sehr wenig Blut.

„Bei dem Rumpfe bemerkt man das Gegentheil. Da die zusammenziehenden und ausdehnenden Schläge des Herzens fortdauern, so wirft es, während seiner Thätigkeit, vier Blutströme durch die durchschnittenen Adern. Dieser große Blutverlust ist Ursach, daß der Rumpf schneller erkaltet, als der Kopf. Es ist also augenscheinlich, daß die Lebenskraft des Gehirns sich länger erhält, als die des Rumpfes.

„Professor Sue hat eine übereinstimmende Meinung ausgesprochen. Es scheint, sagt er, daß die Empfindlichkeit länger als eine Viertelstunde in den verschiedenen Theilen des Kopfes dauern kann, der Härte dieses letztern und seiner runden Form wegen, die geeigneter sind, die Lebenswärme zu erhalten.

„Denkt man auch über des Gehirns Anatomie, besonders über die Art, wie die Hauptpuls- und die Rückenadern vertheilt sind, gibt man Acht auf die Einrichtung ihrer drei Krümmungen, bevor sie zum Gehirn gelangen, auf ihre unermeßlichen Theilungen, vorzüglich aber auf ihren eigenthümlichen Bau, folgt man ihnen nur in ihren Beziehungen mit den Adern ꝛc., deren viele Verzweigungen und verschlungene Formen ausserordentlich den Ablauf des Blutes in die Kehlhölen verzögern, wird man keinen Zweifel mehr haben, über den langsamen Gang des Blutumlaufes im Gehirn, und wird sich leicht überreden, daß die Umlaufsbewegung, bevor sie durch das ganze Adern-

ſyſtem dieſes Organs gelangt, langſamer von ſtatten geht, als in den übrigen Körpertheilen.

„Anderſeits wird durch die Pulsadernbewegung das Blut immer dem Punkte zugetrieben, der ihm den wenigſten Widerſtand darbietet. Glaubt man, daß das durch die Hauptſchlag- und durch die Wirbelbeinadern zum Kopf getriebene Blut durch dieſelben an den Kopf haltenden Gefäße geſchleudert werde, wenn man dieſelben durchſchnitten? Nein.

„Das in den mit dem Kopf zuſammenhängenden Adern enthaltene Blut, wird durch ihre zuſammenziehende Kraft augenblicklich gegen ſeine Beſtimmungspunkte getrieben. Der Umlauf muß alſo in dieſem Organ ſo lange fortdauern, als Lebenseinfluß oder Lebenskraft darin beſtehen, d. h. bis zum gänzlichen Verfliegen aller Lebenswärme.

„Man findet auch in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, wie in den Werken und Denkſchriften Cotungo's, Egel's, Galvani's, Gren's, Hunter's, Hermbſtädt's, Jacquin's, Lichtenberg's, Mojon's, Moll's, Schärer's, Sommering's, Sue's, Vaſſali's, Walli's u. a. ſehr bemerkenswerthe Angaben und Thatſachen, ſowohl über die Enthauptung, als über des Lebens Phänomene.

„Gehen wir jetzt von der Enthauptung des Menſchen zu der einiger Thiere über, ſo finden wir auch hier wichtige Beweismittel zu Gunſten der Meinung, welche wir feſtzuſtellen uns bemühen.

„So lebt eine Schildkröte, der man das Gehirn ausgeſchnitten, noch ungefähr 6 Monate, während welcher Zeit ſie alle ihre gewöhnlichen Bewegungen

verrichtet. Man hat Beispiele von Schildkröten, die, nachdem man ihnen den Kopf abgeschnitten, noch 12 Tage bis 6 Wochen gelebt haben.

„Charras schnitt einer Viper den Kopf ab, und mehrere Tage nachher biß dieser abgeschnittene Kopf einen seiner Zöglinge so stark, daß die dadurch erzeugte Verletzung gefährlich wurde. Man findet in wissenschaftlichen Schriften mehrere andere ähnliche Umstände.

„Galian berichtet, daß Kaiser Kommodus mit großer Geschicklichkeit Straußvögeln in Mitte ihres Laufes den Kopf abschlug, und daß diese Thiere nichts desto weniger bis an das Ende der Rennbahn liefen. Man weiß auch, daß ein Hahn, dem man in einer Entfernung von mehr als 20 Schritt Körner vorgeworfen, und dem Boerhave im vollen Lauf den Hals durchschnitt, demungeachtet sich auf die Körner hinstürzte, und sich bückte, wie um sie zu fressen. Perrault hat eine geköpfte Viper gesehen, die ohne Anstand bis zu dem Steinhaufen kroch, worunter sie ihre Wohnung hatte.

„Desmortier schnitt einem Hirschkäfer den Kopf ab, wonach er ihn auf den Rücken legte. Das Insekt wendete sich hin und her, und machte dieselben Bewegungen wie vorher. Der Kopf wurde 48 Stunden nachher dem Sonnenlicht ausgesetzt, und belebte sich in einigen Sekunden wieder. Desmortiers berührte ihn nun mit dem kleinen Finger, worauf der Kopf seine Scheeren so fest um denselben zusammendrückte, daß der Gelehrte seiner andern Hand sich bedienen mußte, um wieder frei zu werden. Die

Scheeren waren um eine halbe Linie tief in das Fleisch eingedrungen.

„Der Maikäfer lauft ebenfalls nach der Köpfung. Es ist dasselbe mit den Schmetterlingen und Fliegen, die auch kopflos noch fliegen können. Boyle hat sogar Fliegen gesehen, die auch ohne Kopf sich gepaart und Eier gelegt haben (!).

„Wir finden noch andere auffallende Beispiele dieser Erhaltung des Lebens nach der Köpfung bei dem Geflügel. Man weiß, daß eine Ente, wenn man ihr den Kopf abgeschnitten, noch ziemlich weit fliegen kann; daß sie, endlich niedergestürzt, sich fortschleift, und den äussersten Theil des durchschnittenen Halses in die Erde gräbt, während im Kopfe die Augen sich stark bewegen.

„Es ist dasselbe mit der Gans und mit dem Straus. Die Hühner schlagen nach ihrer Köpfung mit den Flügeln, werfen sich hin und her u. s. w. Schneidet man Schlangen, Eidechsen, Aale und Würmer in Stücken, so bewegt sich jedes einzelne Stück. Man sieht vorzüglich bei den kleinfüßigen eierlegenden Kriechthieren die Bewegung der Augen und des Maules noch einige Zeit fortdauern, wie den Kopf mehrerer Schlangen, Eidechsen u. s. w., nach der Abschneidung vom Rumpfe noch stark zubeissen.

„Die Polypen bieten noch viel merkwürdigere Beispiele dar von Fortdauer der Lebenskraft. Schneidet man sie auch in mehrere Stücke, bewahren sie dennoch die Eigenschaft, sich wieder zu erzeugen, dergestalt, daß an jedem der einzelnen Theile diejenigen wieder hervorwachsen, welche man davon abgeschnitten, und die erforderlich waren, um ein dem ersten

durchaus ähnliches Thier zu bilden. Die Plattwürmer u. s. w., wachsen auch wieder nach wie die Pflanzen.

„Wir wollen hier nicht die große Frage in Rede stellen, ob es im 19. Jahrhundert noch erlaubt sei, einem Menschen das Leben zu rauben und ihn zu verstümmeln? Sagt das Gesetz ja, so sagen dagegen Philosophie und Menschlichkeit nein. Dem Schöpfer allein steht das Recht zu, über des Menschen Dasein zu verfügen. Schon haben menschenfreundliche Gesetzgeber und Magistratspersonen ihre beredte Stimme gegen die Todesstrafe erhoben. Hoffen wir, daß es nicht vergebens sein werde.

„Man hat Martern erfunden, um den Schmerz vielfach zu machen, um den Todeskampf selbst zu verlängern. Viele tausend Schuldige und Unschuldige, ja selbst Wahnsinnige, sind durch Folter, Viertheilung, Räderung, Verbrennung, Hängung, Enthauptung u. s. w., umgekommen; doch ist die Zahl der Hinrichtungen, mit Ausnahme einiger zeitweisen Vermehrungen oder Verminderungen, immer dieselbe geblieben. Alle diese Grausamkeiten waren also durchaus unnütz.

„Große Verbrecher fürchten weniger den Tod, als lange Qualen. Sie liessen sich ehemals nicht von der Folter, nicht von haaremporsträubenden Martern zurückschrecken, um wie viel weniger jetzt, wo man ihnen sagt, daß durch die Enthauptung der Tod in einer Sekunde erfolgt, und daß der Körper ohne allen Schmerz in das „Nichts“ zurückstürzt.

„Wir müssen uns aus allen Kräften gegen diesen Irrthum erheben. Die Enthauptung ist ein um so

qualvollerer Tod, da Kopf und Rumpf, vorzüglich aber der Kopf, während einiger Zeit die entsetzlichsten Schmerzen leiden.

„Solch ein Hinrichtungsverfahren ist empörend. Nichts Gräßlicheres als der Anblick des Schaffots, Guillotine genannt, roth angestrichen und mit Menschenblut gefärbt... Dann die Abschneidung des Kopfes, das Herausfluthen des Blutes... Welch ein abscheuliches Schauspiel, zu dem der Pöbel jedoch, wie zu einem Feste, herbeiströmt, wo er sich mit Blutvergießen vertraut macht; und vor Kurzem noch, wenn alle Achtung vergessend, die man dem Unglück schuldig ist, der Nachrichter dem Publikum den blutigen Kopf zeigte, an dem man alle Zeichen des größten Schmerzes bemerken konnte, begrüßte es da nicht mit seinem unmenschlichen Beifallgeklatsch dies schreckliche Siegeszeichen? —

„Welche Herabwürdigung des Menschengeschlechts!.. O, möge endlich die Gesetzgebung begreifen, daß es gefährlich ist, die Massen an Blutvergießung zu gewöhnen. Ueberhaupt aber ist die Hinrichtung durch die Guillotine eine der schrecklichsten und qualvollsten, die man sich denken kann, weil der Kopf alle Empfindlichkeit und Besinnung bis zum gänzlichen Erlöschen der Lebenswärme bewahrt. Wer weiß, ob die Kenntniß dieser Wahrheit nicht manchmal den Verbrecher vor einem verlängerten Tode zurückhalten dürfte, weil er jetzt wissen kann, daß er viel länger als eine Sekunde zu dulden hat.“ —

Fügen wir vorstehender Abhandlung noch einige Worte bei. Man weiß, daß das Hinrichtungswerkzeug, dem der berühmte Dr. Guillotin einen aus

dem Griechischen abgeleiteten Namen hätte geben sollen, keine neue Erfindung ist. Man bediente sich schon in früheren Zeiten einer ähnlichen Maschine, auf die man sodann aus unbekannten Gründen verzichtete. War es aus dem Grunde, weil man sich überzeugt, daß der dadurch gegebene Tod schmerzlicher als jeder andere sei? Es ist nicht wahrscheinlich. Denn zu allen Zeiten hat man den Uebergang vom Leben zum Tode, durch den Verlust des Kopfes, als augenblicklich, und keinen Schmerz verursachend, betrachtet.

Die in der mitgetheilten Abhandlung in Rede gestellten Thatsachen verdienen ohne Zweifel reiflich beachtet und erwogen zu werden, wie aber soll man von der angegebenen Umstände Wahrheit sich überzeugen? Etwa durch galvanische Experimente, die nach Fontenelle's eigener Zugestehung das Schreckliche der Todesqual noch vermehren würden? Ueberhaupt würde es unsers Erachtens viel wichtiger sein, die Sache unter dem Gesichtspunkte der Beibehaltung der Todesstrafe im Allgemeinen, als unter dem der Wahl der Hinrichtungsarten, zu untersuchen.

Die Empfindlichkeit, oder genauer gesprochen, die letzte Spur der Lebenskraft, existirt ohne allen Widerspruch viel länger bei den Gehängten als bei den Enthaupteten, und es würde vielleicht nicht unmöglich sein, den Augenblick des gänzlichen Sterbens bei Ertrunkenen und Erstickten, ja selbst bei Personen zu bestimmen, die in Folge eines Schlagflusses oder einer Gehirnanhäufung (Kongestion) umkommen. Jeder plötzliche und gewaltsame Tod, verursacht durch einen

Dolchstich, oder durch ein Feuergewehr, ist ebenfalls das Ergebniß einer Art Erstickung.

Das würde uns vielleicht verleiten für die Sezirung der Leichen, kurz nach dem Absterben, denselben Abscheu zu haben, wie die Briten. Nach diesem System würde alsdann die leichteste Todesart grade diejenige sein, welche man bisher als die schrecklichste betrachtet hat, nämlich die, lebendig verbrannt zu werden. Welche Qualen auch der mit einem Schwefelhemd bekleidete Unglückliche verspüren mag, unter dem der Scheiterhaufen angezündet wird, können sie doch auf keinen Fall von langer Dauer sein. Die schnelle Zerstörung des ganzen Nervensystems macht alle fernere Empfindung gradezu unmöglich.

Freilich wird Niemand auf den Gedanken gerathen, die Erneuerung solcher Szenen des Entsetzens anzurathen. Doch muß in der That ein solches Ende, wie furchtbar es auch scheinen mag, weniger qualvoll sein, als das eines Menschen, der erschossen wird. Man hat im Oktober 1812, als der General Malet, und die Offiziere, welche er zur Empörung gegen die Regierung verleitet, und die durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt worden, auf der Grenelleebene bei Paris erschossen werden sollten, gesehen, daß mehrere Abtheilungen hinter einander schiessen mußten, um 10 Männern, die man nebeneinander aufgestellt, das Leben zu nehmen. Einer dieser Unglücklichen, von Kugeln durchbohrt, hatte sich, auf dem Wege nach dem Begräbnißplatze, so fest an die Stäbe des Karrens, worauf man die Erschossenen geworfen, geklammert, daß man nur mit Mühe seine Hände wieder öffnen konnte.

Den von dem Verfasser obiger Abhandlung angegebenen Experimenten, hätte er auch noch die beifügen können, welche vor etwa 20 Jahren Legallois mit einem Kaninchen angestellt. Er schnitt ihm nämlich den Kopf ab, und steckte unmittelbar darauf in die große Schlagader die Röhre einer Luftpumpe. Man sah alsobald den Rumpf des armen Thieres alle Lebenszeichen geben. Es erhob sich, fiel um, erhob sich wieder, und zwar länger als eine Viertelstunde, d. h. so lange als man Luft in die Lunge trieb. Vielleicht möchte diese anscheinende Wiederbelebung (Palingenesie) nicht Jedem gelingen, falls er dazu nicht die erforderliche Geschicklichkeit hätte.

Uebrigens schienen alle diese Beobachtungen uns im Grunde mehr merkwürdig, als wirklich nützlich. Die eigentliche Frage besteht darin, zu wissen, ob die Todesstrafe ungeeignet oder nothwendig ist. In dem Fall ihrer Beibehaltung, sollte man sodann mehr darauf hinarbeiten, sie als Beispiel für Andere ergreifend und zurückschreckend, als augenblicklich und leicht für den Verurtheilten zu machen *).

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen: „Ueber Abschaffung der Todesstrafe," im siebenten Theil, und „Analytischer Versuch über das Phänomen der Empfindung," im sechsten Theil des Jahrgangs 1828 dieses Werkes.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Auſſer den verſchiedenen Parteien, von denen die gegenwärtige Regierung in Frankreich offen und im Geheimen, auf geſetzlichem und ungeſetzlichem Wege angegriffen wird, hat ſie auch in ihrem Schooſe noch mit Verräthern zu kämpfen, die ſich von ihr beſolden laſſen, und die, ihres Treueſchwurs ungeachtet, oft die wichtigſten Staatsgeheimniſſe derſelben erklärten Feinden überliefern.

Einer dieſer Elenden, deren es leider in allen Ländern gibt, und über die man, durch eine beſondere Verfügung des Geſetzes, eine eben ſo ſtrenge als warnende Strafe verhängen ſollte, ein gewiſſer Caſtan, befand ſich 1830 zu Paris ohne Amt, wie ohne alle Exiſtenzmittel. In ſeiner Noth wendete er ſich an den General-Lieutenant Pelet, der ihn und ſeine Familie früher gekannt. Er bat dieſen dringend, ſich für ihn zu intereſſiren, und bald darauf verſchaffte der General ihm wirklich einen Schreiberpoſten im Kriegsminiſterium, deſſen Gehalt in Kurzem bis auf 1500 Franken (700 rhein. Gulden) geſteigert wurde.

Caſtan zeigte ſich ſehr eifrig, arbeitete ſo zu ſagen Tag und Nacht, und ſeine Vorgeſetzten waren mit ihm äuſſerſt zufrieden. Seine Hauptverrichtung beſtand darin, Briefe, welche ſich auf die Militär-Operationen bezogen, abzuſchreiben, oder ſie zu zergliedern, und ihren Hauptinhalt in ein beſonderes Buch einzutragen. Während dem Laufe von 1832 und Anfang 1833 betrafen die ihm ſolchergeſtalt anvertraute Korreſpondenz vorzüglich die militäriſchen Operationen in der Vendée.

Um dieſe Zeit erfuhr der Kriegsminiſter, daß Befehle, welche er ſchriftlich den im Weſten kommandirenden Generalen ertheilt, den Chouans eben ſo ſchnell bekannt geworden, als Denen, für die ſie beſtimmt geweſen. Anderſeits theilte die Quotidienne ſehr genau die wichtigſten Theile der Korreſpondenz des Kriegsminiſters ihren Leſern mit. Berichte, die aus der Vendée anlangten, und die, ihrer Natur nach, verſchwiegen bleiben ſollten, waren 2 oder 3 Tage nach ihrer Ankunft, bereits in der Quotidienne abgedruckt. Bald ſprach man in dieſen Depeſchen von der Nothwendigkeit, die Feſtungen zu verproviantiren, beſonders Metz, das nicht mehr für 2 Monate Lebensmittel hatte, bald war die Rede von dem Marſch der fremden Truppen, von ihrer Anzahl, von den Namen ihrer Anführer, von den zu treffenden Vorſichtsmaßregeln u. ſ. w. Mit einem Worte, man gewann die Ueberzeugung, daß es in den Bureaux des Miniſteriums einen Verräther gebe, der alle dieſe Geheimniſſe verkauft.

Der Marſchall Soult benachrichtigte davon den General Pelet. Dieſer ſtellte Nachforſchungen an, doch hatte er gegen Caſtan nicht den geringſten Verdacht. Indeſſen ergab ſich bald, daß grade dieſer Beamte der wahre Schuldige ſei. Er wurde auf die Polizeipräfektur beſchieden, wo man ihn in Gegenwart der Herren Gisquet, Polizeipräfekt, Pelet und Baradère, Generalſekretär des Kriegsminiſteriums verhörte. Von ſeinem Wohlthäter, dem General Pelet, mit Fragen und Vorwürfen beſtürmt, rief er endlich nach langem, hartnäckigen Leugnen:

„Nun denn, ich will es geſtehen, ja, ich bin ein

Elender, ja, seit 14 Monaten habe ich alle die Vendée betreffenden Depeschen und Berichte verkauft." Er bezeichnete zuerst die Wittwe Düfour, sodann die Wittwe Jakob, als die Person, welcher er seine für den legitimistischen Ausschuß zu Paris bestimmten Auszüge zugestellt, und von der sie sodann weiter befördert worden.

Beide erschienen den 31. Juli d. J. vor den Assisen des Seine-Departements. Castan ist 40 Jahr alt. Er antwortete mit großer Ruhe und vieler Gewandtheit. Sein Vertheidigungssystem bestand darin, Alles zu leugnen, was sich auf den Verrath der Staatsgeheimnisse bezog. Man habe ihn auf der Polizei-Präfektur bedrohet, ihn auf der Stelle erschiessen zu lassen, falls er nicht einer Sache sich schuldig bekenne, die er nicht gethan, sagte er.

Unter den Zeugen erregte der General Pelet die meiste Aufmerksamkeit. Er sagte uns, was wir bereits angedeutet. Sodann fügte er hinzu, daß ein französischer geheimer Agent nach dem Auslande gesendet worden, um die Regierung genau und vollkommen von Allem zu unterrichten, was daselbst vorgehe; daß dieser Abgesandter unter verschiedenen Namen geschrieben über Alles, was er erfahren, und daß er (der General) sehr erstaunt sei, als er in der Quotidienne eine wörtliche Abschrift eines dieser Briefe, mit Namen und Wohnort dieses Agenten gelesen. Diese Bekanntmachung sei um so verbrecherischer gewesen, da der auf solche Weise den fremden Mächten angedeutete Abgesandte verhaftet werden konnte, und sein Leben in Gefahr kam.

Nach dem Résumé (der gedrängten Uebersicht der

Verhandlung) des Präsidenten, und der Entscheidung der Geschwornen gemäß, wurde die Wittwe Jakob (welche die ihr zugestellten Briefe nur an ihre Adresse befördert, ohne zu wissen, was sie enthielten) freigesprochen, Castan dagegen zu fünfjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Don Antonio Leca, eines Mordversuches wegen angeklagt, erschien am 23. Mai d. J. vor dem Kriminalgericht in Bastia (Korsika). In der Nacht vom 7. zum 8. Aug. v. J. verlies die junge Frau Orsolani, in Begleitung ihrer Schwägerin, das Dorf Oechiatana, um sich auf's Feld zu begeben. Am Eck der Straße, etwa 40 Schritte von ihrem Hause, bemerkten beide eine Gestalt, die sich bei ihrem Erscheinen zurückzog. „Qual' è questo mascherato (was ist das für eine Fratze), sagte die Orsolani. Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so fiel ein Schuß, und sie erhielt in der rechten Seite eine Kugel, die ihr Leben in Gefahr setzte.

Leca wurde als dieses Verbrechens Urheber erkannt; doch hat man nicht entdecken können, weshalb er eines so feigen Begehens sich schuldig gemacht. Er ist 35 Jahr alt. In Folge zweier Schußwunden, welche die Mancini, seine Todfeinde, ihm beigebracht, ist man genöthigt gewesen, ihm den rechten Arm abzuschneiden. Die einzelnen Umstände dieses Prozesses boten kein besonderes Interesse dar. Nur die Aussage des Arztes, welcher die Wunden der Frau Orsolani untersucht, verdient eine gewisse Beachtung. Sie war nämlich im direkten Widerspruch mit dem von ihm eingereichten geschriebenen Bericht. Der Gene-

raladvokat drang in ihn, über ein so auffallendes Benehmen sich zu erklären. Er äusserte sich folgendermaßen:

„Eine in unserm Kanton ihres Karakters und Einflusses wegen furchtbare Person (nach einzelnen Andeutungen ergibt sich, daß darunter der Friedensrichter Malaspina bezeichnet ist) hat mich angeredet, und ohne weitere Förmlichkeit mit drohendem Tone mich eingeladen, meinen Bericht zu ändern. Da es mir nun daran gelegen ist, noch ein wenig zu leben, muß ich es mir wohl gefallen lassen, in den Augen meiner Zunftgenossen als ein unwissender Mensch zu gelten. Ich will lieber als Esel leben, denn als Doktor sterben (amo meglio vivere asino che morir dottore)."

Die Geschwornen erklärten den Angeklagten schwerer Verletzungen schuldig, weshalb er zu achtjähriger Einsperrung verurtheilt wurde.

Seit 1829 war Ricciardi das Entsetzen des Kantons Pero, und selbst des Arrondissements Bastia. Während drei Jahren verübte er Verbrechen auf Verbrechen, Mord auf Mord. Auffallend war die Ursache von dem Allem ein an und für sich sehr unbedeutender Gegenstand. Einer Lukeserin wurde ein Hahn gestohlen. Ein gewisser Borghetti deswegen angeklagt, wurde zu dreimonatlicher Haft verurtheilt. Er schrieb die gegen ihn gerichteten Verfolgungen seinen Feinden, den Taddei zu, und schwor sich dafür zu rächen.

Sein junger Verwandter Ricciardi sollte ihm dazu behilflich sein. Im Januar 1829 ermordeten beide

gemeinschaftlich den Aeltesten der Söhne Taddei. Borghetti allein wurde ergriffen und hingerichtet. Ricciardi blieb lange in einem Mapis (dichtem Gestrüpp) verborgen. Sein Wiedererscheinen beurkundete sich durch die Ermordung des Vaters der Taddei. Bald darauf erschoß er den Knecht derselben Familie, und einen Gerichtsdiener, der mit dieser in freundschaftlicher Beziehung stand. Der Bandit ließ den Unglücklichen zuerst vor sich niederknieen, hörte ihm seine Beichte ab, hielt ihm sodann die Flinte gegen den Kopf, und warf ihn tod zu seinen Füßen hin.

Die Reihe kam nun an den Eigenthümer des Hahns, an den Mann der Lukeserin, der ebenfalls ins Gras beissen mußte. Auf diesen folgte ein Quartiermeister von der Gendarmerie, und mehrere andere Personen, die es zu lang sein würde, hier alle namentlich zu bezeichnen. Drei Jahre lang verging fast keine Woche, wo dieses Ungeheuer nicht einen Mord verübte. Ricciardi schien bei alledem nichts anderes im Auge zu haben, als die verruchte Berühmtheit der entsetzlichsten Banditen Korsika's, eines Teodoro, eines Cipriani und eines Pianelli, Sampiero genannt, noch übertreffen zu wollen.

Der Kantons-Einnehmer Borghetti, des Hingerichteten dieses Namens Vater, beschützte Ricciardi, und verbarg ihn in seinem Hause. Man behauptet selbst, daß er mit seines Wirthes Tochter ein Liebesverständniß hatte, und daß diese alle Gefahren mit ihm theilte. Die Taddei beschuldigten den Einnehmer, Ricciardi gegen sie aufgewiegelt zu haben, und die Ursache des Todes mehrerer Mitglieder ihrer Familie zu sein. Renosi, Maire von Poggio, und naher

Verwandter der Taddei, verfolgte mit seinem Sohne unausgesetzt den Banditen. Sie mußten sich jedoch endlich überzeugen, daß, so lange dieser von Borghetti unterstützt werde, es unmöglich sei, ihm beizukommen. Das einfachste und beste Mittel, seiner habhaft zu werden, schien ihnen nun, zuerst den Einnehmer selbst bei Seite zu schaffen.

Den 29. September v. J. begab dieser sich in Begleitung seines Neffen und seiner Magd nach Bastia, wohin er Geld zu bringen hatte. Einige Schritte vor einem unbewohnten Hause, Angiolasca genannt, fiel ein Schuß aus demselben, und Borghetti wurde durch und durch geschossen. Drei Monate später hatte Ricciardi dasselbe Schicksal. Renosi Vater und Johann Taddei wurden dieses doppelten Mordes wegen angeklagt. Man wollte sie in Nähe des oben bezeichneten Hauses gesehen haben. Renosi allein erschien vor Gericht; Taddei war entflohen. Da keine Zeugen gegen den ersten auftraten, und die Anklage überhaupt keine überführende Beweisgründe aufstellen konnte, wurde er nach kurzer Berathung für nicht schuldig erklärt, und sogleich in Freiheit gestellt.

Während den ersten Monaten des Jahres 1832 wurden eine große Menge falscher französischer Bankbillete von 500 und 1000 Franken in Umlauf gesetzt. Fünf solcher Billete gelangten in die Hände der Gerechtigkeit. Aber alle Nachforschungen, Desjenigen habhaft zu werden, der sie zuerst ausgegeben, blieben fruchtlos.

Einige Zeit nachher schrieb ein gewisser Krentz an Hrn. Rodier, und benachrichtigte ihn, daß er ein

Individuum kenne, welches solche falsche Bankbillete verfertige. In einem zweiten Briefe hielt er um eine Unterredung an. In derselben bezeichnete er den Geschäftsführer Bouchet als die Person, welche jenes Gewerbe treibe. Er zeigte zugleich ein beinahe ganz fertiges Billet von 1000 Fr. vor, welches Bouchet ihm gegeben.

Dieser, schon früher eines Diebstahls wegen verurtheilt, wurde verhaftet. Man fand bei ihm ein verfälschtes Doktordiplom, in welchem der Name Bouchet an die Stelle jenes des wirklichen Besitzers geschrieben worden. Gegenstände, die zur Verfertigung falscher Bankbillete gedient haben konnten, entdeckte man bei ihm nicht. Demungeachtet erschien er unter der doppelten Anklage der Nachahmung von Bankbilleten und der Schriftverfälschung vor den Assisen in Paris. Er leugnete durchaus, sowohl den einen als den andern Punkt, und äusserte, daß er nicht wisse, was man von ihm wolle. Aus den Debatten ergab sich, daß Bouchet ein sehr unmoralischer Mensch sei, der schon mehr als einer schlechten Handlung sich schuldig gemacht.

Da sich nicht gradezu beweisen ließ, daß der Angeklagte wirklich falsche Bankbillete verfertigt, wurde er nur der Verfälschung des Doktor-Diploms wegen zu siebenjähriger Zwangsarbeit, öffentlicher Ausstellung und 100 Franken Strafe verurtheilt.

Die Wittwe Idatte war seit vielen Jahren Kammerfrau bei der Gattin des berühmten Wundarztes Dupuytren, deren Vertrauen sie in einem hohen Grade besaß, und der sie, wenn sie ausging, des

Hauses Bewachung überließ. Sie hatte auch einen gewissen Guiraud in ihrem Dienst. Den 19. Januar d. J. verließ sie ihre Wohnung in Begleitung ihres Bedienten, und kehrte mit demselben erst um 11 Uhr Nachts zurück. Dieser schellte mehrmals: Niemand antwortete. Der Thürsteher versicherte, daß die Kammerfrau nicht ausgegangen sei. Es mußte ihr also etwas zugestoßen sein, weshalb man die Thür erbrach.

Ein haaremportreibendes Schauspiel bot sich nun den Eintretenden dar. Die unglückliche Idatte lag im Speisesaal auf dem Boden ausgestreckt, und in ihrem Blute schwimmend. Die Kleider waren ihr über den Kopf zusammengeschlagen, wahrscheinlich um die breite Wunde im Halse zu verbergen, die ihr den Tod gegeben.

Mehrere Möbel im Speisesaale und in andern Zimmern standen offen. Man erkannte, daß eine große Menge Sachen gestohlen worden. Die Ermordete hatte zwei Stiche erhalten, und der Tod mußte eine unmittelbare Folge derselben gewesen sein. Gerichtliche Untersuchungen wurden sogleich vorgenommen. Man bemerkte in dem Zimmer vor dem Speisesaal, wo die Wittwe Idatte gewöhnlich arbeitete, lange Blutstreifen auf einem Tische, und mit Blut besudeltes Leinenzeug. Hier und da auf dem Boden waren ebenfalls große Blutflecken.

Wahrscheinlich hatte die Unglückliche in diesem Zimmer den ersten Stich erhalten, und den zweiten im Speisesaal, nahe am Ofen, dessen Röhre ganz mit Blut bedeckt war. Der Korb, worin sich das Silbergeschirr befand, welches ganz entwendet worden, war ebenfalls mit Blut besudelt. Der Leichnam

lag auf dem Rücken, Haare und Kleider ganz mit Blut angefüllt. Sie war vollkommen angezogen, wie wenn sie eben hätte ausgehen wollen. Ihr Hut lag neben ihr.

Gegen 9 Uhr hatte man einen Unbekannten, von großem Wuchs, mit einem schmutzig grauen Ueberrocke und einem runden Hut bekleidet, auf der Treppe gesehen, ein großes mit einem weissen Tuche bedecktes Packet forttragend. Er schien einigermaßen bestürzt; doch ließ man ihn ungehindert gehen. Die Mörder hatten alle Schränke und Kasten durchsucht. Sie hatten alle Sachen von Werth genommen, sogar eine Stutzuhr. Dagegen hatten sie einen Schreibpult nicht erbrechen können, wo Madam Dupuytren gewöhnlich ihr Geld und ihre Papiere aufbewahrte. Unter den sieben Kaschemirschwals, welche sie gestohlen, befanden sich auch vier indische.

Aus der Umsicht und Richtigkeit, mit welcher die Mörder bei ihren Nachsuchungen verfahren, ergab sich auf eine augenscheinliche Weise, daß wenigstens einer von ihnen das Innere der Wohnung genau gekannt. Der erste Verdacht fiel deshalb auf einen gewissen Gillard, der sich nur 5 Wochen im Dienste der Madam Dupuytren befunden, und den sie vor ungefähr einem Monat entlassen. Bei seiner Verabschiedung gab er vor, die ihm anvertraueten Schlüssel verloren zu haben. Man entdeckte, daß er an dem Tage, wo das Verbrechen verübt worden, gegen halb 6 Uhr Abends zur Wittwe Idatte gekommen. Beim Hinausgehen, gegen halb 9 Uhr, trat er in des Thürstehers Loge, was er sonst nie gethan, sprach viel und sehr laut, blos wie es schien in der Absicht, die

Aufmerksamkeit ganz auf sich zu ziehen, damit sein Kamerad unbemerkt in das Haus kommen könne. Als Madam Dupuytren bald darauf ausging, näherte er sich ihr, um sich zu überzeugen, daß sie es wirklich sei. Der Thürsteher und seine Frau versichern, daß er nochmals zur Wittwe Idatte gegangen, und daß sie ihn nicht wieder hinausgehen gesehen.

Er wurde verhaftet. Man bemerkte blutige Streifen an seiner Hand, die wie gekratzt schienen, und gewann die Ueberzeugung, daß sie vom Zerschlagen einer Fensterscheibe der Bibliothek herrührten, worin sich Schlüssel befanden. Auch wurden die Schlüssel wieder gefunden, die Gillard verloren zu haben vorgegeben. Man fand bei ihm zwei Küchenmesser, womit das Verbrechen verübt worden zu sein schien, nebst einem mit Blut befleckten Schnupftuch. Er konnte sich darüber nicht befriedigend erklären, leugnete jedoch, von dem Morde das Geringste zu wissen. Indessen äusserte er doch, daß er Verdacht auf Lemoine, seinen vertrauten Freund, habe.

Dieser, wie Gillard, war ohne alle Existenzmittel. Er arbeitete nur während drei Tagen als Koch bei dem Speisewirth Noel, in la Chapelle St. Denis. Er verließ diesen letzten den 28. Januar, um 10 Uhr Abends, und fand sich erst den 29., um halb 10 Uhr Abends, in seiner Wohnung ein. Er zündete sein Licht an bei dem Thürsteher, und dieser bemerkte, daß seine Hand ganz blutig sei. Am andern Morgen kam Lemoine zu ihm mit einem kleinen zerbrochenen Spiegel, weshalb er sich mit dem Rasiermesser in die Nase geschnitten zu haben vorgab.

Als Lemoine den 30., um 8 Uhr Abends, nach

Hause kam, wurde er von den ihn erwartenden Polizeibeamten verhaftet, und ließ sich binden, ohne ein Wort zu sagen, ohne sich zu widersetzen, oder durch irgend ein Zeichen sein Erstaunen zu erkennen zu geben. Große Schweißtropfen flossen ihm von der Stirn. Er schien wie vernichtet.

Um 8 Uhr Morgens, an demselben Tage, war er mit einem Packet unterm Arm ausgegangen. Gegen Mittag sah ihn die Frau Bonnet, mit einem Kästchen von Mahagonyholz, das mit Stahlverzierungen bedeckt war, in der Hand. Sie gab davon eine sehr genaue Beschreibung, und man erkannte, daß es zu den bei Madame Dupuytren gestohlenen Sachen gehöre. Man fand es mit einem andern ähnlichen, und mit einer blutigen Serviette, nahe bei Lemoine's Wohnung unter Stroh verborgen. Madame Dupuytren erkannte beide Kästchen und die Serviette, als ihr gehörig.

Lemoine war 38 Jahr alt und von hoher Gestalt. Er hatte schon eine fünfjährige Verurtheilung wegen Schriftverfälschung erlitten. Er leugnete durchaus jeden Antheil an dem Morde der Wittwe Idatte, und wollte das Mahagonykästchen nie in Händen gehabt haben. Indessen wollte er sich nicht erinnern können, was er den 29. Januar gethan. Er leugnete, daß er den 29. Januar Abends eine blutige Hand gehabt. Die Verletzung an der Nase, die nach den Aerzten gekratzt war, wollte er durch einen Schnitt mit dem Rasiermesser sich gegeben haben.

Gillard, 31 Jahr alt, seines Gewerbes Koch, beharrt bei seinem System. Er weiß von dem Verbrechen nichts. Hat er auf Lemoine einigen Verdacht

geworfen, so ist es aus dem Grunde, weil dieser einmal gegen ihn geäussert, daß bei Madame Dupuytren brav zu stehlen sei. Er habe übrigens seinen ganzen Lebenslauf in Versen beschrieben. Man brauche ihn nur zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er keiner Unthat fähig sei. Als Zeugniß seines dichterischen Talents ließ er eine „Ode an Sylvia" herumgehen, von der wir nur den Anfang in ihrer ganzen orthographischen Lauterkeit mittheilen wollen.

Avant propeaux.

Le vingt et neuf janvier de l'année ou nous sommes
Etant dès le matin demandé par trois hommes
Qui se font anonsé comme étant mes amis
Vu que Mathieu m'aprant qu'il ne les connait pas
Je lui dit ditte leur quil i veuill attandre embats
Mais ils sont très presés, bref ils sont introduits.

Introduction.

Jaitais alors entraints a moitié abillé
De brossé ma chaussure et de me netoyé
Je penses a l'amour a l'amie de mon cœur
A mérité mon choix et a lui faire honneur
A emprunté des fonds et à ma Caroline
Je pensais dis-je au jour qui pourrait nous unire
Mais il aitaient aicrit que je daivais soufrire
Car dans lesprit du monde on a causé ma ruine.*)

*) Vorwort. — Den 29. Januar des gegenwärtigen Jahres begehrten schon am Morgen drei Männer, die sich als meine Freunde melden liessen, mit mir zu sprechen. Mathias sagte mir, er kenne sie nicht. Ich sage zu ihm, sagt ihnen, unten zu warten. Aber sie haben Eil, kurz sie werden eingeführt.

Einleitung. — Ich war damals fast halb angezogen, bürstete meine Schuhe und wusch mich. Ich dachte an

Die Aussagen der Zeugen waren übereinstimmend gegen Lemoine. Schwankender waren sie gegen Gillard. Es schien erwiesen, daß der letzte, als er nach halb 9 Uhr sich wieder zur Wittwe Idatte begeben, diese gebeten habe, ihm einen Brief zu schreiben, den er diktirt, und von dem man den Anfang unter dem Tische gefunden. Während sie schrieb schlich sich Lemoine herein, neigte sich über sie, und versetzte ihr von hinten einen Messerstich in den Hals, um sie sogleich in ihrem Blute zu ersticken. Die Unglückliche scheint sich jedoch gewehrt zu haben, denn man fand Blut und Haut unter ihren Nägeln. Auch kleibten auf dem Blute, im Innern ihrer Hand einige Haare, die mit denen Lemoine's eine große Aehnlichkeit hatten. Beide Uebelthater stürzten sich nun wahrscheinlich über sie, und schleiften sie in den Speisesaal, wo sie, nahe am Ofen, einen zweiten, tiefeindringenden Stich erhielt, nach welchem das Blut strommeis hervorstürzte, und der ihren Lebensfaden durchschnitt. Die Mörder schlugen ihr nun die Röcke über dem Kopfe zusammen, um das Blut desto besser zurückzuhalten, und warfen sie auf den Boden, wonach sie Kasten und Schränke öffneten, und aus denselben nahmen, was für sie den meisten Werth haben mochte.

Der von den Geschworenen ausgesprochenen Ent-

Liebe und an meines Herzens Freundin, meine Wahl zu verdienen und ihr Ehre zu machen, Geld zu borgen und an meine Karoline. Ich dachte, sage ich an den Tag, der uns verbinden solle. Aber es war geschrieben, daß ich noch leiden müsse. Denn im Geiste der Leute hat man mich zu Grunde gerichtet; ꝛc.

scheidung gemäß, wurde Lemoine zum Tode und Gillard zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Der erste wurde den 26. September hingerichtet. Er hatte den Beistand des gewöhnlichen Beichtvaters aller katholischen Verurtheilten in Paris, des würdigen Abbé Montès, beharrlich abgelehnt, und verlangt, daß der sogenannte Bischof der gallikanischen Kirche, Abbé Châtel, ihn zum Tode begleite, was ihm endlich auch zugestanden wurde. In dem Augenblicke, als sein Kopf gegen das Guillotinebeil vorgeschoben wurde, rief er mit lauter Stimme: „Ich sterbe als guter Republikaner! Vivat die Republik!“

Die Stadt Moustier, am Fuße unzugänglicher Felsen gelegen, hat äusserst malerische Umgebungen, weshalb sie oft von Fremden besucht wird, welche sie den reizendsten Schweizergegenden zur Seite stellen. Auf einem grauen, überhangenden Felsen schwebt eine Einsidelei, deren Muttergottesbild mancherlei Wunder verrichten soll, was durch die vielen Votiftafeln bescheinigt wird, womit alle Wände dieser Kapelle bedeckt sind. Der letzte Bewohner dieser Einsidelei war ein gewesener Soldat, Namens Johann Roux, dem Trunk ergeben, ausschweifend, brutal, kurz in Allem das Gegentheil, was ein frommer Einsiedler eigentlich sein soll.

Schon in seinem achtzehnten Jahre war er eines Diebstahls wegen vor Gericht erschienen. Es war im Jahre XII der Republik, wo die betreffenden Räuberbanden, bekannt unter dem Namen der „Jesussonne,“ die Provence verheerten. Er, sein Vetter Roux und ein gewisser Goin gehörten zu diesen Ban-

den. Alle drei wurden verhaftet. Goin wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Roux, der Aeltere, wurde für 14 Jahre auf die Galeeren geschickt, und Johann Roux wurde, seines Alters wegen, freigesprochen, doch unter die Soldaten gesteckt.

Bis 1814 machte er alle Feldzüge der französischen Armeen mit, wonach er seinen Abschied erhielt, und sich in seiner Geburtsstadt Moustiers niederließ. Bis zum Jubiläum von 1827 führte er ein sehr unordentliches Leben. Aber nun heuchelte er eine plötzliche Bekehrung, wohnte regelmäßig allen religiösen Uebungen bei, schien ganz in Zerknirschung, Andacht und Gebet versunken, und wußte bald ein so großes Vertrauen einzuflößen, daß er zum Eremiten von Notre-Dame erwählt wurde, nachdem kurz zuvor der frühere ehrwürdige Bewohner dieser Einsiedelei gestorben war.

Kaum eingesetzt in seinem neuen Posten, begann er jedoch sein wüstes Leben wieder. Er betrank sich regelmäßig jeden Tag, prügelte Bürger und Bauern, beleidigte ihre Frauen und Töchter, und benahm sich überhaupt auf eine Weise, die den allgemeinen Unwillen gegen ihn erwecken mußte. Und demungeachtet wurde er von den Frömmlern in Moustiers, wie in der Umgegend, in Schutz genommen. Geistliche und Betschwestern vertheidigten ihn, und nannten Atheen und Revolutionäre alle Diejenigen, welche es wagten, des „heiligen Mannes“ wenig erbaulichen Lebenswandel zu entschleiern.

Niemand hatte indessen gegen ihn vor Gericht eine Klage anhängig gemacht, als er am 25. Februar d. J. in einem Wirthshause beim Kartenspiel sich der-

gestalt erhitzte, daß er, nächst den Kernflüchen, welche man bei ihm schon gewöhnt war, noch eine Menge Beschimpfungen gegen einen gewissen Amaudrie aussties. Dieser machte ihm deshalb Vorstellungen, die von der Wirthin Sauvaire, welche des Eremiten Benehmen empört hatte, unterstützt wurden. Dieser, vor Zorn darüber ausser sich, stürzte sich über die Frau her, und richtete sie übel zu.

Dieser Sache wegen erschien Johann Roux den 6. Juli vor dem Polizeigericht in Digne (Niederalpen). Der Zeugen Aussagen waren einstimmig gegen ihn, weshalb er zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Gallet, Ségoin und Bois, gebürtig von Nogent-le-Rotrou, ihres Gewerbes Müller und Bäcker, waren unzertrennlich, und hatten sich dadurch noch inniger zu verbinden gesucht, daß sie drei Schwestern geheirathet. Bis dahin ging Alles gut. Aber ihr Entschluß, gemeinschaftlich so viel Schulden zu machen, als immer möglich, gemeinschaftlich ihre Gläubiger zu betrügen, gemeinschaftlich Bankerott zu machen, und gemeinschaftlich auf und davon zu gehen, war nicht so lobenswerth.

Gallet, der ein gewisses Genie großer Dinge in sich verspürte, und der schon mehr als einmal seine Verachtung über die bisherigen kleinlichen Unternehmungen geäussert hatte, begab sich nach Paris, wo er ein großes Geschäft in Ausführung zu bringen beschloß. Indessen sah er sich bald in seinen Erwartungen getäuscht, und war schon auf dem Punkte irgend einen verzweifelten Streich zu unternehmen,

als er einen Brief von Ségoin, aus Troyes erhielt, worin dieser ihm die Champagne als ein wahres Schlaraffenland schilderte.

Gallet machte sich unverweilt auf den Weg, immer fest entschlossen, etwas Großes, etwas Glänzendes zu unternehmen. Was hinderte ihn daran? Hatte er nicht ein baares Vermögen von 7 Franken 50 Centimes (3 Gl. 30 Kr. rh.), und was ließ sich, bei seinem Genie damit nicht beginnen?

Gallet miethete also vor Allem eine große, schöne Wohnung, 7 bis 8 Zimmer, Küche, Keller, Stallung, Remise u. s. f. Das Alles war freilich leer, indessen hoffte er es bald anzufüllen. Als richtiger Spekulant begann er mit der Küche.

Unfern seiner neuen Wohnung arbeitete ein etwas einfältiger Kupferschmied, auf den er zuerst seine Augen warf. Er ließ ihn zu sich rufen, unterhielt sich mit ihm von seinem Vorhaben, in Troyes ein großes Handlungshaus zu begründen, und bewog Manchin ohne viele Mühe, ihm alles benöthigte Kupfergeschirr zu liefern, das er sogleich baar zu bezahlen versprach, wobei er die 7 ½ Franken in seiner Tasche klingeln ließ. Als Manchin seine Rechnung überreichte, hatte Gallet grade keine Zeit sie zu übersehen, indem er mit einer wichtigen Spekulation beschäftigt war, die sein ganzes Nachdenken in Anspruch nahm.

Diese Spekulation betraf die Nothwendigkeit, seine öde Wohnung zu meubliren. Wie war das anzufangen mit einer Barschaft von 7 ½ Franken? Nach reiflicher Ueberlegung begab sich Gallet zu dem Möbelhändler Chandenier, dessen Magazine wohl versorgt waren.

„Ich habe die Ehre Sie zu grüßen, lieber Herr Nachbar," sagte er bei demselben eintretend mit ausserordentlicher Höflichkeit.

— Mein Herr, ich habe die Ehre nicht ..., entgegnete der andere.

„Ha, freilich, Sie kennen mich nicht. Ich bin Herr Gallet, Freund und Gönner von Ségoin, der schon einige Male zu Ihnen gekommen, und der wahrscheinlich von mir mit Ihnen gesprochen hat.

— Ich erinnere mich in der That. Aber ...

„Ein seelensguter Mensch, dieser Ségoin, nur ein wenig beschränkt. Indessen was thut das. Ich interessire mich sehr für ihn, und bin eben auf dem Punkte, ihm das zu seiner Kaution als Bäcker benöthigte Getreide zu liefern."

Auf solche Weise war die Unterhandlung zwischen dem Spekulanten und dem Möbelhändler angeknüpft. Sie erstreckte sich nun über die verschiedenartigsten Gegenstände. Man sprach über Politik, theilte Belgien, gab Frankreich seine Rheingrenze wieder, verständigte sich über neue Mauthgesetze, wodurch der Preis der Möbel und anderer Dinge sehr gehoben werden dürfte. Gallet kam nun natürlicherweise auf seine weitaussehenden Spekulationen, auf seinen alten Vater, für den er mit kindlicher Liebe sorgte, und auf unzählige andere Dinge, die dem Möbelhändler einen großen Begriff von dem Geiste und dem Herzen seines neuen Nachbars, wie von dessen materiellen Mitteln beibrachten.

Gallet, der auch seinerseits eine besondere Werthschätzung und ein lebhaftes Interesse für Chandenier gewonnen zu haben vorgab, äusserte endlich daß er

dieſem auf irgend eine Weiſe nützlich zu werden wünſche, indem er von ihm Möbeln zu kaufen gedenke, die er freilich nicht brauche. Uebrigens wolle er ſie gleich baar bezahlen, weil es bei ihm ein unwandelbarer Grundſatz ſei, keine Schulden zu haben.

Chandenier, von einem ſolchen Benehmen entzückt, lies ein Frühſtück auftragen, dem beide mit guter Eßluſt zuſprachen, als Bois, Gallets dritter Kamerad, mit einem ungeheuern Sack auf der Schulter, dem Anſchein nach voll Geld, hereintrat.

„Biſt du endlich da, Schurk,“ rief Gallet ihm zu. „Wo haſt du dich ſo lange herumgetrieben? Und was bringſt du da für eine Beſcheerung? Ich wette, es ſind wieder die dicken Sous, die ich dir befohlen, mir vom Halſe zu ſchaffen? Richtig. Nun ſo — trage ſie nur nach Hauſe. Denn in ſolchem Gelde kann und mag ich nicht bezahlen, was ich von meinem neuen Freund und Nachbar zu kaufen geſonnen bin.“

Der angebliche Ausläufer hob mit gewaltigem Stöhnen den Geldſack, der größtentheils mit Glasſcherben angefüllt war, wieder auf, und trug ihn fort. Chandenier war bei dem ganzen Ereigniß ein aufmerkſamer Beobachter geweſen, und der große Geldſack hatte ihn mit einer ſo auſſerordentlichen Hochachtung und Bereitwilligkeit für Gallet durchdrungen, daß er nicht einen Augenblick anſtand, ihn überflüſſig mit Möbel jeder Art zu verſorgen, indem er zugleich dringend bat, mit der Bezahlung ſich nicht zu beeilen, da das Geld in ſehr guten Händen ſei.

Mit ſolchem Benehmen ſehr zufrieden, bekümmerte ſich Gallet jetzt eben ſo wenig um den Möbelhändler, als um den Kupferſchmied. Er nahm blos Abrede

mit seinen Helfershelfern, in Betreff neuer Spekulationen. Denn sein thätiges Genie erlaubte ihm nicht zu rasten, und kaum war ein Unternehmen gelungen, mußte bereits zur Vollbringung eines andern die Bahn gebrochen werden. Ségoin und Bois waren ihm dabei aus allen Kräften behilflich. Sie erkannten seine geistige Ueberlegenheit, und gehorchten willig seinen Befehlen.

Durch das vereinte Treiben dieser drei Individuen wurden schnell hintereinander mehrere Personen verleitet, an Gallet Kaufmannswaaren und andere Gegenstände zu überlassen, wofür er ihnen entweder baare Bezahlung, oder Ueberlassung anderer Sachen versprach, die er kurz vorher auf gleiche Weise von eben so leichtgläubigen Personen erhalten. Sein Keller füllte sich mit Weinfässern. Er kaufte Getreide, Mehl, Zucker, kurz Alles, was man ihm verkaufen wollte, endlich selbst Wagen und Pferde.

Nun aber hielten die Verbündeten es auch für hohe Zeit, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Um desto besser ihr auf obige Weise erworbenes Habe in Sicherheit zu bringen, hatte Gallet ein Magazin ausserhalb der Stadt gemiethet, wohin er zuerst alle Waaren brachte, und von wo sie schnell weiter geschafft werden sollten, um in der ersten besten Stadt losgeschlagen zu werden. Unglücklicherweise für seine Spekulation, wurde er bei diesem Unternehmen auf der That ertappt, und ohne Weiteres verhaftet. Eine Verurtheilung zu einjähriger Gefängnißstrafe zwang für diesmal sein kaufmännisches Genie zu einer Pause.

Den 18. November 1813 wurde die Wittwe Par-

rier, wohnhaft in Pradelle, im Ober-Loire-Departement, in dem Augenblicke, wo sie von ihrer Nichte sich auskleiden lies, um zu Bette zu gehen, von einer Flintenkugel in die linke Brust getroffen. Sie stürzte auf der Stelle todt zu Boden. Als Urheber dieses Mordes angeklagt, wurden Parrier, Malhès de Pièbre und Delsuc verhaftet. Der erste war ein Neffe der Wittwe Parrier und ihr Erbe. Schon mehrmals hatte er sich beschwert, daß sie zu lange lebe, und daß er viel darum geben würde, sie bei Seite zu schaffen. Man erfuhr nun, daß er zu diesem Zweck sich an Delsuc gewendet, der mit Malhès, einem sehr geschickten Schützen, unterhandelt, welchem jener tausend Franken (466 fl. 40 kr. rh.) versprochen, wenn er seine alte Verwandte in die Ewigkeit befördere. Zu diesem Zwecke hatte er auch einige Tage vor dem 18. November Pulver und Kugeln gekauft, und der Kaufmann erkannte die Kugel, womit die Unglückliche getödtet worden, als vollkommen gleich mit den von ihm zum Verkauf ausgestellten.

Es gelang Parrier zu entrinnen, während seine beiden Mitschuldigen 1815 vor den Assisen erschienen, zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden. Jener hatte sich nach der Schweiz geflüchtet, wo er 7 Jahre blieb. Nach dieser Zeit wagte er es, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Er wählte unter einem falschen Namen seinen Aufenthalt in einem Dorfe bei St. Etienne, und lebte dort 12 Jahre lang wo nicht ruhig, doch ohne von der Gerechtigkeit behelligt zu werden. Man hatte ihm das Amt eines Schulmeisters überlassen, und er hielt sein Verbrechen für vollkom-

men vergessen. Er beging nun die Unvorsichtigkeit, an seine in Pradelle wohnende Tochter zu schreiben, und von ihr Geld zu begehren. Sein Brief gerieth in andere Hände, und man entdeckte bald, daß der Schullehrer Valette Niemand anders sei, als der 1815 in Kontumaz zum Tode verurtheilte Parrier. Sogleich verhaftet, erschien er am 28. Juli d. J. vor den Assisen in le Puy.

Der Tod hatte indessen die Liste der Zeugen sehr gelichtet, doch erkannten noch mehrere derselben den Angeklagten vollkommen. Uebrigens unternahm er es nicht einmal, abzuleugnen, daß er Parrier sei, dagegen wollte er an der Ermordung seiner Tante keinen Antheil gehabt haben, und behauptete, daß die Verschreibung von 1000 Franken, zu Gunsten von Malhès, von ihm nicht herrühre, weil er, seines Standes als Schulmeister ungeachtet, nicht schreiben könne. Er stand jedoch bald ab von diesem System, und zeigte sich geneigt, in Gegenwart des Präsidenten der Assisen, eine Seite zu schreiben, welche sodann mit dem vorgedachten Billet verglichen wurde. Zwei geschworne Schreibmeister erklärten, daß jenes Billet und diese Probeschrift von einer und derselben Hand herrührten.

Die Geschwornen erklärten den Angeklagten schuldig, jedoch mit mildernden Umständen. In Folge dieses Ausspruches wurde der Haupturheber des begangenen Mordes nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, während seine beiden Mitschuldigen, die von ihm, dem eigentlichen Urheber des Verbrechens, zur Theilnahme an demselben verleitet worden, ihr Dasein auf dem Blutgerüst geendet hatten.

Delphin Beynet, Scharfrichtergehilfe zu Périgueux, erschien vor dem Zuchtpolizeigericht in dieser Stadt, weil er ohne Bewilligung, und ohne es erhalten zu haben, mit dem Julikreuz sich geschmückt.

Der Angeklagte ist ungefähr 25 Jahr alt. Er ist nach der neuesten Mode gekleidet, und sein Ton, wie seine Haltung sind die eines vollendeten Gecken. Nach seinem Stande befragt, antwortete er: „dramatischer Künstler.“ Er behauptete, am 16. August 1830 mündlich von dem Minister des Innern die Erlaubniß erhalten zu haben, jene Dekoration zu tragen. Es ergibt sich aber, daß an dem bezeichneten Tage dies Ehrenzeichen noch gar nicht existirte, und daß selbst noch nicht die Rede davon war. Auf solche Weise in die Enge getrieben, rief Beynet, ohne seine Fassung zu verlieren:

„Keine Umschweife mehr, meine Herrn. Die Dekoration der Ehrenlegion war mit Blut besudelt, das Julikreuz ist rein. Es ist der Schmuck der Republikaner. Da ich nun selbst Republikaner bin, habe ich von Rechtswegen damit mich schmücken zu dürfen geglaubt...“

Der königliche Prokurator, ihn unterbrechend: „Solch Begehen ist in einem hohen Grade empörend. Der Angeklagte begnügt sich nicht allein, ein hochgehaltenes Ehrenzeichen durch seine Beschimpfungen herabwürdigen zu wollen, er beleidigt auch die Gesellschaft durch seine Unverschämtheit und sein freches Benehmen. Wie hat er, der auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter steht, nicht das Bedürfniß gefühlt, vielmehr sich zu verbergen, als die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln. Durch seines Betragens

Bescheidenheit hätte er sich bemühen sollen, es so weit zu bringen, daß man vergesse, wie er nichts ist, als ein Henkersknecht."

Bei diesen Worten erhob sich Beynet mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit, um dem königlichen Prokurator in die Rede zu fallen. Dieser gebot ihm zu schweigen, setzte sein Requisitorium fort, und folgerte, daß das Gericht über den Angeklagten das Maximum der bestimmten Strafe verfüge. Nach kurzer Berathung wurde er zu einjähriger Haft verurtheilt.

Beynet verlies den Saal, ohne das mindeste Mißvergnügen zu verrathen. Er sprang die Treppe hinunter mit der Schnellfüßigkeit eines geübten Tänzers, und begann unten zu singen:

Tous les rois sont des tyrans,
Philippe a trahi ses sermens,
Vive la république!*)

*) Alle Könige sind Tirannen, Philipp hat seinen Eid gebrochen. Vivat die Republik!

Reise längs den Küsten China's, zur Anknüpfung näherer Handelsverbindungen zwischen Großbritannien und diesem Lande.

Von einem Offizier im Dienste der ostindischen Gesellschaft.

Erste Mittheilung.

Seit drei Jahren befand ich mich auf der Station Benares, als ich im Januar 1832 von dem Admiralitätsbureau einen Abreisebefehl erhielt. Es wurde mir der Befehl über eine Abtheilung Seesoldaten anvertrauet, welche die Besatzung des „Amherst", eines Schiffes der ostindischen Gesellschaft, bilden sollte, das bestimmt war, nach China unter Segel zu gehen. Meine Einrichtung war bald getroffen, und ich begab mich nach Kalkutta, wo ich erfuhr, daß ein hoher Beamter, Herr Lindsay, den Oberbefehl unserer Expedition übernehmen werde. Ein geschickter Arzt, Dr. Gulzlaff, begleitete uns.

Die Zurüstungen wurden mit Eifer betrieben, und schon den 15. Februar gingen wir unter Segel. Unserer Reise eigentlicher Zweck war ein Geheimniß für Jedermann auf dem Schiffe, für Hrn. Lindsay allein ausgenommen. Nur an den eingeladenen Waaren bemerkten wir, daß es um irgend ein Handelsunternehmen zu thun sei. Diese Waaren bestanden in Wollentüchern, Kalikot, Musselin, Katun, u. s. w.

Nachdem wir das Land aus dem Gesichte verloren, öffnete Herr Lindsay die Depeschen, welche der Statthalter ihm versiegelt zugestellt, und die ihm andeute-

ten, wie, auf welche Weise, und zu welchem Zweck er zu verfahren habe. Seine Instruktion lautete, „daß wir uns in der geradesten Richtung nach Makao begeben sollten, um uns dort mit Lebensmitteln und andern Gegenständen, deren wir bedürften, zu versorgen, wonach wir längs dem nördlichen Theile der Küste China's so weit vorzudringen hätten, als die Umstände es uns erlauben würden."

Unsere Aufgabe bei dieser Nachforschung bestand darin, uns zu bemühen, des Landes Zustand zu erkennen, uns zu überzeugen, ob das Volk zufrieden sei mit den von der Regierung fortwährend in Ausführung gebrachten Verhinderungsmaßregeln aller Handelsverbindungen zwischen ihren Unterthanen und den fremden Nationen, und im entgegengesetzten Falle die Wege und Mittel ausfindig zu machen, um Schmuggeleiverbindungen mit einigen Punkten des Küstenlandes zu bewerkstelligen.

Eine solche Aufgabe war zart und schwierig genug. Wir wollten in ihren eigenen Hafen einer mächtigen, auf ihre Rechte eifersüchtigen Nation Trotz bieten. Wir mußten uns unaufhörlich zwischen einer doppelten Gefahr befinden, und entweder einen Bruch veranlassen, dessen Folgen sich nicht vorausberechnen ließen, oder unsere Flagge, deren Ruhm die alleinige Sicherung künftigen Erfolges war, der Beschimpfung Preis geben. Man wird sehen, wie das Haupt der Expedition, durch ein glückliches Gemisch von Ernst und Geschicklichkeit, ein bis dahin beispielloses Unternehmen zu Ende zu führen verstand.

Nach einer kurzen Schifffahrt, die durch kein wichtiges Ereigniß bezeichnet wurde, gingen wir auf der

Rhede von Makao vor Anker. Lindsay ließ sogleich das englische Komptor von unserer Ankunft benachrichtigen, und zu unserm größten Mißvergnügen kündigte er den Offizieren an, daß, während der ganzen Zeit unsers Verweilens, Niemand das Schiff verlassen dürfe.

Tags darauf kam der britische Resident an Bord. Er unterhielt sich sehr lange mit unserm Oberbefehlshaber, wonach er uns mit den verschiedenen Gegenständen versorgte, die wir zur Fortsetzung unserer Reise bedurften. Diese Verproviantirung dauerte zwei Tage, während denen wir unsere Ferngläser fleissig zur Hand nahmen.

Wir waren beständig von Jonken von jeder Größe umringt. Die darauf befindlichen Personen boten uns, durch häufige Zeichen, ihre interessirten Dienste an. Zu ihrem größten Erstaunen antworteten ihnen der Kommandant und Doktor Gulzlaff sehr geläufig in ihrer eigenen Sprache, woraus sie endlich ersahen, daß wir ihrer Vermittelung nicht bedurften. Diese beiden Herren, besonders der Arzt, sprachen das Chinesische mit einer großen Leichtigkeit, die wenig Europäer sich aneignen dürften, und die sehr viel zum Gelingen des Unternehmens beitrug.

Nachdem wir alle unsere Vorkehrungen beendet und fünf Personen des Komptors, deren Kenntniß der Oertlichkeiten uns nützlich sein konnten, an Bord genommen, lichteten wir die Anker, und wendeten uns gegen den nördlichen Theil der Provinz Kanton. Unsers Kommandanten Absicht war, bei der Insel Namo zu verweilen. Aber widrige Winde, die sich am Abend nach unserer Abreise erhoben, und die beinahe ununun-

terbrochen einen ganzen Monat weheten, nöthigten uns zu lawiren, um jedesmal, wenn es ohne Gefahr geschehen konnte, die Anker auszuwerfen.

Dies gewöhnlich so langweilige Manöver, bot uns mehr als einmal Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Es geschah nur selten, daß nicht nahe bei dem Punkte, wo wir verweilten, eine Stadt oder ein volkreiches Dorf sich befand. Das Ufer bedeckte sich sogleich mit einer ungeheuern Menge Neugieriger, deren Mienenspiel ihr Erstaunen, jedoch ohne alle Beimischung feindseliger Absichten, verkündete.

Oft begaben sich der Kommandant, der Doktor und ich ans Land, begleitet von einigen Soldaten. Die Menschenmenge öffnete sich sodann vor uns, und begleitete uns, indem sie durch die ausdrucksvollsten Zeichen die Verwunderung andeutete, welche unser Erscheinen ihnen verursachte. Wir begaben uns nun entweder zu Lande, oder in unserer Schaluppe nach den Städten und Dörfern, die wir bemerkt. In denselben angelangt, ließen wir uns nach des Mandarinen Wohnung führen, um ihn zu benachrichtigen, aus welchem Lande wir kämen.

Auf allen diesen kleinen Reisen bemerkten wir, daß unser Erscheinen den Mandarinen und den übrigen chinesischen Beamten viel Mißvergnügen und Besorgniß verursachte. Sie ermangelten nie, uns auf das Bestimmteste zu befehlen, sogleich uns wieder zu entfernen. Aber die eben so festen als gewandten Vorstellungen Lindsays und Gulzlaff's veranlaßten sie jedesmal, ihre strengen Befehle in etwas zu mildern.

Uebrigens fanden wir eine hinlängliche Entschädigung dieser Härte ihres Empfangs in der zuvorkom-

menden, fast freundschaftlichen Aufnahme von Seiten des Volkes. Oft stritten sich die Bewohner eines Dorfes um das Vergnügen oder die Ehre, in ihren Wohnungen uns zu empfangen, und theilten ihre bescheidene Mahlzeit mit uns. Wir unserseits vernachläßigten nichts, um für eine so freundschaftliche Aufnahme unsere Erkenntlichkeit ihnen zu bezeugen.

Zu Shin-Tseun, einer am Ufer des gleichnamigen Flusses gelegenen Stadt, deuteten wir den Einwohnern den Wunsch an, sie bei uns an Bord zu bewirthen. Sie fanden sich zahlreich ein, und als sie sich wieder entfernten, gab man ihnen Früchte und Leckereien mit. Unser Doktor, der wußte, daß die Chinesen viel Vertrauen in fremde Aerzte haben, bot ihnen unentgeldlich Rath und Heilmittel an. Viele Personen benutzten sein Anerbieten, und mehrere verspürten schon bei unserer Abreise die guten Folgen seiner Vorschriften.

Der Wind wurde endlich günstiger, und wir kamen nach Namo. Diese Insel ist geographisch in zwei Theile geschieden, wovon der eine zur Provinz Kanton, der andere zur Provinz Fokien gehört.

Um nach der Hauptstadt zu gelangen, die denselben Namen trägt, wie die Insel, mußten wir uns durch eine zahllose Menge Schiffe, von jeder Größe, hindurchwinden, die den Hafen gewissermaßen blokirten. Lindsay bewarb sich um die Erlaubniß, sich auf ein chinesisches Kriegsfahrzeug begeben zu dürfen, was ihm jedoch geradezu abgeschlagen wurde, unter dem Vorwand, daß ein ausdrücklicher Befehl jede Berührung mit uns verbiete. Wir glaubten nun von unserm Verlangen abstehen zu müssen.

Aber gleich nachher wurde unsere Neugier vollkommen befriedigt. Es befanden sich mehrere große Kauffartheischiffe im Hafen, die, um in See zu gehen, nur einen günstigen Wind erwarteten. Als wir an einem solchen vorüberfuhren, lud uns der Kapitän förmlich ein, zu ihm an Bord zu kommen. Er war schon von einem gewissen Alter, und hatte ein sehr ehrwürdiges Gesicht. Er empfing uns mit vielem Wohlwollen und wahrer Herzlichkeit. Während wir mit ihm uns unterhielten, legten drei Schaluppen von Kriegsschiffen neben uns an, und die darin befindlichen Mandarinen machten dem Kapitän heftige Vorwürfe, daß er sich unterstanden, mit den Barbaren *) in eine Unterredung sich einzulassen, und ihnen den Eintritt in sein Schiff zu erlauben.

Des Kapitäns Antwort veranlaßte einen langen Wortstreit, woran Lindsay und Gulzlaff lebhaften Antheil nahmen. Ich hörte zu, und bemerkte, daß der Ton der Mandarinen in dem Maße sich herabstimmte, als der ihrer Gegner fester und bestimmter wurde. Das Ende von dem Allem war, daß sie sich gewissermaßen über ihres Verfahrens Unhöflichkeit bei uns entschuldigten, und allen Tadel auf ihre Vorgesetzten wälzten.

Nachdem diese Sache abgethan war, unterhielten sie sich eine halbe Stunde mit uns sehr freundschaftlich. Sie wunderten sich nicht wenig über die beiden Briten, die so geläufig Chinesisch sprachen, und die

*) Die Chinesen nennen alle Europäer ohne Ausnahme Barbaren. Man sehe den Aufsatz: „Szenen aus dem Leben der Briten und Chinesen zu Kanton," im ersten und zweiten Theil des laufenden Jahrgangs der Bibliothek.

eine ziemlich genaue Kenntniß von den innern Verhältnissen ihres Landes hatten.

Sie vermutheten anfänglich, daß Gulzlaff ein Chinese sei, und einer von ihnen drang in mich, zu gestehen, daß er richtig gerathen. Ich hatte Mühe genug, ihn von seinem Irthum zu überführen, doch wollte er durchaus nicht glauben, daß die Person, welche er für seinen Landsmann hielt, erst vor sechs Jahren Europa verlassen, und vorher keinerlei Kenntniß von der chinesischen Sprache gehabt.

Nachdem wir die Mandarinen von Allem unterrichtet, dessen sie bedurften, um ihren Bericht abzustatten, verliessen sie uns als die besten Freunde. Der vornehmste von ihnen sagte uns, daß er nicht ermangeln werde, anzugeben, „wie wir von den besten Absichten beseelt und in allem gesellschaftlichen Anstand vollkommen unterrichtet seien."

Während der ganzen Zeit, die wir längs den Küsten der Provinz Kanton verweilten, konnten wir mit der zuvorkommenden Aufnahme der Einwohner sehr zufrieden sein. Wir machten mehrere Versuche eines Austauschhandels, die größtentheils gelangen. Der am meisten begehrte Artikel war Opium. Die Kalikotzeuge gefielen den ärmern Klassen sehr, dagegen schienen unsere übrigen Waaren in nicht großer Gunst zu stehen.

Von der Küste von Kanton kamen wir an die von Fokien. Wir gingen etwa eine Meile (20 Minuten) von der Stadt Amoy, die der Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels ist, vor Anker. Die Gegend, worin diese gewerbtreibende Stadt liegt, ist eine der unfruchtbarsten China's. Sie bezieht alle Gegenstände,

deren sie zu ihrem Verbrauch bedarf, aus der Insel Formosa, die man mit Recht die Kornkammer der nördlichen Küsten China's genannt.

Unser Schiff erregte großes Aufsehen in der Stadt. Dreimal fanden sich Mandarinen bei uns ein, um sich nach dem Beweggrund zu erkundigen, der uns hierher geführt. Lindsay antwortete ihnen, wie er schon oft gethan, „daß wir Unterthanen eines mächtigen Königs, eines Freundes des chinesischen Kaisers, seien, und daß wir in diesem Hafen verweilt, um mehrere uns unumgänglich nothwendige Dinge zu kaufen, die wir auf einer langen Reise gänzlich verbraucht." Statt aller Antwort verbot man uns auf das Bestimmteste, das Land zu betreten, und eine große Menge Kriegsfahrzeuge schienen bestimmt, dies Verbot zu unterstützen.

Unser Kommandant ließ sich durch solch Benehmen keineswegs erschrecken. Er machte die Mandarinen vielmehr aufmerksam auf das Ungerechte ihres Verfahrens gegen ruhige Fremde, die nicht im Stande seien, ihnen irgend etwas Böses zuzufügen. Er erklärte ihnen sodann, daß er fest entschlossen sei, sich ans Land zu begeben, und daß, wenn sie gewaltthätig gegen ihn verführen, er sie verantwortlich mache für Alles, was daraus entstehen könne.

Diese Festigkeit machte auf die Mandarinen von Amoy denselben Eindruck, wie auf die von Namo. Sie entschuldigten sich, daß sie nur die Beauftragten anderer Mandarinen höheren Ranges seien, und daß sie selbst die Härte nicht billigten, womit sie gegen die Fremden zu verfahren genöthigt seien.

Nachdem sie sich entfernt, wurden alle Vorkeh-

rungen zu einem Besuch auf dem festen Lande für den nächsten Morgen getroffen. Während der Nacht kamen neue Kriegsfahrzeuge zu denen, welche uns bereits bewachten. Andere bewaffnete Jonken fuhren den Strom herab, und stellten sich zwischen uns und dem Ufer auf, in der augenscheinlichen Absicht, unsere Landung zu verhindern. Wir waren bis zu einem Punkte gelangt, wo jede Zögerung unserseits, für den Erfolg unserer Expedition höchst nachtheilig werden konnte.

Mit Tagesanbruch ließ der Kommandant unsere Schaluppe flott machen. Er stieg sodann mit Gulzlaff hinein. Ich begleitete ihn mit 6 Seesoldaten und 6 Matrosen, die alle wohl bewaffnet waren. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß keine der Jonken uns den Weg versperrte, und Miene machte, unsere Landung zu verhindern, die ohne Schwierigkeit stattfand. Auf dem Ufer war ein Bataillon in Schlachtordnung aufmarschiert. Es schien uns verhindern zu wollen, weiter zu gehen. Aber da wir gerade darauf losgingen, öffnete es sich, und begleitete uns bis zur Stadt.

Die Umstände, welche unserm Besuche vorangegangen waren, hatten ihm eine besondere Wichtigkeit verliehen, weshalb die Straßen, durch welche wir kamen, mit Zuschauern angefüllt waren. Doch bemerkten wir in dieser großen Menge kein Zeichen der Abneigung oder Verachtung gegen uns. Alle Individuen, die sich uns nähern konnten, benahmen sich im Gegentheil sehr freundschaftlich.

Von einem so großen Gefolge begleitet, gelangten wir an des Tehu Palast. Statt diesen hohen Beamten fanden wir jedoch nur einen seiner Untergebenen,

der uns einen Befehl der Regierung vorlas, sogleich die Stadt, und ohne Verzug das Land zu verlassen. Lindsay entgegnete, daß, da unser Besuch Sr. Exzellenz dem Tehu nicht angenehm scheine, er sogleich die Stadt verlassen wolle, daß er jedoch, wie er bereits erklärt, auf der Stelle, wo er vor Anker gegangen, so lange bleiben werde, bis er die zur Fortsetzung seiner Schifffahrt nothwendigen Gegenstände erhalten habe.

Wir kehrten nun nach unserm Schiffe zurück, fest entschlossen, bei unserm Vorsatze zu beharren. Indessen erhielt unser Kommandant noch an demselben Abend eine Depesche vom Tehu, worin dieser sich geneigt zeigte, die von uns verlangte Zusammenkunft uns zu bewilligen, über welche Stunde und Ort noch näher bestimmt werden sollten. Lindsay kam mit dem Ueberbringer der Depesche deshalb überein, indem er ihn zugleich von der Natur und dem Gegenstand seiner Sendung unterrichtete.

Tags darauf, zur bestimmten Stunde, kam ein Mandarin, um uns zu dem Tehu zu begleiten. Wir schifften in derselben Ordnung aus, wie das erste Mal. Am Ufer war ein Truppenkorps, ungefähr 500 Mann stark, aufgestellt. Man hatte die Soldaten so weitläufig als möglich gereihet, damit ihre Zahl größer scheine, als sie wirklich war. Das Gestade und die Dünen waren mit Zuschauern bedeckt, was einen merkwürdigen, belebten Anblick gewährte.

Der zur Zusammenkunft gewählte Ort war ein Tempel, hart am Strande, unserm Schiffe gegenüber. Wir wurden an desselben Eingang empfangen von dem Lauyay, und mehreren anderen Mandarinen,

die weisse und goldene Knöpfe trugen, und die uns zwischen zwei Reihen Soldaten, wie durch mehrere mit Offizieren in großer Uniform (welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren) angefüllte Säle führten. In dem letzten dieser Säle fanden wir 12 Mandarinen in einem Halbkreise sitzend, die uns zu erwarten schienen. Es waren der Tehu und der Tsung-Ping, beide Militär-Mandarinen mit rothen Knöpfen, der Funfu, Zivil-Mandarin sechster Klasse, und mehrere andere Mandarinen, ebenfalls mit rothen Knöpfen.

Der Tehu war ein noch rüstiger Greis, dessen männliches Gesicht einen Ausdruck von Güte und Wohlwollen hatte. Unser Kommandant übergab ihm seinen Brief. Der Tehu öffnete ihn mit hohem Ernst, und las ihn mit dem neben ihm sitzenden Funfu. Wir traten einige Schritt zurück. Da Lindsay jedoch bemerkte, daß man für uns keine Gesäße hingestellt, so erklärte er, daß wir während der Konferenz nicht stehen bleiben könnten. Man nöthigte uns nun in ein anderes Zimmer, wo man uns Thee vorsetzte. Bald darauf kam ein Offizier, um uns wieder einzuführen.

Der Tehu wendete sich an Lindsay, und sagte ihm, daß es seine Absicht sei, uns mit Güte zu behandeln, weil es erwiesen scheine, daß wir zu einer mit China im freundschaftlichen Verhältniß stehenden und verbündeten Nation gehörten, daß jedoch unser Schiff nicht bleiben könne, wo es sei, weil des Landes Gesetze das nicht duldeten. Wollten wir dagegen in einer gewissen Entfernung vor Anker gehen, würde man mit Allem, was wir brauchten, uns unentgeldlich versorgen.

Unser Kommandant entgegnete: daß die englischen Schiffe nichts unentgeldlich annehmen dürften, weil wir auf solche Weise uns würden wie Bettler behandeln lassen; daß wir nichts weiter verlangten, als Lebensmittel gegen baare Bezahlung, und daß er nicht glauben könne, eine solche Erlaubniß werde von einer Nation uns verweigert werden, die sich unsere Freundin und Bundesgenossin nenne.

Der Tehu schien dazu wohl geneigt, während der von Kanton gebürtige Tsung-Ping sich gegen uns sehr feindselig aussprach, und erklärte, er sei überzeugt, daß unsere Forderung nichts sei, als ein Vorwand, worunter wir andere Absichten zu verbergen uns bemüheten *).

Gulzlaff, an den diese Worte besonders gerichtet zu sein schienen, war der Mann nicht, der so leicht sich einschüchtern ließ. Er beantwortete die aufgeworfene Anklage mit so vieler Ruhe und Festigkeit, daß der aufs Aeusserste getriebene chinesische Beamte sich einem heftigen Zornausbruche überließ, den der Tehu zu beschränken für schicklich erachtete.

Dieser Triumph unsers Landsmannes war für uns um so erfreulicher, da wir bemerkten, daß alle anwesenden Chinesen ihm Beifall zulächelten, und über des Tsung-Ping Verwirrung sich freueten. Wie dem auch sei, bewilligte der Tehu uns endlich unser Verlangen, im Lande Alles, was wir brauchten, kaufen zu dürfen.

Nach beendeter Konferenz kehrten wir nach unserm Schiffe mit demselben Zeremoniell zurück, mit welchem

*) Wir wissen, daß er darin sich nicht täuschte.

man uns empfangen hatte, und von diesem Augenblick, bis zu unserer Abreise von Amoy, die 6 Tage später erfolgte, machten wir ohne Hinderniß lange Ausflüge in des Landes Inneres.

Indessen waren wir auf denselben immer von Mandarinen und Soldaten begleitet, die uns nie aus dem Gesichte verloren, wobei sie immer äusserst höflich gegen uns waren. Sie hinterbrachten uns mehrmals, daß sie nur deshalb uns nicht von der Seite wichen, damit wir vom Pöbel nicht beleidigt würden. Wir aber wußten sehr wohl, daß dies Vorgeben ungegründet war, und daß wir vom Volke nicht das mindeste zu besorgen hätten. Denn einige unserer Offiziere hatten ganz allein die Stadt und derselben Umgegend durchstreift, ohne auf irgend eine Weise beleidigt zu werden.

Bei alledem hielten wir es für das Beste, ohne uns zu beklagen einen Zwang zu ertragen, den man als einen Beweis von Achtung uns aufbürdete. Als wir mit Allem, was wir brauchten, versorgt waren, verliessen wir Amoy zur größten Zufriedenheit der Behörden, wie zum Mißvergnügen der ganzen übrigen Bevölkerung.

Kritik.

Zschokke's popular History of Switzerland. From the German: with the Author's subsequent alterations of the original work. — Zschokke's Volksgeschichte vom Schweizerland. Aus dem Deutschen; nebst des Verfassers späteren Abänderungen im Originalwerke. Von W. Howard Howe, Doktor der Philosophie. Frankfurt am Main, 1833. Bei J. D. Sauerländer. Ein Band in gr. 12 von 658 S.

Zschokke's Werke, besonders seine unnachahmliche „Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk," werden bald, in alle Sprachen der im eigentlichen Sinne zivilisirten Völker übertragen, ihre literarische Reise um die Erde beendet haben. Die vorliegende englische Uebersetzung, mit Talent und Glück bearbeitet, entspricht vollkommen dem Genie der Sprache Hume's und Shakespear's, ohne die edle Haltung, den begeisterten Schwung, den kraftvollen, gediegenen Ausdruck des Originalwerkes zu verleugnen.

In solchem Betrachte kann sie der französischen Uebertragung desselben Werkes, von Professor Mounard, mit ausgezeichnetem Lobe zur Seite gestellt werden. Treu und einfach, ohne jenen nutzlosen, klingelnden, schimmernden Prunk von phrases ronflantes und artifices de teinturier littéraire, womit ein gewisser Manget, seine sogenannte „verbesserte" Bearbeitung dieses Volksbuches, für den Pariser beau monde ausgestattet, kann Zschokke's popular History of Switzerland vorzüglich der großen Zahl Personen, welche in der englischen Sprache sich zu

üben wünschen, als ein eben so unterhaltendes, wie belehrendes und wirklich gut geschriebenes Werk nicht genug anempfohlen werden.

Deutsche Sprachlehre für Schulen, von Maximilian Wilhelm Götzinger, Lehrer an der Realschule zu Schaffhausen. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Ladenpreis 15 Gr. oder 1 Gulden rhein. Aarau 1833. Bei H. R. Sauerländer. Ein Band in gr. 8., von XXIII und 501 Seiten.

Diese zweite durchaus umgearbeitete Auflage von Götzingers deutscher Sprachlehre ist ein in jedem Betrachte höchst empfehlungswerthes Lehrbuch für Realschulen, Gymnasien, Seminarien, mit einem Worte für alle höhern Unterrichtsanstalten Deutschlands. Der Verfasser hat seine schwierige Aufgabe unter einem Gesichtspunkte ergriffen, der zugleich ein allgemein umfassendes Rundgemälde, und eine überraschende Perspektivansicht der deutschen Sprache darbietet. Er ist tief eingedrungen in seinen Gegenstand, ohne dabei die Umrisse zu vernachlässigen. Darum auch ist in seinem Werke das Angenehme (wie sonderbar das auch bei Erwähnung einer Sprachlehre klingen mag) verschmolzen mit dem Nützlichen; darum ist es, sogar als bloßes Lesebuch, eben so unterhaltend als belehrend.

Es ist eine tiefdurchdachte, scharfgeläuterte Gründlichkeit, ein umsichtsvoller Takt, ein scharfsinniges systematisches Verfahren vorherrschend in diesem Lehrbuche. Die Einleitung ist durch ihren gedrängten Reichthum ein wirkliches Meisterstück. Alles was früher wenig anziehend, unfruchtbar, ermüdend,

manchmal selbst quälend für die lernende Jugend war, ist hier durch des Verfassers kunstreiche Bearbeitung ein wohlberechnetes Reizmittel des öffentlichen Unterrichts, durch musterhafte Anordnung und Verschlingung, geworden. Ungetheiltes Lob verdient auch noch des Verfassers wie des Verlegers Uneigennützigkeit, die einen starken Oktavband von mehr als 520 Seiten (gut halbweisses Papier und reiner, scharfer Druck) für den äusserst billigen Preis von einem Gulden rhein. darbieten, um für alle hohe und niedere Lehranstalten die Anschaffung dieses gewiß guten Buches leicht zu machen.

Tage der Vorzeit. Dramatisches Gedicht in vier Darstellungen aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt. Von Georg Döring. Frankfurt am Main, 1833. Bei J. D. Sauerländer. 270 S. in 16.

Abgetreten von der Bühne unseres irdischen Wirkens und Verlangens, fällt Georg Döring's literarisches Leben jetzt dem höhern Urtheil unparteiischer Kritik anheim. Was hat als Schriftsteller er Schönes geleistet? zur Beförderung welcher nützlichen Zwecke hat seine Feder hingearbeitet? Welches ist die Summe des Guten und Wahren, die sein Dasein seinem Vaterlande abgetragen? Wie hat er sein Mandat als geistiger Vertreter seiner Nation erfüllt? Welche Keime des Bessern hat er in den Schoos der Gegenwart niedergelegt, und wie hat er ihr Emporblühen in näherer oder fernerer Zukunft gesichert?

Solche Fragen sollten von den Lebensbeschreibern aller Personen, die eine mehr oder minder ausgezeich-

nete Rolle gespielt, in möglich gründliche Erwägung gestellt werden. Dadurch würde man nicht allein das Publikum aufmerksamer machen, auf die literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten der Gegenwart, man würde die Schriftsteller selbst auch mehr zurückführen auf ihres Wollens und Leistens Tendenz, auf den eigentlichen Zweck ihres Berufs, den so manche gänzlich aus dem Gesichte verlieren, und woran man sie nicht genug erinnern kann.

Wir können uns hier nicht mit dem beschäftigen, was die von uns in Rede gestellte Aufgabe, in Bezug auf Georg Döring, als Mensch und Schriftsteller, betrifft. Gut und edel als Bürger, geachtet und geliebt in seinen Privatverhältnissen, war er auch ein Liebling des Publikums, das ihm mehr als einen intellektuellen Genuß, mehr als eine angenehme Stunde verdankt.

Sein vorliegendes Erzeugniß steht hinter den vorzüglicheren seiner Muse nicht zurück. Frischer, glücklicher Farbenschmelz, wohlverstandene Schattirung, Interesse und Mannigfaltigkeit zeichnet auch diese schöne Gabe aus, wie die frühern, welche seine Feder uns gegeben.

Mit demselben Vergnügen, womit wir „die frei Flur am Main; die Stimme des Lebens; die reizenden Phantasiegemälde von 1829, 1830, 1831, 1832 und 1833; die Novelle „Sonnenberg“; die Mumie von Rotterdam; den Hirtenkrieg; das Kunsthaus; die Novellen; das Heldengedicht; van Speyk; das Opfer von Ostrolenka; Roland von Bremen,“ und fast alle frühern Werke Georg Döring's gelesen, haben auch die „Tage der Vorzeit“ unserer Einbildungskraft zu-

gesprochen, und sie auf eine angenehme Weise befriedigt. Der Inhalt dieses kleinen Buches, das der Verleger äusserst korrekt und zierlich ausgestattet, ist folgender: Die Gründung. — Der Kaisersitz. — Die Wahlstadt. — Gustav Adolfs Abschied von Frankfurt. — Das Gesicht der Zukunft.

Hippodonomia, oder der wahre Bau, die Naturgesetze und die Einrichtung des Pferdefußes, und Podopthora, oder die durch angestellte Versuche erwiesene schädliche Behandlung der bisher gewöhnlichen Hufeisen, nebst Vorschläge zu einer durch vielfältige Erfahrung bewährt gefundenen neuen Beschlagsmethode von Bracy Clark, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Mit 21 lithographirten Tafeln. Aus dem Englischen übersetzt. Frankfurt am Main, 1832. Bei J. D. Sauerländer. In 4.

Ein wahrhaft nützliches Werk, das die Aufmerksamkeit aller Regierungen und Privatleute, vorzüglich der Landwirthe, wie überhaupt aller Pferdeigenthümer verdient. Man entnimmt daraus auf das Genaueste und Faßlichste nicht allein die wahre Anatomie des Pferdefußes und dessen horniger Umkleidung, Huf genannt, sondern auch Beispiel und Beweise von der Schädlichkeit der gegenwärtigen Beschlagungsart, nebst Mitteln zur Heilung der dadurch entstehenden Krankheiten oder Verkrüppelungen, endlich die Beschreibung des neuerfundenen nachgebenden Stahltablett-Hufeisens, nebst Andeutungen über die Verfertigung solcher Hufeisen. Das Ganze zerfällt in fünf Abschnitte, die durchgängig mit vollkommener Sach-

kenntniß und seltener Umsicht bearbeitet sind. — Die deutsche Uebersetzung ist als sehr gelungen zu betrachten.

Novellen von Fr. Seybold. Enthaltend: Der Vendeer; der Renegat; Rache bis in den Tod; der Kampf um die Hirtenbraut; die Antipoden. Aarau, 1833. Bei H. R. Sauerländer. IV und 357 S. in kl. 12.

In seinem Zuspruch an die Leser, von der Feste Hohenasperg herab, sagt der Verfasser: „Diese Blätter sind aus der Feder eines Gefangenen geflossen. Warum gefangen? Weil es gefährlich ist, der nächsten Vergangenheit sich zu erinnern, und weil vielleicht meine Erinnerung zu lebendig, meine Theilnahme an der großen Bewegung der Zeit zu innig war. In weniger als zehn Jahren werde ich ohne Gefahr Memoiren schreiben können. So lange der Kampf der Parteien noch neu und frisch ist, sind sie meist unversöhnlich, oft ungerecht. Das ist der Dinge Lauf. Wer wollte darüber sich beklagen? Wer keine Opfer zu bringen weiß, mische sich nicht in den Kampf der Parteien. Doch wenn die Krisis eingetreten ist, zieht sich der Arzt zurück, und überläßt den Erfolg den Wirkungen der Natur.“

In den vorliegenden Novellen ist nichts weniger als demagogischer Geist vorherrschend. Die politische Haltung in der höchst anziehenden ersten Darstellung: „der Vendeer,“ ist im Gegentheil durchaus juste-milieu, und wenn auch in der zweiten Novelle: „der Renegat“ hier und da einige scharfe Geisselhiebe gegen pfäffischen Fanatismus ausfallen, ist so etwas in

Deutschland doch seit Langem keine verpönte Wahrheit mehr.

„Rache bis in den Tod," ist eine bald höchst komische, bald äusserst dramatische Bearbeitung einer geschichtlichen Szene, von der wir unsern Lesern im Jahrgang 1830 der Bibliothek der neuesten Weltkunde einen Umriß, unter der Ueberschrift: „Eine Episode aus der niederländischen Geschichte," mitgetheilt. Die vierte Erzählung: „der Kampf um die Hirtenbraut," betrifft das Gefecht bei Büttisholz, im J. 1376, wo eine Abtheilung des Heeres Ingelram's von Coucy von den Entlibuchern geschlagen wurde. Sie ist in einem etwas biblischen Styl geschrieben, doch sehr interessant.

Die Schlußnovelle, „die Antipoden," ist aus dem politisch-gesellschaftlichen Leben und Treiben unserer Tage gegriffen. Der Rudolphi und Gottliebi, vorzüglich der letztern, gibt es noch so manche in den deutschen Bundesstaaten. Unsers Erachtens würden beide besser thun, mehr in der richtigen Mitte zu beharren. — Im Allgemeinen lesen sich Seybold's Novellen mit Vergnügen, und da sie nächst vieler Sach- und Ortskenntniß, in durchaus karakterischen Zügen ausgemalt sind, werden sie zugleich eben so lehrreich als unterhaltend für den Leser.

E. L. Bulver's Werke. — Eugen Aram. Ein Roman von dem Verfasser des Pelham, Devereux ꝛc. Aus dem Englischen von Dr. Georg Nikolaus Bärmann. Vier Theile in 18. von 845 S. Zwickau, 1833, im Verlag der Gebrüder Schumann.

Bulwer's belletristisch-philosophische Werke sind

nach ihrem eigenthümlichen Werthe zur Genüge gewürdigt, und bedürfen eiteln Anrühmens nicht. Es ist ein recht eigentlicher britischer humour vorherrschend in ihnen, wie man ihn selten so lauter und wahr in andern Werken zersplittert findet. In denen unsers Verfassers ist er dicht zusammengedrängt und allumfassend. Eugen Aram ist eine seiner besten, seiner sinnreichsten Erzählungen. In der Uebertragung ist sie mit Glück und Umsicht wiedergegeben. Druck und Papier machen der Verlagshandlung besondere Ehre.

Skizzen aus England. Von Adrian. Zweiter Theil. Frankfurt am Main, 1833. Bei J. D. Sauerländer. 360 S. in gr. 12.

Haben wir schon mit Beifall den ersten Theil der „Skizzen aus England" angezeigt, müssen wir dieser zweiten Folge interessanter Darstellungen gleiches Lob steuern. Man bemerkt leicht, daß der Verfasser Zeuge fast aller dieser Szenen gewesen, und daß er sie nicht blos nach Hörensagen beschrieben. Die erste Skizze: „Müßige Stunden," gibt uns eine volle Idee von dem wahren Leben und Weben in Englands Hauptstadt. — „Chiswick" ist treffend geschildert. — „Die Stockbörse" führt uns ein in jenes spekulative Treiben der Handelswelt, das London so eigenthümlich ist. — „St. Giles's und St. James's," stellt höchst merkwürdige Gegensätze dar. — „Charlatane" gibt es überall; aber die britischen haben ihr ganz besondere Shape. — „Der Pferde-Bazar" beurkundet eine Liebhaberei der Briten, die sie oft zu seltsamen Din-

gen verleitet. — „Der Maler Haydon,“ ein hübsches Bild. — „Punch und Judith,“ Posse und Philosophie. — „Matrosenlieder,“ durchaus karakteristisch. — „Richmond und seine Umgebung,“ sehr anziehende landschaftliche Schilderung mit belebtem Vordergrund. — „Seeküste,“ reich an Abenteuern und merkwürdigen Szenen. — „Der Hyde Park,“ Mode und Sitten der fashionabeln Welt. — „Die Schenke am Tower Hill;“ von dem Vorstehenden das Gegenstück. — „Polizei-Szenen,“ äusserst belebt, manchmal possierlich, oft höchst dramatisch. — „Die weiblichen Erziehungs-Institute;“ moralischer Ueberblick der zur Unterrichtung und Veredlung des weiblichen Geschlechts in London bestehenden Anstalten. — Des Verfassers Fleiß läßt uns bald „Bilder aus Frankreich und der Schweiz“ erwarten. Wir versprechen uns etwas Vorzügliches davon.

Das Merkwürdigste in der neuesten ausländischen Literatur.

San Kokf Tsu Ran To Sets, oder allgemeiner Abriß der drei Königreiche. Nach dem japanisch-chinesischen Werke übersetzt von Klaproth. Paris, 1832. Ein Band in 8., mit Atlas.

Wie Vieles, was aus dem Morgenlande uns zukömmt, ist der vorstehende Titel nicht besonders klar, und man ist wohl befugt, zu fragen, was unter den „drei Königreichen" verstanden sei? — Der Verfasser des von Klaproth in das Französische übersetzten Werkes heißt Rinsifée. Von Geburt ein Japaner, hat er in seiner Muttersprache geschrieben, dazu sich aber der chinesischen Schriftzüge bedient, und denselben Buchstaben beigefügt, welche er dem fira-kana oder Silbenbuch entnommen, dessen man sich in Japan bedient, um die Betonung dieses Landes anzudeuten, welche von der in China sehr verschieden ist.

Die drei Königreiche, welche der Verfasser beschrieben, sind Korea, die Inseln Lieu-kieu (von den Briten Loo-Choo genannt) und die Insel Yeso oder Jesso, nördlich von Japan. Alle diese Länder sind den Europäern wenig bekannt; Korea ist ihnen gänzlich verschlossen. Die Beschreibung des Holländers Hamel, der 1653 an der Küste von Korea Schiffbruch litt, und der erst nach 13 Jahren aus diesem Lande entweichen konnte, ist die einzige, welche wir von einem Augenzeugen haben. Brughton legte 1797 und Basil Hall und Maxwell legten 1806 bei dieser

Küste an, es war ihnen jedoch durchaus unmöglich auch nur auf eine kleine Strecke in des Landes Inneres vorzudringen.

Die größte Insel von Lieu-kieu ist schon mehr bekannt durch die obenangedeuteten Seefahrer, wie durch Beechey, die lettres édifiantes und andere Werke französischer Missionäre. Jesso dagegen ist für uns immer noch eine terra incognita, obgleich dieses großen Eilandes Küsten schon viel und oft besucht worden sind.

Rinsifée's Werk wurde im J. 1785 unserer Zeitrechnung zu Yedo (Jeddo), der Hauptstadt des japanischen Reiches, gedruckt. Klaproth erhielt 1805, während seinem Aufenthalte in Irkutsk ein Exemplar davon.

Obgleich die Beschreibung von Korea sehr gedrängt ist, enthält sie doch einige wichtige Angaben über des Landes Lage, seine Grenzen, seine Berge und Flüsse. Die Provinzen sind genau bezeichnet, überhaupt fehlt an Allem nichts, was ihre politische Eintheilung und Verwaltung betrifft. In diesem Betrachte ist das japanische Werk mehr statistisch, als unserm Begriff nach geographisch.

Der interessanteste Theil dieses Buches ist unstreitig der, welcher die Beschreibung der großen nördlich von Japan gelegenen Insel Jesso betrifft. Dies Land wird von den Ainos oder Kurilen bewohnt, die nicht blos den Archipel zwischen dem Vorgebirg Lopatka und der Insel Nipon (Niphon), der kurilische genannt, bevölkern, sondern auch die große Insel Tarraikay, die ohne allen Grund von den Europäern

Saghalien genannt wird. Man findet sie auch noch auf der südlichen Spitze von Kamtschatka.

Kapitän Krusenstern hat in der Beschreibung seiner Reise um die Erde einen großen Fehler dadurch begangen, daß er behauptet, der Name Yeso (Jesso) sei ausschließlich dem nördlichen Theile der von den unabhängigen Ainos bewohnten Insel vorbehalten, während der südliche Theil dieses Eilandes, unter dem Namen Matsmay, zu Japan gehöre. Dieser letzte Name ist nichts anderes, als ein Titel, den ein weltlicher Beherrscher von Japan 1594 dem japanischen Fürsten Nabu-Firo zugestand, dessen Vorfahren den südlichen Theil von Yeso erobert. Derselbe Name wurde auch der Residenzstadt Nabu-Firo's, jedoch nie der ganzen Insel beigelegt. Uebrigens ist der Name Yeso bei den Japanern nicht die Benennung eines Landes, sondern vielmehr die des Ainovolkes.

Die Insel ist in 5 Provinzen getheilt, deren Bewohner ziemlich starken Handel mit Japan treiben. Sie sind noch wenig zivilisirt und zur Hälfte wild, jedoch weniger längs der Küste, als im Innern. Nur der südliche Theil der Insel ist unter japanischer Botmäßigkeit. Die Einwohner des nordöstlichen Theiles anerkennen die Oberherrlichkeit des Fürsten von Matsmai nicht, und begnügen sich jährlich einmal Gesandte an ihn zu senden, um ihn zu beglückwünschen.

Rinsifée behauptet, daß die Eingebornen von Yeso, besonders im Innern des Landes, weder den Ackerbau, noch irgend einen Industriezweig kennen, und überhaupt sehr roh, ununterrichtet und barbarisch sind.

Sie treiben nichts als Jagd und Fischfang. Ihre Kleidung besteht aus Thierfellen, Pflanzenfasern und Baumrinde, doch kaufen sie auch alte Kleider von den Japanern, den Chinesen, den Mandschucken und den Russen, worin sie sich sehr seltsam ausnehmen.

Aus Rinsifée's Werke entnimmt man ebenfalls, daß man in Japan ziemlich genau von Allem unterrichtet ist, was in Europa sich zugetragen. Er gedenkt unter andern der großen Beherrscherin dieses Reiches (Katharina II), die ihren Enkeln befohlen, ihr Reich über alle fünf Erdtheile auszudehnen. Das gibt ihm Besorgniß für die Sicherheit des chinesischen und des japanischen Reiches.

„Schon," sagt er, „reichen die Grenzen der Moskowiten bis nach Tattan (dem Mandschuckenlande), und schon kommen die Russen bis nach Iturup (einer der kurilischen Inseln, unfern Yeso). Es könnte leicht geschehen, daß sie mit der Zeit auch der Insel Yeso sich bemächtigten, und von da nach Japan kämen. Yeso ist also für unser Königreich dasselbe, was die Lippen und Zähne für den menschlichen Körper sind. Bleiben wir auf unserer Huth."

Diese Worte erklären zur Genüge das Verfahren der Japaner gegen alle Fremden. Es mag vielleicht zu strenge scheinen, doch wird jeder vernünftige Mensch zugestehen, daß Selbsterhaltung die erste Pflicht einer Regierung ist, und daß die japanische nicht ganz unrecht hat, wenn sie ruhig und sicher bei sich bleiben will.

Es gibt in Yeso sehr viele Gold-, Silber- und Kupferminen, die jedoch bisher nur wenig ausgebeutet worden, nicht allein der Strenge des Klima's in

den gebirgigen Theilen wegen, sondern auch, weil die Einwohner den Bergbau nicht kennen, und die Metalle nicht zu bearbeiten verstehen.

Lander's Expedition auf dem Niger.

Den 8. Mai 1833 traf Richard Lander unverhofft zu Fernando Po, am Bord des britischen Schiffes Curlew ein. Man erfuhr durch ihn, daß das große Dampfschiff, der Quorra, bis zum Einfluß des Schadda in den Niger oder Quorra gelangt war, als es durch die Gewalt der Strömung, oder vielmehr durch des Steuermanns Unvorsichtigkeit, auf eine Sandbank gerieth, wo es mit drei Klaftern Wasser ringsumher, seit drei Monaten, festsitzt. Dies Ereigniß hat die Expedition verhindert, weiter vorzudringen, weil das kleine Dampfschiff Alburka genöthigt war, auf das größere zu warten.

Lander verließ seine Gefährten gegen Mitte Aprils, um sich Arznei, Thee und andere Gegenstände zu verschaffen. Der Arzt, welcher ihn stromaufwärts begleitete, war ohne alle Erfahrung, und hatte nicht einmal die nothwendigsten Arzneien mit sich genommen. Es ergab sich daraus, daß, nachdem man den Rio Nun betreten, 20 Weisse, ausser 6, die schon früher unterlegen waren, am Fieber und an der Ruhr starben. Unter ihnen befand sich auch der Arzt, Hr. Briggs und alle Offiziere, ausgenommen Laird, Lander, der Lieutenant Allen und der Kapitän des kleinen Fahrzeuges.

Glücklicherweise hatte man 20 Neger oder Kru-

men in dem großen und 15 in dem kleinen Schiffe mitgenommen, die sich alle wohl befanden.

Der Erfolg einer neuen Expedition kann jetzt als zuversichtlich betrachtet werden; es versteht sich von selbst, wenn sie gut geleitet wird. Lander hat nirgends von Seiten der Eingebornen Widerstand gefunden, ausgenommen an einem 3 ½ Tagreisen von des Flusses Mündung gelegenen Orte. Hier begrüßten die Einwohner die Boote, worin man Holz einnehmen wollte, mit Flintenschüssen, und aller Unterhandlungen ungeachtet, konnte man nicht zu einer Uebereinkunft gelangen, so daß man der Kanonen sich bedienen, und die Stadt in Asche legen mußte.

Der Vorsteher dieses Ortes hat nun ein Bündniß mit 9 andern Häuptlingen geschlossen, um die Rückkehr der Expedition zu verhindern, was eine Narrheit ist, indem die Dampfschiffe alle andern ihnen in den Weg gestellten Fahrzeuge mit Leichtigkeit überfahren würden. Ueberdem wohnen diese Häuptlinge 10 Meilen (3 ⅓ Stunden) von einander entfernt, und können sich nicht so leicht verständigen, als es zu einem gemeinsamen Plane erforderlich sein würde. Sie sind von britischen Schiffern aufgereizt, die hier Palmöl kaufen, und von Sklavenhändlern, die Alles aufgeboten haben, damit Lander's Expedition nicht gelinge.

Das Land ist sehr gesund auf dem Punkte, wo die Dampfschiffe zu verweilen genöthigt gewesen; auch fehlt es nicht an Lebensmitteln. Lander's Aeusserung zufolge, kostet die tägliche Nahrung für 30 Mann nicht mehr als ein Schilling 6 Pence (54 Kreuzer rhein.). Der Handel ist bis jetzt nicht besonders glück-

lich gewesen, da man sich nur etwa 5 Tonnenlast Elfenbein hat verschaffen können.

Die Schuld dieses geringen Erfolgs muß dem Mangel an guten Dollmetschern zugeschrieben werden, vielleicht auch dem Grunde, daß man noch nicht weit genug in das Innere des afrikanischen Festlandes vorgedrungen ist. Wäre das große Dampfschiff nicht auf die Sandbank gerathen, würde man schon längst zu Bussa angelangt sein.

Die Gewalt der Strömung ist Ursach gewesen, daß man alles mitgenommene Brennmaterial in zwei Tagen verbraucht, wonach man 10 Tage hat verwenden müssen, um sich anderes zu verschaffen.

Lander hat stark an der Ruhr gelitten, doch war er bei seiner Ankunft in Fernando Po davon größtentheils wieder hergestellt. Er ist stromabwärts bis zur Mündung des Flusses geschifft, und ist bei obiger Insel in einem offenen Boote, um freier athmen zu können, angelangt.

Glücklicherweise hat es während seiner Reise nie geregnet. Er würde einem Gewitter, die unter diesem Himmelsstrich immer sehr heftig sind, nicht entkommen sein. Er hat sich zu Fernando Po gute Dollmetscher und wohl disziplinirte Leute verschaft, die vom Oberst Nicholls gebildet worden. Mangel an Disziplin scheint besonders einen nachtheiligen Einfluß auf die Expedition ausgeübt zu haben. Gegen Mitte Mai's wollte er wieder zu den Dampfschiffen zurückkehren.

Großbritannien im Jahr 1833.

Unter den ganz neuerdings erschienenen Werken, zeichnet sich besonders das des Baron von Haussez, gewesenen Ministers Karls X, aus. Unter dem Titel: „La Grande-Bretagne en 1833 (Großbritannien im Jahr 1833),“ enthält es mehrere feine, karakteristische Züge, die wir in nähere Beachtung stellen wollen. Indessen halten wir es für zweckmäßig und entsprechend, des Obengenannten Angaben denen einiger andern Reisenden, unter andern des Grafen Pecchio und des Fürsten von Pückler-Muskau zu nähern, und sie mit der „Darstellung eines Aufenthalts am Londoner Hofe (Narrative of a residence at the court of London),“ von Richard Rush, wie mit dem „England und die Engländer,“ von Bulwer, zusammen zu stellen.

Wollte man alle diese Werke genau zergliedern, sie umständlich in Rede stellen, würde man nicht einen gedrängten Aufsatz, sondern ein ganzes Buch schreiben müssen. Begnügen wir uns mit einigen Auszügen, mit kritischen Bemerkungen untermischt, wo dieselben am füglichsten ihren Platz finden können.

„Die heutigen Engländer,“ sagt Bulwer, „sind nicht mehr die Engländer, die sie vor zwanzig Jahren waren.“

Es ist in der That merkwürdig, ein wenig in der Geschichte zurückzuschreiten, und die Darstellungen der neuern Reisebeschreibern mit denen der ältern zu vergleichen. Der Fürst von Muskau begnügt sich die heutigen Briten der Selbstsucht und Unhöflichkeit zu beschuldigen. Sein Landsmann Henzner, der

zur Zeit der Königin Elisabeth schrieb, nennt sie gradezu Diebe, Lügner und verwünschte Seeräuber (sunt boni nautae et insignes piratae, astuti, fallaces et furaces). Man darf also immer noch die Fortschritte der Zivilisation loben. Denn obgleich es in London, wie in allen Hauptstädten, nicht wenig Diebe gibt, findet er doch eine mit 80 Pfund Sterling (960 Gulden rhein.) in Gold angefüllte Börse wieder, die er in einem übeln Wirthshause in der City vergessen.

Gedenken wir auch noch eines alten französischen Reisenden der England um das Jahr 1660, d. h. bald nach der Restauration der Stuarts, besuchte. Dieser Reisende, Namens Sorbière, wurde 1615 zu St. Ambroise von einer protestantischen Familie geboren. Er studirte zuerst Theologie, sodann Medizin, ging, nach einer Reise in Holland, zur katholischen Religion über; verheirathete sich, wurde Wittwer, und legte sodann das geistliche Gewand an. Er machte einen Brief an den Pabst gegen die Protestanten bekannt, und reisete nach Rom, wo er sich eine ausgezeichnete Aufnahme versprach. Alexander VII und sein Nachfolger Klemens IX begnügten sich indessen, ihm einige Geschenke zu machen, wodurch er keinesweges zufrieden gestellt wurde. Er kehrte nach Frankreich zurück, und begann bald nachher seine Reise in England, die ihm mehr Freunde und Feinde machte, als sie werth war. Einige freisinnige Worte über die englischen Sitten wurden ihm sehr übel ausgelegt. Der dänische Hof beschwerte sich über eine Aeusserung des Verfassers, den dänischen Mini-

ster Grafen von Olefeld betreffend, und Sorbière wurde für einige Zeit in das feste Schloß in Nantes eingesperrt.

Es gab zu Sorbière's Zeiten noch keine Eilkutschen, wie jetzt, und noch weniger Dampfschiffe. Man reisete sehr langsam, und unser Franzos brauchte nicht weniger als 12 Stunden, um die Strecke von 7 Stunden von Calais nach Dovres zurückzulegen. Er beschreibt sehr umständlich den Wagen, in welchem er von Dovres nach London fuhr. Er war gebauet wie unsere heutigen Güterwagen, und wurde von 6 Pferden, eins hinter das andere gespannt, gezogen. Der Fuhrmann, mit der Peitsche in der Hand, schritt gemächlich nebenher. Aber lassen wir ihn selbst sprechen.

„Die Achtung, welche ich mit nach England brachte für ein Volk, dem man, seines guten Ansehens wegen einen Namen gegeben, dessen Herleitung ihm sehr vortheilhaft ist*), verhinderte mich über den Unterschied böse zu werden, den ich zwischen der Zuvorkommenheit fand, womit man die Engländer in Calais aufnimmt, und den Beschimpfungen, womit man fast immer die Franzosen in Dovres begrüßt. Man sollte meinen, daß, obgleich diese beiden Städte tagtäglich mit einander Handel treiben, man nie einen Franzosen in dieser letzten gesehen, indem die Kinder den Ankommenden immer nachlaufen. Ihr a Munseer, d. h. ein Musje, was sie beständig aus vollem Halse schreien, ist nur der Anfang ihrer Beschimpfungen. Sie beharren dabei so lange, bis man, ihrer Belästigung überdrüßig, ihnen Schweigen gebietet, oder

*) Sorbière scheint Anglus von Angelus ableiten zu wollen.

sie zu entfernen sich bemüht, worauf sie sogleich ihr french dog (fränkischer Hund) zu heulen beginnen. Unter uns gesagt bedienen sie sich dieser beleidigenden Worte nicht ganz mit Unrecht, sie verspotten dadurch das Geräusch, das wir bei unserer Ankunft machen, das sie unverschämt nennen, und wodurch wir ihnen von einer lächerlichen Seite erscheinen.

„Ich, meinerseits, hatte mich über nichts der Art zu beschweren. Aber ich bemerkte Andere, die von solchem Benehmen sehr entrüstet schienen. So bald sie am Gestade mit ihren Lakeien erschienen, und durch Lärmmachen sich ankündigten, sammelte sich gleich das Lumpengesindel um sie her, und begleitete sie mit Pfeifen und Geschrei bis in ihren Gasthof. Selbst die Hunde mischten sich in dies Konzert, und als die Reisenden sich der Thür des Wirthshauses näherten, begannen Koth und Steine schon immer dichter zu fliegen."

Haussez urtheilt noch strenger über die britische Kanaille im Jahr 1833, als Sorbière im J. 1660.

„Die englische Bevölkerung," sagt er, „hat eine solche Vervollkommnung von Rohheit, daß sie dadurch unter jede andere Nation zu stehen kommt. Ihre Sitten sind zugleich verdorben und wild. Ihr Instinkt macht sie zu einem beständigen Angriff gegen den Ueberrest der Gesellschaft geneigt."

Es scheint jedoch nicht, daß der Baron von Haussez persönlich als french dog qualifizirt worden, obgleich der englische Pöbel immer noch gegen Franzosen und Nichtfranzosen mit diesem Titel sehr freigebig ist. Zu Sorbière's Zeiten war dieser Pöbel nicht blos ungeschliffen, er verfolgte die Fremden auch mit seinen Spöttereien, die oft ziemlich witzig waren. Das

einzige Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen, bestand darin, ihm die Faust aufs Auge zu halten, und ihm zu zeigen, daß man ihn keineswegs fürchtet.

„Es gibt nichts geschmeidigeres," sagt der Reisende, „als ein Engländer, dem man Furcht eingejagt. Denn sobald man ihre Unverschämtheit ihnen raubt, nimmt man ihnen zugleich allen Muth, und mit einem Sprunge gelangen sie von Anmaßlichkeit und Stolz zur Kriecherei und zur Feigheit."

Haussez sagt ungefähr dasselbe in Bezug auf den britischen Pöbel. „Kollektivisch genommen bemerkt man bei dem Pöbel eine auffallende Feigheit. Seine Neigung zum Ungestüm wird immer mit Leichtigkeit durch den Stock beschwichtigt, oft selbst durch der Polizeidiener alleinige Gegenwart."

In Betreff der mittlern und höhern Stände erklärt der letzte jedoch, daß die englische Höflichkeit gegen die Fremden bis zur liebenswürdigsten Zuvorkommenheit geht. Ist der Britte auch zurückstoßend in der Fremde, findet man ihn doch in einer ganz andern Gestalt in seiner Heimath. Hier ist er gut, freundschaftlich, herzlich, kurz von Allem, was man auf Reisen an ihm zu rügen Gelegenheit hat, das absolute Gegentheil.

Es versteht sich von selbst, daß auch hier Ausnahmen stattfinden. Bulwer selbst gesteht, daß man in England wenig zuvorkommend gegen Fremde ist. Kennt man Jemand nicht genau, so ist man immer auf seiner Huth, und mißtraut ihm, wie wenn man besorgte, betrogen oder bestohlen zu werden. Der so eben genannte Schriftsteller schreibt dies Verfahren der in England ziemlich allgemein angenommenen Idee zu,

daß alle Ausländer arme Teufel sind, die kaum genug haben, um zur Nothdurft leben zu können, und die folglich nicht im Stande sind, die ihnen erwiesenen Höflichkeitsbezeugungen eines Tages wieder zu vergelten.

Sorbière beschwert sich bitter über die Trägheit des englischen Volkes. Er schreit über seinen Fanatismus, und findet, daß es in der Zivilisation noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht. Bulwer stellt zahlreiche Beweise vom Gegentheil auf. Auch Pecchio rühmt die britische Thätigkeit, die er nicht ganz mit Unrecht dem Einflusse des Klima's zuschreibt.

„Helvetius und Filangieri zum Trotz, die Montesquieu's Theorie über den Einfluß des Klima's bestreiten, bin ich doch geneigt, zu glauben, daß wenn die Engländer thätig, tiefe Denker, gute Familienväter sind, man es der wenigen Sonne, welche sie genießen, zuschreiben müsse. Mit dem schwachen Lichte, welches sie fast immer umgibt, konnten sie keine geschickte Maler werden. Deshalb auch sind sie es nicht, und werden es wahrscheinlich nie sein. Dagegen können sie täglich mehrere Stunden länger am Weberstuhl arbeiten, als die Landsleute Murillo's oder Raphaels. Noch vor einigen Jahren, ehe das Parlament die Zahl der Arbeitsstunden auf 12 festgestellt, war der englische Arbeiter täglich immer 16 Stunden beschäftigt. Der italienische Staatswirth Ortes berechnet, daß die mittlere Arbeit eines Italieners nicht 8 Stunden auf 24 Stunden übersteigt. Die Verschiedenheit ist groß. Aber ich glaube nicht, daß darin ein Irrthum obwaltet. Die Extreme der Wärme und der Kälte in gewissen Theilen Italiens, sehr reizbare

Nerven, die beständige Versuchung eines schönen Himmels, der zum Spazierengehen einladet, das Alles vergönnt dem Italiener keine anhaltende Neigung zur Arbeit. Nichts von alledem treibt den britischen Arbeiter an, seinen Webstuhl zu verlassen. Er ist wie eines jener blinden Pferde, die beständig ein Rad umdrehen, ohne durch irgend etwas zerstreut zu werden.

„Nothwendigkeit ist der Stachel der Trägheit, und die Seele der Industrie. Man sehe den Spanier, der, wie alle Kinder der Sonne, keine Strümpfe, kein Halstuch und kein Kleid (giubba) braucht, der glücklich ist mit seiner Zigarre und seinem Gaspacho*), der auf nakter Erde schläft, und keine Neugier verspürt, weil er sich für des Himmels Liebling in einem irdischen Paradiese hält, nach dem Sprichwort: quien dice Espanna, dice toto (wer Spanien sagt, sagt Alles), der Mode, Bücher, Reisen zu Wasser und zu Lande, Luxus und Zierlichkeit verlacht, und froh und zufrieden ist mit dem, was er hat.

„Ist er nicht ein wahrer Diogenes in seiner Tonne, der nichts als Sonnenschein verlangt? Die Fahrläßigkeit, die natürliche Trägheit der südlichen Völker haben durch Erziehung und politische Institutionen besiegt werden können, und würden ihnen vielleicht auch in Zukunft nicht widerstehen. Aber es ist das ein Fehler, dessentwegen man sie nicht tadeln kann, eben so wenig als man sie ihrer Mäßigkeit wegen loben dürfte. Lob und Tadel stehen der Sonne allein zu.**).

*) Suppe, bereitet aus Wasser, Weinessig, Brot und Zwiebeln.

**) Eine sonderbar ausgedrückte Folgerung.

„Der Engländer dagegen empfängt von seinem Klima eine Menge Bedürfnisse, die ihn eben so sehr zur Arbeit als zur Industrie antreiben. Er braucht mehr kräftige Speise, ein beständigeres Feuer, Schuhe, Halstücher und doppelte Halstücher, Kleider und Ueberröcke, Thee, Branntewein, geistige Getränke, und eine größere Menge Kleider, weil Rauch und Feuchtigkeit sie schneller abnutzen und beflecken.

„Das Wort comfort (behaglich) ist in dem Munde aller Briten. Sie bedienen sich desselben jeden Augenblick. Es ist ihres Daseins größte Hälfte... Für sie hat dieses Wort die Tugend eines Talismans. Es ist die Quelle von Englands Reichthum und Macht. Trägheit in dieser Insel führt nothwendigerweise zum Selbstmord, weil man dadurch des Genusses aller Dinge sich beraubt. Die Natur hat hier dem Menschen fast Alles verweigert, dagegen hat sie ihm zur Entschädigung Kraft und Geduld gegeben, um sich zu verschaffen, was ihm mangelt.

„Entweder lese, oder gehe spazieren, oder spiele, sagte in meiner Gegenwart eine gute Mutter zu ihrer neunjährigen Tochter, die sie mit den Händen im Schooße sah. — Was wollte sie damit sagen? Daß nichts thun ärger sei, als was man immerhin thun möge. In Italien nennt ein Sprichwort den Müßiggang die Mutter aller Laster. Weil aber das Laster ein augenblickliches Vergnügen gewährt, ist dies Sprichwort mehr geeignet, träge Leute anzulocken, als sie zu bessern. In England könnte man im Gegentheil den Müßiggang die Mutter aller Uebel nennen.

Lo starsi a letto e non far mai niente *), was

*) Im Bette bleiben und nichts thun.

so angenehm war für Berni, würde erdrückend sein für einen Engländer, der die Trägheit eben so sehr haßt, als ein Spanier oder ein Lazzaroni die Arbeit. Es ist eine in England allgemein angenommene Meinung, daß es kein Glück ohne Beschäftigung geben kann. Ich weiß nicht, ob diese Meinung wahr ist, weil das Glück allein von der Einbildungskraft abhängt. Der Bonze, der beständig unbeschäftigt im Sonnenschein hockt, mit einem Joch auf dem Nacken (vollkommenes Bild träger und sklavischer Nationen), hält sich für glücklich, und ist es in der That vielleicht. Aber um zu beweisen, daß Müßiggang ein beständiger Begleiter der Armuth und Unwissenheit ist, während Arbeit zum Reichthum und zur Aufklärung führt, braucht man nur den lebendigen Kontrast zwischen Spanien und England anzuführen."

Haussez spricht mit vieler Umsicht über den britischen Ackerbau. Er rühmt auch hier des Volkes rastlose Thätigkeit, seinen Eifer in Anwendbarmachung nützlicher Verbesserungen, den Takt, womit es das wahrhaft Nützliche von dem blos Angenehmen zu unterscheiden versteht.

Nichts Reizenderes als die mannigfachen Ansichten und Landschaften, selbst in den ebenen Gegenden Großbritanniens. Ueberall grüne Strecken, von Hecken und Gebüsch umschlungen, schöne Gärten und niedliche Häuser. Die Provinz Kent ist eine der herrlichsten in solchem Betrachte. Des Bodens Wellenschlag geht hier schon höher, und bildet kleine Hügel und Thäler, die mit ewigem Grün bedeckt sind. Man ist wahrhaft erfreuet, wenn man aus dem öden nörd-

lichen Frankreich kommt, und nun die Landschaft von Dovres betritt, wo Alles so frisch, so saftig, so belebt ist.

Sitten und Gebräuche der in Rußland wohnenden Armenier.

Rußland, das bereits den größten Theil Armeniens beherrscht, findet ergebene oder bereitwillige Unterthanen in den meisten Christen griechischer Religion, die sowohl in der Türkei, als in Persien, und andern Ländern des Orients, wohnen *). Sie erkennen den russischen Kaiser als ihren rechtmäßigen Oberherrn, weil er sich im Besitz ihres alten Vaterlandes, wie des als heilig betrachteten Klosters Etschmiadzin, befindet, worin der armenische Patriarch, oder Pabst, seinen Sitz hat.

Ueberdem ist den Armeniern im ganzen russischen Reiche der Genuß aller bürgerlichen Rechte gesichert. Sie finden in demselben die Mittel, durch Handel und Gewerbthätigkeit sich zu bereichern. Sie können dort ihrer Opulenz in Sicherheit sich erfreuen, ohne der Gefahr einer Beraubung von Seiten habgieriger Pascha's, oder anderer Gebieter, ausgesetzt zu sein. Auch können sie für ihr Geld allerlei Auszeichnungen, Titel, Ehrenzeichen ꝛc. erlangen, worauf sie von Natur äusserst begierig sind.

In den Provinzen südlich vom Kaukasus bilden die Armenier allein die ganze handeltreibende Klasse.

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Rußlands Politik unter den gegenwärtigen Verhältnissen," im fünften Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Sie sind sehr zahlreich in Tiflis, und man behauptet, daß in ganz Georgien fast ein Drittel der christlichen Bevölkerung aus ihnen besteht.

Nach dem Sturz des Königreichs Armenien, wie der Scherereien und Verfolgungen wegen, welche sie in Persien von den Muselmännern zu erleiden hatten, haben sie sich hierher gezogen, wozu noch der Umstand kommt, daß der südliche Theil Georgiens ehemals zu Armenien gehörte.

Alle orthodoxen, d. h. alle nicht römisch-katholischen Armenier, anerkennen die geistliche Oberherrlichkeit des Patriarchen von Etschmiadzin. Dieser Kirchenfürst verwaltet alle geistlichen Angelegenheiten der armenischen Nation, mit dem Beistand eines aus Erzbischöfen und Bischöfen bestehenden hohen Raths. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist in dem berühmten Kloster, dessen Name so viel als drei Kirchen bedeutet. Er befindet sich in Westarmenien, nahe am Fuße des Berges Ararat*), unfern der Stadt Eriwan. Seine Bevölkerung besteht aus mehr als 300 Mönchen. Der Patriarch nennt sich „Diener Jesu Christi, und durch seine Gnade Katholikos aller Armenier, höchster Patriarch der heiligen apostolischen Kirche Christi, wie des heiligen Sitzes Etschmiadzin, am Ararat.“

Seine Wahl findet statt auf zweierlei Weise. Entweder wird er von seinem Vorgänger ernannt, oder durch den hohen Rath der im Kloster wohnenden Bi-

*) Der Ararat hat eine absolute Höhe von 16,200 Fuß (1430 Fuß höher als der Mont-Blanc). Er wurde 1829 zuerst erstiegen. Sein aus Lava bestehender Gipfel ist mit ziemlich tiefem, mit einer Eiskruste überzogenem Schnee bedeckt.

schöfe und Erzbischöfe. Er seinerseits wählt die hohen Würdeträger aller Diözesen, die er jedoch nur aus der Klostergeistlichkeit nehmen kann. Die Bischöfe ernennen die Pfarrer, welche größtentheils verheirathet sind. Jeder, der Priester werden will, muß eine vorläufige Prüfung bestehen, sodann 40 Tage und Nächte im Gebet in einer Kirche zubringen, und während dieser Zeit wacker fasten. Die untere Geistlichkeit ist im Allgemeinen äusserst unwissend, dagegen von strenger Sittlichkeit. Jedes Vergehen gegen dieselbe wird hart bestraft.

Die armenische Geistlichkeit ist wahrscheinlich die ärmste in der ganzen Christenheit. Sie lebt nur von Almosen und frommen Stiftungen. Ihre Nebeneinkünfte rühren her von der Vertheilung des heiligen Oeles, die alle sieben Jahre in Etschmiadzin stattfindet, und wozu sehr viele Armenier herbeiströmen; in einem Beitrag von 40 Pfund Waizen, die jeder Hausvater seinem Seelsorger zustellt, in den Kirchengaben bei Gelegenheit der Verheirathungen und anderer Feierlichkeiten. In den zum russischen Reiche gehörigen armenischen Provinzen ist jeder Hausvater genöthigt, bei der Taufe eines Kindes dem Pfarrer 3 Abasen (1 fl. 10 kr. rhein.) zu zahlen.

Man muß nicht die katholischen Armenier verwechseln mit den orthodoxen. Sie sind geschworne Feinde, obschon sie zu einer und derselben Nation gehören und der gleichen Sprache sich bedienen. Man weiß, daß die Verschiedenheit zwischen jenen und diesen darin besteht, daß die katholischen Armenier zwei Naturen in dem Heiland erkennen, die göttliche und

die menschliche, während die orthodoxen Armenier ihm nur die erste zuschreiben.

Die Spaltung zwischen beiden Parteien ereignete sich erst nach der im J. 451 gehaltenen allgemeinen Kirchenversammlung von Chalcedon. Ein Theil der armenischen Nation erklärte sich gegen des Konzils Entscheidung, und aller Bemühungen der in der Versammlung anwesenden Bischöfe ungeachtet, war es unmöglich, eine Aussöhnung wieder herbeizuführen. Die Trennung hat seitdem bis auf unsere Tage fortgedauert.

Die Scherereien und Bedrückungen von Seiten der byzantinischen Kaiser in den beiden Armenien, der Araber rasches Vordringen in Aegypten und Mesopotamien im achten Jahrhundert, wie noch mehrere andere Umstände, veranlaßten die Katastrophe von 813. Johann, Patriarch von Osni, maßte sich den Titel eines Oberhauptes der armenischen Nation an, begab sich zu Motassem, Sohn des Kalifen Harun al Raschid, der damals Armenien und die benachbarten Länder beherrschte, in der Absicht, sich von der katholischen Kirche unabhängig erklären zu lassen. Er trieb die Sache so weit, daß er den Kalender veränderte, und den Armeniern verbot, ihre Feste nach dem alten Ritual zu feiern.

Die katholischen Armenier waren nun zweihundert Jahre lang genöthigt, ihren Glauben zu verbergen. Erst während dem Kampfe zwischen den Kreuzfahrern und den Sarazenen konnten sie nach Cilicien auswandern, wo sie ein neues Königreich bildeten. Seit jener Epoche, bis zum vierzehnten Jahrhundert,

herrschte eine lange Reihe von Königen und Patriarchen in jenem Lande.

Während diesem Zeitraum hatten die orthodoxen Armenier mehrmals eine National-Kirchenversammlung in Vorschlag gebracht, doch ohne Erfolg. Die Spaltung dauerte fort, obschon das Konzil von Adana alle Verfügungen des Patriarchen Johann widerrufen, und sie verdammt hatte. Die Kreuzzüge trugen vielleicht auch das ihrige bei, die beabsichtigte Wiedervereinigung zu hintertreiben.

Der Muselmänner unaufhaltsames Vordringen machte endlich auch dem Königreich Cilicien ein Ende, und der letzte Patriarch der katholischen Armenier flüchtete sich in den Libanon, wo seine Nachfolger noch jetzt den von Rom anerkannten Titel eines Patriarchen der armenischen Nation tragen. Die orthodoxen Armenier, die reicher und mächtiger waren, als die katholischen, erlangten bald von den Türken die Erlaubniß der freien Bekennung ihrer Religion, unter einem von der Pforte anerkannten Patriarchen, während die römische Partei, weitzerstreuet wie sie war, nur mit Mühe ihre Kirche und ihren Kultus erhalten konnte. Indessen genoß sie immer vollkommene Glaubensfreiheit in Georgien, in Diarbekir, und in einem großen Theile Mesopotamiens.

In der europäischen Türkei dagegen waren die katholischen Armenier mancherlei Verfolgungen ausgesetzt, und traurig aber wahr, oft auf Antrieb ihrer eigenen Landsleute, der orthodoxen Armenier. Diese letzten nämlich wurden von der ottomannischen Regierung allein geduldet, weil sie ein von ihr anerkanntes verantwortliches Oberhaupt hatten, während die

andern vom Pabst abhingen, dem sie allein Treue und Gehorsam schuldig zu sein glaubten.

Sie weigerten sich standhaft, dem armenischen Patriarchen in Konstantinopel zu gehorchen, und erduldeten lieber alle Bedrückungen von Seiten der Türken, als daß sie unter jenes Oberherrlichkeit sich fügten. Daher rührte die Verfolgung von 1767, die sieben Jahre dauerte, die von 1810 und 1811 zu Angora, und die beinahe ununterbrochenen Erpressungen von 1812 bis 1816. Auch in den Jahren 1827 und 1828 wurden mehrere von ihnen in Konstantinopel hingerichtet, weil sie bei ihrem Entschlusse beharrten, der Oberaufsicht des Patriarchen ihrer Nation sich zu entziehen.

Dieser, um für ihren Widerstand sich zu rächen, bezeichnete den Ministern der Pforte die genauen Verbindungen der katholischen Armenier mit den Franken. Er gab ihnen zu verstehen, daß jene mehr den christlichen Mächten zugeneigt seien, als dem Großherrn, und daß man sie nur als treulose und gefährliche Unterthanen betrachten könne. Er schilderte sie auch als Anhänger der Janitscharen, und wie bereit, bei jeder Empörung diese zu unterstützen. —

Die katholischen Armenier hatten, vor den Ereignissen von 1828, wohl einen Bischof zu Konstantinopel, der jedoch in durchaus keiner Berührung mit der türkischen Regierung stand, von ihr nicht anerkannt wurde, und bei allen Gelegenheiten an den orthodoxen Patriarchen sich wenden mußte, von dem er gewöhnlich sehr übel aufgenommen wurde. Aus allen diesen Gründen befanden sich die katholischen Armenier in der Türkei in einer traurigen Lage, weshalb sehr

viele auswanderten, von denen, selbst seit die Pforte gegen sie zu milderen Gesinnungen gekommen ist, nur wenige wieder zurückgekehrt sind.

In den russischen Provinzen, südlich vom Kaukasus, ist die Zahl der lateinischen Armenier, im Vergleich mit jener der orthodoxen, sehr gering. In Georgien und Imiretien gibt es ihrer nur zwischen 700 bis 800 Familien. Sie haben Kirchen in Tiflis, Gori und Kontaysi, die von Franziskanern, größtentheils gebornen Italienern, bedient werden, die direkt von Rom hierher gekommen sind.

Bei den Armeniern, wie überhaupt bei den Asiaten, verheirathen sich Witwer und Witwen nur unter einander. Es wird als eine große Schande für einen Junggesellen betrachtet, wenn er eine Witwe zur Frau nimmt. Ehescheidung ist in der armenischen Kirche verboten. Doch gibt es Fälle, wo Trennung gestattet wird, unter andern bei Ehebruch. Aber selbst in diesem Fall dürfen die Gatten sich nicht wieder vermählen.

Bei den Armeniern wird die Geburt eines Mädchens als ein Trübsal betrachtet. Man erlaubt sich deshalb bei einem solchen Ereigniß keinerlei Glückwünsche und Freudebezeugungen, mit denen man, bei der Geburt eines Knaben, nicht geizig ist. Die Frau bedient immer ihren Mann, besonders bei Tische. Die erwachsenen Söhne, selbst wenn sie 40 Jahr alt, verheirathet und Väter sind, dürfen sich nie in Gegenwart ihres Erzeugers setzen. Dem Erstgebornen allein steht dies Recht zu, und die übrigen Mitglieder der Familie sind genöthigt, ihn zu bedienen.

Sind mehrere Männer beisammen, so erscheinen die Frauen nie in ihrer Mitte. Dieselbe Regel wird auch von den Männern beobachtet, wenn mehrere Frauen beisammen sind. Die erst neuerdings verheiratheten Frauen gehorchen denen, die schon seit längerer Zeit in den Banden der Ehe sich befinden. Sie sprechen mit Niemand im Hause, viel weniger ausser demselben, wenn ihr Mann ihnen dazu nicht ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, was gewöhnlich erst nach 2 oder 3 Jahren geschieht.

Unwissenheit und Aberglaube der in den russischen Provinzen, in der Türkei und in Persien wohnenden Armenier übersteigt Alles, was man sich denken kann. Die russische Regierung hat seit einigen Jahren armenische Primarschulen in Tiflis gegründet. Aber darf man hoffen, daß sie beitragen werden zur Aufklärung des Volkes, so lange sie unter Leitung beschränkter, übelwollender Priester sich befinden, denen es an allen nützlichen Vorkenntnissen gebricht, und deren Einfluß auf die Jugend nur als nachtheilig und verhängnißvoll betrachtet werden kann? —

Die Armenier in den russischen Provinzen südlich vom Kaukasus, bilden den größten Theil der Städtebevölkerung; doch gibt es auch Distrikte, wo sie in Dörfern wohnen. Ihre Lebensweise ist ganz dieselbe, wie die der Georgier, von denen sie sich nur durch ihren Glauben und ihre Gewerbe unterscheiden.

Die meisten beschäftigen sich mit mechanischen Künsten und mit Handel. Nur wenige treiben Ackerbau. Unter den Georgischen Königen waren sie unterdrückt. Die Russen haben sie wieder in den Besitz aller politischen Rechte eingesetzt, welche sie gleich den übrigen

Landesbewohnern genieſſen. Aus politiſchen Rückſichten werden ſie ſogar auf eine manchmal recht auffallende Weiſe begünſtigt. Aus dieſem Grunde auch ſind ſie der ruſſiſchen Regierung mit Leib und Seele ergeben.

Es gibt unter den Armeniern viele adeliche und fürſtliche Familien. Die meiſten haben freilich keine gültigen Rechte und Anſprüche auf ſolche Auszeichnung, indeſſen geſteht die ruſſiſche Politik ſie ihnen freiwillig zu, um ſie auf jede Weiſe an ſich zu feſſeln.

Wie in Polen die Juden beinahe die alleinigen Kaufleute und Krämer ſind, ſo findet man in Georgien nur armeniſche Handelsleute. Selbſt die Adelichen und die Fürſten halten es nicht unter ihrer Würde, durch Handel ſich zu bereichern. Mit einem Worte, die ganze Nation, bis zu dem ärmſten Bauer, treibt kaufmänniſchen Verkehr.

Dieſe letzten beſuchen die meiſten Meſſen und Jahrmärkte im ruſſiſchen Reiche. Zu Niſchnei-Nowgorod, wie zu Moskau, Odeſſa, Aſtrachan ꝛc. wimmelt es von ihnen. Sie finden ſich auch ein in allen Handelsſtädten in der Türkei, in Perſien, der Tatarei und anderen Ländern. Der ganze Verkehr mit den kriegeriſchen Stämmen im Kaukaſus iſt in ihren Händen. Sie ſind die einzigen Fremden, die unangefochten dies Land durchreiſen, und auf der wilden Einwohner Schutz rechnen können.

Die armeniſchen Kaufleute in Tiflis haben neuerdings einen großen Bazar erbauet, in welchem die Laden und Kauflager nur an Individuen ihrer Nation vermiethet werden. Das aus den Miethzinſen ſich ergebende jährliche Einkommen wird zur Unter-

haltung zweier Schulen verwendet, wovon die eine für die Jugend, die andere zur Ausbildung der Geistlichen bestimmt ist. Beide befinden sich jetzt im blühendsten Zustande. Seit den letzten zehn Jahren hat der Handel von Tiflis eine solche Ausdehnuug gewonnen, daß die Bevölkerung dieser Stadt von 15,000 Seelen bis auf 65,000 augewachsen ist.

Die Zigeuner in den Pyrenäen.

Wer zum ersten Male die Pyrenäen sieht, wird von Erstaunen ergriffen beim Anblick dieser langen Reihe majestätischer Gipfel, die sich vom atlantischen bis zum mittelländischen Meere erstrecken, und einen ungeheuern, unübersteigbaren Wall zwischen Frankreich und Spanien zu bilden scheinen.

Dringt man sodann in die Thäler, welche gegen diese Gipfel, tiefen Furchen gleich, sich hinanziehen, durchwandert man abwechselnd Wälder, Wiesen, Felder, Weinberge; klimmt man steile Felsen hinan, oder überschreitet man auf zitternden Brücken jene klaren, tobenden Bäche (gaves), die hier so zahlreich sind; verweilt man in den zahlreichen Dörfern, wo überall Marmor und Schiefer verschwendet sind, die sich längs einem vielgewundenen, beschatteten Wege dahin ziehen, oder die auf schwindelnder Höhe wie Adlernester zu schweben scheinen: dann sagt man sich, daß auch dies Gebirg seine eigenthümlichen Schönheiten hat, die lange noch nicht so gewürdigt werden, als sie es verdienen.

Das Land ist fruchtbar und stark bevölkert. Die

Gegend ist ausserordentlich abwechselnd und malerisch; die Natur so frisch, so jung und so alt zu gleicher Zeit, daß man zwischen stummem Erstaunen und lautem Vergnügen unaufhörlich hin und herschwankt.

Aber noch viel merkwürdiger ist der Pyrenäen eigentliches Inneres. In steil abgerissenen, wie mit einem Streich vom Gipfel bis zum Fuße gespaltenen Felswänden öffnen sich tiefe Schluchten, von donnernden Bächen durchschäumt, oder geheimnißvolle Hölen, deren tief im Schoose der Erde sich verlierende entfernteste Schachten noch Niemand durchforscht. Hier sieht man herrliche Wasserfälle, dort düstere Tannenwälder auf kolossalen Bergrücken, die, von ferne gesehen, unersteiglich scheinen. Weiterhin erheben sich riesige Felsmauern, oder Berge zu einem majestätischen Amphitheater, neben denen ungeheure Trümmermassen ein Bild vom Chaos darstellen. Darüber hinweg ragen in Form von Domen, oder Pyramiden, oder zerklüfteten Obelisken des Gebirges Gipfel empor, zum Theil öde, grau und nackt, zum Theil mit ewigem Eis und Schnee bedeckt.

Ausser den erhabenen und lieblichen Szenen, welche die Pyrenäen dem Reisenden darbieten, verdienen aber auch ihre Bewohner eine besondere Aufmerksamkeit. Am meisten wird man betroffen von den Extremen der Vollkommenheit und der Entartung unsers Geschlechts. Man sieht Gesichter, wie selbst Hannibal, Ludwig und August Carracci oder Leopold Robert, unter dem glücklichen Himmel Italiens, keine schönere erdacht haben, und ein Paar Schritte weiter gewahrt man mit Kröpfen, breiten Nasen, ungeheuern Mündern und großen Ohren begabte Gestalten, die

mehr von Affen als von Menschen abzustammen scheinen, und deren Anblick ihren kränklichen, leidenden Zustand verräth.

Auffallend genug sind Gesundheit, Stärke und Schönheit der Formen in einigen Thälern allgemein vorherrschend, während in andern oft jenen ganz nahe gelegenen körperliche Verkrüppelung, Häßlichkeit und Krankheiten jeder Art von Generation auf Generation sich vererben. Uebrigens ist die Bevölkerung des Pyrenäengebirgs keinesweges übereinstimmend, sondern vielmehr sehr verschieden. Man erkennt den Bearner an seiner braunen Jacke, den Basken an seiner blauen, den Bewohner des Barègethals an seiner spitzen Mütze, den des Campanthals und den Arragonier an seinem großen Hute.

Die jungen Mädchen von Ossan unterscheiden sich durch ihre scharlachrothe Kapuze, die flach auf dem Kopfe liegt, oder hinten herabhängt und den Nacken bedeckt, die Bäuerinnen von Béarn durch ihre weisse, oben zugespitzte Regenkappe. Die der Frauen im Aspethal sind braun. Die Mädchen von Oleron und der Umgegend umwickeln sich den Kopf mit bunten Tüchern von schreienden Farben. Die Frauen von Pau hüllen sich in eine lange braune, rothgefütterte Kapuze.

In den Departementen der Arriège und der östlichen Pyrenäen gewahrt man wieder andere Gestalten und Trachten. Die Bewohner des östlichen Theiles dieser Bergkette sind mit der katalonischen und languedockischen Bevölkerung vermischt, wie die in der Mitte und im Westen mit den Einwohnern von Arragonien, Biskaya, Navarra und Gascogne.

Unter allen diesen Völkerschaften zeichnen sich die Zigeuner, die in den Pyrenäen ziemlich häufig sind, durch ihre eigenthümlichen Gesichtszüge, Sitten, Sprache und Lebensweise aus. Einige ihrer Stämme haben in gewissen Dörfern einen festen Aufenthalt, andere bringen den Winter in Meiereien zu, wo man sie gern sieht, weil sie nicht allein mehrere kleine Gewerbe betreiben, denen in dieser Gegend sonst Niemand sich so geschickt zu unterziehen versteht, sondern auch weil sie die von ihnen bewohnte Gegend vor den Diebereien anderer Zigeuner bewahren.

Noch andere irren unstät umher, und haben nirgends einen festen Aufenthaltsort. Sie leben von ihren Wahrsagerkünsten, von Kesselflicken, besonders aber von Diebstählen, die sie mit ausserordentlicher Geschicklichkeit anzulegen und in Ausführung zu bringen wissen. In dem alleinigen Departement der Unterpyrenäen gibt es auf eine Bevölkerung von 428,400 Seelen bei 1600 Zigeuner, also einen auf 267 Einwohner. In den andern Pyrenäen-Departementen sind sie verhältnißmäßig fast eben so zahlreich.

Die Zigeuner in den Unterpyrenäen leben in kleinen Truppen, und kampiren ohne feste Wohnplätze oder bestimmte Punkte, wo sie den Winter zubringen, im Gehölz, in den Steppen, oder in Ställen, woraus man sie nicht zu entfernen wagt, nicht blos weil man ihnen übernatürliche Kräfte zuschreibt, sondern auch weil man ihre Rachsucht fürchtet.

Sie beschneiden Maulthiere, verfertigen Weidenkörbe, verrichten andere leichte Handarbeiten, betteln, wahrsagen und stehlen, doch thun sie dies letzte nie an den Orten, wo sie sich grade aufhalten, sondern

sie stellen immer in einer gewissen Entfernung den Lämmern oder dem Federvieh nach, woraus sie am liebsten ihre Mahlzeiten sich bereiten.

Man hat bei den Zigeunern in den Untervyrenäen keine Spur von irgend einem Kultus bemerkt. Sie leben nicht, wie man behauptet hat, in allgemeiner Weibergemeinschaft, sondern sie verheirathen sich für eine bestimmte Zahl Jahre. Ihre Vermählungsfeierlichkeit besteht in nachstehendem Verfahren. In Gegenwart des ganzen Stammes ergreift der Bräutigam die Braut an der Hand. Sodann wirft er einen gewöhnlichen irdenen Topf in die Höhe, und die durch seinen Fall entstandenen Scherben bestimmen die Zahl der Jahre, welche die Gatten mit einander leben sollen. Man versichert, daß sie den auf solche Weise geschlossenen Vertrag pünktlich halten; doch hat man auch bemerkt, daß der Bräutigam den Topf um so höher schleudert, je hübscher die Braut, oder je verliebter er ist.

Durch sorgsame Zusammenstellung mehrerer Worte und Redensarten, hat man jetzt die Ueberzeugung gewonnen, daß die Zigeuner in dem ganzen Europa alle von einem und demselben Volke abstammen, und daß dies Volk kein anderes ist, als das eigentlich indische, welches noch jetzt die Urbevölkerung von Hindostan bildet. Sowohl in Großbritannien als in Rußland, in Deutschland wie in Frankreich, in Portugal und in Persien nennen sich die Zigeuner Romanich'l. Dagegen erhalten sie von den Landesbewohnern sehr verschiedene Namen, die oft unter sich nicht die mindeste Aehnlichkeit haben.

In England nennt man sie Gypsies oder Aegypter;

in Schottland Tinkler und im Hochlande Caird; in Frankreich Bohémiens oder Aegypter; in Portugal Siganos; in Spanien Gitanos; in Deutschland Zigeuner, in Schweden und Dänemark Tataren; in Italien Zingari; in Ungarn Cygani; in Rußland Tzingani; in der Türkei Schingana; in Syrien Kauli (statt Kabuli, Bewohner von Kabul); in Persien Luli (statt Lohani oder Indier); in Hindostan selbst Nat Beria und Kangiar.

Man findet die Zigeuner in fast allen Ländern Europa's und Asiens. Am zahlreichsten sind sie in den Fürstenthümern Moldau und Wallachei, in den übrigen Provinzen der europäischen und asiatischen Türkei, in Ungarn und Siebenbürgen, wie in den andern österreichischen Staaten, in Rußland und Polen, in Großbritannien, in den Pyrenäen und in Belgien.

Ihre Zahl läßt sich unmöglich mit Genauigkeit bestimmen. Als annähernd dürfte nachstehende Zahlenangabe betrachtet werden, die wir jedoch nicht als richtig verbürgen möchten. Man darf annehmen, daß es in den Fürstenthümern Moldau und Wallachei bei 80,000 Zigeuner gebe, in den übrigen türkischen Provinzen in Europa 50,000; in Ungarn und Siebenbürgen 35,000; in den andern k. k. Erbstaaten 30,000; in Rußland und Polen 40,000; in Großbritannien 12,000; in Frankreich 10,000; in Belgien 3000; in Portugal und Spanien 3000; in der preussischen Monarchie 1500; in den anderen deutschen Staaten 2000; in Italien 1400; in der Schweiz 500; in Holland 200; in Schweden und Dänemark 200; in Griechenland 200. Dieser Uebersicht nach würde sich

also die Gesammtzahl der Zigeuner in Europa auf 269,000 Individuen belaufen.

Zum Beweise, daß die Zigeuner in den verschiedenen Ländern Europa's dieselbe Abstammung haben, und daß diese Abstammung keine andere ist, als die hinduische, wollen wir nur einige Worte ihrer Sprache anführen. Die Zigeuner in Deutschland, in den Pyrenäen, in Großbritannien, in Portugal, in Ungarn und Polen, wie in Persien sagen für Wasser: Pani, durchaus wie die eigentlichen Indier in Hindostan. Es ist dasselbe mit Pferd: Grey (Gra-krey), im Hindoi: Gorra oder Gassi; mit Haus: Gar oder Ker, im Hindoi: Kurr; mit Salz: Lol oder Nul, im Hindoi: Nun; mit Nase: durchgehends Nack; mit Hand: Wast oder Bast, im Hindoi: Hatsch; mit Hammel: Bakro oder Barko, im Sanskrit: Barkora; mit warm: Schil oder Isch, im Hindoi: Sil, u. s. w. *)

Das Alles bestätigt die Ergebnisse der gelehrtesten Nachforschungen, welche man über den Ursprung der Zigeuner angestellt, und wonach man als zuversichtlich annehmen kann, daß sie wirklich aus Indien herstammen. Mehrere Individuen dieses sonderbaren

*) Das bis jetzt bekannte vollständigste und korrekteste Werk über die Zigeunersprache ist das von Dr. Ferdinand Bischof 1827 in Ilmenau herausgegebene Wörterbuch. Es enthält ungefähr 4000 Worte, welche der Verfasser aus dem Munde mehrerer Zigeuner gesammelt, die sich in den Gefängnissen zu Eisenach befanden. Man vergleiche damit die Abhandlung von John Staples Harriot (in englischer Sprache), über den morgenländischen Ursprung der Zigeuner, und die Aufsätze über denselben Gegenstand in dem Novemberheft 1832 der Nouvelles Annales des Voyages, S. 334 u. f., wie in dem Oktoberheft 1833 derselben Zeitschrift, S. 81 u. f.

Volkes behaupten zwar, daß ihre Vorfahren aus Aegypten nach Europa gekommen, und will man diese Angabe auch nicht gradezu bezweifeln, kann man doch voraussetzen, daß wahrscheinlich zwei Auswanderungen stattgefunden, die eine zu Wasser und die andere zu Lande. Einige dieser Banden können sich auch zuerst nach Aegypten, und erst später nach Europa begeben haben; doch ist so viel gewiß, daß sie nicht ursprünglich aus Aegypten herstammen.

Man kann nicht genug die befremdenden Wirkungen der Revolutionen des menschlichen Geschickes bewunderen. Wie auffallend ist es nicht in der That, daß der Zigeuner, d. h. der Nachkomme von Hindostan, jetzt auf dem Grund und Boden des Basken lebt, den man als den Ureingebornen des Pyrenäengebirgs betrachtet, oder der wenigstens lange vorher schon hier angesiedelt war, ehe Gothen und Vandalen über ihn hinweg nach Spanien eindrangen, ehe die römische Herrschaft bis hierher sich erstreckte, ehe die ersten Fabeln der benachbarten Völker auf irgend eine Wahrscheinlichkeit sich zu begründen vermochten.

Das Altaigebirg und die Quellen des Ob.

Die Geographie lehrt, daß als des Flusses wirkliche Quelle diejenige betrachtet werden müsse, welche am entferntesten ist von seiner Mündung. Indessen beobachtet man nicht immer diese Regel, woran man unsers Erachtens unrecht thut. So raubt der verhältnißmäßig unbedeutende Missisipi dem ungeheuern Missuri (dessen Lauf bei der Vereinigung mit jenem beinahe doppelt so lang ist, als der des Missisipi) die Ehre, unter seinem Namen alle Gewässer seines gewaltigen Bekens, das an Größe Portugal, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammengenommen übertrifft, dem Ozean zuzuführen. *)

So behauptet man auch, daß der Ob, den mehrere Schriftsteller sehr mit Unrecht Oby nennen, durch die Vereinigung der Bija und der Katunja gebildet worden, welche unterhalb Bijsk, in Sibirien, zusammenströmen. Die Katunja (eigentlich Katun-Gol oder Prinzessinstrom) entsteht in den Bergen der Statthalterschaft Tomsk durch den Zusammenfluß des Koksun (eigentlich Kuke-Usun oder Blauwasser), der von West gegen Ost strömt, und der Schuja (Tschui), deren Richtung von Ost gegen West ist. Die Bija kommt aus dem Teletskoisee der Russen, dessen wahrer Name Altan (Altain) kol, oder Goldsee ist, und der sich nördlich von der hohen Kette des Altai oder Altan-Tau befindet. Er nimmt sehr viele

*) M. s. den Aufsatz: „Reise auf dem Missisipi," im vierten und fünften Theil dieses Jahrgangs der Bibliothek.

größere und kleinere Flüsse in sich auf, wovon die beträchtlichsten der Baschkusch und die Scholosba sind. Diese letzte wird gewöhnlich nur Schulyschman genannt. Die Quellen dieser beiden letzten sind nicht besonders entfernt von denen der Schuja, in dem höchsten Theile der Altaikette, welche die Statthalterschaft Tomsk vom chinesischen Reiche scheidet.

Dr. Bunge, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der früher schon mehrere Reisen in diesem Theile Sibiriens gemacht, wurde 1832 von Neuem dahin geschickt. Im Juli besuchte er die Quellen der Schuja, des Baschkusch und der Scholosba, welche diejentferntesten und höchsten Zweige des Ob sind. Theilen wir einen Auszug mit von dem Berichte, den er über diesen wichtigen Gegenstand der Akademie vorgelegt.

„Ich verlies mein Lager am Ufer des kleinen Flusses Kara Dyrgun (der schwarze Dyrgun) und umging einige Berge links von der Schuja, wonach ich meinen Weg fortsetzte durch die Ebene, die sich stufenweis erhebt, und die zur Rechten von der Schuja, zur Linken durch eine steile mit Schnee bedeckte Bergkette begrenzt wird.

„Wir machten ungefähr 13 oder 14 Werste (3 ¼ bis 3 ½ Stunden) in dieser Steppe, die sehr öde und nur mit einer ärmlichen Vegetation bedeckt ist, wonach wir zu Pferde durch die Schuja ritten, die hier nicht tief ist, aber sehr schnell strömt. Wir wanderten sodann dem Baylugem, einem seiner Hauptzuflüsse, entgegen.

„Am Abend gelangten wir zu den Filzzelten Demeschi Tschockon's, Häuptlings einer unghhängigen

Kalmuckenhorde, der ganz in Nähe der Quelle, in einer Alpenschlucht, sein Lager aufgeschlagen.

„Ich hatte gehofft, bei den gutmüthigen Grenzbewohnern den Beistand zu finden, dessen ich zur Ausführung meines Vorsatzes bedurfte, so weit als möglich in das Hochgebirg vorzudringen. Wirklich ertheilten sie mir die nöthigen Andeutungen, hinsichts der Oertlichkeiten, und gegen eine unbedeutende Entschädigung gaben sie uns Pferde und Führer auf einige Tage. Ich lies Alles zurück, dessen ich nicht unumgänglich zu meinem Ausfluge bedurfte. Am nächsten Morgen entfernten wir uns vom Baylugem, und wanderten durch und über steiles Gebirg der Schuja zu, deren Quellen wir Nachmittags, bei guter Zeit, erreichten.

„Ein wenig mehr als eine Werst (¼ Stunde) links von diesen Quellen, bemerkt man auf dem Grat einer hohen mit Schnee bedeckten Gebirgsreihe ein Obo, oder eine Säule, welche die Grenze zwischen dem russischen und dem chinesischen Reiche bezeichnet. Sie hat eine Inschrift in mogolischer Sprache, deren Sinn ist, daß auf diesem Punkte, wo die Gewässer nach entgegengesetzten Richtungen fliessen, die Wohnstätten der den beiden Staaten Tribut zahlenden Kalmucken enden, und die des mogolischen Stammes der Soyonen, beginnen.

„Wir verweilten einige Zeit auf dieser erhabenen Stelle, wonach wir uns in ein tiefes Alpthal versenkten, das sich weit hinzog. Es bildet eine ungeheure Sumpfebene, die mit unzähligen, ungleich großen Seen bedeckt ist. Mehrere Gruppen mit Schnee bedeckter Berge erheben sich mitten in dieser Ebene.

Das von ihnen herabrinnende Wasser füllt die Seen, denen mehrere Bäche entströmen.

„Die Länge dieses Thales von Ost gegen West mag 35 Werste (8 ½ Stunde) betragen. Es gibt in ihm sehr viele Hirsche, Rennthiere, Gemsen, Wölfe, Muffelthiere, Füchse u. s. w. Diese Thiere finden hier einen sichern Aufenthaltsort, weil, mit Ausnahme einiger kalmuckischer Jäger, die ebenfalls nicht lange verweilen, diese Gegend von Niemand besucht wird. Es ist nämlich den Kalmucken streng verboten, sich hier niederzulassen, wozu sie sonst, der herrlichen Alptriften wegen, und des strengen Frostes unbeschadet, große Lust haben möchten.

„An demselben Tage gingen wir noch 20 Werste (5 Stunden) weiter. Wir überschritten die Quellen des Baschkan, einer Zuströmung des Abakan*), und blieben über Nacht an einem kleinen See. Obgleich wir uns in Mitte Juli befanden, und warm gekleidet waren, froren wir doch sehr. Wir hatten durchaus kein Holz finden können, um Feuer zu machen.

„Am nächsten Morgen umhüllte ein dichter Nebel die hohen Berge vor uns, die zum Altan tau, oder dem wahren großen Altai, dem Kin schan der Chinesen, welche der eigentliche Zweck meiner Reise waren, gehören. Glücklicherweise schwand der Nebel mit Sonnenaufgang, und wir brachen auf gegen den Uebergang des Schaptschal, der den einzigen zugänglichen Weg zum Altan tau darbietet.

---

*) Der Baschkan ist wahrscheinlich der in den Altannoor sich ergießende Baschkusch. Er ist jedoch kein Zufluß des Abakan, der in den Jenisey mündet.

„Wir hatten ungefähr 10 Werste (2 ½ Stunden) zurückgelegt, als wir an den Jein kol (See des bösen Geistes) gelangten. Dieser Wasserbehälter ist wirklich schön, und dehnt sich 9 bis 10 Werste lang am Fuße des Altan tau aus. Seine Breite ist zwischen 3 und 3 ½ Werste (nicht ganz 1 Stunde). An seinem nordwestlichen Ende entströmt ihm der Schulyschman, über den sich unmittelbar die riesige Masse des Altan tau erhebt. Sie erstreckt sich wie eine ungeheure Mauer von Nordnordwest nach Südsüdost, und verschließt das Thal, worin der Bach fließt.

„Nur mit Uebersteigung vieler Schwierigkeiten gelang es uns die ersten Vorberge der Bergkette zu erklimmen. Wir durchwateten große Schneefelder, und befanden uns jenseits derselben in einer engen Schlucht, die der eigentliche Engpaß (Dabahn) Schaptschal ist, der dem ganzen Berge seinen Namen gibt.

„Dieser wahrhaft schaudererregende Uebergang schwebt gewissermaßen über dem südlichen Abhang, und führt zu einem Abgrunde, in den steilabgerissene, ungeheure Felsmassen sich hinabsenken. Der Weg schlängelt sich über zerbröckelten Glimmerschiefer, woraus der ganze Berg besteht, abwärts. Scheint die Sonne auf die Felsen, scheinen sie aus gediegenem Golde zu bestehen. Daher rührt auch der Name des Gebirgs Altan tau, oder Goldberge.

„Beim Ansteigen in diesem Engpaß bemerkten wir in dem Abgrund unter uns einen Haufen Menschen- und Pferdegerippe. Sie rührten von Reisenden her, die mit ihren Thieren hinabgestürzt waren. Es war uns das ein drohender Fingerzeig über unsers Unternehmens Gefährlichkeit.

„Endlich erreichten wir den höchsten Punkt des Ueberganges, von dem wir eine herrliche Aussicht hatten. Zur Linken übersahen wir das breite Thal, das wir Tags zuvor durchwandert, mit seinen Seen, worunter sich vorzüglich der Jein kol auszeichnete, der dicht zu unsern Füßen war, und weiter links der Kindyktu kol, ein anderer noch größerer See, der zum Theil noch mit Eis bedeckt war. Gegen Nordwest öffnete sich eine tiefe Schlucht, auf allen Seiten von hohen eisigen Gipfeln ummauert. Ihr entströmt der Tsui, der sich in den Kemtschug, einen der Zuflüsse des Jenisey, ergießt. Man berichtete uns, daß etwa in einer Entfernung von 36 Werste (nicht ganz 9 Stunden) von dem Orte wo wir waren, eine Soyonenstadt, ebenfalls Kemtschug genannt, an diesem Flusse liege.

„Hinsichts der Botanik bieten diese Berge nichts Neues dar. Ihre Gewächse sind die der Ufer des Kuray. Ihre Grate und Gipfel sind durchaus nackt, und mit ewigem Schnee bedeckt.

Parallele zwischen der Briefpost in Frankreich und in England.

Dem römischen Kaiser Augustus schreibt man die erste Einrichtung der Posten in Europa zu. Man versichert, daß sie in China und Japan schon seit undenklichen Zeiten bestanden, und daß die Spanier, bei ihrer Ankunft auf dem amerikanischen Festlande, gut eingerichtete Poststationen auf den nach Cusco und Lima führenden Landstraßen fanden.

Der erste Zäsar führte die Post jedoch nur ein, um mit Schnelle und Sicherheit seine Befehle nach den verschiedenen Punkten des römischen Reiches senden zu können. Im Mittelalter bedienten sich ihrer die Päbste zu demselben Zweck, eben so Karl der Große. Ludwig der XI (von Frankreich) gab ihr durch sein Dekret von 1464 eine etwas größere Ausdehnung, doch erst unter Karl VIII wurde sie zum Dienste des Handels und der Privatleute eingerichtet.

Von Frankreich verbreitete dieses neue Verbindungsmittel sich in Kurzem über die andern Theile Europa's. Ferdinand und Isabelle führten es, nach der Eroberung Granadas, in ihren Staaten ein, und es scheint, daß Eduard IV, des Widerstandes der englischen Aristokratie ungeachtet, es in Ausführung brachte, obgleich die britischen Geschichtschreiber des Amtes eines Generalpostmeisters erst im J. 1581 erwähnen.

Man weiß wenig oder nichts über den ersten Zeitraum der Postanstalten in Frankreich wie in England. Erst um Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Posten in beiden Ländern auf eine etwas regel-

mäßige Weise verwaltet. Im Mai 1630 wurden in Frankreich Postmeister und Kuriere ernannt, deren Amtsverrichtungen erblich sein sollten. Man verkaufte solche Stellen 42 Jahre lang, und der Kaufpreis floß in den königlichen Schatz.

Im April 1676 ließ Louvois diese Erbämter wieder zurückkaufen, und verschmolz in einen einzigen Verwaltungszweig die verschiedenen Departemente, welche das Briefgeld zu ihrem Vortheil einzogen. Ein gewisser Lazarus Petit bewerkstelligte die Rückzahlungen, und Ludwig XIV überließ ihm die Pacht sämmtlicher Posten für die Summe von 1,220,000 Livres (569,333 Gl. 20 Kr. rh.). Seitdem stieg die Postpacht immer höher, und beim Anfang der Revolution von 1789 warf sie der Regierung einen jährlichen Nettoertrag von 12 Millionen Livres (5,600,000 rh. Gl.) ab.

Erst 1660 wurde durch einen Parlamentsakt die Postverwaltung in England eingeführt. Man ersieht in den Archiven des Oberhauses, daß die Posten 1664 21,000 Pf. Sterl. (252,000 rh. Gl.), und 1723 201,000 Pf. St. (2,412,000 rh. Gl.) abwarfen. 1793 war ihr Ertrag bereits bis auf 607,000 Pf. St. (7,284,000 rh. Gl.) gestiegen. Seitdem aber ist ihre Einnahme noch viel beträchtlicher gewesen.

Also erst seit Mitte des 17. Jahrhunderts ist dies Unternehmen ein abträglicher Zweig des öffentlichen Einkommens in Frankreich und England geworden.

Die kleine oder Stadtpost, die in London und Paris von so großem Nutzen ist, wurde in dem letzten erst 1759 durch den Staatsrath Chamousset eingeführt, obgleich sie in Englands Hauptstadt schon

seit 1683 unter dem Namen two penny post (Zweipfennigspost) befand. Die kleine Post in London wird nicht durch reitende Briefträger besorgt, wie die in Paris, sondern durch fahrende, die mit den Omnibus nach den entfernteren Stadttheilen und den Vorstädten gebracht werden.

Werfen wir einen Blick auf dieser beiden Anstalten gegenwärtigen Zustand, was merkwürdige Zusammenstellungen veranlassen kann. Ohne uns mit den innern Verhältnissen zu befassen, sagen wir nur, daß alle Verrichtungen mit einer Schnelligkeit von statten gehen, die an das Wunderbare grenzt. So werden in weniger als drei Stunden 4000 Depeschen geöffnet, die zwischen 30,000 bis 36,000 Briefe enthalten, welche sogleich sortirt, geschätzt, gestempelt und ausgegeben werden. Alle diese Verrichtungen erfordern nicht mehr als eine Sekunde für jeden Brief. *)

Indessen sei es, daß die Unterhaltung der großen Straßen, die Pferdegattung, der Bau der Postwagen vollkommener ist in England als in Frankreich, sei es auch, daß von Karakter die britischen Beamten ämsiger und ausdauernder sind in ihren Verrichtungen: so viel ist gewiß, daß der Postdienst in Großbritannien bei weitem schneller ist, und viel weniger Personen erfordert, als in Frankreich. So legen die englischen Postwagen 9 Meilen (3 Wegstunden) in einer Zeitstunde zurück, und in Frankreich nur eine Post (nicht ganz 1 ½ Wegstunden) in 46 Minuten. Die Zentralpostverwaltung in London braucht fünf

*) Es gibt bekannte Orte auf dem Festlande, wo man dazu für jeden Brief eine Viertelstunde braucht.

Ober- und 260 Unterbeamten, während die in Paris drei Ober- und 519 Unterbeamten nothwendig hat. Diese Verschiedenheit ist um so auffallender, da man in der ersten Stadt bedeutend mehr Briefe zu befördern hat, als in der letzten. In mittlerer Schätzung ist die tägliche Bewegung der Zentralpostverwaltungen in Paris und London folgende:

	Paris.	London.
Briefe aus dem Innern oder dem Ausland kommend	32,000	35,000
Briefe von der kleinen Post . . .	15,000	40,000
Briefe nach dem Innern oder dem Auslande gehend	70,000	45,090
Zeitungen	85,000	90,000
Tägliche Bewegung .	202,000	210,000

Im Allgemeinen hat die englische Postverwaltung eine große Ueberlegenheit über die französische; doch muß man bemerken, daß Frankreich eine Oberfläche von 10,086 geographischen Geviertmeilen, und eine Bevölkerung von 3,038 Individuen auf die Geviertmeile hat, während die vereinten Königreiche nur eine Oberfläche von 5,544 geographischen Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 3721 Seelen auf jede Geviertmeile darbieten.

Der Dienst der französischen Posten umfaßt also einen doppelt so großen Raum, als den, welchen die Posten Großbritanniens zu durchlaufen haben, unabgesehen daß in diesem letzten die Bevölkerung mehr zusammengedrängt ist, was den Dienst auf alle Fälle sehr erleichtert. Bemerken muß man noch, daß der Postdienst der Landgemeinden nicht täglich ist, wäh-

rend in Frankreich das kleinste Dorf jeden Tag seine Briefe ꝛc. erhalten und versenden kann.

Diese Betrachtungen sind von besonderer Wichtigkeit und mildern zum Theil die große Verschiedenheit, welche zwischen dem Personale der beiden Verwaltungen besteht. In Großbritannien und Irland gibt es nur 1710 Postbeamten, und ihre Gesammtbesoldung beläuft sich auf 107,932 Pf. St. (1,295,184 rh. Gl.), folglich im Durchschnitt 757 ½ rh. Gl. für jedes Individuum. Das Personal der Postverwaltung in Frankreich bestand 1831 aus 3450 Beamten, deren Gesammtbesoldung sich auf 4,134,000 Fr. (1,929 200 rh. Gl.) also für jedes Individuum auf 559 rh. Gl. belief.

Ausser obigem Gehalt, empfangen die englischen Postbeamten noch eine Entschädigung von den nach der bezeichneten Stunde zum Frankiren eingegangenen Briefen, einen Theil von dem Passagiergelde der mit der Briefpost Reisenden, und andere Taggelder oder Entschädigungen, die ihr Gehalt auf das Doppelte der obenangegebenen Summe bringen. In Frankreich findet nichts Aehnliches statt. Das Aktenstück, dem wir vorstehende Angaben entnommen haben, deutet die Zahl der Briefträger in Großbritannien nicht an. In Frankreich gab es deren im Laufe des Jahres 1831 nicht weniger als 8071, nämlich 390 in Paris, 681 in den andern Städten, 7000 in den Landgemeinden.

Theilen wir nun eine vergleichende Uebersicht von der Brieftaxe in Frankreich und England mit.

Distanzen.					Frank. Ct *)	Engl. Den.		Fr.	Ct.
15	Meilen	oder 3	St.	.	20	4	oder	—	40
20	„	6 2/3	„	.	20	5	„	—	50
30	„	10	„	.	30	6	„	—	60
50	„	16 2/3	„	.	30	7	„	—	70
80	„	26 2/3	„	.	40	8	„	—	80
120	„	40	„	.	40	9	„	—	90
170	„	56 2/3	„	.	50	10	„	1	—
230	„	76 2/3	„	.	60	11	„	1	10
300	„	100	„	.	70	12	„	1	25

Nach dieser Uebersicht ist es nicht zu verwundern, daß die Rechnungsbücher beider Verwaltungen eine so große Verschiedenheit in ihrem Nettoeinkommen darbieten. Denn in Frankreich ist das Personal doppelt so stark und die Brieftaxe um die Hälfte geringer. Doch werden die vom Auslande kommenden Briefe unverhältnißmäßig stark taxirt. So muß man in allen Grenzstädten für jeden aus einem auch nur ½ oder eine Stunde entfernten Orte kommenden Briefe (wie in Hüningen von Basel, in Straßburg von Kehl, in Neubreisach von Altbreisach, in Weissenburg von Bergzabern ꝛc.) 30 Cent. oder 8 ½ Kr. rh. bezahlen, und in Mülhausen kostet ein Brief von Basel ebensoviel, als ein solcher von Paris.

Das Brutto- und Nettoeinkommen von den Posten in Frankreich betrug:

	Bruttoeinkommen.	Verwaltung.	Nettoeinkommen.
1815.	19,364,724 Fr.	11,676,639 Fr.	7,688,085 Fr.
1831.	33,889,000 „	18,718,000 „	15,171,000 „

*) 25 Centimes sind gleich 7 Kreuzer rh. 1 Denier oder Penny gilt nicht ganz 3 Kreuzer.

Alſo belief ſich 1815 das Nettoeinkommen auf 3 587 773 rh. Gl. und 1831 auf 7,079 800 rh. Gl.

In Großbritannien und Irland war nachſtehendes das Verhältniß des Brutto- und Nettoeinkommens von den Poſten:

	Bruttoeinkom.	Verwaltung.	Nettoeinkom.	
1820.	2,068,061.	588,514.	1,479,547	Pf. St.
1831.	2,227,364.	658,325.	1,569,038	„

Das Nettoeinkommen betrug demnach 1820: 17,755,564 rh. Gl. und 1831: 18,828,456 rh. Gl.

Man entnimmt dem Vorſtehenden, daß die Ausgaben der franzöſiſchen Poſtverwaltung zu ihrem Bruttoeinkommen in der Beziehung von ein wenig mehr als 50 Prozent ſtehen, während ſie in England nicht 32 Prozent überſteigen, mit andern Worten, daß die franzöſiſche Verwaltung mehr als die Hälfte, und die engliſche nur ein wenig mehr als ein Drittel ihrer Einnahme ausgibt.

Ueber die bis unter die Meeroberfläche reichende Tiefe einiger Punkte des trockenen Landes.

Wenn man in allgemeiner Voraussetzung annimmt, daß alles trockene Land höher liegt, als der Wasserspiegel des Ozeans, gibt es doch auch Gegenden, deren Lage niedriger ist, als des Meeres Oberfläche, und die, falls dieses letztern flüssiges Element bis zu ihnen gelangen oder durchbrechen könnte, unumgänglich überschwemmt und in große Seen oder Binnenmeere verwandelt werden dürften.

In Europa kennen wir, mit Ausnahme Rußlands, nur einige Theile Nordhollands, welche in diese Kategorie gestellt werden können, und die gegen des Meeres Andrang durch hohe Dämme geschützt werden müssen.

Aber die merkwürdigste Niederung dieser Art auf der ganzen Erde ist die, welche sich vom Kaukasus bis zur Mongolei, und vom Ural bis zum Hindu-Kusch erstreckt. Ihre größte Länge mag beiläufig 600 bis 700 Stunden, und ihre Breite 350 bis 400 Stunden betragen.

Diese ganze Strecke liegt tiefer, als des Ozeans Oberfläche, indem das kaspische Meer 300 Fuß und der Aralsee 220 Fuß *unter* derselben sich befinden. Da nun die mittlere Tiefe des kaspischen Meeres 750 Fuß ist, ergibt sich daraus, daß der tiefste Punkt dieser Gegend 1050 Fuß unter der Meeresfläche ist. Saratow, das hundert Stunden vom kaspischen Meere entfernt ist, liegt 180 Fuß über demselben, folglich

noch 120 Fuß unter der Meeresoberfläche; Orenburg befindet sich noch 35 Fuß unter derselben. Es ist dasselbe mit den Städten Chiwa, Buchara, Samarkand, Taschkend u. a.

Nach den Beobachtungen des Dr. Bunge, Mitglieds der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, welche er auf seiner Reise in der Mongolei gemacht, liegt die ganze Wüste Gobi, nördlich vom Mustaggebirg, und östlich von der Bucharei, ebenfalls tiefer als der Meeresspiegel *).

Volkssagen zufolge, unterstüzt von der Geschichte des chinesischen Reiches, war diese ganze Wüste in früheren Zeiten ein Meer, weshalb sie von den Chinesen, den Mongolen und den in dieser Gegend herumirrenden Volksstämmen, selbst jezt noch, nicht anders genannt wird, als Han-Hay, oder ausgetrocknetes Meer. Sie haben den festen Glauben, daß dieses Meer bald wieder erscheinen, und sein ehemaliges Becken ausfüllen werde.

Die Chinesen behaupten sogar, daß die Einwohner von Korea durch einen beim gelben oder japanischen Meere beginnenden und in des Landes Inneres vordringenden Kanal, nicht allein die Mongolei und die Tartarei, sondern auch ganz Rußland überschwemmen könnten. So viel ist gewiß, daß die Felsen auf der nördlichen wie auf der südlichen Seite der Wüste Gobi noch jezt das An-

*) Diese Angabe, wie alle Folgerungen, welche man ihr entnehmen will, scheinen auf einem Mißverstand zu beruhen. Genauern Berechnungen zufolge ist die Wüste Gobi im Durchschnitt 2800 Fuß über die Spiegelfläche des Meeres erhöhet.

sehen eines Meeresufers haben. Die mittlere Tiefe der Wüste, unter diesem Ufer, mag zwischen 180 bis 250 Fuß betragen. Das Becken der Wüste ist größtentheils mit beweglichem Sande angefüllt, der durch heftige Windstöße oft erhoben, und zu längeren oder kürzeren Hügelreihen aufgehäuft wird.

In anderem Betracht merkwürdig sind auch die Becken der Landseen, deren tiefste Punkte sich unter, oder doch nur wenig über der Meeresoberfläche befinden. Der wichtigste Fall dieser Art zeigt sich, nach dem kaspischen Meere und dem Aralsee, in Westasien, bei den innern Seen in Nordamerika. Nach den neuesten Messungen ist der tiefste Punkt des Ontariosees wenigstens 200 Fuß, der des Eriesees 80 Fuß, der des Huronsees 160 Fuß, der des Mischigansees 150 Fuß, und der des Obersees 280 Fuß unter dem Meeresspiegel. Die Oberfläche des Obersees ist 560 Fuß überm Meere, und seine Tiefe ist 840 Fuß.

Beinahe alle Seen in Irland sind tiefer als des Meeres Oberfläche. Es ist dasselbe auch mit den tiefsten Punkten der großen Seen in Schweden, vorzüglich des Wenern- und Wetternsees. Der Seen in Dänemark, Holstein, Holland und Norddeutschland gedenken wir nur im Vorübergehen, indem man leicht begreift, daß alle diese Wasserbecken, die oft nur durch schmale Landstrecken vom Meere getrennt sind, oder unmittelbar mit ihm in Verbindung stehen, tiefer sein müssen, als der Meeresspiegel. Dasselbe versteht sich auch von dem Peypus-, dem Onega- und Ladogasee in Rußland, wie überhaupt von fast allen Seen in Finnland und Lappland.

Merkwürdiger ist es, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die Seen der höchsten Gegend in Europa, der Schweiz und der benachbarten Länder, in ihren tiefsten Punkten zur Meeresoberfläche stehen, und ob es auch hier einige Wasserbecken gibt, welche bis unter dieselbe reichen.

Der tiefe Punkt des Langensees (lago maggiore) würde, einigen Berechnungen zufolge, 1040 Fuß unter der Meeresfläche sich befinden, folglich nur um 10 Fuß von der tiefsten Stelle des kaspischen Meeres übertroffen werden. Wir bezweifeln dieser Angabe Richtigkeit sehr. Wenn es auch möglich ist, daß der Langensee an einigen Stellen tiefer sei, als der Meeresspiegel, scheint uns diese Tiefe doch nicht hundert Fuß übersteigen zu können. Wir sind selbst geneigt anzunehmen, daß dieses Sees mittlere Tiefe nicht über 500 Fuß ist, und daß er bei den Kastellen von Canero allein eine Tiefe von 750 bis 800 Fuß haben mag. Dieser Punkt würde alsdann der tiefste, und folglich im äussersten Fall nur 40 Fuß unter der Meeresfläche sein. Sein Spiegel ist 760 Fuß über derselben.

Es ist dasselbe mit dem Gardasee, in der Lombardei. Man behauptet ebenfalls, daß die tiefsten Punkte seines Beckens bis unter die Meeresoberfläche reichen. Sein Spiegel ist 620 Fuß über derselben. Seine Tiefe wird auf 860 Fuß angegeben. Er würde also bis auf 240 Fuß unter das Meer reichen. Wir unserseits glauben nicht, daß der Gardasee mehr als 550 bis 600 Fuß tief sei. Sein tiefster Punkt würde demnach immer noch über der Meeresfläche sein.

Sehen wir nun, bis zu welcher Tiefe die vorzüglichsten unter den übrigen Seen in den Alpen sich hinabsenken.

Der niedrigste Punkt des Komosees ist noch 180 Fuß über dem Meere, der des Luganosees 220 Fuß, der des Genfersees 230 Fuß, der des Vierwaldstätterssees 280 Fuß, der des Iseosees 290 Fuß, der des Bodensees 370 Fuß, der des Bourgetsees 450 Fuß, der des Zugersees 590 Fuß, der des Ortasees 660 Fuß, der des Zürchersees 680 Fuß, der des Vareasees 740 Fuß, der des Brienzersees 820 Fuß, der des Wallenstättersees 860 Fuß, der des Neuenburgersees 940 Fuß, der des Murtenersees 1000 Fuß, der des Thunersees 1030 Fuß, der des Bielersees 1110 Fuß.

Die tiefsten Stellen in den Alpen sind also die Becken des Langen-, des Garda-, des Komo-, des Lugano-, des Genfer-, des Vierwaldstätter-, des Iseo- und des Bodensees. Sie sind, unserer Berechnung zufolge, zwischen 10 und 370 Fuß über der Meeresfläche.

Der See von Komo ist 650 Fuß ü. M., und 470 Fuß tief. Luganosee 890 Fuß ü. M., 670 Fuß tief. Genfersee 1150 Fuß ü. M., 920 Fuß tief. Vierwaldstättersee 1350 Fuß ü. M., 1070 Fuß tief. Iseosee 780 Fuß ü. M., 490 Fuß tief. Bodensee 1220 Fuß ü. M., 850 Fuß tief. Bourgetsee 710 Fuß ü. M., 260 Fuß tief. Zugersee 1310 Fuß ü. M., 720 Fuß tief. Ortasee 1040 Fuß ü. M., 380 Fuß tief. Zürchersee 1280 Fuß ü. M, 600 Fuß tief. Varesasee 920 Fuß ü. M., 180 Fuß tief. Brienzersee 1780

Fuß ü. M., 960 Fuß tief. Wallenstättersee 1360 Fuß ü. M., 500 Fuß tief. Neuenburgersee 1340 Fuß ü. M., 400 Fuß tief. Murtenersee 1360 Fuß ü. M., 360 Fuß tief. Thunersee 1750 Fuß ü. M., 720 Fuß tief. Bielersee 1320 Fuß ü. M., 210 Fuß tief. *)

*) Man sehe das Umständlichere über diesen Gegenstand in dem Artikel: „Höhe der bemerkenswerthesten Seen der Schweiz," im siebenten Theile des Jahrganges 1833 dieses Werks.

Mannigfaltigkeiten.

Schwimmenden Gärten von Kaschemir.

Man bemerkt auf dem See von Kaschemir eine große Menge schwimmender, theils natürlich, theils künstlich gebildeter Gärten, die aus Schilf, langem und dickem Grase und andern Wasserpflanzen bestehen, welche von den Umwohnern auf eine sinnreiche Weise benutzt werden. Sie schlagen und pressen nämlich das Gras so fest zusammen, daß es eine solide Masse bildet, umflechten es mit Schilf, damit es sich nicht wieder auflösen könne, bedecken es mit Schlamm, und bauen sodann 2 bis 3 Fuß hohe Spitzhügel darauf, auf denen sie Gurken, Melonen und andere Wasserpflanzen kultiviren. Der auf solche Weise gewonnene Ertrag ist ausserordentlich groß. Die Eigenthümer dieser schwimmenden Gärten können willkürlich derselben Stellung verändern. Gewöhnlich sind sie in Nähe ihrer Wohnungen an Pfählen befestigt. Könnte man nicht auch in Europa, mit Hilfe des Binsenkrautes, solche schwimmende Gärten nachahmen?

Republik Texas.

Nach den neuesten Nachrichten soll die große und schöne Provinz Texas, zu den Vereinstaaten Mexiko's gehörig, von diesen sich getrennt, und seine Unabhängigkeit proklamirt haben. Man weiß, daß dieser Landestheil von dem Luisianastaat und dem Arkansasgebiet, zu den nordamerikanischen Freistaaten gehörig, begrenzt wird, daß er ausserordentlich fruchtbar, gut bewässert und vortrefflich gelegen ist, indem große Ströme die innere Schifffahrt äusserst begünstigen.

Alle diese Umstände scheinen der Politik der nordamerikanischen Union den Wunsch eingegeben zu haben, auf eine fast unmerkliche Weise dieses Landes sich zu versichern, weshalb mehrere hundert Kolonisten, bezeichnet unter dem

Namen Squaters oder Urbarmacher, mit ihren Familien die Grenze überschritten, und sich auf dem mexikanischen Gebiet niederliessen, ohne dazu von der Regierung dieses Staates die Erlaubniß erhalten zu haben. Andere, welche darum bei dem Kongreß von Saltillo eingekommen, haben sie erhalten, so daß nach und nach der größte Theil der Bevölkerung dieses Gebiets aus Bürgern der nordamerikanischen Staaten bestand, die natürlich mehr Anhänglichkeit für diese, als für Mexiko haben mußten. Die gänzliche Einverleibung des Texas mit der Union konnte demnach als nahe bevorstehend betrachtet werden.

Ein gewisser John Hunter, der 15 Jahre unter den Wilden Nordamerika's gelebt*), wendete sich an die Regierung von Mexiko, mit dem Antrag, mehreren Indianerstämmen, die zusammen ungefähr 20,000 Krieger aufstellen konnten, unbewohnte Ländereien in den Staaten Cohahuila und Texas anzuweisen, damit sie daselbst sich niederlassen könnten. Diese Indianer waren nämlich vom Missisipi und Missuri von den nordamerikanischen Kolonisten verdrängt worden, und wußten nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten.

Die Gelegenheit, diese Indianer für sich zu gewinnen, wurde von der mexikanischen Regierung vernachlässigt. Hunter stellte sich nun an die Spitze einer gewissen Anzahl Indianer nnd Kolonisten, bemächtigte sich der Provinz Texas, und rief derselben Unabhängigkeit als Freistaat, unter dem Namen F r e d o n i a, aus. Den neuesten Nachrichten zufolge ist sein Korps von dem des Generals Bustamente geschlagen, uud Hunter selbst gefangen worden, wonach die Mexikaner ihm den Kopf abgeschlagen. Umständlichere Berichte über alle diese Ereignisse fehlen noch.

---

*) Man sehe den Aufsatz: „fünfzehnjähriger Aufenthalt bei den Wilden Nordamerika's," im neunten Theile dieses Jahrgangs der Bibliothek.

Neues Mittel zur Erzeugung der Hitze.

Der Britte Rutter, von Lymington, hat ganz neuerdings ein neues Mittel erfunden, mit dessen Hilfe man die Hitze auf eine eben so einfache als wirksame Weise hervorzubringen im Stande ist. Man hofft dadurch den Verbrauch an Holz und Steinkohlen zu vermindern, und es vorzüglich auf die Dampfschifffahrt anwendbar zu machen.

Der Hauptkörper, dessen Rutter sich als Brennstoff bedient, ist das Wasser. Er vermischt damit eine Flüssigkeit, worin sich viel Kohlenstoff befindet, wie im Wallfischthran oder im Theer. Diese zu gleicher Zeit in einen Ofen gebrachten Stoffe zersetzen sich. Das eine gibt den Kohlenstoff, das andere den Wasserstoff. Eine kleine Menge atmosphärischer Luft ist der alleinige Körper, dessen Druck nun erforderlich ist, um sie in einem vollkommenen Zustande der Verbrennung zu erhalten.

Die Weisse und Intensität der Flamme kann nur von Denjenigen begriffen werden, die den Experimenten beigewohnt. Demungeachtet läßt diese Flamme sich so leicht regieren, daß man in einer Minute sie willkürlich fast ganz ersticken oder ausserordentlich vermehren kann. Es versteht sich von selbst, daß bei diesem neuen Verfahren es weder Schlacken noch Rauch gibt. Man setzt voraus, daß, durch Annahme dieser Entdecknng, die Dampfschifffahrt selbst unter Umständen möglich werden dürfte, wo sie bis jetzt, wegen Mangel an Brennmaterial, unausführbar war. Ein Schiff könnte leicht auf eine Art erbauet werden, daß es genug Brennstoff an Bord nähme, um ohne Aufenthalt eine Reise um die Erde zu machen.

Prachtvolle Hölen in Irland.

In einer Entfernung von 7 Meilen (2⅓ Stunden) von der Stadt Cashel*), in der Grafschaft Tipperary, in Irland, hat man vor Kurzem, in einer Tiefe von 20 Fuß

*) Die Stadt Cashel (ausgesprochen: Keschl), Sitz eines Erzbischofs, hat 5200 Einwohner.

unter des Bodens Oberfläche, eine Oeffnung in dem Felsen entdeckt, durch welche ein 40 bis 50 langer, schräger, sodann 20 Fuß senkrechter Schlot in einen 900 Fuß langen, 40 Fuß breiten, und zwischen 30 bis 40 Fuß hohen, unterirdischen Gang führt, durch den man in eine große Höle gelangt, die ungefähr 4800 Fuß im Umfang haben mag.

Diese Höle ruhet auf 150 Topfsteinsäulen, die wie Krystall funkeln, zwischen 30 bis 40 Fuß hoch sind, und 1 bis 8 Fuß im Durchmesser haben. Etwa in Mitte der Höhle bemerkt man einen Warzenstein, in Gestalt eines 7 Fuß langen und 2 Fuß breiten Tisches, worauf mehrere Tropfsteinleuchter von den sonderbarsten Formen stehen.

Durch einen Gang gelangt man aus dieser Höle in eine zweite, von etwa 3600 Fuß im Umfang. Wie die erste ruhet sie auf sehr vielen Pfeilern. Man kommt sodann in eine dritte Höle, deren Umfang wenigstens 12,000 Fuß mißt. Sie ist mit so äusserst sonderbaren Tropfsteingebilden angefüllt, daß nur die Feder eines Walter Scott auf eine etwas befriedigende Weise sie beschreiben könnte. Im Mittelpunkte dieses ungeheuern Raumes hat die Natur eine Kalksteinmasse aufgehäuft, die viele Aehnlichkeit hat mit dem Körper eines Pferdes, aus der, 13 Fuß über dem Boden, ein klarer Quell hervorsprudelt, der nach vielen Schlagenwindungen auf einem der äussersten Punkte der Höle murmelnd sich in Felsspalten verliert.

Ein Gang zur Rechten führt zu einer unförmlichen Treppe von 10 bis 12 Stufen, hinter der eine vierte Höle, von 4200 bis 4800 Fuß im Umfang sich öffnet, die in Hinsicht auf ihre Bildung von den andern Hölen sich in nichts unterscheidet. Unter den Tropfsteingebilden, die einige Aehnlichkeit mit den von Menschen verfertigten Dingen haben, findet man eine hohle Steinmasse, wie eine Trommel. Schlägt man darauf, so vernimmt man einen starken, nicht unangenehmen Schall, dessen Schwingungen mehrere Minuten lang fortdauern.

Bau des Wallfischkopfes.

Zwei französische Gelehrte, Brefchet und Vauselle haben über den Bau des Wallfischkopfes anatomische Bemerkungen bekannt gemacht, die nicht ohne besondere Wichtigkeit sind. Sie haben erkannt, daß, der allgemein angenommenen Meinung gradezu entgegengesetzt, durchaus keine Verbindung zwischen dem Rachen des Wallfisches und den Luftlöchern über demselben vorhanden ist; daß die Oeffnung des Schlundes zirkelrund ist, kaum einige Zoll, in ihrer größten Weite, im Durchmesser hat, und dem gewaltigen Seethiere fast keine Fische zu verschlingen vergönnt, weshalb seine Nahrung beinahe allein aus kleinen Schleimthieren und kleinen gelenkschaligen Thieren besteht, die zwischen Zunge und Gaumen zermalmt, und halb flüssig in den Schlund befördert werden; daß der Schlund sich in zwei Röhren scheidet, die in einer Hölung hinter dem Luftröhrenkopf sich vereinigen, neben dem sie zu beiden Seiten sich hinziehen; daß der Luftröhrenkopf von einer Muskelscheidewand umschlossen, und an seinem obern Theile mit einer mit einem Zwerchfell versehenen Oeffnung begabt ist, die mit den Luftlöchern in Verbindung steht.

Durch diese Oeffnung wird bei der Aushauchung das Wasser hinausgetrieben, welches das Thier nach Willkür bis zum Luftröhrenkopf einziehen kann, das jedoch nicht durch den Rachen eingeflossen ist. Die beiden genannten Aerzte haben auch bewiesen, daß die Meinung, welche dem Wallfisch den Sinn des Geruchs verweigert, ungegründet ist. Sie haben die Grundzüge der bereits von Blainville bezeichneten Geruchsnerven als wirklich vorhanden ausser allem Zweifel gestellt.

Schlammvulkane.

Die Halbinsel Abscheron, am kaspischen Meere, in der kaukasischen Provinz Schirwan (ehemals zu Persien, jetzt zu Rußland gehörig), worauf die Stadt Baku liegt,

seit Langem berühmt durch ihre Ateſch Gah, oder immerwährend aus der Erde auflodernden Naftafeuer *), hat noch eine andere Merkwürdigkeit, die Schlammvulkane, eins der intereſſanteſten phyſiſchen Phänomene auf der Erde.

Einer der neueſten und größten Vulkane dieſer Art iſt der, welcher ſich 1827 ſüdweſtlich von dem Dorfe Yokmali, zwei ſtarke Stunden weſtlich von Baku, gebildet. Der erſte Ausbruch ereignete ſich den 9. Dezember, um 9 Uhr Abends, wo eine ungeheure Feuerſäule mit fürchterlichem Geräuſch bis zu einer ſehr großen Höhe ſtieg. Die Flamme bewahrte drei Stunden lang ihre urſprüngliche Stärke, wonach ſie, in einer Höhe von zwei Fuß, noch 24 Stunden fortbrannte. Der größte Durchmeſſer dieſer Feuerſäule maß 1250 Fuß, und der geringſte 950.

Gleich darauf ereignete ſich, unter langanhaltendem furchtbaren Getöſe, ein Ausbruch verſchiedenartiger Steine, worauf Schlammſäulen emporſtiegen, von denen einige, obgleich von geringer Höhe, bis zum 28. Dezember fortdauerten. Auf der Oberfläche des Punktes, wo der Ausbruch ſtattgefunden, bemerkte man noch keine kraterähnliche Vertiefung, obgleich der Boden in der ganzen Umgegend um etwa zwei Fuß höher geworden, als er früher geweſen.

Den 28. Dezember war das Feuer noch ſichtbar, doch war es viel weniger lebhaft und ſtark, auch hatte es bereits eine röthliche Farbe angenommen, was ſein nahes Erlöſchen vorausſehen ließ. Die Gegend, wo der Ausbruch ſich ereignet hat, iſt jetzt ein weites Schlammfeld, mit kleinen 1 bis 2 Fuß hohen Spitzhügeln bedeckt, die durch die gewaltſame Ausſtrömung des Gaſes gebildet worden. Die Erhöhung dieſes Schlammfeldes über den Spiegel des kaſpiſchen Meeres iſt 817 Fuß.

*) Man ſehe die Nachſchrift zu dem Aufſatz: „Reiſe im Kaukaſus, bis zur perſiſchen Grenze,“ im zehnten Theile des Jahrgangs 1833 dieſes Werkes.

In der Nähe von Baku gibt es noch einen andern ähnlichen Vulkan der 200 Fuß hoch ist. Er befindet sich südlich von der Stadt, und bildet den Gipfel eines 800 bis 900 Fuß hohen Hügels, der ebenfalls durch eine vulkanische Bewegung entstanden zu sein scheint.

Ungeheure Ruinen auf der Insel Zeylon.

Die alte Zivilisation der Insel Zeylon ist nicht blos eine von Reisenden und das Ausserordentliche liebenden Alterthumsforschern erdachte Fabel. Weit ausgedehnte Ueberreste einer verschollenen Größe bestätigen sie. Solcher Art sind die Trümmer der berühmten Stadt Anaradgahpura, die sich über eine Oberfläche von 80 geographischen Geviertstunden ausbreiten, und ein fast regelmäßiges Viereck bilden, wovon jede Seite eine Länge von 6½ Stunde hat.

Zu Lowamaha-Paya sieht man Ruinen anderer Art, aus 1600 steinernen Pfeilern, von 11 Fuß Höhe, bestehend, und einen viereckigen Raum bedeckend, der auf jeder seiner Aussenseiten 40 Pfeiler hat.

Nördlich von diesen Trümmern, in der Entfernung von ¼ Stunde, sind die sechs Dagobas, unstreitig die merkwürdigsten Bauwerke in der Nähe von Anaradgahpura. Dieser Denkmäler Umfang hat etwas Kolossales und Erhabenes, das auf den Reisenden einen ausserordentlichen Eindruck macht. Die beiden höchsten ragen bis auf 270 Fuß über den Boden empor. Man kann sich nur einen etwas annähernden Begriff von ihrer Masse machen, wenn man weiß, daß man aus den Steinen, woraus das größte erbauet ist, eine 12 Fuß hohe, 2 Fuß dicke und 361,600 Fuß (22 geographische Stunden) lange Mauer aufführen könnte.

Gold- und Platinaminen im Ural.

Die von der russischen Regierung verordneten Nachforschungen im Uralgebirg, um wo möglich die große Gold- und Platinaader zu entdecken, von der man seit mehreren

Jahren schon hier und da einzelne Verzweigungen aufgefunden, versprechen den besten Erfolg, und lassen beinahe mit Zuversicht eine nahe bevorstehende reiche Ausbeutung vorausberechnen. Man ist zuerst auf Serpentinsteinblöcke gestoßen, in denen Eisenstufen und Platinagänge untermischt waren. Je tiefer man eindringt in den Schoos des Gebirges, um so größere Massen edler Metalle entdeckt man. Die größten Platinabrocken hat man bisher am östlichen Abhang des Ural gefunden, und zwar in den oberen Theilen des angeschwemmten Bodens, besonders an sumpfigen Stellen, gewöhnlich in einer Tiefe von 7 bis 8 Fuß. Einige von den an das Tageslicht beförderten Stücken wiegen zwischen 18 und 21 Pfund.

Die Goldadern scheinen mehr auf der westlichen oder europäischen Seite, als auf der entgegengesetzten, vorhanden zu sein. Sie sind durchgängig in größerer Tiefe, als die des Platina. Die größten bis jetzt gefundenen Stücke sind nicht über einige Pfund schwer. Die alleinige Ausnahme macht der große Goldklumpen, den man bei Bogolstofsk, in der Statthalterschaft Permien, ausgegraben. Er wog 27 Pfund.

Man berechnet, daß im Laufe des Jahres 1832 der reine Ertrag der Minen in und am Ural sich belaufen auf tausend Pud (40,000 Pfund) Silber, 200 bis 240 Pud (8000 bis 9600 Pfund) Gold, und 110 bis 130 Pud (4400 bis 5200 Pfund) Platina. Nach Abzug aller Kosten ist noch eine sehr bedeutende Summe von diesem Ertrag in den russischen Schatz geflossen. Von den in den Privatminen ausgebeuteten edeln Metallen bezieht die Regierung eine Abgabe von 18 Prozent.

Das Münster in Straßburg.

Am 14. August 1833 wurde der Thurm des herrlichen gothischen Münsters in Straßburg von drei sehr starken, schnell aufeinanderfolgenden Gewitterschlägen getroffen. Die beiden ersten richteten nur wenig Schaden an. Aber der letzte und heftigste zerschmetterte einen Theil der Krone,

fuhr die Schneckentreppen hinab, und richtete noch einige Verheerungen auf der Platteform an, wonach er sich gegen das kupferne Kirchendach wendete, und durch die Kirche endlich zur Erde gelangte.

Aehnliche Zufälle haben sich schon oftmals an diesem Gebäude ereignet. Hoch in die Lüfte ragend, in einer ganz flachen, offenen Gegend, deren Erhöhung über die Meeresfläche am Fuße des Gebäudes nicht 440 Fuß übersteigt, einerseits 6 Stunden von dem Höhezuge der Vogesen, anderseits 8 bis 9 Stunden vom Schwarzwald entfernt, ist der Münsterthurm in der fast 80 Stunden langen Ebene, welche der Rhein durchströmt, beinahe der einzige Punkt, welcher den elektrischen Stoff anzuziehen im Stande ist, weshalb er auch so oft vom Blitz getroffen wird.

Die gegenwärtige Höhe dieses Thurmes (denn sie ist sich nicht immer gleich gewesen) wird auf 438 Pariser- oder 493 Straßburgerfuß berechnet. Wimpfeling gab ihm eine Höhe von 515 Ellen oder 950 Fuß. Speckle, Werkmeister am Münster, berechnet seine Höhe einmal zu 654 ein anderes Mal jedoch nur zu 594 Fuß. Nach Erwins (seines Erbauers) Plan, sollte er wirklich so hoch werden. Der Werkmeister Ulsberger maß die Höhe sehr genau, und fand 489 Fuß 8 Zoll. Heckler fand bei einer ähnlichen Messung 494 Fuß. Die letzte Zahl war zu Anfang des 18. Jahrhunderts die richtigste. Silbermann, der im Mai 1753 den Thurm mit möglichster Genauigkeit gemessen, fand nach Straßburger Maß:

Vom Knopf bis zu den 8 Schneckenstiegen	69 Fß.	10 Z.	9 L.
Von da bis zu den 4 großen Schneckentrep.	60 —	6 —	9 —
Von da bis zum Wächterplatz (Platteform)	131 —	8 —	„ —
Von da bis auf den Boden der Kirche	228 —	8 —	„ —
Im Ganzen	490 —	9 —	6 —

Seitdem ist der Thurm um etwa 2 Fuß erhöhet worden, so daß seine absolute Höhe über den Boden jetzt 493 Straßburger- oder 438 Pariserfuß beträgt. Er ist 13 Fuß höher als der Stephansthurm in Wien, 31 Fuß höher als

die St. Peterskuppel in Rom, 37 Fuß höher als der St. Michaelsthurm in Hamburg, und nur 18 Fuß niedriger, als die höchste Pyramide in Aegypten.

Die Münsterkirche, wie sie jetzt noch steht, wurde 1015 auf den Trümmern der frühern Kirche Karls des Großen, von der man den Chor beibehielt (der übrigens den Gesammteindruck verdirbt, weil er niedriger ist), begonnen und erst 1275, also 260 Jahre nach ihrer Grundlegung, vollendet. 1277 legte man den ersten Grundstein zu dem Thurme, der nach dem von Erwin (von Steinbach in Baden) entworfenen Plane, aufgeführt wurde. Der Bau wurde durch das starke Erdbeben am 24. Sept. 1289, und durch einen 10 Jahre später ausgebrochenen großen Brand, der 355 Häuser verzehrte, unterbrochen. Erst 1439 wurde der Thurm von Johann Hülz, aus Kölln am Rhein, beendet. Man hatte also 162 Jahre daran gebauet.

Genaue Bevölkerung des chinesischen Reiches.

Wir finden in dem Juliheft des in London erscheinenden asiatischen Journals das Ergebniß der in China im Jahr 1813 auf Befehl der Regierung vorgenommenen offiziellen Volkszählung, welche später in den „himmlischen Reiche“ zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Wir legen dies wichtige Aktenstück unsern Lesern vor, indem wir demselben noch einige Bemerkungen vorausschicken.

Die größte Ungewißheit hat bisher immer über die Bevölkerung China's geherrscht. Lord Macartney, Staunton, Barrow, Malthus, Moreau de Jonnès, Hassel und einige andere, haben sie auf 333 Millionen Seelen angeschlagen. Klaproth, Martucci, Thomas und Abel Rémusat haben sie bis auf 146, ja bis auf 140 Millionen reduzirt. Volger, in seinem vortrefflichen Handbuche der Geographie gibt sie, nach verschiedenen Quellen, auf 179, 207, 234 und 300 Millionen an. Adrian Balbi, der seine Angaben nur nach der strengsten Erwägung aufstellt, schlägt diese Bevölkerung in seinem Abriß auf 170 Mill. an.

Man entnimmt aus dem Vorstehenden, welche große

Ungewißheit über diesen wichtigen Punkt vorherrschend war, und von welchem entscheidenden Interesse das offizielle Aktenstück ist, welches wir jetzt als Basis zukünftiger Berechnungen aufzustellen im Stande sind. Indessen sind wir weit entfernt, es als vollkommen genau zu betrachten. Es scheint uns vor Allem sonderbar, daß die nicht sehr ausgedehnte Provinz Tschy-li, worin sich große Steppen und unbewohnbare Gegenden befinden, eben so stark bevölkert sein könne, als Großbritannien, während fast alle europäischen Geographen ihr nur drei oder vier Millionen Einwohner geben. Kommen wir jetzt zu der offiziellen Bevölkerungsangabe von 1813.

Politische Abtheilungen.	Bevölkerung.	Hauptstädte.
Nördliche Provinzen.		
Tschy-li	17,990,871.	Pecking.
Schan-si	14,004,210.	Thayuan.
Schen-si	10,207,256.	Singan.
Kan-su	14,193,125.	Lantscheu.
Westliche Provinzen.		
Sze-tschuan	21,435,678.	Tschingtu.
Yun-nan	5,562,320.	Yunnan.
Südliche Provinzen.		
Kuang-si	7,313,895.	Kueilin.
Kuang-tung	19,174,030.	Kanton.
Oestl. u. See-Provinzen.		
Fu-kian	14,777,410.	Futscheu.
Tsche-kiang	26,256,784.	Hangtscheu.
Kiang-su	37,843,501.	Kiangming.
Schan-tung	28,958,764.	Tsinan.
Innere Provinzen.		
Ho-nan	23,037,171.	Kaifung.
'An-hoei	54,168,659.	'Anking.
Hupe	27,370,089.	Wutschang.
Kiang-si	30,426,999.	Nantschang.
Hu-nan	18,652,507.	Tschargschkâ.
Kuei-tscheu	5,288,129.	Kueiyang.
Gesammtbevölkerung	376,693,398 Seelen.	

Der Kaukasus und seine Mineralquellen.

Das Kaukasusgebirg scheint in seiner ganzen Länge aus mehreren gleichlaufenden Ketten zu bestehen, wovon die höchste und merkwürdigste aus Granitfelsen besteht. Gneis ist hier vorherrschend, und umschließt große Porphyrmassen, die hier und da eine basaltartige Form haben, was ein neuer Beweis ist, daß sie von Feuer gebildet worden. Diese Höhen sind mit Moosen und Flechten bedeckt, worunter man das Vaccinium myrtillus (die Myrthenbeere) bemerkt. Die Schieferbildung, welche sich an den Granit lehnt, erhebt sich bis zu bedeutenden Höhen, die von Porphyr-Pyramiden gekrönt, und durch tiefe Thalschluchten von einander getrennt sind. Ueber den Schiefer liegt eine andere Schicht, aus weißem, mehr oder weniger feinkörnigem Kalkfels bestehend. Die Berge, welche diese Marmorart bildet, sind mit dichten Buchenwaldungen bedeckt, die ihnen von fern einen düstern Anblick geben, weshalb die Einwohner ihnen den Namen „schwarze Berge“ beigelegt.

Die aus der Erde hervorsprühenden Flammen, welche man auf einigen Hügeln dieser Kette bemerkt, sind vielmehr ein Ergebniß der Entzündung des Wasserstoffgases, und anderer ähnlichen Phänomene, als das des vulkanischen Feuers.

Es gibt in der That wenige Gegenden, wo man so viel Mineralquellen findet, als in den verschiedenen Thälern des Kaukasusgebirges. Bei Piatigoria sieht man auf einem ziemlich beschränkten Raume bei hundert Quellen hervorbrechen, die eben so verschieden sind durch die sie bildenden Elemente, als durch ihre medizinischen Eigenschaften.

Der Niederschlag des Mineralwassers bildet einen kalkartigen Tuf, der sehr häufig Pflanzen und eine große Menge Schnecken umschließt. Piatigoria hat mehrere Schwefelquellen, deren Wärme zwischen 22 und 37 Grad Réaumür ist, und die ausser auflösenden Salzen, noch

eine groſse Menge kohlensaures Gas und geschwefeltes Wasserstoffgas enthalten.

Fünfzehn Werste (3½ Stunden) von Piatigoria, gegen Abend, findet man warme eisenhaltige Quellen, deren Wärme zwischen 18 bis 33 Grad. R. ist. Die berühmteste aber von allen, zu welcher auch die meisten Kranken sich begeben, ist das kalte Mineralwasser Bojatirskaga Woda, oder Heldenwasser. Es hat eine ausserordentliche magenstärkende, kräftige Eigenschaft, die sehr geschätzt wird.

Im Kaukasus gibt es auch seifenartige und alkalinische Wasser, deren Wirkungen etwas Erstaunliches haben. Den Aussagen einiger Reisenden zufolge, die tief in den Kaukasus vorgedrungen sind, findet man daselbst eine fast unzählbare Menge Mineralquellen von den verschiedenartigsten Eigenschaften. Aber es ist unmöglich, sie genau zu untersuchen, der wilden Sitten und blutigen Gewohnheiten der Zirkassier wegen, welche diese Gegenden bewahren.

Handelswichtigkeit Peru's.

Nichts erinnert jetzt noch in der Republik Peru an jene Zeiten des Ueberflusses, der Ueppigkeit, wo die Kaufleute von Lima mit massivem Silber die groſse Hauptstraſse pflasterten, durch welche 1682 der Vizekönig, Herzog de la Plata, seinen Einzug in ihrer Stadt hielt. Vor 5 oder 6 Jahren war der Handel gänzlich im Verfall. Der Reichthum war verschwunden; Noth und Elend waren an seine Stelle getreten. Erst seit Kurzem hat der Verkehr wieder einen gewissen Schwung gewonnen, und Alles scheint ihm, falls nicht wieder neue Unruhen im Lande ausbrechen, eine groſse Thätigkeit zu versprechen.

Durch seine glückliche Lage ist Lima, jetzt wie ehemals, des peruanischen Handels Mittelpunkt. Callao sichert ihm Verbindungen mit allen Hafen des stillen Meeres, von Chili bis Californien, und die groſsen Straſsen, die aus den

Zentralprovinzen in dieſer Stadt ſich vereinigen, verleihen ihren Kaufleuten die Mittel, inländiſche oder fremde Erzeugniſſe nach allen Märkten im Innern zu verſenden.

Peru's Ausfuhr beſteht faſt allein nur in Gold und Silber. Man ärndtet indeſſen auch viel Baumwolle, Zucker, Kaffee, Kakao, Indigo, Tabak, und andere ſogenannte Kolonialwaaren in dieſem Lande. Doch iſt keiner dieſer Artikel bis jetzt ein Handelsgegenſtand mit den Ländern jenſeits dem Vorgebirg Horn. Sie werden nach Chili, Bolivia und den andern Staaten Südamerika's verſendet Es iſt dasſelbe mit den groben zu Cuſco verfertigten Wollentüchern, und mit dem Branntewein von Piſco. Die Geſammtſumme der Ausfuhr nach allen dieſen Gegenden überſteigt nicht den Werth von 1,560,000 rh. Gulden.

Peru erzeugt auch Salpeter in unerſchöpflicher Menge. Vor 3 oder 4 Jahren wurden Proben davon nach Bordeaux gebracht, woraus ſich ergab daß von ungefähr 100 Pfund immer 92 Pfund reiner Salpeter waren. Dieſe Andeutung ging für den Handel nicht verloren, und 1830 holten vier franzöſiſche Schiffe mehr jals 5000 Zentner Salpeter aus Peru, womit man ſehr zufrieden war.

Ehemals führte dies Land auch viel Chinarinde aus. Aber ſeit die europäiſchen Chemiker entdeckt, daß die Haliſaia-Rinde von Bolivia den Vorzug verdient, iſt jener Verkehr faſt gänzlich gefallen.

Die Snmme der jährlichen Einfuhr in Peru läßt ſich auf den Werth von 19 bis 20 Millionen rh. Gulden anſchlagen. Die Geſammtſumme aller Ausfuhr von Großbritannien nach dieſem Lande belief ſich 1831 auf 728,000 Pf. St. (8,736,000 rh. Gl.) nämlich: Baumwollenzeuge, 3,100,000 fl.; Wollenzeuge, 2,550,000 fl.; Leinenzeuge, 1,540,000 fl.; Meſſerſchmiedsarbeiten, 546,000 fl.

Die nordamerikaniſchen Vereinſtaaten verſenden im Durchſchnitt jährlich für 1,200,000 Dollare (3 Millionen rh. Gl.) verſchiedenartige Waaren nach Peru. Frankreich hat 1831 ebendahin für 4,765,800 Franken (2,223,940 rh. Gl.) eigene Erzeugniſſe expedirt, nämlich:

	Franken.		Franken.
Seidenzeuge	1,204,200	Kurze Waaren	148,900
Wollenzeuge	900,000	Wohlriechende Sachen	109,000
Baumwollenzeuge	812,100	Weine	98,600
Leinenzeuge	360,000	Material- und Arznei-	
Seidenwaaren	206,100	waaren	97,500
Weiß. u. bunt. Papier	150,000	Möbel	81,000

Englands Ausfuhr nach Peru ist also dreimal bedeutender, als die Frankreichs in dieses Land. Es ist dasselbe auch in Bezug auf die andern Staaten Südamerika's. Ueberall hat der britische Handel ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht. Die Ursache davon ist, daß die Franzosen, unbeständig und flüchtig von Natur, viel unternehmen, aber wenig ausführen, im Großen wie im Kleinen. Ihre Schiffe durchkreuzen das stille Meer in allen Richtungen. Sie besuchen alle Hafen, von Valparaiso bis nach Kalifornien, doch ohne irgendwo lange zu verweilen, ohne sich die Mühe zu geben, die Oertlichkeit erst kennen zu lernen. Daher kommt es, daß alle Andeutungen, welche sie in kommerziellem wie in anderem Betrachte nach Europa bringen, nicht allein oft sehr mangelhaft, sondern durchaus unrichtig sind. Sie greifen Voraussetzungen aus der Luft, und geben sie für persönliche Beobachtungen. Bedient man sich derselben nun als Basis zu neuen Operationen, so ist es unausbleiblich, daß man keine andern als mangelhaften Resultate erzielen kann. Demungeachtet ist das der bisherige Zustand des französischen Handels mit den meisten fremden Nationen.

Die Briten dagegen, die nichts auf Marktschreierei und Voraussetzung halten, sondern nur dem Soliden zustreben, kreuzen nicht unnützerweise überall herum. Sie haben sich in den vorzüglichsten Städten der neuen Republiken niedergelassen, und daselbst sehr bedeutende Handlungshäuser gestiftet. Gleich nach der Emanzipation der ehemaligen spanischen Kolonien bildeten sich große Handelsgesellschaften zu London und Liverpool, um ohne Zeitverlust Komptore in Lima, Valparaiso, Buenos-Ayres,

ꝛc. zu errichten. Große Kapitalien ſtanden ihnen zu Gebote, und ſo ſtand ihr Handel in den neueröffneten Ländern bald im ſchönſten Flor. Das Alles war bereits vollbracht, ehe die Franzoſen es ſich einfallen ließen, ein kleines Schiff auf „Erkundigung“ auszuſenden.

Inhalt des eilften Theiles.

Seite

Karakteriſtiſches Bild der verſchiedenen Stadttheile Londons - - - - - - - - - - - - - - - - 3

Gegenwärtiger Zuſtand des türkiſchen Reiches, und ſeine wahrſcheinliche Zukunft. (Letzte Betrachtung) 25

Großbritanniens innerer Reichthum unter ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen - - - - - - - - - 43

Die letzte Staatsumwälzung in Mexiko, im Jahr 1832. (Letzter Artikel.) - - - - - - - - - - - - - 62

Offizieller Bericht des Kapitän Roß an den Sekretär der britiſchen Admiralität, über ſeine Entdeckungen im nordweſtlichen Polarmeere - - - - - - 92

Die Neuſchetlands-Inſeln, mit Bezug auf das große Auſtralfeſtland - - - - - - - - - - - - - - 99

Ueber die Fortdauer der Empfindung und Denkkraft bei den Enthaupteten - - - - - - - - - - - 109

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich - - - - - 124

Reiſe längs den Küſten China's, zur Anknüpfung näherer Handelsverbindungen zwiſchen Großbritannien und dieſem Lande. (Erſte Mittheilung.) 149

Kritik - 162

Das Merkwürdigſte in der neueſten ausländiſchen Literatur - - - - - - - - - - - - - - - - 171

Lander's Expedition auf dem Niger - - - - - - - 175

Großbritannien im Jahr 1833 - - - - - - - - - 178

Sitten und Gebräuche der in Rußland wohnenden Armenier - - - - - - - - - - - - - - - - 187

Die Zigeuner in den Pyrenäen - - - - - - - - 196

Das Altaigebirg und die Quellen des Ob - - - - 204

Parallele zwiſchen der Briefpoſt in Frankreich und in England - - - - - - - - - - - - - - - - 210

Ueber die bis unter die Meeroberfläche reichende Tiefe einiger Punkte des trockenen Landes - - - - 217

Mannigfaltigkeiten.

Schwimmenden Gärten von Kaſchemir - - - - - - - 223

Seite.

Republik Texas - - - - - - - - - - - - - - 223
Neues Mittel zur Erzeugung der Hitze - - - - - - - 225
Prachtvolle Hölen in Irland - - - - - - - - - - 225
Bau des Wallfischkopfes - - - - - - - - - - - 227
Schlammvulkane - - - - - - - - - - - - - - 227
Ungeheure Ruinen auf der Insel Zeylon - - - - - - - 229
Gold- und Platinaminen im Ural - - - - - - - - 229
Das Münster in Straßburg - - - - - - - - - - 230
Genaue Bevölkerung des chinesischen Reiches - - - - - 232
Der Kaukasus und seine Mineralquellen - - - - - - 234
Handelswichtigkeit Peru's - - - - - - - - - - - 235

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1833.

Zwölfter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Zwölfter Theil.

Aarau 1833.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Metaphyſik, Mythologie, Philoſophie, Ausbreitung und gegenwärtiger Zuſtand der Budha-Religion.

Es gibt in dem ſüdöſtlichen Theile Aſiens eine ſehr verbreitete Glaubensmeinung, zu welcher ſich bei dreihundertfünfzig Millionen Menſchen bekennen. Dieſe Glaubensmeinung iſt die budhiſtiſche. Sie umfaßt in ihrem Bereich faſt ganz China, Korea, Aſcham, Butan, Thibet, die Mogolei und einen Theil der Tatarei, wie die hinterindiſchen Reiche Birman, Siam, Anam, Tonkin, die Halbinſel Malakka und die meiſten Inſeln des indiſchen und chineſiſchen Meeres. Man behauptet auch, daß ſie den Grund der in Japan herrſchenden Religion ausmache.

Welches iſt eigentlich dieſe budhiſtiſche Glaubensmeinung? — Welches iſt ihre Rolle geweſen in der Weltgeſchichte?

Wir wollen uns bemühen, eine ſummariſche Antwort auf die erſte Frage, den vor Kurzem bekannt gemachten Denkſchriften Hogdſon's, und denen Abel Rémuſat's, welche im Laufe des Jahres 1831 in dem Journal des Savans erſchienen ſind, zu entnehmen.

Die zweite Frage läßt ſich, durch Zuſammenſtellung der verſchiedenen in den Werken dieſes letztern zerſtreueten Andeutungen, beantworten. Man kann daraus

gewissermaßen eine gedrängte Uebersicht bilden, von den verschiedenen Umgestaltungen, welche der Buddhismus, während seinem mehr als dreitausendjährigen Bestehen, erlitten.

Wie jede andere Religion, hat er seine Metaphysik und seine Mythologie; hat er seine besondere Moral und seine eigenthümliche Organisation. Stellen wir diese verschiedenen Punkte der Reihe nach in nähere Erwägung.

Pantheismus (Allgötterei) ist die Grundidee der Lehre Budha's. Dieser Pantheismus aber ist tief durchdacht. Man betrachtet darin die Existenzen als bloße Phänomene, das heißt als anscheinende Gegenstände, und gelangt, auf solche Weise, zur Theorie der Illusion, die in Indien, unter der Bezeichnung Maya, sehr beliebt und verbreitet ist.

Aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt, hat das Weltall keine Wirklichkeit. Es ist nicht in der That vorhanden; es scheint nur vorhanden zu sein.

Anderseits kann man eben so wenig sagen, daß der absolute Stoff, der den Anschein erzeugt, indem er dadurch sich verkündet, wirklich da sei, weil er, in sich selbst genommen, weder Form noch Attribut, durchaus nichts hat, was ein Wesen im Besonderen unterscheidet, und macht, daß es vielmehr dies, als etwas anderes sei. In solcher spitzfindigen Zergliederung also entschlüpft das Wesen, und verschwindet in Nichts.

Des Wesens Quell oder Ursprung selbst entgeht uns ebenfalls. Was übrig bleibt, ist wieder bloßes Nichts. Demungeachtet bietet es etwas dem Gedanken Unergreifliches, der Zunge Unaussprechliches dar,

etwas Negatives, Leeres, wovon man sagen kann: „es ist und es ist nicht," oder vielmehr, wovon man weder das eine noch das andere zu sagen im Stande ist....

Vom eigentlichen Pantheismus ausgehend, wird man, falls man „logisch" verfährt, immer zu diesem Abgrund gelangen. Alexandria, wie mehrere deutsche Gelehrte, haben ihn nicht vermeiden können. Der Budhismus hat sich tief darin versenkt. Der morgenländische Gedanke hat ein ganzes unermeßliches System auf diesen Abgrund gebauet, den er zuvor gegraben.

Auf die Idee der Ausströmung sich stützend, nach welcher die absolute Substanz, durch ihre Verbreitung ausser sich, jene große Täuschung erzeugt, welche das Weltall ist, hat der Budhismus eine unzählige Stufenmenge auf der Existenzleiter bestimmt, von dem reinen Wesen ohne Form, ohne Eigenschaft, ohne Name, bis zu seinen letzten Ausartungen.

Das reine Wesen ist Budha, die höchste, unbegreifliche Intelligenz. Es erzeugt alle Welten durch ein allewiges Ausstrahlen. Dies von ihm ausgehende Licht, durch das Alles entstanden ist, schwächt, vermindert sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, in dem Maße, als es von seiner Quelle sich entfernt, und im Raum und Dauer sich zertheilt.

Daher ein kosmogonisches (weltentstehungslehrendes) Gebäude, das riesenartigste, ungeheuerste, welches menschliche Einbildungskraft je aufzuführen sich unterfangen. Es scheint, daß ihre Thatkraft mächtiger sich entwickelt in diesem System, wo das „Nichts" von allen Seiten sie umschließt. Nichts bescheinigt mehr seine

grenzenlose Fruchtbarkeit, als der ideale Bau dieses phantastischen Weltalls, das für die Budhisten, wie der Mensch bei Pindar, „eines Schattens Traum“ ist.

Unsere Erde theilt sich (diesem Systeme zufolge) in eine gewisse Zahl Inseln oder Berge, in deren Mittelpunkt der Berg Meru ist, den alle Gestirne umkreisen. Seine Seiten sind von Krystal, von Saphir, von Silber und Gold. Er ist umgeben von sieben Goldbergen, und von sieben wohlriechenden Meeren. Auf seiner Höhe Mitte sind die sechs Himmel der Wünsche. Die sie bewohnenden Wesen, vollkommener als die Menschen, sind dennoch dem Gesetz der Vermehrung durch Wollust unterworfen; diese Wollust aber besteht in einem Blick, in einem Lächeln. In dem Maße, als man sich erhebt, läutert sich Alles. Vom vierten Himmel haben die Sinne keinen Einfluß mehr, und im fünften haben alle sinnlichen Genüsse sich in geistige Freuden verwandelt. Indessen existirt das Vergnügen noch, wie geläutert es auch sein mag.

Ueber der Welt der Wünsche ist die Welt der Formen. Die Wesen, welche sie bevölkern, sind erhaben über alles Vergnügen; doch sind sie noch den Bedingungen des Daseins und des Stoffes, der Form und der Farbe unterzogen. Man unterscheidet in der Welt der Formen achtzehn übereinander befindliche Stockwerke, und die sie bewohnenden Wesen sondern sich durch verschiedene Grade, die in Bezug stehen mit der moralischen und geistigen Vollkommenheit, zu der man sich durch die vier Grade der Betrachtung erhebt.

Alle diese Regionen, zugänglich dem Menschen in

seinen verschiedenen Existenzen, bilden die Welt des Menschen, die man auch die Welt der Geduld nennt.

Indessen ist die solchergestalt eingetheilte Welt nichts als ein Punkt in der unendlichen Weltenzahl, an deren Dasein die unerschöpfliche Einbildungskraft der Budhisten glaubt. Um sich einen Begriff zu machen von ihrer Arithmetik in diesem Betrachte, muß man hören, was Rémusat über einige ihrer Zahlensysteme (deren sie mehrere haben) sagt:

„In dem höheren System vermehren die Zahlen sich durch sich selbst. Man nennt das die Methode der zehn großen Zahlen, eine Methode, die Budha allein begreifen konnte, und die er zu dem Zwecke erklärte, um eine Idee zu geben von seiner unerschöpflichen, grenzenlosen Natur, von den durchaus reinen Verdiensten der Budhas, den Existenz-Zeiträumen, woraus die Schicksalsbestimmung der Budhisatuas, oder modifizirten Intelligenzen, besteht, wie der Ozean der Wünsche, welche sie bilden für das Glück der lebendigen Wesen, und die Verkettung der Gesetze, welche die unendliche Entwickelung der Welten konstituiren.

„Die erste dieser zehn großen Zahlen, die Asankya (die unzählbare: hundert Quadrillonen), vervielfältigt sich durch sich selbst. Diese Zahl macht einen Asankya, erhoben zur zweiten Macht (die Einheit, gefolgt von 34 Nullen), der, durch sich selbst vermehrt, die zweite der zehn Zahlen (die Einheit, gefolgt von 68 Nullen) erzeugt. Man wiederholt diese Doppelverrichtung mit der letzten, sodann mit jeder der folgenden, bis zur zehnten, welche man „die unaussprechlich unaussprechliche“ nennt, und die aus-

gedrückt werden könnte durch die Einheit, gefolgt von 4,456,448 Nullen, was im gewöhnlichen Druck eine Linie von 44,000 Fuß (2 ¾ geographische Stunden) Länge machen würde."

Einmal im Besitz dieses Zählungsverfahrens, können wir begreifen, wie die Budhisten ihre Aufeinanderfügungen der Himmel und Welten verrichten, die ohne allen Zweck und Nutzen, blos den Gedanken zu erschrecken, zu verwirren im Stande sind.

Wir haben gesehen, wie viele Stockwerke, alle von unzähligen Wesen bewohnt, die Welt des Menschen bildeten. Es gibt nun, sagen die Budhisten, Weltalle, worin sich tausend Millionen solcher Welten befinden. Andere nehmen hundert Quintillionen solcher Weltalle an. Sie bilden ein Stockwerk, und zwanzig solcher Stockwerke machen ein Weltenkorn.

Das untere Stockwerk ruhet auf einer Lotusblume. Diese Blume ist jedoch nicht die einzige. Es gibt deren eine große Menge. Jede derselben, mit einem ganzen Weltallsystem bedeckt, wird durch Myriaden von Myriaden ausgedrückt.

„Dieser Legenden Verfasser," sagt Rémusat, „scheinen nie ermüden zu wollen in Aufhäufung ihrer närrischen Uebertreibungen. Sie lassen der Reihe nach die Weltenkörner auf einem wohlriechenden Meere schwimmen, oder versetzen sie auf eine Erde, die zu einem der ausgedehntesten Systeme gehört."

Liest man das Alles, fühlt man sich wie von einem Schwindel befallen. Es ist, wie wenn des unermeßlichen Raumes Tiefen sich öffneten, und man Welten sähe, wie ein ungeheures Chaos von Licht-

funken, die im Unendlichen kreisen und es ganz ausfüllen.

Ohne Zweifel ist dieser Zahlen Bestimmung etwas Abgeschmacktes an und für sich. Aber, wie Rémusat sehr richtig bemerkt, dienen sie dazu, die Idee von dem Unendlichen selbst in rohe Geister überzutragen, auf die ein abstraktes Wort keinen Eindruck macht, und die sie nur betrifft durch diese Verschwendung von Millionen und Milliarden, welche uns blos lächerlich scheint.

In der Zeit findet das Gleiche, was wir im Raume bemerkt haben, statt. Sie wird von den Budhisten in Perioden geschieden, die auf einanderfolgen, wie im Raume die sich gegenseitig berührenden Welten.

Diese Zeiträume, oder Kalpas, bestehen aus einer großen Menge Jahre, die nur ein Budhist zu zählen vermag. Ein Kalpa, oder ein Weltdasein, umfaßt vier Epochen. In der ersten bildet sich die Welt und stellt sich fest. Die Wesen sind jetzt in der Region der Formen. Aber in dem Maße, wie die Zeit verstreicht, schwächt sich die Tugend Budhas (die höchste Kraft, die durch Mittheilung das Dasein, oder wenigstens den Anschein des Daseins verleihet) in ihren Verkündigungen, und Alles beginnt abzunehmen.

Die Wesen sinken aus der Welt der Formen in die Welt der Wünsche. Zuerst vollkommen rein, erwacht in ihnen die Sinnlichkeit, sobald sie von einem Wasser gemundet, das, süß wie Rahm und Honig, sprudelt. Obgleich diese Sinnlichkeit noch sehr zart ist, beginnt dennoch ihr Glanz zu erbleichen. Später

neigen sie roherer Kost sich zu, und mit den Geschlechtern entwickeln sich in ihnen alle heftigen und leidenschaftlichen Neigungen. Sie versinken in Knechtschaft und Sinnenunruhe. — Der Fall wird nun gehemmt: das Weltall bleibt in einem stationären Zustand, der eine Zeitlang dauert.

Bald jedoch beginnt die Abnahme wieder. Vernichtung rückt immer näher. Sie wird verkündet durch gewaltige Stürme, Feuersbrünste, große Ueberschwemmungen (Kataklysmen), die von einem Stockwerk des Weltalls zu dem andern steigen, bis sie das ganze Gebäude bedecken. Das Gute vermindert sich von Tag zu Tag; das Böse verbreitet sich immer mehr. Endlich bricht die große Feuersbrunst aus, und binnen sieben Tagen werde alle übeln Bedingungen, d. h. Menschen, Thiere und böse Geister, vernichtet. An die Stelle der Welt tritt nun Leere, die weder Tag noch Nacht, weder Sonne noch Mond hat, wo Finsterniß allein vorherrschend ist.

Alles das bildet einen Kalpa. Die Wesen, welche die höhern himmlischen Stockwerke bewohnen, bis wohin solche Katastrophen sich nicht erstrecken, haben ein Dasein, das bei Weitem eine dieser Umwälzungen übertrifft. Es gibt unter ihnen einige, deren Leben 80,000 Kalpas gleichkommt. Man sieht, daß die Jahrhunderte den Budhisten eben so theuer zu stehen kommen, als die Welten.

Auf gewissen Punkten dieser Reihefolge von Jahrhunderten, auf verschiedenen Stufen dieser Weltenleiter, erscheinen hier und da spezielle Verkündigungen der absoluten Substanz, von der Alles ausströmt.

Diese Menschwerdungen des höchsten Budha, werden gezeichnet wie er.

Die Budhas kommen, wenn ein Zeitalter vollendet ist, um des folgenden Zeitalters Entstehen zu leiten. Sie erscheinen in unserm Weltall, um die Bahn wieder herzustellen, und die Lehre zu erneuern.

Der zuletzt erschienene Budha ist Sakya-Muni, der Begründer, der Messias des heutigen Budhismus. Er wurde erzeugt durch eigene Ausströmung, und geboren von einer unbefleckten Jungfrau. Budha hatte zwei Körper. Einer war der Geburt, dem Tode, den Umgestaltungen unterworfen; der andere war das Gesetz selbst, ewig, unveränderlich.

Dieses Gottmenschen Leben hat Veranlassung zu einer unendlichen Menge Fabeln und Legenden gegeben, die um so weitschweifiger sind, da man der Geschichte seines irdischen Daseins noch die der verschiedenen früheren Menschwerdungen beifügt, denen er sich in der Jahrhunderte ganzem Bereiche unterzogen. Alle diese Legenden bilden den populären Theil des Budhismus. Kommen wir jetzt zu seinem moralischen Theil.

Das ist seine schöne Seite. Wem die Abstraktionen seiner Metaphysik, oder die Ausschweifungen seiner Mythologie lächerlich und abgeschmackt geschienen, zu dem könnte man sagen:

„Diese von Dir so verachtete Religion hat zuerst die Gleichheit aller Menschen vor Gott festgestellt. In Indien, diesem Kasten- und Ausschließungslande entstanden, hat sie die Kastenunterscheidung beseitigt, und festgestellt, daß alle Menschen zu einer und derselben Bestimmung berufen seien. Von den Brah-

manen verfolgt, hat der Budhismus den Ruhm des Märtirerthums gehabt. Er hat seinen Glauben an die Menschheit mit seinem Blut besiegelt. Kaum findet man eine christliche Tugend, die er nicht im Voraus gelehrt: Entschlagung sinnlicher Genüsse, Dehmuth, Entbehrung, allgemeine Mildthätigkeit und Menschenliebe. Seine Moral hat tiefergreifende, durchdringende Laute, worin man des Evangeliums beseligende Milde zu erkennen glaubt: jene Theilnahme und Liebe, die sich sogar über die Menschheit hinweg, bis zu den Thieren, ja bis zu den Pflanzen, als erquickender Thau und zartes Mitgefühl erstreckt."

Aber im Grunde dieser Moral, die ein erhabener Instinkt dem Budhismus offenbart, hat seine Metaphysik einen tödlichen Keim verborgen. Der Budhismus ist pantheistisch, und jeder Pantheismus führt nothwendigerweise zum Unglauben, zur religiösen Gleichgültigkeit.

Ist der Pantheismus roh, so überläßt sich ihm der Mensch, der im Weltall kein anderes Existenzmittel, als das materielle Leben gewahrt, und entschlummert darin. Ist er dagegen spitzfindig, erhebt er sich, wie bei den Budhisten, zur Idee der absoluten Substanz, ohne Attribut, ohne Form, dessen anscheinende Offenbarung das Weltall ist, so kann der Mensch, der in diesem Weltall keine Wirklichkeit findet, um daran sich festzuhalten, damit nicht sich begnügen.

Er streckt die Hand aus, um davon sich zu befreien, woraus eine ziemlich starke Entwickelung moralischer Thatkraft entsteht. Aber jenseits dieser überstiegenen Täuschung, was findet er? Eine so schwarze,

so unzugängliche Nacht, daß Unterscheidung des Guten und Bösen bis zu ihr nicht gelangen kann....

Daraus ergibt sich denn auch der Budhisten Meinung, daß der höchste Grad moralischer Vollkommenheit Vernichtung aller Eigenschaften ist, verschlungen in „Betrachtung Budhas.“ Aufhören zu handeln, zu fühlen, zu denken, heißt der Welt der Umgestaltungen und des anscheinenden Daseins entrinnen, heißt sich verschmelzen mit der absoluten Substanz, heißt Eins werden mit dem Prinzip des Seins, und zurückkehren zu dem Nichts, das es selbst ist.

Solches ist der Zustand der äussersten, höchsten Heiligkeit, der Nirwriti, entgegengesetzt dem Zustande, worin man Theil nimmt an dem Weltleben, bezeichnet unter dem Namen Sansara. Indessen ist dieser Unterschied selbst noch eine Unvollkommenheit, weil sie der vollkommenen Einswerdung aller Gedanken mit Budha noch widerspricht. Man muß demnach bis zu dem Punkte gelangen, wo man erkennt, daß Nirwriti und Sansara Eins und Dasselbe sind.

Im Theismus geht die Grundlehre aus von einem ganz andern Prinzip, das bei weitem moralischer ist, als jenes des budhistischen Pantheismus. Im Theismus begreift man Gott nicht als Stoff, sondern als Ursach der Welt; nicht als eine unbestimmte Verneinung, als eine Absonderung (Abstraktion), von der man nicht sagen kann, daß sie gut oder böse, daß sie ist, oder daß sie nicht ist, sondern als ein lebendiger, liebender, umfassender Wille, als eine freie, unendliche Intelligenz, die identisch ist mit dem Guten; dem Bösen durchaus entgegengesetzt.

Des Menschen Einigung mit einem solchen Gotte, findet nicht statt durch seiner Eigenschaften Vernichtung, sondern durch die Harmonie dessen, was in allen beiden ist, durch die Harmonie des Willens, der Intelligenz, der Liebe des Menschen, mit dem Willen, der Intelligenz und der Liebe Gottes. Dadurch wird der Gedanke erhoben, nicht zermalmt.

Diesen Gott, den des Christenthums und den Plato's, hat der Budhismus nie gekannt. Daher jener Abgrund wo, alles schönen Beginnens ungeachtet, seine Moral sich verliert. Dagegen hat er jedoch anderseits ein weites Feld des Verdienstes und der Tugend vor sich. Ist sein Zweck auch falsch, ist der von ihm verfolgte Weg dennoch schön. Um zum Nirwriti zu gelangen, muß man vor Allem wohlthätig, menschenfreundlich, bescheiden, keusch und geduldig sein.

Im allgemeinen Begriff kann man den Budhismus den orientalischen Christianismus nennen. Freilich ist er noch unförmlich, unvollkommen; doch bahnt er so zu sagen dem wirklichen Christianismus den Weg, während der Brahmanismus, wie der Islamismus, ihn für die Lehre Jesu Christi immer unzugänglicher machen.

Solches ist die Religion, deren noch zu schreibende Geschichte die der Zivilisation eines großen Theiles der Erde ist. Man weiß jetzt auf das Zuverlässigste, daß der Budhismus im Mittelpunkte Indiens entstanden ist, in einer ehemals Magada, jetzt Behar genannten Provinz.

Nach einer Voraussetzung, die auf einige Bildsäulen Budhas, wo er mit krausem Haar dargestellt

war, sich begründete, sollte er ein Neger gewesen sein. Diese Voraussetzung ist jetzt allgemein verworfen, und alle unterrichteten Budhisten halten ihren Gott oder Messias eben so wenig für einen Afrikaner, als die Christen die Jungfrau Maria als eine Negerin betrachten, obgleich sie als solche auf den ältesten, die meisten „Wunder" verrichtenden Gnadenbildern, wie in Loretto, in Einsiedeln ꝛc., dargestellt ist.

Budha gehörte zum Brahmanengeschlecht, wie Christus zu dem David's. Man weiß jetzt aber, daß dies Brahmanengeschlecht, sowohl durch die Uebereinstimmung seiner Sprache, als seiner Sitten, am meisten sich den griechischen und germanischen Völkerstämmen, wie den andern Zweigen der Race nähert, welche man die kaukasische nennt, und die man eigentlich die himalehische nennen sollte.

Der Zeitpunkt des Entstehens der budhistischen Religion läßt sich nicht so leicht bestimmen, wie ihr Ursprung. Pallas schwankt zwischen zwei Angaben, die um tausend Jahre von einander verschieden sind. Langlès, der wahrscheinlich selbst nicht wußte, was er schrieb, sagt, daß Budha im Jahr 400 vor Christi Geburt das Licht der Welt erblickt, und daß er im J. 542 vor unserer Zeitrechnung, folglich 142 vor seiner Geburt, gestorben sei. Solch eine Chronologie kann man nur einem „gelehrten Franzosen" passiren.

Nach Rémusat's Berechnung würde Budha's Tod um das Jahr 950 vor unserer Aera erfolgt sein. Er hätte also ein Jahrtausend vor Erscheinung unsers Heilands gelebt. Als Sakya-Muni erreichte er ein Alter von 79 Jahren. Der erste Patriarch, auf den

er unmittelbar seine Lehre übertrug, war ein Brahmane, auf den drei andere Patriarchen aus den verschiedenen Kasten folgten, nämlich ein Kschatrya, ein Wayſia und ein Sudra, augenscheinlicher Beweis der Gemeinschaft der religiösen Vorrechte unter allen Menschen, von Anbeginn dieser Religion festgestellt.

Kosmopolitismus (Weltbürgerthum), der das eigentliche Wesen der Budhareligion ist, erzeugte gleich anfänglich Missionäre (Apostel), und erleichterte durch sie seines Proselytismus Eroberungen. Darum auch sieht man im J. 167 vor unserer Zeitrechnung den 22. Patriarchen bis nach Fergana, in der kleinen Bucharei, 400 Stunden weit reisen, um die dortigen Bekenner der Lehre Budhas zu besuchen.

Die Brahmanen duldeten anfänglich die neue, von ihrem Glaubensbekenntnisse sich trennende Sekte, und begnügten sich, sie als „ketzerisch" zu verdammen. Aber sobald sie sich auszudehnen begann, verfolgten sie dieselbe. Der Budhismus suchte und fand nun eine Zuflucht auf der Insel Zeylon, die bald Herd und Heiligthum einer mächtig um sich greifenden Religion wurde. Die Zeit der Versetzung des Budhismus aus Indien nach Zeylon, muß um das Jahr 580 vor Christi Geburt festgestellt werden. Wenigstens ist es genau erwiesen, daß er im J. 543 vor unserer Zeitrechnung, von der genannten Insel schon in Hinterindien, im Reiche Birman, in Pegu, Siam und Jawa sich zu verbreiten begann.

So dehnte sich die verfolgte Religion von ihrer Wiege gegen Süden und Osten aus. Bald fand sie auch Aufnahme in einem gewaltigen Lande, in China,

dessen überwiegender Bevölkerungstheil sich jetzt noch zu ihren Lehren bekennt. Die ersten budhistischen Bücher gelangten schon im J. 390 vor unserer Aera nach dem himmlischen Reiche. Aber erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt wurde es der Mittelpunkt der Religion Budha's, durch die Verlegung des Sitzes des 28. Patriarchen, Bodhi-Darma genannt, aus Zeylon nach China, wo er im J. 491 starb.

Um dieselbe Zeit wurde der Budhismus, von den Brahmanen in Vorderindien, auf die entsetzlichste Weise verfolgt. Es wurde allen Rechtgläubigen von den Priestern zur strengsten Pflicht gemacht, jeden Bekenner der Lehre Budhas, dessen sie auf die eine oder die andere Weise habhaft werden konnten, umzubringen. Sie erließen sogar ein Gesetz, folgenden Inhalts:

„Von dem Meere des Süden, bis zum Fuße des Himaleh, bis zu seinen ewigen Schneefeldern, soll Jeder, der Weiber oder Kinder der Budhisten verschont, eines schmählichen Todes sterben."

Diese blutige Vertilgung, die den Budhismus vernichten zu sollen schien, wendete ihm vielmehr ganz Mittelasien zu. Aus Indien verdrängt, verbreitete er sich über alle umliegende Länder, im Osten über ganz China, im Norden über Thibet, im Westen über Persien, sogar bei den verschiedenen tatarischen Nationen, während es, mit aller Mühe, dem brahmanischen Fanatismus dennoch nicht gelungen war, ihn in Indien vollkommen auszurotten.

In Thibet verwandelte sich der Budhismus später in Lamismus, nachdem der Patriarch, oder das

sichtbare Haupt der Religion, schon im siebenten Jahrhundert seinen Sitz aus China nach jenem Lande verlegt. Anderseits führten chinesische Missionäre den Budhismus in Korea und in Japan ein, aller Wahrscheinlichkeit nach schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Auch im Norden wurden immer mehr tatarische und gothische Völkerschaften für diese Glaubensmeinung gewonnen.

Nach der Eroberung China's durch die Mogolen, als die Enkel Gengis- (Dschingis-) Khans zu gleicher Zeit Japan und Aegypten, Jawa und Schlesien bedroheten, wurde der Budha, oder Patriarch, der sich am Hofe des Kaisers befand, dessen Reich „so unermeßlich" war, von diesem zum Rang eines Königs erhoben.

Als Thibetaner, erhielt er die Herrschaft über einen großen Theil seines Geburtslandes. Diese Belehnung von Seiten des mogolisch-chinesischen Kaisers gegen das Haupt der Budhareligion, ereignete sich ungefähr 320 Jahre nach der von Pepin geschehenen, gegen den Bischof von Rom, später Papst genannt, mit einigen Theilen des gegenwärtigen Kirchenstaates.

Als nunmehriger weltlicher Fürst, organisirte der Patriarch, der sich den thibetanischen Namen Lama (Priester) beilegte, stärker als je seine kirchliche Hierarchie, was ihm um so leichter wurde, da die Nachfolger Gengis-Khans ausserordentlich duldsam, oder vielmehr gleichgiltig für alle Religionen waren.

Unter der mogolischen Dynastie machte der Lamismus, diese Neugestaltung der budhistischen Kirche, rasche Fortschritte. Es wurde jetzt auch die riesige Sammlung der heiligen thibetanischen Bücher gebil-

det, wozu man nicht weniger als dreitausend Unzen Gold verwendete.

Nach Vertreibung der Mogolen bezeugte die Dynastie Ming eine noch größere Verehrung und Vorliebe, als jene, für den Budhismus, und zwar aus dem einfach-politischen Grunde, weil er schon tiefe Wurzeln in China geschlagen, und weil der Bevölkerung größter Theil zu seinen Lehren sich bekannte.

Die Mandschu-Eroberung, welche China abermals der tatarischen Beherrschung unterwarf, befestigte endlich den Budhismus (der die Religion der Sieger war) auf eine gesetzliche Weise. Die Mogolen nahmen ihn bereits 1247 an, und der Lama Sakya-Pandita, welcher sich in ihrer Mitte niederlies, theilte ihnen zugleich das Alphabet mit, das er den oigurischen Türken entlehnt, welche es von den Nestorianern erhalten. So ging diese ursprünglich christliche Schreibart, unter dem Mantel des Dalai Lama, zu den Mogolen über. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gewann der Lamismus eine neue Ausdehnung unter den Tataren, denen der Lama Altan in eigener Person einen Besuch abstattete.

Seitdem hat diese Glaubensmeinung, wie jede andere, ihre innere Unruhen und ihre Spaltungen gehabt. Die chinesischen Kaiser haben sich, als Schutzherren, in die innern Zwistigkeiten gemischt, und Thibet militärisch besetzt. Der Dalai Lama erhält zwar von dem Ritustribunal die Bewilligung sich „höchster Gott“ zu tituliren, jedoch nur unter der Bedingung, daß er unmittelbar darauf der „gehorsame Unterthan“ des chinesischen Reiches sich nennt. Verliert er die kaiserliche Gunst, so nöthigt man

ihn, nach Tsin-tschen *), wo man ihn mit den größten Ehrenbezeugungen aufnimmt. Der Sohn des Himmels (der Kaiser) treibt die zuvorkommende Gewogenheit so weit, daß er ihn von seinen eigenen Aerzten behandeln läßt, er mag krank sein oder nicht. Nach einigen Tagen liest man sodann in der offiziellen Zeitung, daß Budha seine Wohnung verändert hat, und daß er in Thibet neugeboren worden.

Es scheint, daß es gerade im gegenwärtigen Augenblick keinen anerkannten Großlama gibt, und daß darüber noch ein Streit besteht, zwischen dem heiligen Kollegium in Thibet, und dem chinesischen Kaiser. Das erste erkennt Budha in einem in Thibet gebornen Kinde, während der Mandschukaiser besondere Gründe zu haben scheint, um zu behaupten, daß Budha diese Ehre seiner Familie vorbehalten, indem er gewürdigt, in einem Mitgliede derselben wieder geboren zu werden.**)

*) Tsin-Tschen ist der wirkliche Name der Hauptstadt des chinesischen Reiches. Peking ist nichts als ein von Europäern verdorbenes Wort, das keinen Sinn hat.

**) Das Gebiet des Dalai-Lama, welches er, als weltlicher Regent, ganz auf dieselbe Weise wie der christliche Papst beherrscht, umfaßt den nördlichen und westlichen Theil des Hochlandes Thibet, das sehr ausgedehnt ist (bei 25,000 geographische Geviertmeilen), jedoch nur eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung hat. Er residirt nicht in der Hauptstadt Lassa, auch Barantola genannt, angeblich eine der größten Städte Asiens, sondern in dem 3 Stunden davon entfernten Kloster Putala, das an Größe dem Vatikan gleichkommt. Der Bogdo-Lama, eine Art Neben- oder Unterpapst (Stellvertreter), der ebenfalls göttlich verehrt wird, wohnt in dem südwestlichen Theil von Thibet, in der Stadt Tischu-lumbu, wonach er sich auch Tischu-Lama nennt. Auf der Insel Plate, im Dschandrosee endlich,

Reise längs den Küsten China's, zur Anknüpfung näherer Handelsverbindungen zwischen Großbritannien und diesem Lande.

Letzte Mittheilung.

Das Wetter, das bis zu unserer Ankunft in Namo sehr schön gewesen, veränderte sich plötzlich, und beim Vorübersegeln an der Insel Kektan, hatten wir sehr von einem Windstoß zu leiden, der uns nöthigte, bei dieser Insel anzulegen. Wir fanden hier eine zahlreiche Flotte, aus Kriegsjonken bestehend, die derselbe Windstoß gezwungen, hier eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Der Admiral dieser Flotte hieß Wan-Tagin. Er war gebürtig von Keung-Schan, und hatte sich lange zu Makao aufgehalten, wo er oft Gelegenheit gehabt, Fremde zu sehen. Diese bedeutende Person bezeugte den Wunsch, unser Schiff zu besuchen, was er uns durch einen seiner Offiziere wissen lies.

Der Kommandant traf alle Vorkehrungen, um den chinesischen Würdeträger, seinem Range gemäß, zu empfangen. Tags darauf fand er sich mit einem zahlreichen Gefolge ein. Wir begrüßten ihn mit drei Kanonenschüssen, und erwiesen ihm alle militärischen Ehrenbezeugungen. Doch bemerkten wir bald, daß er sich nicht verpflichtet hielt uns ebenfalls mit Höflichkeit zu behandeln, wahrscheinlich weil er uns für viel zu tief unter sich hielt.

---

findet man einen Großlama weiblichen Geschlechts, dem auch göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen werden.

Er eröffnete die Unterhaltung, oder vielmehr er begann ein Selbstgespräch, indem er eine Menge Fragen an uns richtete, worauf er die Antwort selten oder nie abwartete. Er fragte uns unter andern, woher wir kämen, weshalb wir Kektan berührt, ob wir die Absicht hätten, hier zu verweilen? u. s. w. Aus allen diesen Fragen ergab sich am Ende weiter nichts, als der bestimmte Befehl, unverweilt wieder abzureisen.

Als Gulzlaff den Mund öffnete, um ihm zu antworten, rief er wie drohend: „Ihr seid ein Chinese!“ Auf die verneinende Antwort verlangte der Admiral, daß er seinen Hut abnehme, um zu sehen, ob er einen Zopf habe. Als er vom Gegentheil sich überzeugt, sagte er: „Ich sehe jetzt, daß Ihr ein Portugiese seid.“

Lindsay nahm nun das Wort, und entgegnete, daß unser Schiff von England komme. Der Admiral lachte dazu, rief, daß er lange in Makao gewohnt, folglich der Barbaren Gebräuche genau kenne, und daß unser Schiff von Makao sei. Der Kommandant machte ihm bemerkbar, wie auffallend er es finde, daß man so leichthin uns beschuldige Lügner zu sein; daß das Schiff wirklich ein britisches sei; daß wir alle demselben Lande angehörten, und um jedes Mißverständniß zu vermeiden, schrieb er auf ein Papier: „Ta-ying-kwo (Großbritannien) ist unser Vaterland.“ Er lies diese Worte den Chinesen lesen, der lachend rief: „Erbarmen, Erbarmen! Großbritannien? Nein, Kleinbritannien wollt Ihr sagen. Ihr sucht mich zu hintergehen.“

Bis dahin hatte Lindsay immer mit Höflichkeit des Admirals unschickliche Ausfälle beantwortet. Aber

bei diesem letzten beleidigenden Einwurf verlor er die Geduld. Er riß ihm das Papier aus der Hand, und ergriff ihn am Arm: „Hört," sagte er zu ihm, „da Ihr doch nur hierhergekommen seid, uns zu beleidigen, mich und meine Nation, so verlaßt auf der Stelle dies Schiff." Er machte eine Bewegung, um ihn zur Thür hinauszustoßen. Der Admiral sah ein, daß er zu weit gegangen, und entschuldigte sich.

Er versicherte uns, daß er keineswegs die Absicht gehabt, uns zu beleidigen. „Es ist Euch nicht unbekannt," sagte er, „daß es ein Ta-si-Yang und ein Lion-si-Yang, d. h. ein Großportugal und ein Kleinportugal *) gibt, es kann also auch eben so gut ein Lion-si-kwo (Kleinbritannien) als ein Ta-ying-kwo (Großbritannien) existiren. Ich gestehe meinen Irthum, und bitte Euch, ihn zu entschuldigen."

Er begleitete diese schlaue Entschuldigung mit mehreren Verbeugungen, und war von nun an eben so kriecherisch, als er vorher unverschämt gewesen. Er blieb lang auf unserm Schiffe, und seine Rede wie sein Benehmen waren so sonderbar, daß wir vermutheten, es sei mit ihm nicht ganz richtig im Kopfe. Einige Offiziere seines Gefolges bestätigten uns in dieser Meinung, und bezeugten uns ihr Bedauern über sein höchst unschickliches Verfahren.

Nach diesem seltsamen Besuche blieben wir noch einige Tage auf Kektan, dessen Bewohner, die uns anfänglich mit einer gewissen Kälte aufgenommen, sich bald sehr freundschaftlich gegen uns benahmen. Wir waren die ersten Europäer, welche sie je gesehen.

*) Die Chinesen bezeichnen Goa unter diesem Namen.

In einiger Entfernung von dieser Insel betraten wir einen Fluß, der nach Fuh-schow-fu, einer Stadt zweiten Ranges, und Wohnort des Statthalters der beiden Provinzen Fokien und Sche-king sich hinzieht.

Lindsay schrieb an den Statthalter, und kündigte ihm an, daß er mit einem reichbeladenen englischen Schiffe eingetroffen sei. Nach Auseinandersetzung der verschiedenen Artikel, welche er an Bord habe, drückte er ihm den Wunsch aus, Handelsverbindungen mit der Stadt anzuknüpfen, und als Bezahlung entweder Geld oder Thee anzunehmen.

Während man diesen Brief an den Statthalter absendete, fuhren wir den Fluß hinan, und gingen bei einer Insel, Kuking genannt, vor Anker. Kaum hatten die Einwohner unsere Ankunft erfahren, so eilten sie in so großer Menge herbei, daß sie uns beschwerlich fielen und am Manövriren uns verhinderten.

Wie auf unsern frühern Stationen, ließ der Doktor Gulzlaff ein Schild aushängen, worauf er unentgeldlich seine Dienste den Bewohnern des Landes anbot. Dies Erbieten wurde mit derselben Erkenntlichkeit angenommen, wie an den andern Orten. Schon Nachmittags kamen zwei ehrwürdige Männer an Bord, und luden einige von uns ein, an's Land zu kommen, und sie nach ihrem Dorfe zu begleiten. Lindsay, Gulzlaff und ich entsprachen diesem Verlangen.

In den Wohnungen unserer Wirthe wurde uns sehr guter Thee vorgesetzt. Wir gingen mit ihnen einige Zeit spazieren, und wollten schon an Bord zurückkehren, als sie uns baten, mit ihnen wieder nach dem Dorfe zu gehen, um einem kleinen Feste beizu-

wohnen. Obgleich es schon Nacht war, weigerten wir uns doch nicht, ihrem Verlangen zu entsprechen.

Sie führten uns in das schönste Haus des Dorfes, wo wir eine vortreffliche chinesische Mahlzeit fanden, der wir mit großer Eßlust zusprachen. Unsere Wirthe wollten sich durchaus nicht setzen, wie oft wir dazu sie auch einladen mochten. Sie wünschten nur uns zu bedienen, und hielten die Menge ab, die sich unaufhörlich in den Saal drängte. Die jungen Leute stiegen auf die Möbel, um uns zu sehen, doch wurde, dieses Eifers ungeachtet, das gute Einverständniß nicht gestört, und das Wohlwollen, welches alle Einwohner gegen uns zu haben schienen, vermehrte sich vielmehr von Minute zu Minute.

Durch diese Aufnahme ermuthigt, beschloß unser Kommandant, die Hauptstadt der Provinz selbst zu besuchen, und seinen Brief persönlich abzugeben. Wir schifften deshalb den Strom weiter aufwärts. Kaum hatten wir jedoch zwei Faden (fast ¾ Stunden) zurückgelegt, so stießen wir auf ein Boot, worin sich ein Mandarin befand, der uns von Seiten des Statthalters den Befehl brachte, so schnell als möglich umzukehren.

Wir nahmen davon keine Notiz, und setzten ruhig unsern Weg fort. Nach einer Strecke von 25 Meilen (8 ⅓ Stunden) befanden wir uns nahe an einer Brücke, welche die beiden Theile der Stadt verbindet. Diese Brücke war mit Menschen bedeckt, welche die Neuheit des Schauspiels herbeigezogen, und bei unserer Landung waren wir im Gewühl wie verloren. Die zur Stadt führende Vorstadt mag ungefähr eine

Meile (20 Minuten) lang sein. Man tritt durch eine weite, nicht verschlossene Wölbung in die erstere.

Wir fragten nach des Statthalters Palast, und mehrere Personen erboten sich, uns dahin zu führen. Nachdem wir jenseits der Wölbung noch ungefähr 10 Minuten zurückgelegt, traten wir in ein großes Gebäude, dessen Thore hinter uns verschlossen wurden, des gewaltigen Zudranges der Menge wegen. Es war das Polizeiamt.

Die darin befindlichen Beamten bezeugten das größte Erstaunen über unser Erscheinen. Sie betrachteten uns von oben bis unten, und hatten Mühe sich zu überzeugen, daß wir Menschen seien. Wir sahen bald einen Mandarin hereintreten, der uns nach Vor- und Zunamen fragte. Lindsay zeigte ihm seinen Brief, und drückte ihm das Verlangen aus, denselben in des Statthalters eigene Hände zu überreichen.

Der Mandarin entgegnete, daß das am andern Morgen geschehen könne, daß man uns jetzt in ein anständiges Haus bringen wolle, wo wir die Nacht zubringen könnten, und wo man uns mit aller gebührenden Achtung behandeln werde. Wir folgten ihm. Er führte uns zu der Stelle zurück, wo wir gelandet waren, und deutete uns hier ein großes bedecktes Fahrzeug an, das, seiner Angabe nach, für uns eigends eingerichtet worden.

Nach einiger Zögerung begaben wir uns in dasselbe, bemerkten aber gleich beim Eintritt, daß es nichts als ein gewöhnliches Kaufmannsschiff, und schon größtentheils von Leuten aus den untersten Volksklassen angefüllt war. Lindsay befahl uns nun, ihm zu folgen, und wir begaben uns in gerader

Richtung nach dem Manthhause, wo wir über Nacht bleiben zu wollen erklärten.

Die Beamten, auf solch einen Ueberfall nicht gefaßt, thaten nichts, sich zu widersetzen, und schon hatten wir im Hauptzimmer unsere Einrichtung getroffen, als ein Mandarin, Namens Wang, derselbe, welcher uns nach dem Schiffe geführt, wieder hereintrat. Er beschwor uns, dies Gebäude zu verlassen, weil es der Regierung gehöre, und weil um Alles der Statthalter darin uns nicht über Nacht bleiben lassen könne.

Ich weiß nicht, wie unser Kommandant diese Aufforderung aufgenommen haben würde, wenn in demselben Augenblick nicht ein anderer Mandarin, der uns schon einiges Wohlwollen bewiesen, sich erboten hätte, uns in ein Haus zu führen, das einem tatarischen General gehöre, und wo es uns gewiß an nichts fehlen würde.

Lindsay zeigte sich geneigt, ihm zu folgen. Das Haus, in welches man uns führte, entsprach so ziemlich der Idee, die er davon uns gegeben. Aber kaum hatten wir es darin uns ein wenig bequem gemacht, als wir einen neuen Besuch von Wang empfingen. Er war unverschämt genug, uns zu sagen, daß man auf keinen Fall Barbaren wie wir, erlauben könne, die Nacht auf dem Lande zuzubringen, und daß wir auf der Stelle nach unserer Schaluppe zurückkehren müßten.

Bei diesen Worten überstieg unser Unwille alle Grenzen. Wir überhäuften den trotzigen Chinesen mit Flüchen und Schimpfwörtern jeder Art, und um ihm unsern festen Entschluß zu zeigen, zu bleiben wo wir

waren, packten wir unsere Lebensmittel aus, und begannen zu essen, ohne weiter auf ihn zu hören.

Ueber unser Verfahren höchst erstaunt, entfernte sich Wang, ohne ein Wort zu sagen. Der alte Mandarin, der uns zu dem tatarischen General geführt, und der selbst ein Mandschutatar war, schien wie versteinert. Er wiederholte uns tausendmal, daß er keinen Antheil genommen an diesem Vorfall, und daß Wang sein Vorgesetzter sei. Die andern Mandarinen, welche Neugier herbeigezogen hatte, schämten sich nicht minder über diesen Verstoß gegen alle Gastfreundschaft. Um Mitternacht entfernten sie sich, und wir konnten ruhig den Ueberrest einer Nacht zubringen, die so stürmisch begonnen hatte.

Am andern Morgen bemerkten wir, daß unsere Entschlossenheit eine gute Wirkung gemacht. Die Mandarinen, welche sich gegen uns am abgeneigtesten gezeigt, selbst der ungestüme Wang, waren geschmeidiger geworden. Wang fand sich bald bei uns ein mit einer Depesche des Statthalters. Seine Exzellenz benachrichtigte uns, daß man nur in Folge eines Mißverständnisses uns in das Fahrzeug geführt, dessen Anblick uns so widerlich gewesen, und daß man, den von der Regierung festgestellten strengen Gesetzen zufolge, in der Nothwendigkeit sich befunden, uns einzuladen, die Nacht auf dem Wasser zuzubringen, was jedoch auf eine unserer würdige Weise hätte geschehen sollen.

Der Statthalter fügte hinzu, daß, wenn wir es wünschten, eine Staatsjonke von diesem Augenblick an, so lange zu unserer Verfügung sein würde, als unsere Geschäfte uns in der Stadt zurückhalten würden,

daß jedoch in dem Fall, wo wir nach unserm Schiffe zurückkehrten, dies Zeichen von Bereitwilligkeit unserer Seits, den Rath veranlassen werde, uns einen günstigen Handelsvertrag zuzugestehen.

Unser Kommandant nahm diesen Vorschlag ohne Rückhalt an. Er antwortete unverweilt dem Statthalter, daß er seinen Brief mit Vergnügen und Erkenntlichkeit empfangen, daß, um Seiner Exzellenz zu bezeugen, wie gern er ihr angenehm zu sein wünsche, er sich sogleich wieder einschiffen wolle, und daß unser Schiff an der Stelle bleiben werde, wo es sich jetzt befinde, ohne den Hafen zu berühren, bis die Bedingungen des Vertrages bestimmt seien.

In Folge dieser Uebereinkunft kehrten wir noch an demselben Tage an Bord des „Amherst" zurück, und liessen nur Hrn. Simpson, nebst zwei Matrosen, am Lande, um den Ankauf der Lebensmittel zu besorgen, die wir wirklich brauchten.

Wir blieben drei Tage in dieser Lage, machten jedoch mehrere Ausflüge in die Umgebung von Fuhschow-fu, aber ohne die Stadt zu betreten, um den Behörden keine Veranlassung zum Mißvergnügen zu geben. Am vierten Tage sahen wir eine Flotte von Kriegsfahrzeugen erscheinen, die zwischen uns und dem Hafen vor Anker ging.

Dieser Umstand machte unsern Kommandanten sehr unruhig, um so mehr, da Simpson uns benachrichtigte, daß in der Stadt ein Verbot bekannt gemacht worden, unter keinem Vorwande unser Schiff zu besuchen. Lindsay schrieb sogleich an den Statthalter, und beschwerte sich über die Zögerung in Vollbringung seines Versprechens, wie über die feindselige

Stellung der neuerdings angekommenen Jonken, dem britischen Schiffe gegenüber. Der Statthalter antwortete, daß wir nichts zu besorgen hätten, und daß in einigen Tagen der Vertrag uns würde mitgetheilt werden.

Dieser Erklärung ungeachtet verstrich die Zeit, und da Lindsay sich endlich überzeugen mußte, daß der Statthalter nur gesonnen sei, uns zu hintergehen, beschloß er ein Mittel in Ausübung zu bringen, das er immer für den äussersten Fall vorbehielt. Wir lichteten die Anker, durchschnitten die chinesische Flotte, und legten vor dem Mauthgebäude an. Nach diesem Manöver lies der Kommandant den Statthalter benachrichtigen, daß er fest entschlossen sei, den Zweck seiner Reise in Ausführung zu bringen, und seiner Waaren sich zu entledigen, er also nicht eher abreisen werde, bis er für eine von ihm festgestellte Summe davon verkauft habe.

Die Wirkung, welche dies thatkräftige Verfahren hervorbrachte, lies sich nicht lange erwarten. Einer der vorzüglichsten Kaufleute kam von Seiten des Statthalters zu uns an Bord, und verlangte eine Uebersicht von den Waaren, welche wir zu verkaufen gesonnen seien. Nachdem er sie erhalten, begab er sich wieder nach der Stadt, mit dem Versprechen, uns Käufer zuzuführen. Er fand sich in der That am Abend desselben Tages wieder ein, begleitet von mehreren Kaufleuten, die für eine so starke Summe, als die, welche unser Kommandant festgestellt, Waaren kauften*)

*) Man weiß nicht, was man in dieser Sache auffallender

Wir hatten nun keinen schicklichen Vorwand, länger bei dieser Stadt zu verweilen, weshalb wir den Hafen verliessen, und auf unsere erste Station zurückkehrten, wo die chinesischen Kaufleute sich einfanden, um ihre Rechnungen zu berichtigen.

Wer nicht den sonderbaren Bau des Räderwerks der chinesischen Regierung kennt, wer nicht weiß, durch welches Hintergehungssystem ihre Politik sich erhält, wird nicht begreifen, wie es möglich war, daß in demselben Augenblicke, wo strenge Befehle jede Gemeinschaft mit dem Barbarenschiffe verboten, zwei Jonken, mit der kaiserlichen Flagge geschmückt, am hellen Tage neben uns anlegten, um mit uns Handel zu treiben, und zwar im Angesicht einer bedeutenden Stadt. Während dieser ganzen Zeit blieb der Zivil-Mandarin des Distrikts bei uns an Bord, um die Waaren zu besichtigen, und die deshalb zu treffenden Vergleiche zu erleichtern.

Nach Berichtigung dieser Angelegenheiten hielt uns nichts mehr zurück in dieser Gegend. Wir lichteten die Anker und fuhren wieder stromabwärts. Mit großem Vergnügen sahen wir im Vorüberschiffen nochmals unsere Freunde von Kuking. Sie drangen uns verschiedene Gegenstände als Erinnerungszeichen auf, und nur mit Mühe konnten wir sie bewegen, auch von uns Einiges anzunehmen, wonach wir von dieser gastfreundschaftlichen Insel mit um so gerührterem Herzen Abschied nahmen, da wir auf unserer Reise

---

nennen soll, ob der Briten übertriebene Unverschämtheit, oder die beispiellose Nachgiebigkeit (vielleicht die Feigheit) der Chinesen.

nicht viel ähnliche Szenen, wie die hier stattgefundene, erlebt hatten.

Zu Ningpo, einer volkreichen Stadt, die wir bald darauf berührten, wurden wir auf die günstigste Weise aufgenommen, nicht allein von den Einwohnern, sondern auch von den Behörden. Der Statthalter lud uns bei sich zum Thee, und während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts überhäufte er uns mit Aufmerksamkeitsbezeugungen.

Hätten wir je der Hoffnung Raum geben können, den Zweck unserer Expedition zu erreichen, wäre es ohne Zweifel nach so vielversprechenden Präliminarien gewesen. Indessen überzeugten wir uns bald, daß alle Höflichkeitsbezeugungen von Seiten des chinesischen Beamten nichts waren, als Mittel, von uns mit Güte zu erlangen, was wir der Gewalt nicht zuzugestehen gesonnen schienen.

Als unser Kommandant seinen Handelsvertrag in Rede stellte, bat ihn der Statthalter inständig, auf eine Sache nicht zu bestehen, in die einzutreten seine Pflicht ihn verhindere. Er machte ihm bemerkbar, daß er durch den uns zu Theil gewordenen Empfang entnehmen könne, wie er für uns von besonderer Hochachtung durchdrungen sei, weshalb er, grade dieser Achtung wegen, in uns so viel Vertrauen setze, daß wir des Landes Gesetze nicht verletzen würden.

Eine solche Sprache setzte Lindsay in nicht geringe Verlegenheit. Er hatte hier keinen Vorwand, um auf irgend eine gewaltthätige Weise zu verfahren. Demungeachtet unterlies er nicht, dem Statthalter die Vortheile anzudeuten, welche das Land im Allge-

meinen, wie die Stadt im Besonderen, von dem Verkehr mit den Europäern gewinnen könne.

Der Chinese entgegnete, daß er diese Vortheile keineswegs bestreite, daß aber, wären sie auch noch viel größer, er sich nicht entschließen könne, seines Vaterlandes Grundgesetze zu übertreten, und daß derselben Abänderung dem Beherrscher des himmlischen Reiches allein zustehe *).

Uebrigens gestand er uns äusserst bereitwillig die Erlaubniß zu, in der Stadt alles, was wir brauchten, zu kaufen; doch mußten wir ihm das Versprechen geben, in baarem Gelde, und nicht in Kaufmannswaaren, zu bezahlen.

Von Ningpo begaben wir uns nach Schanghi, in der Provinz Kingsu. Diese Stadt ist einer der bedeutendsten Handelsplätze in China. Wir legten auf der Rhede an, auf Schußweite von den Forts, weil es unsere Absicht war, mit der steigenden Fluth in den Hafen zu gelangen. Etwa eine Stunde nach unserer Ankunft, fand sich bei uns ein Mandarin ein, der sorgfältig in ein Register unsere Namen, wie den unsers Schiffes, einschrieb. Er sagte uns sodann, daß er unser Verlangen, in Betreff einer Handelsverbindung, dem Statthalter vorlegen, und dessen Antwort uns überbringen werde.

Mehrere Stunden verflossen, ohne Erfolg einer Antwort. Während wir sorgsam beobachteten, was um uns her vorging, fand sich endlich der Mandarin ein, und brachte uns einen Brief von dem Statthal-

*) Unsers Erachtens spielten die merkantilischen Briten, diesem Chinesen gegenüber, wie überhaupt auf ihrer ganzen Expedition, eine sehr klägliche Rolle.

ter. Er enthielt nichts, als das ausdrückliche Verbot, den Hafen zu betreten, weil, laut einer Verordnung des Kaisers, kein fremdes Kriegsschiff in demselben zugelassen werden durfte.

Lindsay glaubte dadurch die Schwierigkeit zu heben, daß er dem Mandarin bemerklich mache, unser Fahrzeug sei kein Kriegsschiff, und um ihm in diesem Betrachte keinen Zweifel zu lassen, erbot er sich, ihm unsere Waaren zu zeigen. Der Chinese entgegnete, er könne nicht glauben, daß wir nach seinem Lande gekommen seien, um die Kanonen zu verkaufen, welche er auf unserm Verdeck gesehen.

„Der Statthalter," fügte er hinzu, „ist nicht Willens die Beweggründe erforschen zu wollen, welche Euch hierher geführt. Er wünscht sogar Allem, was Euch betrifft, vollkommen fremd zu bleiben." Er endete mit der Drohung, daß man zu strengen Maßregeln seine Zuflucht nehmen werde, wenn wir des Statthalters Befehl zu nichtachten uns unterständen.

Der Kommandant entgegnete dem Mandarin, daß es ihm unmöglich sei, über Nacht auf einer allen Winden offenstehenden Rhede, und auf einem gefährlichen Meere zu verweilen, wenn er einen vortrefflichen Hafen, der einer befreundeten Macht gehöre, vor Augen habe. Er hoffe also, daß der Statthalter seine Drohung nicht in Ausführung bringen, und feindselig gegen das einer verbündeten Macht gehörige Schiff verfahren werde. Auf jeden Fall dürfe er die Versicherung geben, daß jede seiner Flagge zugefügte Beschimpfung nicht ungerächt bleiben könne.

Wir wußten sehr wohl, wie wenig die Chinesen geneigt sind, ihre Drohungen, im äussersten Nothfall

ausgenommen, in Ausübung zu bringen, weshalb wir keine besondere Wichtigkeit auf die uns gewordene Weisung legten. Kaum hatte der Mandarin sich entfernt, so wendeten wir uns gegen den Hafen, in der vollen Ueberzeugung, daß wir nichts zu besorgen hätten.

Diesmal hatten wir uns jedoch getäuscht. Als wir auf halber Schußweite von den Forts waren, erhielten wir von dem zur rechten Seite eine volle Ladung. Glücklicherweise flogen die Kugeln über uns hinweg, und nur eine einzige schlug in des Schiffes Untertheil, wonach wir, ohne Schaden zu erleiden, in den Hafen eindrangen *).

Wir durften nach einem solchen Verfahren wohl voraussetzen, daß die chinesischen Behörden gegen uns noch andere Zwangsmaßregeln gebrauchen würden, um mit sich selbst konsequent zu bleiben. Wir hielten uns also bereit, Gewalt mit Gewalt zu beantworten. Der Kommandant lies auf dem Verdeck noch drei Kanonen aufstellen, die bisher im Untertheil des Schiffes verborgen gewesen. Auch wurden die Waffenkisten geöffnet.

Indessen waren alle diese Zurüstungen überflüssig. Kaum befanden wir uns im Hafen, so sahen wir alle

*) In unserer Gegenwart wurde der Kommandant des Forts, welches nicht auf uns geschossen, auf eine entehrende Weise bestraft. Man verband ihm die Augen, und steckte ihm in jedes Ohr eine kleine Fahne, wonach man ihn durch die Straßen führte, während ein Mann vor ihm rief: „Auf Befehl des Generals von Su und Sung sind gegenwärtigem Mandarin die Ohren durchbohrt worden. Möge sein Beispiel Jedermann zur Warnung dienen."

Anmerkung des Verfassers.

Straßen und Plätze an demselben mit einer ungeheuern Menschenmenge bedeckt, die herbeigeströmt war, uns zu betrachten. Lindsay und ich begaben uns in eine Schaluppe, begleitet von 20 wohlbewaffneten Soldaten. Wir ruderten dem Lande zu, und stiegen vor einem Tempel aus, worin eben eine religiöse Zeremonie begangen wurde, die jedoch unterbrochen werden mußte, weil alle darin befindlichen Personen sich herausstürzten, um uns zu sehen.

Wir erkundigten uns nach dem Palaste des Statthalters. Er wurde uns angedeutet, und mit schnellen Schritten begaben wir uns dahin. Bei unserm Auftreten wollten die Wächter die Thore verschließen, wir öffneten sie jedoch mit Gewalt, und drangen in den Hof, wo nur einige untergeordnete Offiziere sich befanden.

Alle Thüren waren verschlossen und im Innern verrammelt. Vergebens klopften wir überall. Endlich begaben wir uns an den Haupteingang, und auf des Kommandanten Befehl stießen zwei starke Matrosen so lange mit ihren Schultern gegen die Thür, bis sie aufsprang.

Wir traten nun in den Audienzsaal, in dessen Hintergrunde wir den Statthalter, von den vornehmsten Einwohnern der Stadt umringt, erblickten. Seine Exzellenz gab sich das Ansehen, als wisse sie von Allem, was vorgefallen war, nicht das Mindeste. Sie empfing uns sehr höflich, nöthigte uns zum Sitzen, und bot uns Thee und Pfeifen an.

Lindsay hatte sich zu wohl befunden bei seinem bisherigen Verfahren, um nicht in demselben bis zum Ende zu beharren. Er forderte mehr als er bat um

das Recht freien Handel treiben zu dürfen mit den Landesbewohnern, wie um die Einräumung eines bequemen Hauses, wo er seine Waaren unterbringen könne.

Alle seine Forderungen wurden ihm mit der größten Leichtigkeit zugestanden. Wir schifften den Ueberrest unserer Waaren, wie überhaupt Alles aus, dessen wir uns entledigen wollten. Nach drei Tagen hatte man uns Alles abgekauft, und zwar zu so vortheilhaften Preisen, daß wir wohl sehen konnten, wie die Behörden einige Opfer nicht gescheuet, nur um uns bald los zu werden.

Wir erhielten eine Menge Freundschaftsbezeugungen von Seiten der Einwohner der Stadt und der Umgegend. In den Dörfern, welche wir besuchten, und wo das Volk nicht durch die Mandarinen in Zaum gehalten wurde, nahm man uns wie Brüder auf. Verliessen wir die guten Leute, so nöthigten sie uns ihre schönsten Früchte auf, und nirgends nahmen sie Bezahlung an.

Einige Einwohner vertraueten uns indessen, nachdem wir ihnen tiefe Verschwiegenheit hatten geloben müssen, daß die Regierung große Zurüstungen treffe, um mit Gewalt des Barbarenschiffes sich zu entledigen. Eine starke Flotte sollte gegen uns anrücken, und aus den benachbarten Provinzen wurden Truppen herbeigezogen, um jede Landung unserer Seits zu verhindern. Unser Kommandant urtheilte nach dem Allem, daß längeres Verweilen in dem Hafen von Schanghi nur eine eitle, unkluge Herausforderung sein würde, weshalb wir unsere Abreise beschleunigten.

Wir hatten so viel als billigerweise sich erwarten

lies, die von den Direktoren der ostindischen Gesellschaft uns übertragene Aufgabe in Ausführung gebracht. Unsere Reise hat den Weg eröffnet, und angedeutet, auf welche Weise man bei späteren ähnlichen Unternehmungen zu verfahren habe.

Man darf nicht erwarten, daß die chinesische Regierung zu unsern Gunsten offen auf seine verhindernde Politik und auf seine beleidigende Nichtachtung verzichte. Bei jedem neuen Versuch, den unsere Schiffe machen dürften, wird sie neue Verbote gegen uns schleudern.

Wenn jedoch die englischen Kapitäne, mit vielem richtigen Tackt den nothwendigen Grad von Festigkeit vereinigen, wird es ihnen leicht gelingen, die Mandarinen, die feig von Karakter und unentschlossen aus Gewohnheit sind, zur Nachgiebigkeit zu vermögen; bis die Zeit, die in China, wie in allen übrigen Ländern, das oft geschehene gewissermaßen gesetzlich macht, ihm die großen Vortheile wird erkennen und schätzen lassen, welche ein ausgedehnter Handel mit den fremden Nationen ihm gewähren kann.

Entstehung, Zunahme und gegenwärtiger Zustand des Abgabensystems in England.

England ringt seit einigen Jahren mit den Zufällen einer Krisis, deren vielfache Ursachen von allen Staatswirthen eben so wohl, wie von allen eigentlichen Staatsmännern und Publizisten beachtet zu werden verdienen. Dieses auf den ersten Anschein so reichen Landes tiefeingreifende Plage ist die ungeheure Abgabenlast, die in einer Gesellschaft, wo Erziehung das Gefühl der natürlichen Bedürfnisse von Tag zu Tag immer lebhafter macht, und ihm noch die Entbehrung der künstlichen Genüsse der Zivilisation beifügt, die untern Stände wie die höheren bedrückt. Aus diesem Grunde schreiben denn auch alle englischen Schriftsteller der Steuererhebung, wie sie gegenwärtig in den drei vereinten Königreichen besteht, im Allgemeinen die unaufhörlich steigende Vermehrung der Verbrechen und Vergehen zu, welche jedes Jahr vor den Gerichtshöfen verhandelt werden.

Das jährliche Einkommen des britischen Reiches (d. h. der drei Königreiche und der Kolonien) beläuft sich auf ungefähr 80 Millionen Pfund Sterling (960 Millionen rhein. Gulden). Dazu zahlt England, mit einer Bevölkerung von 13 Millionen Seelen, mehr als die Hälfte, nämlich 42,910,280 Pfund Sterling, wie sich aus nachstehender Uebersicht ergibt:

	Bevölkerung.	Abgaben.	
		Pfund Sterl.	rhein. Gulden.
England , .	13,086,675	42,910,280	514,923,360
Wales . . .	803,000	348,710	4,184,520
Schottland . .	2,365,930	5,113,352	61,360,224
Irland . . .	7,839,460	4,392,101	52,705,212
Bengalen . .	72,000,000	14,806,905	173,682,860
Madras . . .	14,700,000	5,577,366	66,928,392
Bombay . .	7,000,000	2,334,463	28,013,556
Zeylon . . .	1,200,000	336,000	4,032,000
Oestliche Inseln	136,000	51,200	614,400
Australien . .	148,000	201,282	2,415,384
Moritzinsel . .	104,479	184,233	2,210,796
Vorgeb. der guten Hoffnung .	136,375	126,000	1,512,000
Beide Kanada .	692,980	296,000	3,452,000
Neu-Braunschweig	94,392	60,886	730,632
Neu-Schottland u. Kap Breton	169,000	55,000	660,000
Terre-Neuve .	80,000	18,000	216,000
Prinz Eduardsinsel . . .	50,000	13,123	157,476
Jamaika . .	359,000	589,849	7,078,188
Barbados . .	102,277	12,462	149,544
Andere westindische Besitzungen	376,811	274,991	3,300,892
Malta u. Gozzo	128,960	109,000	1,308,000
Gibraltar . .	17,024	45,000	540,000

Wie ungeheuer diese Abgabe auch sei, wird sie doch drückender noch, wenn sie von der Ausgabe, statt von dem Einkommen, erhoben wird, d. h. mehr von den Bedürfnissen des Steuerpflichtigen, als von

seinen Mitteln. Das aber ist grade in England der Fall, wie man aus nachstehender Uebersicht von den Steuern entnehmen kann, die ein Bewohner von London, dessen Gesammteinkommen sich auf 200 Pfund Sterling (2400 rhein. Gulden) beläuft, womit er sich, seine Frau, drei Kinder und eine Magd erhalten soll, jährlich zu bezahlen hat. Bemerken wir noch vorläufig, daß ein Pfund Sterling von 20 Schelling etwas mehr als zwölf rheinische Gulden, der Schelling 36 Kreuzer, und ein Pence drei Kreuzer gilt.

Steuerpflichtige Gegenstände.	Steuertarif.	Betrag der Steuer.
Thee, ½ Pfund wöchentlich zu 5 bis 6 Schelling das Pfund	100 Pf. Sterling Prozent	37 fl. 48 kr.
Zucker, 6 Pf. wöchentl. . .	2½ Pence für 1 Pfund	31 „ 19 „
Kaffee, 1 Pf. id. . .	6 Pence id.	15 „ 1 „
Porter und Ale, 2 Maß täglich	2 id. für 1 Maß	35 „ —
Geistige Getränke, 1 Nößel id.	10 Schell. für 1 Gallone	40 „ 36 „
Wein, ¼ Nößel wöchentl.	5 Sch. 6 P. id.	41 „ 26 „
Seife, 3 Pf. id.	3 P. für 1 Pf.	12 „ 56 „
Pfeffer, 5 Pf. jährlich . .	4 Sch. id.	2 „ 48 „
Andere Gewürze, unbestimmt	Niedrigster Anschlag	3 „ 38 „
Papier, für Schulkinder 1 Buch wöchentl.	3 P. für 1 Buch	7 „ 17 „
Stärke, 12 Pf. wöchentl. .	3½ P. für 1 Pf.	1 „ 58 „
Abonnement auf 1 Zeitung (1 Pence)	¼ des Stempelbetrags	17 „ 30 „
Rosinen und Korinthen, 25 Pf. jährl.	5 P. für 1 Pf.	5 „ 10 „
		252 fl. 27 kr.

Steuerpflichtige Gegenstände.	Steuertarif.	Betrag der Steuer.
Uebertrag:		252 fl. 27 kr.
Orangen, Zitronen, Nüsse und andere Früchte	Verschiedentlich	5 „ 36 „
Einige kleine Reisen und Spazierfahrten	id.	14 „ 28 „
Für verschiedene Gegenstände, wie Arzneien, Bücher, silberne Löffel, ꝛc.	id.	28 „ 56 „
Steuer von Fenster, Thüren, ꝛc.	id.	122 „ 16 „
Armentaxe, Abgaben für die Straßenreinigung und Erleuchtung, die Polizei ꝛc.	id.	116 „ 40 „
Steuer für Baumaterialien, wie Ziegel, Scheiben, Holz, ꝛc.	id.	140 „ —
Steuer für Fleisch, Brot und für Artikel von verschiedenen Handwerkern	Ried. Anschlag.	245 „ —
Gesammtsumme aller Abgaben, die ein Familienvater mit 200 Pf. St. Einkommen jährlich zu zahlen hat:		925 fl. 23 kr.

Also muß der Bewohner von London, dessen jährliches Einkommen sich auf 200 Pfund Sterling oder 2400 rhein. Gulden beläuft, davon jährlich mehr als ein Drittel oder 925 fl. 23 kr. dem Staate an Abgaben bezahlen.

Die Vermehrung der Abgaben und der Staatsschuld Großbritanniens schreiben sich her von der „glorreichen Revolution.“ Während der Regierung Wilhelms I belief sich die Abgabensumme Englands auf 400,000 Pf. Sterl. (4,800,000 rh. Gl.). Sie verminderte sich bis zur Regierung Heinrichs III, wo sie nicht 80,000 Pf. St. (960,000 rh. Gl.) überstieg.

Damals nannte man England aber auch das frohmüthige oder lustige. Erst später wurde es so ernst und traurig, als es jetzt ist. Durch Eduards I Kriege stiegen die Abgaben bis auf 150,000 Pf. St. (1,800,000 rh. Gl.), und durch die während der Regierung Eduards III auf 154,000 Pf. St. (1,848,000 rh. Gl.), wonach sie sich von Regierung zu Regierung wieder verminderten, bis auf 64,000 Pf. St. 768,000 rh. Gl.) unter Heinrich VI. Unter Richard III stiegen sie auf 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.), unter Heinrich VII auf 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.) und unter Heinrich VIII auf 800,000 Pf. St. (9,600,000 rh. Gl.). Später wurden die Abgaben noch vermindert, und während der Regierung der Königin Elisabeth, zu der Zeit wo Irland erobert, Europa gedehmüthigt und Amerika kolonisirt wurde, überstieg Großbritanniens ganze Abgabenlast nicht 500,000 Pf. St. (6 Millionen rh. Gl.) jährlich. Indessen darf man nicht vergessen, daß die Konfiszirung des Einkommens der römisch-katholischen Kirche den Schatz anfüllte, und eine starke Verminderung der Abgaben möglich machte, wodurch die Reformation sehr populär wurde.

Karl I, aller seiner Bemühungen ungeachtet, vermochte die jährlichen Abgaben nicht über 895,819 Pfund Sterling (10,749,828 rhein. Gulden) anzuschwellen. Aber während Kromwells Despotismus stiegen sie bis auf 1,517,247 Pf. Sterl. (18,206,964 rhein. Gulden). Der Grund davon war, daß die englische Republik nicht, gleich der französischen, die Güter der Ausgewanderten konfiszíren konnte.

Die Kosten der Restauration der Stuarts steigerten die Abgaben bis auf 1,800,000 Pf. St. (21,600,000 rh. Gl.) und gegen Ende der Regierung Jakobs II beliefen sie sich auf 2 Millionen Pf. St. (24 Millionen rh. Gl.), womit dieser Monarch eine Armee von 30,000 Mann, eine herrliche Flotte von 173 Segel (wovon 9 Schiffe ersten Ranges), 42,000 Matrosen, 6930 Kanonen und eine sehr starke Zivilliste unterhielt, was Alles mit 1,699,363 Pf. St. (20,392,356 rh. Gl.) bestritten wurde, so daß noch bei 300,000 Pf. St. (3,600,000 rh. Gl.) jährlich im Schatze blieben.

Mit der nun ausbrechenden „glorreichen Revolution" führte Holland in England alle Spitzfindigkeiten des holländischen Fiskus ein. Von zehn Zweigen der „Excise", die zu Ende der Regierung Wilhelms III existirten, schrieben sich acht von der Revolution her. Von 19 Mauthabgaben kannte man nur acht vor der genannten Revolution, und von acht Zweigen innerer Abgaben verdankten sechs ihre Einführung dem holländischen Finanzsystem, während die Staatsschuld zu derselben Zeit begann. Man führte nun die Thüren- und Fenstersteuer ein, die Abgaben auf Malz, Salz, Grundeigenthum, Papier, Glas, Hopfen, Seife, Kraftmehl, Lohnkutschen, Heirathen, Geburten und Beerdigungen. Man erfand die Stempelabgabe, und die alten Steuern wurden allmählich verdoppelt, verdrei- und verfünffacht, dergestalt, daß zu Ende der ersten 12 Jahre nach der glorreichen Revolution, d. h. vom 5. November 1688 bis Anfang 1700, der Betrag der öffentlichen Abgaben, Anleihen

u. s. w., welche Wilhelm III in Anspruch nahm, sich auf 65,987,566 Pf. St. 17 Sch. 8 P. (791,850,802 rh. Gl. 36 Kr.) belief. Endlich von der Thronbesteigung Wilhelms, bis zu der seines Nachfolgers, d. h. in dem Laufe von 26 Jahren, erhob die Regierung in England 150 Millionen Pf. St. (1800 Millionen rh. Gl.), ohne die den Nachkommen hinterlassene Staatsschuld in Anschlag zu bringen.

Während 70 Jahren schwollen die Abgaben nach und nach bis auf 10 Millionen Pf. St. (120 Millionen rh. Gl.) an, indessen die Staatsschuld bereits zwölfmal die Summe des jährlichen Einkommens überstieg. Im Laufe der ersten 28 Jahre der Regierung Georgs III bezog die Regierung:

an Steuern	307,807,503 Pf. St.
an Anleihen	142,233,818
zusammen:	450,041,328 Pf. St.

oder 5,400,495,936 rh. Gl.

Die Abgabenlauine wurde immer gewaltiger, je weiter sie fortdrang, vor sich alles niederstürzend und vernichtend. Zu Anfang unsers Jahrhunderts erhob sich die Summe der jährlichen Abgaben Englands auf 30 Millionen Pf. St. (360 Millionen rh. Gl.) und seine Staatsschuld auf 400 Millionen Pf. St. (4800 Millionen rh. Gl.). Um diese unaufhörliche Vermehrung recht augenscheinlich darzustellen, scheint uns nachstehende Uebersicht am entsprechendsten.

Abgaben von England und Wales, seit Wilhelm I bis Wilhelm IV.

Könige.	Jährliche Abgaben Pf. Sterl.	Könige	Jährliche Abgaben. Pf St.
Wilhelm I	400,000	Eduard IV	
Wilhelm II	350,000	Eduard V	100,000
Heinrich I	300,000	Richard III	
Stephan	250,000	Heinrich VII	400,000
Heinrich II	200,000	Heinrich VIII	800,000
Richard I	150,000	Eduard VII	400,000
Johann	100,000	Maria	450,000
Heinrich III	80,000	Elisabeth	500,000
Eduard I	150,000	Jakob I	600,000
Eduard II	100,000	Karl I	895,819
Eduard III	154,000	Republik	1,517,247
Richard II	130,000	Karl II	1,800,000
Heinrich IV	100,000	Jakob II	2,000,000
Heinrich V	76,643	Wilhelm III	3,895,205
Heinrich VI	64,970	Wilhelm IV	43,258,990

England zahlte also unter Wilhelm dem Eroberer ein Budget von 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.), unter Wilhelm dem parlamentarischen Könige 3,895,205 Pf. St. (46,742,460 rh. Gl.), und unter dem gegenwärtigen König Wilhelm IV ein Budget von 43,258,990 Pf. St. (519,107,880 rh. Gl.)

Es läßt sich nun leicht durch eine andere Uebersicht beweisen, daß in demselben Maße, als die Abgaben und die Nationalschuld sich vermehrten, Armuth und Verbrechen verhältnißmäßig zunahmen, weil der Brotpreis immerwährend stieg. Eben so muß man bemerken, daß das Arbeitslohn sich rasch vermindert,

während die Abgaben und die Staatsschuld je länger je mehr zu des Landes Verarmung beitragen.

Vergleichende Uebersicht von den gleichzeitigen Fortschritten der Abgaben, der Staatsschuld, des Preises der Lebensmittel und des Verbrechens in England.

Jahre	Abgabensumme rh. Gl.	Staatsschuld rh. Gl.	Armentaxe in England und Wales. rh Gl.	Preis 1 Maß Waiz. fl. kr.
1687	23,330.000	—	7,000 000	4 23
1702	52,440 000	179.030,000	9,330,000	" "
1710	85,380,000	687,670 000	11,670,000	" "
1720	65,560,000	645.680,000	—	" "
1730	64,625,700	556,630,000	7,460.000	" "
1740	68,739,000	514,400,000	—	" "
1750	99 394,700	842,230 000	8,047,000	5 40
1760	85,408,300	1,030,720,000	—	6 22
1770	108,720.100	1,481,338,000	17,826,000	7 58
1780	119,696,400	1,657,975,000	—	8 26
1790	196,185,500	2,662.700,000	23,334,000	" "
1795	215,190,300	—	—	10 8
1798	349,821,300	—	—	" "
1800	397,373,000	5,269,830,000	—	16 10
1805	590,885,000	6,406,728,000	49,727,000	15 56
1810	791,298,000	—	70,000,000	" "
1815	830,085,000	9,886,646,000	80,930,000	19 9
1820	652,460,000	—	98,140,000	" "
1825	617,460,000	—	81,233,000	14 34
1830	588,173,000	9,333.330,000	96,600.000	12 11

Der Arbeitslohn*) war im Jahr 1798 8 fl. 24 kr. im J. 1800 7 fl. 50 kr. 1805 4 fl. 51 kr. 1810 5 fl. 36 kr. 1815 6 fl. 43 kr. 1820 2 fl. 31 kr. 1825 1 fl. 58 kr. 1830 59 kr.

*) Weberlohn für eine englische Elle (3 Fuß) oder 1 Yard Zeug.

Die Zahl der verhafteten Verbrecher in England und Wales war im Jahr 1805 4605, im J. 1810 5146, 1815 7898, 1820 13,710, 1825 15,437, 1830 18,007.

Es gibt Politiker, welche behaupten, daß Abgabenlast und Staatsschuld in nichts den Wohlstand einer Nation beeinträchtigen, sondern daß im Gegentheil die Steuern wie ein Regenguß sind, der die Erde erfrischt, von der er als Dunst aufgestiegen, um als Segen zu ihr wieder zurückzukehren. Deuten wir jetzt an, wie und wovon die Abgaben bezogen werden, und auf welche Weise, wie wofür es verwendet wird. Es versteht sich von selbst, daß wenn der Regierung durch den Theeverkäufer 2½ Schilling (1½ Gl. rh.) bezahlt wird, es ganz dasselbe ist, als wenn der Steuereinnehmer uns an jenes Ladenthür erwartete, um diese Summe uns abzufordern. Gleichviel ob die Abgabe direkt oder indirekt sei, sie bleibt Abgabe nach wie vor.

Budget der drei vereinigten Königreiche.

Wovon die Abgaben bezogen werden.	Pf. St.
Malz (4,976,694 Pf. St.) und Hopfen .	5,134,714
Zucker und Syrup	5,010,000
Inländ. geistige Getränke . . .	4,227,460
Fremde und Kolonial id.	3,154,442
Thee	3,321,000
Taback	3,090,270
Seife	1,138,000
Häusersteuer	1,357,000
Fenstersteuer	1,178,342
Betrag obiger 9 Artikel .	28,650,229

oder 343,802,748 rh. Gl.

Wie das öffentl. Einkommen verwendet wird.	Pf. St.
Zinsen und Verwaltung der beständigen Staatsschuld	24,333,966
Zeitweise Annuitäten	3,330,620
Zinsen der Schatzmeisterbills	659,165
Vorwegnahme auf die konsolid. Fonds	367,864
Verwendung des Betrags der nebenanstehenden 9 Artikel	28,691,615
oder 344,299,380 rh. Gl.	

Wovon die Abgaben bezogen werden.	Pf. St.
Grundsteuer	1,161,312
Briefpostabgaben	2,227,354
Erbschaftssteuer	2,001,930
Versicherungen gegen Feuersgefahr und Seeversicherungen	1,012,910
Stempelgebühren	1,512,105
Patente und Zertifikate	1,278,978
Weinsteuer	1,566,758
Abgaben von Bedienten, Kutschen, Pferden und Hunden	1,206,136
Ziegel und öffentl. Verkäufe	557,120
Betrag obiger Artikel	13,596,955
oder 163,596,955 rh. Gl.	

Wie das öffentl. Einkommen verwendet wird.	Pf. St.
Landarmee	7,127,873
Seemacht	4,882,835
Artillerie	1,792,367
Verwendung der nebenanstehend. Summe	13,805,025
oder 165,660,300 rh. Gl.	

Wovon die Abgaben bezogen werden.	Pf. St.
Papier und Glas	1,208,596
Wechselbriefe und Quittung . . .	760,669
Eilkutschen und Postpferde . . .	654,342
Zeitungen und Anzeigen	655,722
Kaffee und Kakao	599,288
Getreide und Saamen	647,429
Rosinen	403,912
Gewürze und Seide	362,976
Orangen, Nüsse, Feigen und Aepfel .	147,079
Butter und Talg	266,149
Krongüter ꝛc.	444,508
Verschiedene Mauthartik., Excise ꝛc. .	7,556,000
Betrag obiger Artikel . . .	9,804,630
oder 117,655,560 rh. Gl.	
Gesammteinnahmen . . .	55,053,322
oder 660,639,864 rh. Gl.	

Wie das öffentl. Einkommen verwendet wird.	Pf. St.
Zivilliste	510,000
Gnadengehalte	477,376
Gerechtigkeitspflege	324,093
Gehalte und Entschädigungen . . .	110,318
Diplomat. Ausgaben	40,927
Münze	14,760
Verschied. Gegenstände die jährlich umständ. in den Parlamentsakten spezifizirt werden	2,396,921
	3,874,395
Eintreibungskosten	3,618,158
Andere Kosten bevor die Abgaben in den öffentlichen Schatz fließen . . .	916,173
Gesammtausgaben . . .	51,905,366
oder 622,864,392 rh. Gl.	

Auf den ersten Blick wird man aus vorstehender Tabelle die Ueberzeugung gewinnen, daß es nicht nothwendig sein würde, 28,691,615 Pf. Sterl. von Malz, Hopfen, Zucker, Thee, Taback, geistige Getränke, Häuser und Fenster zu erheben, wenn man nicht die Zinsen der Staatsschuld zu bezahlen hätte. Wäre diese Schuld, die an dem Halse der Nation wie ein Mühlstein hängt, beseitigt, d. h. abbezahlt, würde man ohne Anstand die öffentlichen Abgaben um 29 Millionen Pf. Sterling, oder 348 Millionen rhein. Gulden, vermindern können. Statt für ein Maß Bier 12 Kreuzer zu zahlen, würde man es für 6 Kreuzer erhalten. Statt bei jedem Pfund Zucker 8 Kreuzer an die Regierung zu entrichten, oder 3 fl. 36 kr. Abgabe für jedes Pfund Thee, würde man alle diese Artikel wenigstens um die Hälfte des gegenwärtigen Preises haben, wodurch zugleich der Arbeitslohn sich bedeutend vermindern, und der allgemeine Wohlstand sich in dem gleichen Verhältnisse heben würde.

Es läßt sich nicht ableugnen, daß Englands Reichthum sich sehr vermehrt hat, wenn man bemerkt, daß die Erbschaftssteuer in 5 Jahren, von 1828 bis 1833 4,787,364 Pf. St. (57,448,368 rh. Gl.) mehr abgeworfen, als in den 5 Jahren von 1805 bis 1810. Aber zugleich muß man gestehen, daß die Reichthümer von Jahr zu Jahr sich mehr in nur wenigen Händen konzentriren, während die Verarmung der großen Menge und die Zunahme der Verbrechen Riesenschritte machen.

Durch seine merkwürdige Rede am 23. Mai 1833 im Unterhause des Parlaments, hat Cayley durch Zahlen bewiesen, daß die britische Bevölkerung von

hatte er, mit Mac Irton's Hilfe, den unglücklichen Jüngling umgebracht.

Gleich darauf entstand Zwietracht zwischen den beiden Uebelthätern. Mac Irton, scheint es, hatte eine viel größere Belohnung erwartet, als O'Neilly ihm geben wollte, oder der letzte hatte sein dem ersten geleistetes Versprechen nicht gehalten, so viel ist gewiß, daß Mac Irton endlich alle Geduld verlor, und seinen Mitschuldigen zu verrathen drohete, wenn dieser ihm nicht vorläufig 40 Pf. Sterl. (480 rh. Gl.) gebe. Er erhielt, was er verlangte.

Aber O'Neilly, der schlauer zu sein glaubte, als sein Mitschuldiger, erdachte, um seiner sich zu entledigen, ein Verfahren, wovon er die besten Folgen sich versprach. Er grub seines Opfers verstümmelte Ueberreste wieder aus, die er zufällig entdeckt zu haben vorgab, und benachrichtigte die Gerechtigkeit davon.

Man sieht, der Plan war nicht so übel erdacht. „Wie hätte man jetzt den Gedanken haben können, daß er der Mörder sei? Sprach nicht seine eigene freiwillige Erklärung zu seinen Gunsten? Mac Irton mochte ihn nun auch bedrohen; was hatte er von seiner Seite noch zu befürchten?“

Solches ungefähr war sein Räsonnement, und sein Vertrauen in dasselbe war so groß, daß, als Mac Irton von ihm eine neue Zahlung begehrte, er sie gradezu verweigerte, und ihn zur Thür hinaus stieß. Höchst entrüstet eilte dieser nun zum Obergerichtsvogt, und enthüllte demselben das von Mac O'Neilly begangene Verbrechen, das er zufällig entdeckt, woran er jedoch nicht den mindesten thätigen Antheil genommen zu haben vorgab.

Der einzige Umſtand, worüber noch Ungewißheit herrſchte, war der, ob Melchia, Mich's Frau, Antheil genommen an dem Morde, oder davon unterrichtet geweſen? Sie behauptete, nichts gewußt zu haben, und da ſonſt kein Verdacht auf ſie laſtete, wurde ſie einſtimmig freigeſprochen. Mac O'Neilly und Mac Irton dagegen wurden für ſchuldig erklärt, und zum Tode verurtheilt. Ihre Hinrichtung wurde den 16. Oktober auf dem großen Platze in Waterford vollzogen.

Ein anderes tragiſches Ereigniß bietet nicht weniger merkwürdige Umſtände dar. Eine bejahrte Dame, Namens Breen, zu Loftw-Hall, in der Grafſchaft Wexford, in Schottland, wohnend, hatte ſeit neun Jahren einen Bedienten, dem ſie ihr ganzes Vertrauen zugeſtand. Sie war Wittwe, und hatte fünf Kinder. Ihr älteſter Sohn, der ſich in einem Kollegium befand, wurde von ihr, bei Antritt ſeines achtzehnten Jahres, nach Hauſe genommen, um bei Zeiten an die Geſchäftsführung ſich zu gewöhnen, und ſeinen jüngeren Geſchwiſtern als Vormund zu dienen.

Jamieſon, ihr alter Diener, hatte gegen dies Vorhaben ſich verſchiedene triftig ſcheinende Einwendungen erlaubt, die wider Erwarten unbeachtet blieben, was ihn wicht wenig zu ärgern ſchien. Und in jedem Betrachte hatte er Urſach, mit der ſtattgefundenen Veränderung unzufrieden zu ſein. Denn kaum war der junge Walter bei ſeiner Mutter angekommen, ſo überlies er ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen, den Gebieter zu ſpielen.

Er war hochfahrend, und erzürnte ſich, wenn man

ten Hütten. Jedes Haus, das 20 Fenster, und darüber, hatte, zahlte ausserdem noch 10 Schilling (6 fl. rhein.). Allmählich, und bis 1792, wurde diese Steuer erhoben, und warf in dem genannten Jahre in England 927,630 Pf. Sterl. (11,131,560 rh. Gl.) von den Fenstern, und 163,412 Pf. St. (1,960,944 rh. Gl.) von den Häusern ab.

Seit 1792 ist diese Abgabe sehr erhöhet worden, so daß man 1800 von den Fenstern 1,412,620 Pf. St., und von den Häusern 218,778 Pf. St. bezog. 1810 entrichtete man für die Fenster 2,313,220 Pf. St., und 904,991 Pf. Sterling für die Häuser. 1810 warfen die Fenster 2,417,683 Pfund Sterling und die Häuser 1,166,343 Pfund Sterling ab. Die Fenstersteuer wurde 1824 ein wenig vermindert, während die auf die Häuser immer noch stieg. Die erste gibt jetzt 1,122,250 Pf. St. (13,467,000 rh. Gl.) und die letzte 1,296,526 Pf. St. (15,558,312 rh. Gl.), so daß die alleinige Häusertaxe um mehr als eine Million Pfund Sterling (12 Millionen rh. Gl.) seit 1792 vermehrt worden.

Am empörendsten ist bei dieser Steuer die Ungleichheit der Vertheilung. Die großen Schlösser und die prachtvollen Residenzen der Aristokratie zahlen durchaus nicht mehr als die kleinen unansehnlichen Häuser der ärmsten Handwerker. So wird z. B. ein Haus in der Regentsstraße in London, das 21 englische Fuß tief und 75 Fuß an der Vorderseite lang ist, für ein jährliches Einkommen von 400 Pf. St. (4,800 rh. Gl.) angeschlagen, und muß eben so viel Steuer zahlen, d. h. 56 Pf. St. 13 Sch. (679 Gl. 48 kr.), als das fürstliche Schloß Woburn Abbey,

dem Herzog von Bedford gehörig, dessen Säulengang eine Meile (20 Minuten) lang ist. In der City zahlt mancher arme Krämer von Fleet-Street, Cheapside ꝛc. eben so viel Haussteuer, als der reichste Pair von England.

Auf London, des Landes Hauptstadt vorzüglich, lastet, im Vergleich mit den Grafschaften, am meisten die Häuser- und Fenstersteuer. Denn auf 378,786 in England und Wales taxirte Häuser zahlt London 116,217 Pf. St., obgleich auf 989 Häuser, deren Einkommen zwischen 300 und 400 Pf. St. und darüber geschätzt ist, 906 in der Hauptstadt sind. Von 100 Häusern in London und Westminster, deren Einkommen zwischen 700 und 3900 Pf. St. geschätzt ist, gehören nur 59 dem Adel. 17 dieser letzten sind zwischen 900 und 960 Pf. St. angeschlagen, 17 auf 800, und 31 zwischen 700 und 770 Pf. St. Northumberland-House zahlt 4 ½ Pence (13 Kreuzer) von jedem Geviertfuß, während jedes Krämer- oder Handwerkshaus in London 7 Schilling (4 fl. 12 kr.) von dem Geviertfuß entrichten muß.

Von den 100 am höchsten geschätzten Häusern ausserhalb London, ist ein einziges auf 994 Pf. St. angeschlagen, zwei auf 850, vier auf 600, eins auf 440, eins auf 420, zwei auf 408, sechs auf 400, zwei auf 394, vier zwischen 380 und 390, dreizehn auf 350, vier auf 340 und acht zwischen 308 und 330 Pf. St.

Aufferordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse.

Wie, durch unsere psychologische Uebersicht der „merkwürdigsten Rechtshändel in Frankreich," wir eine Art Kronik von dem sittlichen Zustande der französischen Gesellschaft aufzustellen uns bemühet, wollen wir nun auch in zeitweisen Aufsätzen prüfende Blicke werfen über die moralische Versumpfung eines großen Theils der Bevölkerung der drei vereinten Königreiche, vorzüglich jenes von der britischen Regierung so stiefmütterlich behandelten, unglücklichen Irlandes, dessen Einwohner, aller intellektuellen Verwahrlosung ungeachtet, in einem hohen Grade der Aufmerksamkeit und philosophischen Theilnahme aller wahrhaft aufgeklärten Menschen würdig sind.

Theilen wir unsern Lesern die fast wunderbar scheinende Geschichte eines in einem ledernen Sacke befindlichen kopflosen Leichnames mit, den man am Meeresstrande, in dem angeschwemmten Sande vergraben, entdeckt.

Melchior Michael Mac O'Neilly, Bürger in Waterford, legte am 15. Januar 1833 vor der Gerichtsbehörde der Grafschaft folgende Erklärung ab:

„Seit Langem hatte ich schon die Absicht, nach Dowald mich zu begeben, wo ich einige für mich wichtige Verrichtungen zu besorgen hatte. Ich machte mich endlich den 13. Januar auf den Weg, kam gegen Abend in Dowald an, und kehrte Tags darauf nach Hause zurück. Ich trug nichts, als eine Waidtasche, mit einigen Lebensmitteln. Das Wetter war sehr hei-

ter, weshalb ich die Reise zu Fuß zu machen beschloß. Um abzukürzen wanderte ich eine Strecke weit durch den Wald von Kilkenny, bis die Besorgniß, mich zu verirren, und vor Anbruch der Nacht Waterford nicht mehr zu erreichen, mich vermochte, einen unbedeutenden Umschweif zu machen, und der Küste zu folgen.

„Schon war ich vier Stunden wacker fortgeschritten, und die Sonne begann sich zu neigen, als ich starken Hunger verspürte. Ich berechnete, daß ich noch drei Stunden bis zur nächsten Wohnung habe, und folglich noch so lange würde fasten müssen, falls ich nicht mit meinem Vorrath mich begnügen wolle. Unverzüglich warf ich also meine Jagdtasche zu Boden, setzte mich daneben, und begann meine Mahlzeit.

„Während dem Essen steckte ich von ungefähr meinen Stock in den Sand, und drückte ihn gedankenlos immer tiefer in denselben. Ich wiederholte dies Spiel mehrmals an verschiedenen Stellen, ohne etwas Besonderes zu bemerken. Plötzlich aber schien es mir, als stelle sich dem Vordringen des Stockes ein Hinderniß entgegen, das etwas Elastisches hatte, wie das durch Gegeneinanderstoßen zweier Baumwolleballen veranlaßte. Neugierig dieses Widerstandes Ursach zu kennen, kniete ich nieder, ergriff meinen eisernen Löffel, und grub damit den Boden einen Fuß tief auf, ohne irgend etwas zu entdecken.

„Schon glaubte ich meine Mühe vergebens, und wollte auf alle fernere Nachforschungen verzichten, als ich auf einmal ein Stück Leder bemerkte. Ich wollte es herausziehen. Aber es war in der Erde wie festgenagelt. Ich grub nun weiter, und sah mit großem

Erstaunen einen Sack vor mir, ungefähr von derselben Größe, wie die der Kohlenbrenner.

„Der Nähe des Strandes wegen voraussetzend, daß er von einem Schiffbruch herrühren, und Saamen, Kaffee, oder vielleicht gar Geld enthalten könne, beschloß ich, ihn vollkommen auszugraben, was mir mit vieler Mühe gelang. Ich ergriff nun mein Taschenmesser, machte, mit vor Aufregung zitternder Hand, eine Oeffnung in den geheimnißvollen Sack, und bückte mich ganz zu Boden, um seinen Inhalt recht genau zu sehen.

„Aber statt Geld oder Geldeswerth, bemerkte ich nichts als schwarzes, stinkendes Blut, das mir tropfenweis entgegenquoll. Von Entsetzen ergriffen bei diesem Anblick, lief ich, so schnell die Beine mich tragen konnten, ohne hinter mich zu blicken, ohne irgend einer bestimmten Richtung zu folgen, ohne meinen Löffel, mein Messer, meine Tabacksdose wieder aufzuheben, die ich auf den Sand hatte fallen lassen. Ich hatte nur ein einziges Verlangen, nur einen einzigen Gedanken, so schnell und so weit als möglich von dem schrecklichen Gegenstande mich zu entfernen, den ich mit ganz anderen Gefühlen ausgegraben.“

In Folge dieser Erklärung begaben sich der Gerichtsvogt (Bailiff) von Longmy, und der Polizeibeamte (Constable) von Waterford, am nächsten Morgen nach dem bezeichneten Orte. Sie fanden daselbst den Sack, und öffneten ihn in Gegenwart von etwa fünfzig Personen, welche ihnen aus Neugier gefolgt waren.

In dem Sacke befand sich ein menschlicher Kör-

per, des Kopfes, der beiden Arme und des linken Beines beraubt. Das Individuum, dem dieſer Körper gehört, ſchien 5 Fuß 4 Zoll groß, und zwiſchen 18 bis 20 Jahre alt geweſen zu ſein. Man legte den verſtümmelten Leichnam auf einen Karren, auf Stroh, und brachte ihn nach Waterford, wo er, nach Einſchreibung des Protokolls, von Seiten des Unterſuchungsrichters (Coroner), im öſtlichen Winkel des Begräbnißplatzes, an einer abgeſonderten Stelle, beerdigt wurde.

Da Niemand von allen, bei Eröffnung des Sackes gegenwärtigen Perſonen, in den darin befindlichen verſtümmelten Reſten irgend einen Bekannten zu erkennen im Stande geweſen, erließen die Geſchwornen (Juries) einen gerichtlichen Ausſpruch (Verdict), beſagend: „tragiſcher Tod — unbekannter Urheber.“

Alles ſchien ſolchergeſtalt vorausſetzen zu laſſen, daß die Schuldigen, falls ſie im Lande ſich befänden, unbekannt wie unbeſtraft bleiben würden, bis am 22. Juni ein ſchlechtgekleideter Mann den Obergerichtsvogt (Highbailiff) zu ſprechen verlangte, um ihm äuſſerſt wichtige Entdeckungen zu machen.

Dieſe Magiſtratsperſon begab ſich mit ihm in ihr Kabinet, und nach einer faſt dreiſtündigen Unterredung, erlies ſie zwei Verhaftsbefehle, die unmittelbar vollſtreckt wurden. Der Obervogt erklärte zugleich dem Ankläger, daß er ihn ebenfalls ſo lange gefangen halten müſſe, bis die Sache vor Gericht verhandelt werde, wo er alsdann ſeine Oppoſition, gegen dieſe jetzt durchaus nothwendige Maßregel, geltend machen könne.

Den 2. Oktober umlagerte von Tagesanbruch eine

ungeheure Volksmenge das Gerichtshaus in Waterfort, um die „Sackmörder," wie man sie nannte, richten zu sehen. Die allgemeine Theilnahme an diesem Ereignisse war so groß, daß man nur mit größter Mühe den zu hinderlichen Zudrang vermeiden konnte. Drei Angeklagte erschienen vor den Schranken (Bar) des Gerichts, nämlich: 1. Melchior Michael Mac O'Neilly; 2. Gilbert Mac Irton; 3. Melchia Kerdaby, Mac O'Neilly's Frau.

Der Generalprokurator entwarf eine rasche Darstellung von der Anklage ziemlich verschlungenen Umständen. Man entnahm daraus Folgendes:

Des Angeklagten Mac O'Neilly älterer Bruder Lukas, kam 1802 zu einem Notar als Schreiber. Seine Aufführung war so untadelhaft, er zeigte so viel Eifer und wirkliche Fähigkeit, daß sein Patron, als er nach einigen Jahren von den Geschäften sich zurückzog, ihm seine Stelle abtrat, die ziemlich einträglich war. Lukas wurde solchergestalt Notar, und verheirathete sich bald nachher mit der Tochter eines Parlaments-Mitgliedes, die 4000 Pfund Sterling (48,000 rh. Gl.) Morgengabe hatte. Diese Summe, nebst seinem Verdienst, und seinem väterlichen Erbe, gab ihm ein jährliches Einkommen von mehr als 600 Pf. Sterl. (7200 rh. Gl.).

Seines Bruders Mich (Michael) Umstände waren beiweitem so glänzend nicht. Von Natur wenig zur Arbeit geneigt, machte er sich zum Gewürzkrämer, und brachte es, wie arg er seine Kunden auch betrügen mochte, doch nur mit Mühe so weit, sich ein jährliches Einkommen von 50 Pf. Sterl. (600 rh. Gl.)

zu verschaffen. Solche Vermögensverschiedenheit erbitterte ihn nicht wenig gegen seinen Bruder.

Dieses letztern Frau starb 1814 im Wochenbett, doch wurde ihr Kind, das man Benjamin nannte, gerettet, was Mich sehr zu verdrießen schien, weil er jetzt nicht mehr hoffen durfte, seinen Bruder zu beerben. Es scheint, daß allmählich bei ihm der Gedanke sich ausgebildet, seinen Bruder, wie dessen Sohn, bei Seite zu schaffen. Denn er bewarb sich um die Bekanntschaft eines im schlechtesten Rufe stehenden Menschen, Namens Gilb Mac Irton; Spieler und Tagedieb von Profession, dem die öffentliche Meinung schon mehr als ein Verbrechen zuschrieb.

Mac Irton entdeckte bald seines Freundes vorherrschende Neigung, Habsucht, und beschloß sie zu seinem Vortheil auszubeuten. Nach und nach entlockte er ihm das Vorhaben, seines Neffen sich zu entledigen, und bestärkte ihn darin. Mich zögerte. Das Verbrechen, dessen Ergebnisse für ihn so vortheilhaft werden sollten, schien ihm demungeachtet zu entsetzlich, als daß er sich dazu gleich entschließen konnte.

Ein unerwartetes Ereigniß bestimmte indessen bald seinen Entschluß. Sein Bruder, der seit dem Tode seiner Frau an der Schwindsucht litt, starb plötzlich, und ernannte durch sein Testament, Mich zu seines Sohnes Vormund. Benjamin war 19 Jahr alt. Sein Oheim verbreitete das Gerücht, er wolle ihn, um von seinem Schmerz ihn zu zerstreuen, eine Reise in England machen lassen. Bald darauf verschwand er, was jetzt Niemand auffiel, weil man ihn abgereiset glaubte. Mich bestätigte das. Aber in der That

hatte er, mit Mac Irton's Hilfe, den unglücklichen Jüngling umgebracht.

Gleich darauf entstand Zwietracht zwischen den beiden Uebelthätern. Mac Irton, scheint es, hatte eine viel größere Belohnung erwartet, als O'Neilly ihm geben wollte, oder der letzte hatte sein dem ersten geleistetes Versprechen nicht gehalten, so viel ist gewiß, daß Mac Irton endlich alle Geduld verlor, und seinen Mitschuldigen zu verrathen drohete, wenn dieser ihm nicht vorläufig 40 Pf. Sterl. (480 rh. Gl.) gebe. Er erhielt, was er verlangte.

Aber O'Neilly, der schlauer zu sein glaubte, als sein Mitschuldiger, erdachte, um seiner sich zu entledigen, ein Verfahren, wovon er die besten Folgen sich versprach. Er grub seines Opfers verstümmelte Ueberreste wieder aus, die er zufällig entdeckt zu haben vorgab, und benachrichtigte die Gerechtigkeit davon.

Man sieht, der Plan war nicht so übel erdacht. „Wie hätte man jetzt den Gedanken haben können, daß er der Mörder sei? Sprach nicht seine eigene freiwillige Erklärung zu seinen Gunsten? Mac Irton mochte ihn nun auch bedrohen; was hatte er von seiner Seite noch zu befürchten?“

Solches ungefähr war sein Räsonnement, und sein Vertrauen in dasselbe war so groß, daß, als Mac Irton von ihm eine neue Zahlung begehrte, er sie gradezu verweigerte, und ihn zur Thür hinaus stieß. Höchst entrüstet eilte dieser nun zum Obergerichtsvogt, und enthüllte demselben das von Mac O'Neilly begangene Verbrechen, das er zufällig entdeckt, woran er jedoch nicht den mindesten thätigen Antheil genommen zu haben vorgab.

Der einzige Umſtand, worüber noch Ungewißheit herrſchte, war der, ob Melchia, Mich's Frau, Antheil genommen an dem Morde, oder davon unterrichtet geweſen? Sie behauptete, nichts gewußt zu haben, und da ſonſt kein Verdacht auf ſie laſtete, wurde ſie einſtimmig freigeſprochen. Mac O'Neilly und Mac Irton dagegen wurden für ſchuldig erklärt, und zum Tode verurtheilt. Ihre Hinrichtung wurde den 16. Oktober auf dem großen Platze in Waterford vollzogen.

Ein anderes tragiſches Ereigniß bietet nicht weniger merkwürdige Umſtände dar. Eine bejahrte Dame, Namens Breen, zu Loftw-Hall, in der Grafſchaft Wexford, in Schottland, wohnend, hatte ſeit neun Jahren einen Bedienten, dem ſie ihr ganzes Vertrauen zugeſtand. Sie war Wittwe, und hatte fünf Kinder. Ihr älteſter Sohn, der ſich in einem Kollegium befand, wurde von ihr, bei Antritt ſeines achtzehnten Jahres, nach Hauſe genommen, um bei Zeiten an die Geſchäftsführung ſich zu gewöhnen, und ſeinen jüngeren Geſchwiſtern als Vormund zu dienen.

Jamieſon, ihr alter Diener, hatte gegen dies Vorhaben ſich verſchiedene triftig ſcheinende Einwendungen erlaubt, die wider Erwarten unbeachtet blieben, was ihn wicht wenig zu ärgern ſchien. Und in jedem Betrachte hatte er Urſach, mit der ſtattgefundenen Veränderung unzufrieden zu ſein. Denn kaum war der junge Walter bei ſeiner Mutter angekommen, ſo überlies er ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen, den Gebieter zu ſpielen.

Er war hochfahrend, und erzürnte ſich, wenn man

ihm nicht auf der Stelle gehorchte. Man konnte dies Benehmen für Kinderei, für Schülerlaune halten. Aber Jamieson betrachtete es unter einem andern Gesichtspunkte. Er glaubte, der Jüngling habe es absichtlich darauf angelegt, ihn zu demüthigen, weshalb er gegen ihn sehr erbittert wurde, und sich zu rächen schwor.

Alles blieb jedoch einige Zeit in einem ziemlich leidlichen Zustande, der wieder unterbrochen wurde, durch des Jüngling Anmaßlichkeit, und des Dieners barsche Antworten. Der letzte wurde von Tag zu Tag düsterer. Man vernahm jetzt, in dem früher so ruhigen Hause der Wittwe, nichts als Zank und Geschrei. Endlich eines Tages, bei Gelegenheit eines heftigen Streites, schrie Walter dem andern zu:

„Ich bin müde, länger einen unverschämten Knecht zu ertragen, der sich ein Vergnügen daraus macht, bei jeder Gelegenheit mir Trotz zu bieten. Aber ich habe meine Partei ergriffen, und werde dabei beharren. Haltet Euch es also für gesagt, in einem Monat Euch zu packen. Ich gebe Euch Euern Abschied, und was ich will, meine Mutter will es ebenfalls.“ —

Es ist sehr wahrscheinlich, daß, sobald sein Zorn vorüber war, der junge Walter seinen Ungestüm bereuete. Er verlangte von seiner Mutter Jamieson's Entfernung nicht, und vermied jede Gelegenheit zu ferneren Zwistigkeiten, um dem alten Diener zu beweisen, daß er nicht gesonnen sei, die schimpfliche Drohung in Ausführung zu bringen.

So standen seit acht Tagen die Sachen, als Jamieson in einer Nacht, zwischen Mitternacht und ein Uhr, in der sogenannten Geisterstunde, barfuß, im

Hemd sich in das über dem seinigen befindliche Zimmer schlich, worin die beiden ältesten Söhne der Wittwe Breen schliefen. Er trat an das Bett, in welchem beide ruheten, wendete rasch die Blendlaterne, um sein Opfer zu erkennen, löschte das Licht, und drückte langsam aber fest einen langen Schusterpfriem in Walters Schläfe. Dieser stieß einen dumpfen Seufzer aus; wonach der Mörder wieder in seine Kammer sich begab.

Am nächsten Morgen fühlte der junge Oktavio, Walters Bruder, einen Mark und Bein durchdringenden Frost. Es war ihm, als schmiege er sich an einen kalten Stein, der zum Theil auf ihm laste. Mit Mühe entdeckte er, daß seines Bruders Arm, bis zu dessen Schulter, seine Brust bedecke. Dieser Arm war eiskalt. Oktavio richtete sich auf, warf einen Blick auf seinen Schlafgenossen, den er bleich, starr mit Blut bedeckt sah. Er stieß einen gewaltigen Schrei aus, und eilte zu Jamieson, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen.

Dieser schlief noch, oder gab sich das Ansehen zu schlafen. Er rieb sich die Augen, gähnte, erhob sich langsam, und fragte mit schleppender Stimme: was es gebe? Nach langem Zögern entschloß er sich, in das obere Zimmer sich zu verfügen. Dort behauptete er, daß Walter nicht tod, daß er nur ohnmächtig sei, und man die Mutter rufen müsse.

Mistreß Breen stürzte ausser sich herein. Kaum hatte sie ihren Sohn betrachtet, so schrie sie, daß man ihn ermordet habe. Jamieson bemühete sich, sie abzuwenden von diesem Gedanken. Er schlug die Bettdecke auf, zeigte ihr eine lange Blutrinne vom Ohr

über das Kiſſen hin, wobei er behauptete, daß in Walters Kopf irgend ein Blutgefäß zerſprungen ſein müſſe, und er ſich verblutet habe.

Die Wittwe lies ſogleich einen Arzt holen, der gleichfalls behauptete, des Jünglings Tod ſei das Reſultat eines Mordes. Um volle Gewißheit zu erlangen, lies er ſich Waſſer bringen, und wuſch des Todten ganzen Körper, in Gegenwart des Unterſuchungsrichters. Er entdeckte bald am Kopf eine Oeffnung, wie von einer gewöhnlichen Stecknadel verurſacht, wodurch das Blut mühſam hervordrang. Dieſe Oeffnung rührte, der ärztlichen Erklärung zufolge, von einem ſehr ſpitzigen Inſtrumente her, das über drei Zoll tief in das Gehirn gedrungen war.

Der Mord war demnach erwieſen. Indeſſen warf man noch keinen Verdacht auf Famieſon, als man erfuhr, daß er plötzlich das Haus verlaſſen, und Juwelen, wie Geld, vom Werth von ungefähr 40 Pf. Sterl. (480 rh. Gl.) mit ſich genommen habe. Man ſtellte unverzüglich Nachforſchungen an, und fand ihn zwei Tage nachher auf einer der Inſeln bei Ballmslaw, wo er ſich im Heu verborgen.

Eines vorſätzlich verübten Mordes wegen angeklagt, erſchien John Famieſon am 24. Auguſt 1833 vor den Aſſiſen von Wexford. Unter den Zeugen befanden ſich Miſtreß Breen und ihre vier Kinder, in tiefer Trauer.

Der Angeklagte war einige 50 Jahr alt. Er hatte kleine, tiefliegende Augen. Sein Aeuſſeres war zurückſtoßend. Er beantwortete die an ihn gerichteten Fragen mit vieler Geiſtesgegenwart, doch bemerkte man, daß er beſtändig den Kopf abwendete von dem

Tiſche, worauf ein mit Blut bedeckter Schuſterpfriem und ein ebenfalls blutiges Hemde lagen.

Die wichtigſte Zeugen-Ausſage war die des jungen Oktavio. „Am Dienſtag früh,“ ſagte er, „fühlte ich auf meiner Bruſt eine fürchterliche Laſt, worunter ich faſt erſtickte. Ich wollte mich emporrichten, und konnte nicht. Es war, als halte mich etwas zurück. Endlich griff ich um mich mit der Hand, und erfaßte die meines Bruders. Sie war kälter als Marmor. Darüber erſchreckend, betrachtete ich ihn. Er war unbeweglich. Mein Schütteln erweckte ihn nicht. Er blieb ſtarr und ſteif. Plötzlich bemerkte ich Blut auf ſeiner Schulter, an ſeinem Halſe. Ich rüttelte ihn jetzt ſtärker, und rief: „Bruder, Bruder, wach auf, Du bluteſt!“ Keine Antwort. Sein Geſicht war ſo blaß, ſo blaß, wie ich es nie geſehen. Ich drückte meine Lippen auf ſeine Wange; es war, als habe ich Eis berührt. Ein Schauder überlief mich vom Scheitel bis zur Ferſe.“

Frage. Was thaten Sie nun?

Antwort. Ich weiß es nicht genau. Aber ich glaube, ich fürchtete mich. Einige Zeit konnte ich weder ſprechen, noch mich bewegen. Sodann ſtürzte ich mich aus dem Bette, und ohne es zu wagen, hinter mich zu blicken, eilte ich zu Jamieſon, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen. Es dauerte lange, bevor er ſich entſchloß, mit mir zu gehen.

Dr. Hewestons erklärt, daß er des Ermordeten Wunde auf das Sorgfältigſte unterſucht, und die Ueberzeugung gewonnen, ſie habe nur von Jemand gemacht werden können, der ziemlich genaue Kenntniſſe über des menſchlichen Körpers innere Bildung

habe. Da das Mordinstrument in das kleine Gehirn gedrungen, sei der Tod augenblicklich erfolgt.

Des Angeklagten beharrlicher Läugnung ungeachtet, wurde er von den Geschwornen, nach kurzer Berathung, schuldig erklärt, und demzufolge zum Tode verurtheilt. Ohne eine Miene zu verziehen hörte er die Sentenz, die sich, nach der gewöhnlichen Form, mit den Worten beendete:

„Das Gericht (court of justice) verordnet, daß Ihr geführet werdet von dem Orte, wo Ihr seid, in das Stadtgefängniß, und von dort, Sonnabend den 31. dieses, nach dem Hochgericht; daß Ihr dort gehängt werdet an den Hals, bis der Tod darauf folge, und daß Euer Körper zu Sezirung überliefert werde. Möge Gott Erbarmen haben mit Eurer Seele!“

Famieson hat seine Ruhe und Festigkeit bis zum lezten Augenblicke bewahrt.

Um in England das Evangelium zu predigen, muß man, wie für jede andere Industrie, einen Gewerbschein (licence) lösen. Mehrere Geistliche, sowohl zur englischen Kirche gehörige, als Nonkonformisten (Nichtorthodoxe), hatten seit einiger Zeit den Entschluß gefaßt, die Sitten der untern Stände, durch Ermahnungen auf den öffentlichen Plätzen Londons, zu verbessern.

Sie liessen zu diesem Zweck Gerüste aufschlagen, und predigten in allen Stadttheilen zu gewissen Stunden. Der Zudrang war so groß, daß mehrere Straßen gesperrt wurden, weshalb sich die Polizei ins Mittel schlagen zu müssen glaubte. Sie verhaftete zwei Geist-

liche, beide des Namens Smith, wovon der eine im Stadthauſe (Mansion-House), der andere auf dem Rathhauſe (Guildhall) vor Gericht erſchienen.

Der erſte Smith, bekannt unter dem Namen Boſſeman (Bootsmann), weil er als ſolcher in der engliſchen Marine gedient, hatte ſich gegen die Beſchuldigung zu vertheidigen, daß er nur öffentlich predige, um den Dieben Gelegenheit zum Stehlen zu geben. Er entgegnete darauf, und bewies ſeine Ausſage, daß ſeine Zuhörer auf dem Billingsgate-Markt, wo er gewöhnlich predige, keine andern ſeien, als arme Kaminfeger, Fiſcher, Gaſſenkehrer, Lumpenſammler und Kohlenträger, die oft nicht einen Penny in der Taſche hätten, und die folglich keine Diebe zu fürchten brauchten.

Auf den Einwurf, daß er zu viele Menſchen zuſammenhäufe durch ſeine Predigten, und dadurch die Zirkulation unterbreche, entgegnete er:

„Ich verlange kein anderes Vorrecht, als das, welches man Hanswurſt (Jack-pudding) und der Mutter Gigogne zugeſteht. Man vergönne mir wenigſtens, den armen Leuten, die ſonſt nichts haben, zu verkünden, daß das Himmelreich ihnen gehört. Man nenne mich Marktſchreier, wenn man will. Aber da die Marktſchreier das Recht haben, ihre Waare öffentlich feil zu bieten, ſo laſſe man mich auch gratis unter Inſpiration des heiligen Geiſtes predigen.“

Er wurde mit der Weiſung entlaſſen, in Zukunft ſeine herumwandernde Kanzel an ſolchen Orten aufzuſchlagen, wo die Aufhäufung der Zuhörer den Geſchäften des Publikums nicht ſo hinderlich ſei, als in den volkreichſten Straßen.

Der andere Smith war von dem Kirchenvorstand (church-warden) des St. Andreas-Pfarrsprengels verklagt worden.

„Brotneid," rief er, „und weiter nichts. Die Herren Pfarrgeistlichen verfolgen uns arme Priester, weil wir nicht reich genug sind, eine Kirche zu bauen oder zu miethen, und vorzüglich, weil wir das Evangelium unentgeldlich predigen. Ich darf wohl sagen, daß ich mehr Gutes thue, als die Magistratspersonen, weil ich den Vergehen und Verbrechen vorbeuge, welche die Gerechtigkeit, wenn sie verübt worden, nur bestrafen kann."

Den Polizeibeamten zufolge, verursachten Georg Smith's religiöse Uebungen um so mehr Lärm und Gedräng, da er sie um 9 Uhr Abends halte, und seine kleine Kanzel, wie ein Tragsessel eingerichtet, von Straße zu Straße schaffen lasse, wobei die Andächtigen aus voller Kehle erbauliche Lieder sängen. Der Aldermann Kelly lud den ehrwürdigen Smith ein, Zeit und Ort seiner Vorträge im öffentlichen Interesse verändern zu wollen.

Ein dritter herumwandernder Prediger, Eduard Delil, war angeklagt, einem jungen Fuhrmann, der ihn auf seinen Wagen genommen, zwei Sovereigns (13 Guldenstücke) entwendet zu haben. Unter dem Vorwand, sie blos zu betrachten, weil er nie dergleichen Stücke gesehen, lockte er sie dem andern ab, und lief damit fort.

Später verhaftet, leugnete er, den Kläger je gesehen zu haben. Da nach näherer Untersuchung keine überzeugende Beweise gegen ihn aufgestellt werden konnten, wurde er freigesprochen, weil er aber ohne

Gewerbſchein gepredigt hatte, ſollte er eine ſtarke Strafe zahlen, und da er ſo viel Geld nicht hatte, auch keine Bürgſchaft ſtellen konnte, wurde er wieder ins Gefängniß gebracht.

Maſter Laing präſidirte das Polizeigericht von Halton-Garden, als ein Soldat, in vollſtändiger Uniform in oen Saal trat, und den Richter folgendergeſtalt anredete:

„Erzeugt mir die Freundſchaft, Herr, mir einen kleinen Aufſchluß zu geben. Vorausgeſetzt (denn es iſt eine Vorausſetzung) ein erwachſenes Mädchen habe einen kleinen zweijährigen Buben zu ſich ins Bett genommen, kann ſie nun, falls ſie ſchwanger wird, erklären, daß der kleine Knabe ihres Kindes Vater ſei?

Laing. Laßt das Frauenzimmer ſelbſt darüber entſcheiden.

Soldat. Gut geſprochen, Herr Magiſtrat. Aber hört jetzt, wenn's beliebt. Meine Vorausſetzung iſt keine Vorausſetzung. Denn es handelt ſich grade um meine Schweſter, die ſich im beſagten Falle befindet. Kann ſie nun erklären, daß der little lad (das Bübchen) Vater zu ihrem Kinde ſei?

Laing. Ich bin nicht hier, um auf dergleichen abgeſchmackte Fragen zu antworten. Entfernt Euch.

Soldat. However ſcheint es mir doch, daß der König Euch bezahlt, um die Gerechtigkeit zu verwalten, und den Leuten Beſcheid zu geben, eben ſo gut als er mich bezahlt, um für die Sicherheit ſeiner Perſon zu wachen, und mir im Nothfall den Kopf ſpalten zu laſſen. Antwortet mir alſo, wenn ihr wollt ſo gut ſein.

Laing. Entfernt Euch; ich befehle es zum zweiten Male.

Soldat. Gut, Herr Magistrat, gut, sorgt nicht. Ich will Euch die Rechnung schon machen, und mein Kommandant soll wissen, wie man die armen Leute und die braven Militärs anschnauzt. An 't you ashamed of yourself (schämt Ihr Euch nicht über Euch selbst)?

Laing. Gerichtsdiener, bringt den Menschen hinaus; er ist betrunken.

Soldat. Gut, sage ich Euch, gut. Ihr seid ein Richter? Nicht so? Nun, mein Kommandant soll es wissen.

Laing. Wie heißt Ihr; in welchem Regimente dient Ihr?

Soldat. Georg Warren, Soldat im zweiten Regiment der Fußgarde von Cold-Stream. Du sollst erfahren, Unglücks-Magistrat, daß ich mich hier unter dem Schutze des Herzogs von Cambridge, des erhabenen Befehlshabers der Armee, befinde.

Die Gerichtsdiener führten den Soldaten zum Saal hinaus, während er von Neuem, auch bei ihnen, über seiner Schwester befremdende Behauptung und des zweijährigen Knaben Vaterschaft sich Raths erholte.

Um diesen seltsamen Umstand zu begreifen, muß man sich erinnern, daß in England jedes unverheirathete Frauenzimmer, welches Mutter wird, und das ihre Entbindungskosten, wie die für ihres Kindes Unterhalt nicht bestreiten kann oder will, eingesperrt wird, insofern sie nicht den Urheber ihrer Schwangerschaft bezeichnet. Die Erklärung der Mutter ist in solchem Fall beinahe immer genügend, und es ist an

Demjenigen, welchem die Vaterschaft aufgebürdet wird, zu beweisen, daß er daran keinen Antheil hat.

Die von der Schwester unsers neuen Larissole erdachte Maßregel wäre nicht so übel, hätte sie einen etwas ältern Minderjährigen zum Helden ihres Romans gewählt. Denn da Minderjährige in solchen Fällen keine Verantwortlichkeit haben, würde der Pfarrsprengel von Rechtswegen für das uneheliche Kind haben sorgen müssen.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Unter den zahlreichen Prozessen, welche die republikanische Zeitung, la Tribune, in Paris, gehabt, ist der vom 23. September d. J. einer von denen, welche das gegenwärtige Verhältniß, zwischen der Regierung und den Parteien in Frankreich, am auffallendsten karakterisiren. Dieser Rechtshandel betraf vier Aufsätze, welche in dem gedachten Journal am 5. und 8. Juli 1833 erschienen waren, unter der Ueberschrift: „Von Ludwig Philipp und seiner Verantwortlichkeit," und „Von der monarchischen Propaganda."

Der Generaladvokat Partarieu-Lafosse, diskutirte einzeln die inkriminirten Artikel, und bemühete sich zu beweisen, daß das Vergehen der Beleidigung gegen des Königs Person, wie des Angriffs gegen seine Unverletzlichkeit, wirklich in diesen Artikeln begangen worden.

In dem ersten ist die Unverletzlichkeit der Person

des Königs, als ein bloßes „konstitutionelles Vorurtheil“ dargestellt. In den andern Artikeln wird der Monarch direkt in seiner Persönlichkeit angegriffen, und mit Schmähungen überhäuft. Er wird betrachtet als ein gewöhnlicher verantwortlicher Beamter, den man eben so wohl angreifen dürfe als seine Minister. Der Grundsatz der Nichtverantwortlichkeit des Hauptes der konstitutionellen Regierung wird als abgeschmackt und verbrecherisch, als mehr im Interesse der Könige, denn der Völker eingesetzt, verworfen.

Der Verfasser aller dieser Verunglimpfungen, Ausfälle und Angriffe gegen des Königs Person, hatte wahrscheinlich vergessen, daß es ein Gesetz gibt, welches harte Strafe über solch Vergehen bestimmt, und daß dies Gesetz von einer der jetzigen Hauptautoritäten der revolutionären Partei, nämlich im November 1830 von Dupont (de l'Eure), damals Großsiegelbewahrer, unterzeichnet worden.

Germain Sarrut, einer der Redaktoren der Tribune, trat als Vertheidiger des verantwortlichen Geschäftsführers (Lionne) dieser Zeitung, oder vielmehr derselben Grundsätze auf. Man sagte sich in's Ohr, daß er der Verfasser der inkriminirten Aufsätze sei. Er drückte sich folgendermaßen aus:

„Meine Herren Geschwornen, die Tribune bestreitet heut ihren 81sten Zwist mit dem Parkett. Schon 80 mal haben Ihre Pairs und die unsern uns gerichtet. Siebenmal haben sie uns schuldig erachtet, und auf diese sieben Male können zwei Verurtheilungen als ehrenvolle Niederlagen betrachtet werden. Wir sind also 73 mal Sieger geblieben.

„Heute, meine Herren, werden Sie urtheilen, ob

wir logisch, konsequent in unsern Doktrinen gewesen, und ob diese Doktrinen national sind. Ihre Schuldigerklärung, oder ihre Freisprechung, wird eine Palme hinzufügen zu den sieben von unsern Gegnern gepflückten Lorberzweigen, oder einen doppelten Blumenknopf zu den 73, woraus unsere Krone besteht.

„Wir predigen, wir verkündigen die Republik. Denn mit den Königen geht es zu Ende (car les rois s'en vont). Wir wollen Alles für und durch das Volk. Wir sind der Könige erklärte Gegner.“

Der Redner lies nun die verschiedenen Stellen der bezüglichen Artikel die Revüe passiren, und verweilte besonders bei den von dem Generaladvokaten in Rede gestellten. In Bezug auf die Unverletzlichkeit sagte er:

„Sind die Könige unverletzlich, so ist, nach Abdankung Karls X und des Dauphins, Heinrich V König, und Ludwig Philipp kann nicht für sich in Anspruch nehmen, was er andern verweigert. Man macht uns den Vorwurf, gesagt zu haben, daß kein mächtiges Interesse sich an die Erhaltung des Juli-Königthums knüpft. Wer aber weiß das nicht? Ludwig Philipp hat Niemand für sich, als das besitzende Volk. Er wird nur durch die Nationalgarde vertheidigt, und selbst wenn sie zu den Waffen greift, ist es nur zur Beschützung der öffentlichen Ordnung ... Ludwig Philipp ist da. Er wird vertheidigt par ricochet.... Ja, ich sage es, wenn durch einen kühnen, fast hätte ich gesagt glücklichen Streich, der Thron umgestürzt worden, würde die Nationalgarde noch da sein, um mit der neuen Verwaltung jener öffentlichen Ordnung, die man nie vergebens vor ihr angerufen, Achtung zu verschaffen.“

Der Vertheidiger beschäftigte sich sodann mit den Blutgerüstbildern, die man, sagt er, der Menge vorwirft, um sie mit der Republik zu erschrecken. „Genug, lieber Gott,“ rief er, „genug mit dergleichen Deklamationen. Ist es an den Orleans von Ludwigs XVI Schaffot zu sprechen? Sie sollten nicht vergessen, daß dies Schaffot ihre Fingerspitzen mit Blut bedeckt. Um es dahin zu bringen, daß man die Vergangenheit dieser Familie vergesse, muß man Omar's Verbrechen erneuern, man muß unsere Bibliotheken verbrennen.

„Die Regierung hat eine feste Basis, und die Verweigerung, ihr den Eid der Treue zu leisten, kann sie von heut auf morgen beseitigen...“

Der Redner untersucht, welche Interessen in den andern Ländern an der Throne Erhaltung geknüpft sind. In Frankreich beruhete, ihm zufolge, der Julithron auf die Bank, und selbst das nicht unbedingt. Denn als man in Lafitte's Angelegenheit Geld brauchte, hat man sich nicht mit des Königs Unterschrift begnügt; man hat die des Eigenthümers von Neuilly gefordert.

„Man sage nicht,“ so endete er, „daß wir uns leidenschaftlich gegen Ludwig Philipp erheben. Wieder Bürger geworden, ist er für uns ein ganz gleichgültiger Mann. Sein Regierungssystem allein greifen wir an. Man antworte uns durch Gegenbeweise, man lasse neue Zeitungen erscheinen, und fülle nicht neue Gefängnisse an. Man bringe uns durch Ueberzeugung auf einen bessern Weg. Eure Riegel, Eure Kerkermeister sind schlechte Beweisgründe, worauf die Tribüne nicht antworten wird.“

Nach kurzer Berathung, erklärte das Verdikt der Geschwornen den Geschäftsführer der Tribüne des Vergehens der Beleidigung gegen des Königs Person, und des Angriffs gegen seine Unverletzlichkeit schuldig. Der Generaladvokat requirirte nun die Anwendbarmachung der durch die Artikel 1 und 9 des Gesetzes vom 17. Mai 1819, wie durch den Art. 6 des Gesetzes vom 23 November 1830 verhängten Strafe.

Sarrut, sich rasch erhebend: Ich ersuche das Gericht, zu beachten, daß hier ein verruchter Fallstrick (un infâme guet-à-pens) der Polizei gelegt worden. In Folge des mir gewordenen Verbots, Hrn. Lionne im Gefängnisse zu besuchen, hat er von den inkriminirten Artikeln keine Kenntniß gehabt.*) Ich verlange also, daß das Gericht auf unsern Geschäftsführer das Minimum der Strafe anwendbar mache.

Präsident. Es handelt sich in dieser Sache vielmehr darum, zu wissen, ob auf den Angeklagten nicht der Artikel 58 des Strafgesetzbuches anwendbar gemacht werden müsse, der im Wiederbetretungsfalle das Maximum der Strafe bestimmt.

Sarrut. Es ist von keinem Wiederbetretungsfalle die Rede. Es ist zum ersten Male, daß Lionne vor dem Gericht unter der in Rede gestellten Doppelanklage erscheint.

Präsident. Sie wissen sehr wohl, daß Lionne

*) Die Schuld lag nicht an der Polizei, sondern an den Redaktoren der Tribüne, die aus Spekulation die Verantwortlichkeit der von ihnen geschriebenen Artikel nicht übernehmen wollten, sondern dieselbe auf den armen Lionne, ihren sogenannten Geschäftsführer, oder vielmehr ihren Sündenbock, bewuhen ließen.

zu dreijähriger Haft, wegen Beleidigung gegen die Deputirtenkammer, verurtheilt worden. Der Artikel 58 des Strafgesetzbuches aber lautet also: „Die Schuldigen, welche bereits zu mehr als einjähriger Verhaftung verurtheilt worden, sollen, im Fall eines neuen Vergehens, zum Maximum der von dem Gesetze vorgeschriebenen Strafe verurtheilt werden. Diese Strafe kann selbst bis auf das Doppelte erhöhet werden."

Sarrut. Ich bestreite die Anwendbarmachung dieses Artikels in dem gegenwärtigen Falle. Ich glaube daß, da Lionne zu einjähriger Haft weder durch ein zuchtpolizeiliches, noch durch ein Assisengericht, sondern vielmehr durch ein spezielles Gericht, verurtheilt worden, der Wiederbetretungsfall auf ihn nicht anwendbar gemacht werden kann. Sobald übrigens das Gesetz nicht klar ist, und Zweifel vorhanden sind, muß es zu Gunsten des Angeklagten erklärt werden.

Der Generaladvokat äussert, daß er über den bestrittenen Punkt sich auf des Gerichtshofes Weisheit berufe, indem der Umstand des Wiederbetretungsfalles von ihm nicht erwähnt worden. Nach ziemlich langer Berathung erließ das Gericht folgendes Urtheil:

„Gesehen die Erklärung der Geschwornen, besagend: daß Lionne, Geschäftsführer der Tribüne, des Angriffes gegen die Unverletzbarkeit des Königs und der Beleidigung gegen seine Person sich schuldig gemacht;

„In Erwägung, daß Lionne bereits früher zu einer zuchtpolizeilichen Strafe von mehr als einjähriger Einsperrung verurtheilt worden, er sich also in dem Zustand des Wiederbetretungsfalles befindet, und

keine mildernden Umstände zu seinen Gunsten vorhanden sind;

„Mit Anwendbarmachung der Artikel 1 und 9 des Gesetzes vom 17. Mai 1819, des Artikels 58 des Strafgesetzbuches, und der Artikel 10 und 11 des Gesetzes vom 9. Juni 1819, verurtheilt das Gericht besagten Lionne zu fünfjähriger Haft und zwanzigtausend Franken Strafe*), verordnet die Vernichtung der mit Beschlag belegten Nummern der Tribüne, und verurtheilt ihn überdem zur Bezahlung aller Kosten.“

Die Tribüne hat sogleich um Kassirung dieses Urtheils, falscher Anwendbarmachung des Art. 58 des Strafgesetzbuches wegen, beim Kassationsgericht angetragen, von dem jedoch dies Mittel verworfen worden.

Seit dem 24. September wiederholt nun täglich diese Zeitung mit großer Schrift die Summe ihrer Verurtheilung. Sie stellt die Namen des Präsidenten, der beiden Räthe, und der eilf Geschwornen,**) welche sie verurtheilt haben, in allen ihren Blättern zur öffentlichen Würdigung und zukünftigen Gerechtigkeit der Republikaner auf, und macht die Namen und Briefe derjenigen bekannt, welche zur Deckung ihrer Strafe Beiträge einsenden.

Solch Verfahren karakterisirt sich durch sich selbst. Es beurkundet auf eine augenscheinliche Weise die

*) Mit Inbegriff der Prozeßkosten beläuft sich diese Strafe auf 22,000 Fr. (10.266 fl. 40 kr. rhein.)

**) Man bemerkt, daß die eilf Geschwornen, welche die Tribüne als schuldig erklärt haben, umsichtsvolle, gebildete Männer sind, und daß der zwölfte, welcher sie als nicht schuldig erachtet, ein Metzger ist, der kaum lesen und schreiben kann.

Absichten und das Streben dieser Menschen, die schon im Voraus bei Todesstrafe verbieten anders zu denken und zu sprechen, wie sie, und für die Maximilian Robespierre's politische Grundsätze ein öffentlich anerkanntes Evangelium sind. *)

Der Herzog von Cossé-Brissac hatte der berüchtigten Gräfin Dübarry, Mätresse Ludwigs XV, durch sein Testament vom 4 August 1792, entweder eine jährliche und lebenslängliche Rente von 24,000 Franken, oder das Einkommen von seinen Landgütern la Rembaudière und la Graffinière, im Poitou, oder eine einmal zu zahlende Summe von 300,000 Fr. vermacht, und zwar, wie er sich ausdrückte, als ein Unterpfand seiner Empfindungen und seiner Erkenntlichkeit gegen die Vermächtnißnehmerin, wie als eine Entschädigung für den Verlust ihrer Diamanten, die durch seine Schuld, obgleich unwillkürlich, verloren gegangen.

Der Erblasser starb bald nachher (9 September 1792), und die Dubarry wurde 1793 guillotinirt. Des Herzogs von Cossé-Brissac nachgelassene Güter wurden sequestirt, und befanden sich bis 1803 unter Beschlagnahme, in Folge der Auswanderung der Herzogin von Mortemart, seiner Tochter. Anderseits waren die Güter der Dubarry konfiszirt worden, und die beiderseitigen Erben waren 10 Jahre lang aller Ansprüche beraubt.

---

*) Man sehe die Erklärung oder das Manifest der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers in der Nr. der Tribune vom 22 Oktober d. J., worin obige Verfügungen und Grundsätze unverholen bekannt gemacht werden.

Erst vor Kurzem haben die Erben der Dübarry, gegen die des Herzogs von Cossé-Brissac, ihre Rechte auf das Vermächtniß von 300,000 Fr. geltend zu machen sich bemühet. Auf wiederholte Weigerung dieser letzten, es ihnen auszuzahlen, reichten sie eine Klage ein bei dem Zivilgericht erster Instanz in Paris.

Die Gegenpartei behauptete, daß der Herzog von Cossé-Brissac mit der Gräfin Dubarry in ehebrecherischer Verbindung gestanden, und daß folglich das Vermächtniß gegen seine Konkubine als null und nichtig zu betrachten sei. Das Gericht verwarf jedoch dies Mittel, und verurtheilte die Erben der Herzogin von Mortemart, als Nacherben des Herzogs von Cossé-Brissac, zur Bezahlung der ausgesetzten Summe von 300,000 Fr. (140,000 rh. Gl.) zu Händen der Erben der Dübarry, nämlich der Demoiselles Brisseau de Luneville und Graillet, wie der Erben der Familie Bècu (die Dubarry war eine geborne Bècu), nebst den Zinsen vom Tage der Forderung an.

Den 24. August d. J. drängte sich die Menge in den großen Gerichtssaal zu Lyon, um den Debatten eines Kriminalprozesses beizuwohnen, der heftige Anregungen zu versprechen schien, der beispiellosen Kaltblütigkeit des Angeklagten, wie der entsetzlichen Umstände des von ihm begangenen Verbrechens wegen.

Prosper Deschamps, 24 Jahre alt, geboren im Spital in Chambéry (Savoien), kam als piemontesischer Ausreisser im November 1832 nach Lyon, wo er bei dem Sattler Parenton sich als Lehrling aufnehmen lies.

Deschamps war äusserst unreinlich und sehr grob.

Seine zurückstoßenden Gewohnheiten hatten Parenton und seiner Frau, wie den übrigen Arbeitern, einen gewissen Widerwillen gegen jenen eingeflößt, den sie sich nicht immer zu verbergen die Mühe gaben. Sie entschlossen sich nur mit Mühe das von ihm berührte Brot zu essen, weshalb man endlich im Voraus jedem sein Stück abschnitt, und andere Stücke in einem Brotkorb bereit hielt.

Diese Vorkehrung mißfiel Deschamps. Am 21. Juli, als man eben frühstücken wollte, griff er nach dem Brote, um sich nach eigenem Gutdünken ein Stück abzuschneiden. Die Frau widersetzte sich seinem Vorhaben, mit dem Bedeuten, es sei schon abgeschnittenes Brot da.

„Ich will keins davon," rief er erzürnt. „Ich will mir selbst mein Brot abschneiden."

— So waschet Euch wenigstens vorher die Hände.

„Ich mir die Hände waschen!" rief er. „Sogleich." Und nun schneuzte er sich mit den Fingern, spie in beide Hände, rieb sie zum Eckel aller Anwesenden, und fügte hinzu:

„Nun sind sie gewaschen, und jetzt will ich mein Brot abschneiden." Die Meisterin warf ihm sein Benehmen vor, und lies das Brot forttragen.

Deschamps überhäufte sie ohne Rückhalt mit den gemeinsten Verwünschungen, wie mit den empörendsten Schimpfnamen, wonach er sang: „Du sollst ihn tanzen, Du wirst ihn tanzen." Die Frau wurde ängstlich, und flüchtete sich in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß, und wo sie bis zu ihres Mannes Ankunft blieb. Dieser machte dem Lehrling über sein unverschämtes Begehen Vorwürfe, und äusserte, daß dies

Verfahren ein Ende nehmen müſſe, weshalb er bei dem Polizeikommiſſär ſich beſchweren wolle, was auch wirklich Tags darauf geſchah.

Ohne irgend Jemand von ſeinem Vorhaben zu benachrichtigen, raffte Deſchamps ſeine Sachen zuſammen und verſchwand. Er lies ſich einen Brief ſchreiben, wodurch er Parenton benachrichtigte, daß er nach Savoien zurückkehren wolle. Man glaubte ſich ſeiner entledigt. Aber man täuſchte ſich. Deſchamps war entſchloſſen, ſich zu rächen, müſſe er ſelbſt ein Verbrechen begehen.

Er kaufte ein Meſſer, und lies es auf beiden Seiten ſchleifen, um ihm die Geſtalt eines Dolches zu geben. Mit dieſer Waffe in der Fauſt erwartete er am 26. Juli Abends ſeinen Meiſter auf deſſen Treppe, um ihn bei ſeinem Erſcheinen niederzuſtoßen. Er mußte ziemlich lange harren. Endlich kam der Unglückliche, und der Mörder führte ſeinen Vorſatz mit eben ſo unglaublicher Entſchloſſenheit als Barbarei aus. Das waren die Umſtände, deretwegen er vor Gericht erſchien.

Kaltblütig geſtand er ſein Verbrechen, und erzählte, ohne die mindeſte Spur von Reue, ſehr genau alle Umſtände des von ihm begangenen Mordes. Man zeigte ihm die Kleider des unglücklichen Parenton, die an mehreren Stellen von dem Meſſer durchriſſen waren, eben ſo dies letzte, das noch ganz mit Blut überdeckt, und deſſen Spitze in der Bruſt des Ermordeten abgebrochen war. Deſchamps erkannte das Alles mit demſelben Gleichmuth, und erklärte umſtändlich was noch etwa zweifelhaft ſein konnte.

Die beiden Aerzte, welche Parenton gepflegt haben,

sagen aus, daß er nach achttägigen entsetzlichen Schmerzen unterlegen. Er hatte acht Wunden. In einer derselben haben sie die Messerspitze gefunden. Die Aussagen der andern Zeugen bestätigen vollkommen die des Angeklagten. Anfänglich hatte er die Flucht ergriffen. Aber bald wendete er sich an einen Polizeibeamten, den er auf der Straße begegnete, mit den Worten: „daß er etwas Böses begangen, und daß er deshalb seine Erklärung machen wolle.“ Parenton hatte seinen Mörder erkannt, und ihn namentlich bezeichnet.

Auf die von dem Generaladvokaten an den Angeklagten gerichtete Frage: warum er an dem Tage, wo er das Verbrechen verübt, die St. Johanneskirche besucht, und länger als eine Stunde darin verweilt? entgegnete er: „Ich habe mich Gott anempfehlen wollen.“

Eines freiwilligen Menschenmordes, mit allen erschwerenden Umständen schuldig erklärt, wurde Deschamps zum Tode verurtheilt. Er hörte diesen Ausspruch ganz ruhig an, und sagte, ohne eine Miene zu verziehen, zu seinem Advokaten: „Ich wußte wohl, was ich zu erwarten hatte; ich habe es verdient.“

Am 3. Juni 1833 befand sich ein ehemaliger Page Karls X, der Graf Enguerrand von R., zu einer der ersten Familien Frankreichs gehörend, mit fünf jungen Männern seines Standes und seiner politischen Meinung, in einem Hôtel-garni, in der Straße Pierre-Lescot. Sie beendeten ihr Abendessen damit, daß sie alle Gläser und Flaschen zerschlugen. Am nächsten Morgen waren sie noch betrunken, als

eine Abtheilung von der 7. Legion der Nationalgarde unter ihren Fenstern vorübermarschierte. Sogleich schrien sie überlaut zum Fenster hinaus: „Nieder mit den Nationalgardisten der 7. Legion! Nieder mit der öffentlichen Ordnung! Es lebe die Republik!“

R., der sich am meisten durch seine Heftigkeit auszeichnete, begab sich in die Straße, beschimpfte dort mehrere Nationalgardisten persönlich, und forderte sie zum Zweikampf heraus. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu beruhigen. Dieser Zwist hatte keine weiteren Folgen.

Bald nachher begaben sich die jungen Leute in ein Weinhaus, wo sich ein gewisser Prevost, in der Uniform der Nationalgarde, befand. Sie suchten und fanden bald Gelegenheit zum Streit, in Folge desselben Prevost beschimpft und zu Boden geworfen wurde. R. riß ihm seine Epauletten ab.

Man hatte indessen Polizeidiener herbeigerufen. Bei ihrem Eintritt stürzte R. sich ihnen entgegen, mit den Worten: „Man braucht Euch nicht, verdammtes Raubgesindel. Fort von hier.“ Zugleich versetzte er dem Munizipalwächter Archer einen Hieb mit seinem Stock. Als dieser seinen Säbel zog, bemühete sich der Andere, ihn zu entwaffnen. Er ergriff zuerst einen Leuchter, sodann ein Bayonett, um sich zu vertheidigen. Als man ihn auf der Wache einsperren wollte, schlug er wie ein Rasender um sich, und versetzte Archer einen so gewaltigen Fußtritt, daß dieser rücklings zu Boden stürzte. Man war genöthigt, ihn ins Spital Val-de-Grâce zu tragen, das er erst 21 Tage nachher verlassen konnte.

Aller dieser Umstände wegen erschien Enguerrand

von R. den 21. September vor den Assisen in Paris. Seine ebenfalls angeklagten fünf Freunde stellten sich nicht. Von dem Präsidenten befragt, entgegnete R., daß er im höchsten Grade betrunken gewesen, und sich nicht im geringsten erinnere, was er gethan.

Die beiden Hauptzeugen in dieser Sache, der Juwelier Prevost und der Munizipalwächter Archer, bemüheten sich übereinstimmend des Angeklagten Schuld so viel als möglich zu vermindern. Man wußte im Voraus, daß R's. Familie zu diesem Zweck kein Opfer gescheuet. Indessen mußte man immer noch besorgen, daß die Gerechtigkeit die in Anwendung gebrachten Mittel nicht billigen werde. Prevost und Archer, im vollkommensten Widerspruch mit ihrer Aussage vor dem Instruktionsrichter, behaupteten jetzt, daß R. von ihnen gereizt, gewissermaßen herausgefordert worden.

„Ich habe über ihn gespottet," sagte Prevost. „Denn ich hatte ein Glas Wein zuviel, und wußte nicht recht, was ich sagte."

— Ich habe zuerst den Angeklagten gestoßen; ich habe zuerst meinen Säbel gezogen, und den Hieb nur erhalten, weil der Graf pariren wollte, versicherte Archer.

Auf gleiche Weise erklärte er den erhaltenen Fußtritt, der ihn 21 Tage im Spital festgehalten. Sein Uebel, fügte er hinzu, sei durch Vernachläßigung verschlimmert worden. Er habe anfänglich fast keine Schmerzen verspürt, und dieselben sich später durch eigene Schuld zugezogen.

Der Gastwirth, bei dem die Unordnung begonnen, äusserte, daß er keine Ursach habe, über den Ange-

klagten sich zu beschweren, weil Alles, was er und seine Freunde bei ihm zerschlagen, bei Heller und Pfennig bezahlt worden sei.

Der Wundarzt vom Val-de-Grâce, Hr. Lacretelle, legte Rechenschaft ab von den Wunden, welche er an Archer's Körper bemerkt, als dieser nach dem Spital gebracht wurde. Die Verletzung am Kopfe war gefährlicher, als sie anfänglich schien. Sie hat heftige Schwindel und Gehirnzufälle veranlaßt. Die Verletzung am Unterleib war ebenfalls ziemlich schwer. Doch konnte Archer nach 20 Tagen seinen Dienst wieder antreten, was er jedoch nicht gethan, indem er seinen Abschied genommen.

Alle diese Umstände bewiesen zur Genüge, daß Enguerrand von R. wirklich aufrühreriſches Geschrei ausgestoßen, wirklich mehrere Nationalgardisten beschimpft und herausgefordert, wirklich den Polizeibeamten und der Wache sich thätlich widersetzt und dem Munizipalwächter Archer, in Ausübung seiner Amtspflicht, mißhandelt und verletzt habe.

Demungeachtet beruheten sich die Geschwornen auf die Wiederrufung der Zeugen, und erklärten den Angeklagten, nach kurzer Berathung, als nicht schuldig auf alle ihnen vorgelegten Fragen. Auf gleiche Weise wurden auch die übrigen fünf nicht erschienenen Angeklagten frei gesprochen.

Pasquale Crudeli, genannt Casevecchio, von Cuttoli, im Arrondissement Ajaccio, erschien vor den Assisen zu Bastia, zweier Kapitalverbrechen wegen angeklagt. Er ist 32 Jahr alt, von hohem Wuchs, mit großen, feurigen Augen und heftigen Bewegungen.

Alles in ihm verkündet Stärke und Kühnheit. Er trägt den linken Arm in einer Binde, eines Flintenschusses wegen, den er von den ihn verfolgenden korsischen Jägern erhalten. Entnehmen wir der ihn betreffenden Anklageakte die Hauptumstände.

Den 31. Dezember 1827 Morgens fand Simon Torre in seinem Gerstenfelde Crudeli's Pferd. Er machte diesem Vorwürfe darüber, erhielt jedoch nur Schimpfnamen zur Antwort. Beide wurden endlich handgemein, und Torre bekam einen Styletstich in die Schulter, der eigentlich nach dem Herzen gerichtet war. Unter der Drohung, ihn zu verklagen, entfernte sich der Verwundete, dem sein Gegner in diesem Fall schreckliche Rache gelobte.

Crudeli fürchtete den Prozeß, womit Torre ihn bedrohet. Um demselben zuvorzukommen, blieb ihm seines Erachtens kein anderes Mittel, als seinen Gegner zu tödten. Er eilte auf einem Nebenwege voraus, verbarg sich im Gestrüpp, hielt seine Flinte zum Schuß bereit, und streckte den Unglücklichen nieder, als dieser ihm ganz nahe gekommen war. Unverweilt ergriff er nun die Flucht. Bevor Torre den Geist aufgab, bezeichnete er Crudeli als seinen Mörder. Er hatte ihn genau erkannt, als dieser auf ihn anschlug. Der Angeklagte wurde in seiner Abwesenheit am 28. Juni 1830 zum Tode verurtheilt.

Der zweite ihn betreffende Anklagepunkt stand mit dem ersten in genauer Verbindung. Sein Schwager Valentini war in dem Torre's Ermordung betreffenden Prozesse als Zeuge gegen ihn aufgetreten. Crudeli wurde davon unterrichtet, und erklärte laut und

öffentlich, daß er blutig dafür sich rächen wolle. Man rieth Valentini, sich in Acht zu nehmen.

Einige Zeit nachher wurde zwischen ihm und seinem Schwager eine Unterhandlung angeknüpft, in Folge derselben beide anscheinend sich versöhnten. Indessen verfuhr Crudeli nur auf solche Weise, um den Andern sicher zu machen. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1831 schlief Valentini ganz ruhig in seiner Scheuer, neben seinem Bruder und andern Individuen, als man auf einmal einen starken Schuß vernahm, der dem Unglücklichen das Leben raubte. Eine Flintenkugel war ihm zur Brust hinein, und zum Rücken herausgegangen. Mehrere Personen behaupteten Crudeli am Abend vorher in der Nähe der Meierei gesehen zu haben. Auch sie kamen bald nachher um.

Unter den Zeugen in diesem Prozesse zeichnen sich besonders zwei aus, durch besonders wichtige Mittheilungen, welche der Sache ihre Entscheidung gaben. Joseph Mithridat Torre, ein entfernter Verwandter Simon Torre's, äusserte sich:

„Seit Langem ist Crudeli das Entsetzen unserer Gegend. An dem Tage, wo Torre ermordet wurde, war ich bei ihm zum Besuch. Er versicherte mich, daß er gesehen, wie der Angeklagte nach ihm geschossen. Crudeli's Vater hat gewissermaßen selbst seines Sohnes Schuld zugestanden, indem er, einen Monat nach dem Morde, mit der Familie Torre vor Notar und Zeugen einen Friedensvergleich geschlossen, durch welchen er im Namen seiner ganzen Familie erkannte, daß schwerer Verdacht auf seinem Sohne hafte. Er bewilligte deshalb die geforderten Nachstellungen gegen ihn, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß

nie mehr als drei Personen von der Familie Torre zu gleicher Zeit ihn angreifen dürften. In Folge dieses Vergleichs sollte man nicht Hand an die übrigen Mitglieder der Familie Crudeli legen dürfen. Beide Parteien machten sich verantwortlich, des Unheils wegen, welches in Folge der Nichtbeobachtung der gegenseitigen Verpflichtungen, die eine oder die andere treffen könne, und wonach die übertretende Partei eine Summe von 800 Fr. (373 fl. 20 kr. rh.) als Entschädigung der andern zu zahlen habe.

Präsident. Ist es wahr, Angeklagter, daß Euer Vater einen solchen Vergleich abgeschlossen hat.

Crudeli. Ja; aber ohne meine Zustimmung.

Torre. Hinzufügen muß ich noch, daß der Angeklagte sodann seinen eigenen Vater getödtet. (Bewegung des Entsetzens.) In einer Nacht, wo dieser seinem Sohn, der sich in einem Gestrüpp (Mapis) verborgen hielt, Lebensmittel brachte, bildete Crudeli, zur Hälfte von Schlaf befangen, sich ein, daß man komme, ihn der Gerechtigkeit zu überliefern. Er ergriff seine Flinte, schoß nach dem auf ihn Zueilenden, den er für seinen Verfolger hielt, und jagte ihm eine Kugel durchs Herz. Erst jetzt bemerkte er, daß er seinen eigenen Vater umgebracht.....

Squarcini, Oheim des Angeklagten mütterlicher Seits, sagte aus: Bis jetzt habe ich die Wahrheit nicht gesagt. Furcht hat mich zurückgehalten. Aber ich habe gebeichtet, und der Priester hat mir befohlen, der Gerechtigkeit Alles zu enthüllen, was ich über Torre's Ende weiß. Ignatz Cuttoli hat des Angeklagten Tabackspfeife an der Stelle gefunden, wo das Verbrechen verübt worden. Ich selbst habe

ihn, mit der Flinte in der Hand, dem Gestrüpp enteilen sehen.

Crudeli kämpfte bei dieser Aussage mit augenscheinlicher Unruhe. Anfänglich war er nicht im Stande ein Wort zu betonen, wie viele Mühe er sich auch gab. Endlich sammelte er sich doch ein wenig, und rief im Tone der Verzweiflung: „Der Zeuge ist mein Feind, weil ich ihm nicht eine Ziege habe abtreten wollen, die, seiner Behauptung nach, ihm gehörte.“

Squarcini entgegnete ruhig: Ich habe oft hundert Schaafe in einem Jahre verloren, wie würde ich nun, einer Ziege wegen, von der übrigens zwischen dem Angeklagten und mir nie die Rede gewesen, gegen ihn einer falschen Aussage mich schuldig machen. Ich bin unfähig eines solchen Begehens.

Diese Worte nahmen dem Angeklagten alle Besinnung. Er starrte wild und lautlos vor sich hin, wie wenn ein Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen hätte. Seine Frau und seine übrigen Verwandten stürzten lautweinend aus dem Saal.

Die Geschwornen erklärten Crudeli der Ermordung Valentini's nicht schuldig, dagegen schuldig des an Torre verübten Mordes. Er wurde in Folge dieses Ausspruches zum Tode verurtheilt.

Ein Invalide, Namens Menerot, 55 Jahr alt, eines Mordversuches gegen seine kaum 22jährige Frau wegen angeklagt, erschien am 30. August d. J. vor dem Kriegsgericht in Paris. Es ergibt sich aus der Instruktion, daß Menerot, nachdem er durch den Tod seine erste Frau verloren, mit welcher er sehr glück-

lich gelebt, sich im Juni 1833 mit Sophie Collin verheirathet. Diese zweite Ehe war nicht glücklich. Seine junge Frau war gefallsüchtig, und des Invaliden Kameraden neckten ihn, auf ihre Weise witzig genug, daß sie lieber allein, als in seiner Gesellschaft spazieren gehe.

Menerot hatte sich das zu Herzen genommen. Er war eifersüchtig, ohne recht zu wissen wesbalb. Den 28. Juli fragte ihn seine Frau, ob er mit ihr ausgehen werde, um die patriotischen Feste zu sehen. Er lehnte das ab, ertheilte ihr jedoch die Erlaubniß, mit einer ihrer Freundinnen auszugehen.

Als er sie am Abend nicht in seiner Wohnung fand, wurde er mißmuthig, und als sie endlich kam, überhäufte er sie mit Vorwürfen. Sie antwortete ziemlich barsch, und bald entbrannte ein ehelicher Zank, der von Sekunde zu Sekunde an Heftigkeit zunahm.

Der Invalide ergriff seine junge Frau endlich am Halse, und warf sie auf ihr Bett. Sie suchte sich mit Gewalt wieder zu erheben. Aber in demselben Augenblick versetzte Menerot ihr mehrere Messerstiche, wonach er sich, da die Nachbarn auf das Zetergeschrei der Verwundeten herbeieilten, seines hölzernen Beines ungeachtet, über Hals und Kopf zum Fenster hinausstürzte. Er fiel auf zwei Stühle, die er zerbrach, ohne sich selbst auf irgend eine Weise zu verletzen. Er wurde unmittelbar verhaftet.

Der Angeklagte war bisher, seines regelmäßigen Lebenswandels wegen, wohl gelitten. Während den 20 Jahren, die er im Invalidenhause sich befindet, ist nie die mindeste Strafe über ihn verhängt worden.

Auf die an ihn gerichteten Fragen äussert er:

daß seine Frau ihn absichtlich gereizt, daß, als er ihren kalten Hohn gesehen, er den Entschluß gefaßt, nicht länger zu leben, und vor ihren Augen sich umzubringen, weshalb er ein Messer ergriffen. Seine Frau habe sich nun auf ihn zugestürzt, und sich, durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen, selbst verwundet.

Wie wohl ersonnen dies Vertheidigungssystem auch sein mochte, konnte es dennoch vor den Aussagen der Zeugen, besonders vor denen der Verwundeten, nicht bestehen. Als Sophie Collin, verehelichte Menerot, eingeführt wurde, wendeten sich neugierig alle Blicke gegen sie. Sie ist ein großes blondes, ziemlich hübsches Frauenzimmer, mit Geschmack, doch nicht frech gekleidet. Sie äusserte sich folgendermaßen:

„Ich habe Menerot schon vor dem 1832 erfolgten Tode seiner ersten Frau gekannt. Nach demselben kam er nach Dammarie, um dort einige Sachen aus seiner Erbschaft zu verkaufen. Er bewarb sich um meine Hand. Meine Eltern gaben ihre Einwilligung, und wir begaben uns nach Paris. Manchmal erhoben sich Streitigkeiten zwischen uns, meiner Nahrung wegen. Er verlangte, daß ich mich mit dem begnügen solle, was er mir aus dem Invalidenhause brachte, und was, als ein kleiner Theil seiner Portion, unzulänglich für mich war.

„Sonntag den 28. Juli fragte mich Menerot am Morgen, ob ich nicht ausgehen wolle, um die Feierlichkeiten zu sehen? Auf meinen Einwurf, daß ich auf seine Begleitung rechne, berief er sich auf die Unmöglichkeit, weil er im Hotel sich zur Mittagsmahlzeit einfinden müsse. Er gab mir jedoch die Erlaubniß, mit der Tochter unsers Hauswirths auszu-

gehen. Wir entfernten uns um 2 Uhr Nachmittags. Ich nahm 30 Sous (42 Kr. rhein.) mit.

„Um 6 Uhr Abends gingen wir wieder nach Hause, in dessen Nähe wir auf Menerot stießen. Er schien weder gut noch übel gelaunt. Wir begaben uns in unser Zimmer. Während dem Abendessen machte er mir Vorwürfe, daß ich ihm 50 Sous genommen. Wie ich sah, daß er von Minute zu Minute zorniger wurde, gab ich zum Fenster hinaus der Demoiselle Joron, mit der ich ausgegangen war, einen Wink zu kommen. Ich sagte sodann zu Menerot, daß ich seine üble Laune nicht länger ertragen könne, und zu meinen Eltern zurückkehren wolle.

„Bei diesen Worten stand ich auf. Aber Menerot faßte mich an der Gurgel, und schrie: „Du sollst nicht gehen.“ In diesem Augenblick trat die Tochter unsers Hauswirths herein. Sie riß mich los, und sagte: „Wollt Ihr denn Eure Frau erwürgen?“ Er entgegnete: „Ich muß sie umbringen.“ Zugleich versetzte er ihr einen Schlag auf den Hut.

„Ueber diese Szene erschreckt, stürzte ich zu Boden. Er fiel über mich her, mit einem Küchenmesser in der Hand. Ich schrie um Hilfe. Er verriegelte die Thür. Ich wollte ihm das Messer aus der Hand winden, zerbrach es, und schnitt mir dabei den innern Theil der Hand auf. Doch gelang es mir, des Messers mich zu bemächtigen, das ich zum Fenster hinaus warf.

„Ich öffnete nun die Thür, und rief die Nachbarn herbei. Erst jetzt bemerkte ich, daß ich mit Blut wie übergossen war, daß ich einen Messerstich in der linken Brust, und einen andern neben dem Auge er-

halten. Es ist mir unmöglich, zu bestimmen, wie und auf welche Weise ich verwundet worden. Ich habe es nicht bemerkt. Als die hereindringenden Personen vom Polizeikommissär sprachen, stürzte sich Menerot zum Fenster hinaus."

Aus den von dem Advokaten des Angeklagten an dessen Frau gerichtete Fragen, wie aus deren Antworten, ließ sich augenscheinlich entnehmen, daß sie während ihrer dreimonatlichen Ehe, ihrem unglücklichen Manne mehr als einen auffallenden Beweggrund zur Eifersucht gegeben, besonders in Hinsicht auf einen gewissen Pruneau, von dem sie sagte: „sie wisse nicht, ob sie ihn kenne." Auch erfuhr man, daß sie von ihrem Manne eine Schenkung von 7000 Fr. (3266 fl. 40 Kr. rh.) erhalten, und daß sie nur in Betracht derselben, ihm ihre Hand gegeben.

Mehrere andere Zeugen, besonders die Demoiselle Joron, sagten aus, daß Menerot ohne Veranlassung seine Frau zuerst mit Schimpfnamen überhäuft, sie sodann an der Gurgel gepackt, darauf zu Boden geworfen, endlich ein Messer ergriffen, und mit demselben wie blind um sich herumgefahren sei. Ob er wirklich die Absicht gehabt, sie zu ermorden, lasse sich mit Gewißheit nicht bestimmen. Andere Zeugen sprachen nur nach Hörensagen, weshalb sie wenig beachtet wurden.

Die Wundärzte Bonnies und Caron erklärten, daß, da die Wunde in der linken Brust in einem weichen Theile gewesen, dieselbe eine 25tägige persönliche Arbeitsunfähigkeit zur Folge gehabt.

Auf des Advokaten Hardy Einwnrf, daß aus dem Verbalprozesse des Polizeikommissärs sich ergebe, wie

man die Frau Menerot in einer dem Ehebruch nahen Stellung gefunden, und man daraus vielleicht folgern könne, daß sie selbst, durch ihre Unvorsichtigkeit den Zustand ihrer Wunde verschlimmert habe, äusserte Dr. Caron, daß ein Druck, von welcher Art es auch sei, mit Leichtigkeit die Wunde habe wieder öffnen, und dadurch die Heilung bedeutend verspäten können.

Der Berichterstatter, Hauptmann Michel, läßt den früheren ehrenvollen Militärdiensten des Angeklagten volle Gerechtigkeit widerfahren, und schreibt die Gewaltthätigkeiten, deren er gegen seine Frau sich schuldig gemacht, einer heftigen, vielleicht nicht ganz ungegründeten Eifersucht zu. Er findet nicht, daß die Anklage eines Mordversuches gegründet sei, dagegen verlangt er, daß Menerot seiner Frau beigebrachter schwerer Verletzungen wegen, die eine persönliche Arbeitsunfähigkeit von mehr als 20 Tagen veranlaßt haben, bestraft werde.

Hardy vertheidigte den Angeklagten mit vieler Wärme. Er stellte ihn dar als ein Opfer der Gefallsucht und der Habgier eines jungen leichtsinnigen Frauenzimmers, die bald nach ihrer Verheirathung die heiligsten Pflichten einer Gattin vergessen, und die, nachdem sie ihrem Mann sein ganzes mühsam erworbenes Vermögen geraubt, einen Genuß darin zu finden scheint, ihn zu verspotten und ihn zu hintergehen. Hat die erhaltene Wunde sie länger als 20 Tage verhindert zu arbeiten, muß man das nicht derselben Gefährlichkeit, sondern gewissen Unvorsichtigkeiten allein zuschreiben, welche der Verbalprozeß des Polizeikommissärs gewissermaßen bestätigt hat.

Nach dreiviertelstündiger Berathung verurtheilte

das Kriegsgericht den Angeklagten zu fünfjähriger Gefängnißstrafe, als schuldig schwerer Verletzungen gegen seine Frau, die eine mehr als 20 Tage lange Krankheit zur Folge gehabt.

Karakteristik der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs *).

Horaz Sebastiani.

Napoleon hatte sich als Kaiser der Franzosen ausrufen lassen, und alle europäischen Kontinentalmächte, mit Ausnahme der Türkei, hatten ihn als solcher anerkannt. Selim III beherrschte damals das Osmannlireich. Von Kindheit hatte er einen schwankenden Karakter beurkundet. Nur selten hatte er das Serail verlassen, um sich nach der Moschee zu begeben, und kannte die äussere Welt, wie ihre Umtriebe, wenig oder nicht.

Von Natur unentschlossen, furchtsam, hielt man ihn sogar für feig. Erst, als er dem Feuer der englischen Flotte sich gegenüber befand, entwickelte sich in ihm ein Muth, den er früher vielleicht selbst nicht geahnet.

Nachdem er sich lange gegen den Marschall Brüne, französischem Gesandten, und den Legationsrath Rüffin geweigert, Napoleon als Kaiser anzuerkennen, lies er sich endlich durch die Kriegsereignisse von 1805,

*) M. s. die früheren gleichartigen Aufsätze im zweiten, dritten, vierten und zehnten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

besonders durch die Schlacht von Austerlitz, bewegen, einen bevollmächtigten Minister, in der Person Galep Efendi's, nach Paris zu schicken.

Seit dem französischen Ueberfall Aegyptens, waren die früheren freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte, gewaltsam abgebrochen. Des türkischen Gesandten Ankunft in Paris erregte nicht geringes Aufsehen; und um die Verbindung zwischen den beiden Mächten noch fester zu schürzen, sendete Napoleon den General Horaz Sebastiani, als ausserordentlichen Gesandten nach Konstantinopel.

Hier trat Sebastiani unter schwierigen Umständen auf. England und Rußland hatten sich gegen Frankreich verbündet, und diese beiden Mächte wurden beim Diwan durch zwei ausgezeichnete Männer, den weitblickenden Sir Arbutnoth und den Fürsten Italinski, vertreten.

Dieser letzte besonders hatte einen großen Einfluß auf den Sultan und seine Minister. In den morgenländischen Sprachen sehr bewandert, tief eingeweihet in alle Mittel und Wege der türkischen Politik, deren Schwächen er von Grund aus kannte, wie alle Bestechungsmittel, welche man mit Erfolg in Anwendung bringen konnte bei Räthen und Machthabern, die früher unbedeutende Aemter verwaltet, oder die eine Laune des Gebieters aus der Sklaverei erhoben: war er dem britischen Bevollmächtigten von großer Hilfe, und seine gezwungene Abreise versetzte diesen in nicht geringe Verlegenheit. Er wurde darüber krank, oder gab sich für krank aus, um einer Aufgabe sich zu entziehen, der er allein nicht mehr gewachsen zu sein glaubte.

Um diese beiden Personen gruppirten sich noch andere Gegner Frankreichs: der Freiherr von Stürmer, k. k. österreichischer Internuntius, der Freiherr von Bielefeld, k. preussischer Geschäftsträger, der Ritter von Palin, k. schwedischer Beauftragter, der Freiherr von Hübsch, k. dänischer Minister, und der Graf von Ludolf, k. sardinischer Gesandter; alle wenig furchtbar durch ihren eigenen Kredit, als Stützen aber der Vertreter Englands und Rußlands bei der Pforte, in allen Unterhandlungen Frankreich gradezu entgegengesetzt.

Sebastiani's Gegenwart in Konstantinopel, war eben nicht geeignet, die immer deutlicher sich beurkundende Bitterkeit des britischen Kabinets gegen das ottomannische zu beschwichtigen. Schon 1802 war der neue französische Gesandte, damals erst Oberst eines Dragoner-Regiments, und mehr bekannt durch seine thätige Theilnahme an den Ereignissen des 18. Brümaire, als durch große Waffenthaten, mit einer Sendung in der Levante beauftragt gewesen.

Das englische Ministerium hatte noch nicht vergessen, mit welcher Anmaßlichkeit er in Alexandria den General Stuart aufgefordert, den Worten des zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Vertrages von Amiens zufolge, die Stadt zu räumen, und aus deren Gewässer sich zu entfernen. Diese Anmaßlichkeit war selbst einer von den 1803 von England, bei dem Bruch des Friedenstraktats, angegebenen Beweggründe.

Gleich nach des Generals Sebastiani Ankunft in Konstantinopel, bestand seine erste Sorge darin, Zwie-

ſpalt anzuſtiften zwiſchen den Diplomaten, vorzüglich aber die Pforte mit Rußland zu entzweien.

Er lies alle Minen ſpringen, bediente ſich aller nur erdenklichen Verführungsmittel, um die Abſetzung der Fürſten Ypſilanti und Moruſi, Woywoden der Moldau und Wallachei, die beide Rußland ergeben waren, zu erzielen.

Es gelang ihm, dem Diwan ſo augenſcheinliche Beweiſe von der ungetreuen Politik dieſer beiden Statthalter vorzulegen, den Antheil zu offenbaren, den der eine von ihnen an den Unruhen in Servien genommen: daß beide abgeſetzt, und durch ihre Gegner, die Fürſten Suzzo und Kallimachi, erſetzt wurden, bevor die Geſandten Großbritanniens und Rußlands erfuhren, daß ihre Schützlinge von einer Verungnadung bedrohet waren. Indeſſen hatte der Vertrag von Jaſſy feſtgeſtellt, daß, ohne Zuſtimmung des Kabinets von Petersburg, die Woywoden der beiden Fürſtenthümer nicht abgeſetzt werden durften. Italinski ſah ſich demnach genöthigt, ſeine Päſſe zu verlangen, während Arbuthnot den Diwan ſo gut einſchüchterte, daß aller Mühe Sebaſtiani's ungeachtet, in ſeinem früheren Entſchluſſe er ihn nicht erhalten konnte. Zu ſeinem größten Leidweſen wurden die abgeſetzten Fürſten auf's neu in ihren Stellen beſtätigt.

Kaiſer Alexander hatte dieſe verſpätete Genugthuung jedoch nicht abgewartet. Bei der erſten Nachricht von der Woywoden Abſetzung, hatte er dem General Michelſon den Befehl ertheilt, mit dem Beobachtungskorps am Dnieſter in die Fürſtenthümer einzurücken. In wenigen Tagen wurde die türkiſche Armee, befehligt von dem berühmten Paſcha von

Widdin, Passawan-Oglu, geschlagen, und bis nach Bucharest zurückgedrängt.

Der Krieg hatte auf solche Weise, ohne vorläufige Erklärung, begonnen, und Italinski sah sich mit einer Einsperrung im Schlosse der sieben Thürme bedrohet, die der französische Geschäftsträger Rüffin seit dem Feldzuge in Aegypten bewohnt hatte. Sebastiani machte bei dieser Gelegenheit seinen Einfluß geltend, indem er die beabsichtigte Gefangenhaltung des russischen Gesandten hintertrieb, und ihm die Erlaubniß auswirkte, auf einem britischen Schiffe, das sich grade auf der Rehde von Konstantinopel befand, sich nach Tenedos einzuschiffen.

General Sebastiani erlangte immer mehr Kredit und Gunst bei dem Diwan, als die Drohung, welche der Gesandtschafts-Sekretär Wellesley Pole eines Tages im Namen Englands ausgestoßen, in Ausführung gebracht wurde. Ein britisches Geschwader verlies Ferrol, wo es vor Anker lag, verstärkte sich durch einige Schiffe auf den Stationen von Gibraltar und Minorka, sties bei Tenedos zu denen, worauf Italinski und Arbuthnot sich befanden, und rückte, aus 8 Linienschiffen, 2 Fregatten, 2 Korvetten und 2 Bombardier-Galioten bestehend, unter dem Oberbefehl des Admirals Sir John Duckworth, gegen die Dardanellen vor.

An dem Tage, wo die Flotte am Eingang des Kanals erschien, feierte man in Konstantinopel, wie längs dem Hellespont, das große muselmännische Fest des Kurban-Beiram. Die Janitscharen, und die neuen Soldaten des Nizam-Dgedid, hatten sich in die

umligenden Dörfer zerſtreuet, und ſich größtentheils mit Opium berauſcht.

Die engliſchen Schiffe waren ſchon in den Kanal eingedrungen, als die Kanoniere zu ihren Stücken taumelten, die, wie man leicht denken kann, ſchlecht genug bedient wurden. Die Kanonade der beiden Schlöſſer hatte faſt keinen Erfolg, und kaum hatte das engliſche Admiralſchiff einige Kugeln in dieſelben geworfen, als der Kapitän-Paſcha ſeinen Poſten verlies, und, in Begleitung aller Kanoniere, bis nach Nagara floh.

Die Vertheidigung der beiden Vormauern Konſtantinopels blieb allein einigen franzöſiſchen Offizieren überlaſſen, die ihr Möglichſtes thaten, um den Eindrang der britiſchen Flotte zu verhindern. Dieſe lies ſich jedoch durch nichts zurückhalten, verbrannte das türkiſche Admiralſchiff, nebſt 4 Fregatten, und erſchien, mit wehenden Flaggen und Wimpeln, vor Konſtantinopel.

Hier gerieth, bei dieſem Anblick, Alles in die größte Verwirrung. Selim, von Weibern und Verſchnittenen umringt, war vor Allem darauf bedacht, ſeine Perſon und ſein Serail zu ſichern. Der Diwan war ſo beſtürzt, daß er die verkehrteſten Maßregeln traf. Auf allen Seiten ſchrie man, daß man ſich beeilen müſſe, den Forderungen Englands Genüge zu leiſten.

Dieſe Forderungen aber beſtanden in nichts anderem, als in der Entfernung des franzöſiſchen Geſandten, in der Uebergabe der Dardanellenſchlöſſer und der türkiſchen Schiffe an England, wie in un-

bedingter Abtretung der Moldau und Wallachei an Rußland.

Das Entsetzen, welches der türkischen Minister sich bemächtigt, erlaubte ihnen nicht, diese Forderungen näher zu erörtern. Sie waren entschlossen, in Alles einzuwilligen. Bald erschien bei dem General Sebastiani ein Beauftragter des Großherrn, begleitet von einem Drogmann, der ihm die Aufforderung verdollmetschte, Konstantinopel unverzüglich zu verlassen.

Des Gesandten Antwort war fest und entschieden. Er entgegnete, daß er die Hauptstadt nur alsdann verlassen werde, wenn er dazu den Befehl aus dem Munde Sr. Hoheit selbst vernommen.

Auf solche Weise gewann er einige Stunden. Er benutzte sie, die Leitung der Vertheidigung Konstantinopels gewissermaßen sich zuzueignen. Er wurde dabei nach Kräften von dem Volke unterstützt, das überall die Waffen ergriff, und von ausserordentlichem Enthusiasmus beseelt war. Der Sultan mußte endlich dieser Ueberspannung der Gemüther sich anneigen, um eine Revolution zu vermeiden.

In wenigen Stunden gewannen die Sachen eine andere Gestalt. Alle Batterien in Konstantinopel, Galata und Pera, wie auf der asiatischen Küste, wurden reichlich mit Geschütz besetzt, und von geübten Kanonieren bedient. Die Janitscharen hatten ihre weissen Stöcke abgelegt, und ihre Waffen ergriffen. Alt und jung arbeitete an den Redouten, die sich unter der Franzosen Leitung erhoben. Vor dem Serail war die große Standarte von schwarzem Kameelhaar, der Sandschak-Scherif, aufgepflanzt, welcher, der Sage nach, als Thürvorhang der Lieblingsgattin des

Propheten, der schönen Aische, gedient haben soll. Dies Zeichen verkündet immer die Gegenwart des Beherrschers der Gläubigen, an der Spitze seiner Armee.

Während auf allen Angriffs- und Vertheidigungsfähigen Punkten furchtbare Verschanzungen sich erhoben, lies der General Sebastiani eine bedeutende Zahl Brander und eine Menge Kanonierschaluppen ausrüsten, die auf ein zu gebendes Zeichen die feindliche Flotte umzingeln und durchbrechen sollten.

Selim, dessen Muth auf eine wahrhaft erstaunliche Weise erwacht war, hatte den Entschluß gefaßt, seinen Palast nicht zu verlassen, sondern im Nothfall sich unter desselben Trümmern zu begraben. Er hatte ihn stark befestigen und mit Kanonen vom größten Kaliber anfüllen lassen. Die beiden Eckkioske hatten sich in ungeheure Batterien verwandelt, und auf der großen innern Terrasse, wie auf dem Landungsplatze vor dem Serail, waren starke Redouten angelegt, die ihrerseits von den Batterien des Schlosses bestrichen werden konnten.

Die Kanonade begann, und das Feuer war so gut gerichtet, die zwölfhundert Kanonen auf der europäischen und asiatischen Seite wirkten so mächtig, daß die englische Flotte nicht lange Stand halten konnte, und sich genöthigt sah, ausser Schußweite sich zurückzuziehen.

So lange Selim regierte, bewahrte Sebastiani in Konstantinopel einen gewissen Kredit, indem er mehrmals wiederholt versicherte, daß der Kaiser Napoleon, sein Herr, unverzüglich Rußland sich unterwerfen, und der hohen Pforte die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei wieder zurückerstatten wede.

Unglücklicherweiſe wurde Selim durch eine von dem berüchtigten Kabacki-Oglu angezettelte und in Ausführung gebrachte Palaſtrevolution, geſtürzt. Muſtapha IV, der bisher als Gefangener im Serail gelebt, wurde auf den Thron erhoben, und der Diwan, der ſich nicht mehr mit den Vorſpiegelungen des franzöſiſchen Geſandten begnügen wollte, wurde von Tag zu Tag kälter gegen ihn. Man verlangte beſtimmte Zuſicherungen, die er nicht zu geben im Stande war, und hielt es endlich für höchſt entſprechend, geheime Unterhandlungen mit Lord Paget anzuknüpfen.

Davon unterrichtet, drohete Sebaſtiani abzureiſen, falls man die Unterhandlungen nicht abbreche. Das geſchah endlich; aber auf eine Weiſe, die ein ſehr betrübendes Ereigniß zur Folge hatte.

Durch die glänzendſten Verſprechungen hatte der franzöſiſche Geſandte den erſten Drogmann der Pforte, Aleko Suzzo, bewogen, ihm eine Abſchrift von Lord Pagets Anträgen, die er überſetzt, mitzutheilen. Er hatte ihm verſprochen, dieſe Abſchrift nur ſeiner Regierung mitzutheilen, und ſonſt keinen anderweitigen Gebrauch davon zu machen. Kaum hatte er ſie jedoch in Händen, ſo wirkte ihr Inhalt ſo mächtig auf ihn, daß er alle übrigen Rückſichten hintanſetzte, und das alleinige Intereſſe ſeines Vaterlandes im Auge behaltend, ſogleich vom Diwan eine Audienz verlangte, die ihm auch zugeſtanden wurde.

Sein Eifer war bei dieſer Gelegenheit ſo groß, daß er ſich in bittere Vorwürfe ergoß, über das Verfahren des ottomanniſchen Kabinets, und den Miniſtern auf das Genaueſte andeutete, bis wie weit ihre Un-

terhandlungen mit England gediehen waren. Er fügte hinzu, daß er Konstantinopel verlassen werde, falls diese Unterhandlungen nicht sogleich abgebrochen würden.

Man zeigte sich zu Allem, was er verlangte, bereit, und Lord Paget wurde abgewiesen. Als jedoch Tags darauf Sebastiani sich nach dem Serail begab, um dem Diwan für seine Willfährigkeit zu danken, erblickte er vor sich, über dem hohen Eingangsthor, den Kopf des Fürsten Suzzo angenagelt. Alle Güter des Hingerichteten wurden konfiszirt, und seine Familie versank in das tiefste Elend. Weder Napoleon noch Sebastiani thaten je etwas für diese Unglücklichen.

Indessen waren durch alle diese Ereignisse die Sachen so weit gediehen, daß der General Sebastiani nicht gut mehr auf seinem Posten bleiben konnte. Er wurde abberufen in dem Augenblicke, wo England seine Entfernung erlangt hatte, und hinterlies seinem Nachfolger Latour-Maubourg die diplomatischen Angelegenheiten in einem so verwickelten Zustande, daß dieser viele Mühe hatte, sie einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen.

Von seiner Gesandschaft in Konstantinopel kehrte Sebastiani, mit dem von Brillanten schimmernden Orden des Halbmonds auf der Brust, nach Frankreich zurück, wo er noch überdem das Großkreuz der Ehrenlegion erhielt. Napoleon lies keine Gelegenheit entgehen, seinen Landsmann zu erheben. Beide hatten das Licht der Welt fast um dieselbe Zeit erblickt, der eine, wie Jedermann weiß, in Ajaccio, der andere, was weniger bekannt ist, in la Porta d'Am-

pugnano, einem kleinen Flecken in der Nähe von Bastia, zu dessen Andenken (vielleicht auch zu der seiner Gesandschaft in Konstantinopel) er eine große, hohe Pforte in seinem Wappen führt.

Napoleon schien von den diplomatischen Talenten des Generals Sebastiani nicht ganz die gleiche Meinung zu haben, als er selbst. Denn von nun an vertrauete er ihm keine Unterhandlung mehr, ausgenommen die mit Benjamin Constant, nach seiner Rückkehr von der Insel Elba i. J. 1814, wo es seiner Beredsamkeit gelang, diesen berühmten Publizisten zu bewegen, ihn nach den Tuilerien zu begleiten, und Theil zu nehmen an der Ausarbeitung der kaiserlichen Staatsverfassung, oder vielmehr des berüchtigten Acte additionnel *).

Wir haben in gegenwärtiger Abhandlung den General Sebastiani nur in seinen Beziehungen als Staatsmann, und nicht in denen als Soldat in Betrachtung zu stellen. Es ist uns also vergönnt leicht hinzugleiten über seine militärische Laufbahn, und weder seine kriegerischen Thaten in Spanien, noch deren in Italien, Deutschland und Rußland umständlich zu beschreiben.

Sagen wir nur, daß man ihm den vielleicht nicht ganz gegründeten, oder von Parteihaß übertriebenen, Vorwurf macht, immer und überall zu sehr seine Bequemlichkeit geliebt, und eben dadurch sich manche Unannehmlichkeit zugezogen zu haben, wie unter an-

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Karakteristik der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs: — Benjamin Constant," — im dritten und vierten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werks.

dern die bei Drissa, wo er sich von den Russen überrumpeln lies....

In Spanien, behauptet man, habe er einige leichte, durch seiner Truppen Tapferkeit errungene Vortheile, übertrieben, und einmal sogar eine offenbare Niederlage, wobei er zwei Kanonen eingebüßt, in seinem offiziellen Bericht an den Kaiser, als einen Sieg dargestellt. Dieser, darüber höchlich entrüstet, habe ihm einen starken „Wischer" geben lassen, und befohlen, ihm den Betrag der beiden Kanonen von seinem Gehalte abzuziehen; was auch geschehen sei. —

Ob die Sache in der That sich also verhalte, verbürgen wir nicht. Soviel ist jedoch gewiß, daß Sebastiani den Oberbefehl des vierten Armeekorps in Spanien behielt, und daß er wirklich ein Treffen bei Almanacid gewonnen.

Erwiesen ist es auch, daß Joseph Bonaparte, als König von Spanien, ihm den Titel eines Herzogs von Murcia versprochen, um den er sich seit Langem beworben. Durch seine Gattin, ein Fräulein von Coigny, mit einer alten, berühmten Familie verwandt, war es ihm darum zu thun, im Glanz hinter derselben nicht zurückzustehen.

Als das herzogliche Diplom jedoch dem Kaiser zur Gutheissung vorgelegt wurde, warf er es zu Boden, und zerriß es mit seinen Absätzen. Das war einer der Hauptbeweggründe vielleicht, die 1815 den General Sebastiani vermochten, in der Deputirtenkammer so eifrig auf Napoleons Abdankung zu dringen, und den Steuermann mitten im Sturm ins Meer zu werfen.

Nach der zweiten Restauration machte Sebastiani eine Reise in England, und erschien erst wieder

auf der politischen Bühne im Jahr 1819, als der damalige Minister Decazes ihn zum Präsidenten des Wahlkollegium in Korsika ernannte. Er wurde zum Deputirten gewählt, und nahm Platz auf den Bänken der äussersten Linken (de l'extrême gauche).

Sebastiani's Zierlichkeit, sein Verstand und seine schönen Manieren machten weniger Eindruck in den öffentlichen Sitzungen der Kammer, als in den Ausschüssen oder Kommissionen, wo er nicht selten eine Hauptrolle spielte, und die Angelegenheiten sehr geschickt zu leiten verstand.

Seine Dissertationen auf dem Redestuhl erregten nie besonderes Aufsehen, und wurden von denen Foy's, Benjamin Constant's und Lamarque's ganz in Schatten gestellt, obgleich er mehrmals als eifriger Vertheidiger der wahren Interessen wie der Würde Frankreichs auftrat. Seine Motionen waren fast immer von einem vorherrschenden Gefühl der Gradheit und Gerechtigkeit eingegeben, und wurden eben so heftig von der rechten Seite angegriffen, als von seinem würdigen Kollegen, dem General Foy, mit Eifer und Beharrlichkeit vertheidigt.

Bei den neuen Wahlen im J. 1824, wurde Sebastiani nicht wieder gewählt. Erst zu Anfang 1826 trat er von Neuem in die Kammer. Von nun an sehen wir ihn unausgesetzt das Ministerium Villèle bekriegen. Er zeigte sich, wie schon früher, als erklärter Freund der Oeffentlichkeit, und verlangte, ohne sich durch persönlich gegen ihn gerichtete Drohungen zurückschrecken zu lassen, Mittheilung der Unterhandlungen und der Rechnungsabschlüsse, in Bezug auf den Krieg gegen die Kortes in der Halbinsel.

Bald öffentlich, bald auch im Geheimen wirkend, sah der General Sebastiani von Weitem schon den Sturm der drei Julitage des Jahres 1830 herannahen.

Sein Einverständniß mit dem mehr diplomatischen als vollstreckenden Theil der parlamentarischen Opposition, lies ihn einen nur indirekt thätigen Antheil nehmen an den Ereignissen, welche die alte Dynastie beseitigten. Dagegen half er um so eifriger mitarbeiten an Erhebung der neuen Dynastie, mit deren Haupte er seit Langem in den vertrautesten und freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden. Natürliche Folge davon war, daß er bald nachher zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde.

Drei ausserordentliche Umstände ereigneten sich während der Zeit, wo der General Sebastiani diesen (vorzüglich unter den damaligen politischen Verschürzungen) äusserst schwierigen Posten bekleidete: die Revolution Belgiens, die Insurrektion Polens, und die kitzliche Angelegenheit, welche die Abberufung des französischen Gesandten in Konstantinopel, General Guilleminot, nothwendig machte.

Es unternehmen zu wollen, wenn auch nur oberflächlich den wahrscheinlichen oder muthmaßlichen Gang der Unterhandlungen anzudeuten, den die französische Politik in den belgischen Angelegenheiten verfolgte, würde heissen, uns in ein Labyrinth polemischer Spitzfindigkeiten, Hypothesen und Folgerungen zu verstricken, woraus sich kein für unsere Leser befriedigendes Ergebniß würde entnehmen lassen.

Wir umgehen also diese diplomatische Wolfsgrube um so lieber, da sie selbst jetzt, durch die Wahl des

Herzogs Leopold von Koburg, zum König der Belgier, noch nicht genügend ausgefüllt scheint. Die nächsten Ereignisse werden uns belehren, ob dieser neue Thron auf einer so sichern Basis ruhet, daß man ihm eine mehr als individuelle, daß man ihm eine dynastische Dauer zuschreiben darf...

Die polnische Angelegenheit war weniger verwickelt. Es wurde in ihr keine so bedeutende Ausgabe von Zweideutigkeiten und Redeumschweifen nothwendig, wie in der belgischen Sache. Als der Präsident des Reichstages in Warschau rief, „daß Polen unter der russischen Uebermacht erliegen müsse, weil Frankreich ihm weder Hilfe noch Rath geliehen," wußte man zur Genüge, welchen Antheil das französische Ministerium, insbesondere Sebastiani, an dem verzweifelten Kampfe dieses Volkes genommen. Sein famoses Wort, nach Einnahme Warschau's durch die russische Armee: „Maintenant l'ordre règne à Varsovie," ist zur Genüge bekannt.

Mehr als einmal mußte Sebastiani, während seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, den heftigen Angriffen der parlamentarischen Opposition sich preisgeben, die ihm fast die gleichen Vorwürfe machte, welche er früher an die Minister Ludwigs XVIII und Karls X gerichtet. Er mußte sich vertheidigen gegen die Beschuldigung: „feiger Besorgniß Ehre und Würde Frankreichs aufgeopfert zu haben."

General Lamarque vorzüglich, befragte ihn mit jener beissenden Energie, die seine Worte so furchtbar machte, und Sebastiani war genöthigt, zu ausserordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um auf eine möglichst befriedigende Weise sich vertheidigen zu

können. Gedenken wir nur eines dieſer Mittel, das, obgleich es die äuſſerſten Seiten der Kammer unbefriedigt lies, doch einen wahrhaft magiſchen Eindruck auf die Zentrum's machte.

„Es gibt Männer,“ rief er mit einer dreimal ſtärkern Stimme als gewöhnlich, „die uns zu einem Meinungskriege hinreiſſen, uns zu einer angeblichen Verbündung der Völker gegen die Regierungen verleiten möchten. Wir fragen ſie, mit welchem Rechte ſie ſich die Miſſion anmaßen, oder dieſelbe uns aufdringen wollen, alle Völker zu revolutioniren? Wir kennen ihren Zweck und ihre geheimen Gedanken. Dieſe Männer arbeiten nur darauf hin, Umwälzungen im Innern, durch Umwälzungen im Auslande zu veranlaſſen. Was ſie wünſchen, wir vermeiden es; was ſie beſorgen, wir ſuchen es zu erlangen. In Ermangelung beſtimmter Verfahrungsregeln, ſind ihre Aufforderungen, ihre Furcht wie ihre Freude hinlänglich, uns über unſern Gang zu erleuchten, uns den Abgrund bemerklich zu machen, in den ſie uns ſtürzen möchten.“

Dieſe Rede war eine der ſchönſten „Improviſationen“ Sebaſtiani's. Er rechtfertigte ſich darin gegen den Vorwurf, Polen keine Hilfe geſendet zu haben, und gegen die dringenden Aufforderungen der Abgeordneten des Warſchauer Reichstages taub geblieben zu ſein ...

Mehr als einmal auch hatte Sebaſtiani das Unglück, von der Oppoſition mißverſtanden zu werden; ſei es, daß ſeine Worte nicht vollkommen entſprechend ſeinen Gedanken ausdrückten, ſei es, daß man denſel-

ben absichtlich einen andern Sinn lieh, als den, welchen er ihnen hatte geben wollen.

So hatte er eines Tages der Kammer angekündigt, „daß die fremden Mächte Frankreich in Ruhe lassen würden, wenn es selbst sich klug und ruhig halte.“ Er bediente bei dieser Gelegenheit sich einer Bezeichnung, die im französischen etwas trivial klingt, und die auf keinen Fall genügend ausmalte, was er eigentlich darstellen wollte. „On nous laissera en paix,“ sagte er, „*si nous sommes sages.*“ Man begreift wohl, was er sagen wollte. Aber parlamentarische Worte sind das nicht.

Bei dieser Gelegenheit rief Lamarque, der nichts entschlüpfen lies, womit er dem Minister einen Streich beizubringen im Stande war: „Wer wird entscheiden, ob wir klug und ruhig (sages) sind, oder ob wir es nicht sind? Wo wird das Gericht, die Versammlung der Amphiktyonen ihren Sitz nehmen? Ihre Mitglieder werden ohne Zweifel Könige sein. Wohlan, sie werden entscheiden, daß wir nicht klug und ruhig in den Julitagen gewesen, weil wir einen Thron umgestürzt, und eine Dynastie vertrieben haben. Sie werden entscheiden; und man weiß, wie sie vergessen, wie sie verzeihen.“ —

Es würde unmöglich sein, in dem Rahmen eines moralisch-politisch-kritischen Aufsatzes, wie der gegenwärtige, die Geschichte aller diplomatischen Unterhandlungen Sebastiani's in Erwägung zu stellen. Deuten wir deshalb nur summarisch die Ursachen an, welche die Zurückberufung des Generals Guilleminot von seinem Gesandschafsposten in Konstantinopel,

kurz nach dem Ausbruch der polnischen Insurrektion, veranlaßten.

In den langen Unterhandlungen in Betreff der Neugestaltung Griechenlands, hatte Guilleminot mehr als einmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, mit welcher Unruhe das österreichische Kabinet Rußland auf allen Punkten immer mehr den Grenzen seiner Erbstaaten sich nähern sah. Er hatte sogar die Ueberzeugung gewonnen, daß es der Wiener Politik nicht unlieb sein würde, wenn ein unabhängiger Staat zwischen Oesterreich und Rußland wieder hergestellt werden könnte. England hatte ebenfalls zu Konstantinopel einige Unruhe geäussert, nachdem die russischen Armeen den Balkan überschritten. Es schien entschlossen, festen Fuß an den Gestaden des mittelländischen Meeres nehmen zu wollen.

Er glaubte demnach auf die Beistimmung dieser beiden Mächte zählen zu dürfen, und überreichte dem Diwan eine Note, worin die „Unabhängigkeit Polens“ als eine Garantie des Fortbestandes und der Unabhängigkeit des ottomannischen Reiches selbst dargestellt war.

Zu gleicher Zeit unterrichtete er den Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Sebastiani) von diesem Schritte, an dem man so lange nichts auszusetzen fand, bis der russische Gesandte Pozzo di Borgo, im Namen des Kaisers, seines Herrn, über die feindseligen Noten Guilleminots gegen Rußland, Beschwerde führte. Tags darauf wurde der Gesandte von Konstantinopel abberufen, „weil er seine Instruktionen überschritten,“ und diese Rußland ertheilte Genugthuung wurde durch den Moniteur bekannt gemacht.

Einige Zeit nach dem ebenerwähnten Ereigniſſe wurde Sebaſtiani von einem Schlagfluß getroffen, der ihm eine theilweiſe Lähmung verurſachte, und ihn nöthigte, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen, um unter einem mildern Himmel wo möglich wieder zu geneſen. Während ſeiner Abweſenheit von Paris blieb er beſtändig im vertrauten Briefwechſel mit dem König Ludwig Philipp, der ſehr freundſchaftlich ſich geäuſſert (ſagt man) daß er des Rathes dieſes vielbewanderten Miniſters bedürftig ſei.

Ueberhaupt ſcheint es erwieſen — wenigſtens iſt ſolches die übereinſtimmende Verſicherung aller Organe der Oppoſition, die wir jedoch nicht verbürgen mögen — daß während der ganzen Zeit, wo Sebaſtiani das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten leitete, eine direkte, äuſſerſt thätige, geheime Korreſpondenz, durch ſeine Vermittelung, zwiſchen der neuen franzöſiſchen Königswürde und den fremden Mächten ſtattfand.*) Ein anderer eben ſo geheimer Briefwechſel, wurde durch ihn zwiſchen dem Monarchen und Talleyrand, wie mit den übrigen franzöſiſchen Beauftragten an den fremden Höfen, unterhalten.

Eine zweite politiſche Maßregel, die Beſetzung Ankona's durch die franzöſiſchen Truppen, muß ebenfalls dem Rathe wie dem Einfluſſe des Generals Sebaſtiani zugeſchrieben werden.

Seine genaue Kenntniß der italiſchen Verhältniſſe und Intereſſen, hatte ihn die Ueberzeugung ge-

*) Man ſehe über dieſen Punkt den Artikel: „Karakteriſtik der berühmteſten Staatsmänner Frankreichs, — Kaſimir Périer — im zweiten Theile des Jahrgangs 1833 dieſes Werkes.

winnen lassen, daß die Besetzung eines, dem Hauptpunkte des österreichischen Handels, Triest, beinahe gegenübergelegenen Ortes, wie Ankona, nicht allein Italien beherrschen, sondern auch eine gewisse Besorgniß in Oesterreich verbreiten, und auf jeden Fall dem überwiegenden Einflusse dieser Macht in der zisalpinischen Halbinsel das Gleichgewicht halten müßte.*)

Es war jetzt nicht mehr darum zu thun, im Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich, die Operationen bei Nizza oder längs der Rhone und Isère zu beginnen, wie zu den Zeiten Bonaparte's, sondern im Kirchenstaate selbst, von wo aus die beinahe ganz offenstehenden Theile der österreichischen Besitzungen in Italien, durch eine unvermeidliche Invasion bedroht waren.

Wenige Personen kannten den Eindruck, den die Ueberrumpelung Ankona's, von Seiten der Franzosen, in Wien hervorgebracht. Aber Sebastiani hatte im Voraus dieses Schrittes Wichtigkeit, wie desselben nothwendige Folgen berechnet. Als geschickter Diplomat überlies er davon jedoch den Ruhm, wie die gefährliche Verantwortlichkeit, ausschließlich dem Vorstand des Kabinets, Kasimir Périer.

Die glänzende Rolle, welche Sebastiani in dieser Angelegenheit spielte, beschränkte sich übrigens nicht allein auf seine in Paris getroffenen Maßregeln. Er vervollkommte sie noch während seinem Verweilen in Rom. Obgleich wirklich sehr krank und schwach, leistete er Frankreich doch sehr wichtige Dienste.

*) Ankona ist zur See nur 53 Stunden von Triest entfernt, und der günstigste Punkt zur Bewachung des ganzen adriatischen Meeres.

Durch zwei Unterhaltungen mit dem französischen Gesandten, Grafen von Sainte-Aulaire, in Rom, gab er der bisherigen Politik eine andere Richtung, indem er geschickte, wohlwollende Unterhandlungen da geltend zu machen wußte, wo früher nur das Schwert entscheiden zu können schien.

Er leitete nebenbei auch geheime Arbeiten ein, die zu künftigen militärischen von besonderem Nutzen sein konnten. Die im adriatischen Meere befindlichen französischen Schiffe sondirten das Gewässer längs den Küsten, und studierten vor Allem die Istriens mit großer Sorgfalt. Unter dem Vorwand, dem Karnaval in Venedig beizuwohnen, begaben sich die Marineoffiziere an's Land, reiseten zu Fuß, und nahmen das ganze Gestade so genau als möglich auf.

Die Staatskanzlei in Wien und der römische Hof wurden freilich bald unterrichtet von diesem Verfahren, das sie nicht loben konnten. Aber das Uebel war einmal geschehen, und um es nicht ärger zu machen, lies man es bei ernstlichen Vorstellungen, wie bei Vorkehrungsmaßregeln für die Zukunft, bewenden.

Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde Sebastiani zum Minister, jedoch ohne Portefeuille, ernannt. Er war noch sehr leidend, und die schreckliche Krankheit, welche ihn heimgesucht, hatte seine Züge ganz entstellt. Er allein schien darauf keine Wichtigkeit zu legen. Man sah ihn regelmäßig jeden Tag bei Hofe, wo er oft geheime Unterhaltung hatte mit dem Könige, oder in den Ministerien, wo man seines Raths bedurfte.

Obgleich ohne direkten Antheil bei Leitung der

öffentlichen Angelegenheiten, hat er darauf in der That doch einen großen Einfluß, indem er gewissermaßen allein den verantwortlichen bestimmenden Gedanken vertritt, welcher Frankreichs Schicksal lenkt. Mit andern Worten: er spielt die Rolle der Nymphe Egeria, in Nähe eines andern Numa.

Gegenwärtiger Zustand des Adels in Rußland.

Nach durchaus eigenthümlichen, von der Kaiserin Katharina II bestimmten Grundregeln, bestand der russische Adel aus Elementen, die in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienen. Um Peters des Großen Schöpfung so viel als möglich zu vervollständigen, erachtete die Selbstherrscherin für nothwendig, allen Theilen ihres ungeheuern Reiches gleiche Theilnahme zu verleihen an dem gemeinsamen Leben, vor Allem aber die großen Eigenthümer dem far niente ihrer Landgüter zu entreissen.

Dies Prinzip konnte indessen nur dann thatkräftig und fruchtbar werden, wenn man den Gutsbesitzern die Sorge überlies, in ihren persönlichen Bedürfnissen wie in den sie betreffenden Oertlichkeits-Interessen, sich direkt zu berathen, und auf solche Weise sie, in jedem Regierungsbezirk, in den öffentlichen Dienst zu ziehen.

An den Grundsatz: „Kein Landgut ohne Grundherr," knüpfte die Kaiserin den: „Kein Anspruch auf Adel ohne öffentlichen Dienst." Sie erklärte, daß Jeder der dem Staate diene, von Rechtswegen adelich sei, daß Dauer und Nützlichkeit des Dien-

ſtes allein das Recht gebe, ſtufenweis ſich zu erheben, und bis zu den höchſten Graden des Adelſtandes zu gelangen.

Demzufolge wurden die verſchiedenen Staffeln dieſer fortſchreitenden Erhebung beſtimmt, und um die Ueberlegenheit der neuen Grade über die alten Feudaltitel zu ſichern, wurde als erſter Satz feſtgeſtellt, daß ein Feudaltitel, ohne öffentliche Beamtung, durchaus keinen Rang gebe, und der Vortritt dem höheren Grade allein zuzuſichern ſei.

Es ergibt ſich aus dieſem Prinzip und aus ſeiner praktiſchen Anwendbarmachung, daß Jeder, der nicht Leibeigener, Handwerker oder Kaufmann iſt, in Rußland zum Adel gehört, oder dazu gelangen kann. Auf ſolche Weiſe beſtehet in Rußland das Prinzip der Gleichheit zu Gunſten alles deſſen, was thätigen Antheil an dem öffentlichen Weſen nimmt.

Mit allen Militärgraden ohne Ausnahme ſind die Rechte des Adels verbunden, wovon das erſte darin beſteht, Ländereien mit Leibeigenen kaufen und beſitzen zu können. Dies Recht wird den Zivilbeamten nur bis zum achten Grade einſchließlich zugeſtanden. Die Beziehung zwiſchen den Militär- und Zivilgraden iſt folgendermaßen feſtgeſtellt:

Stufenfolge des Adels in Rußland.

Militärgrade.	Zivilgrade.	Klaſſenordnung.
1. Feldmarſchall.	Höchſter Stand.	Erſte Klaſſe.
2. Obergeneral.	Wirkl. Geheimerrath.	Zweite id.
3. Generallieutenant.	Geheimerrath.	Dritte id.
4. Generalmajor.	Wirkl. Staatsrath.	Vierte id.
5. Ehemals Brigadier, jetzt kein korreſpond. Grad.	Staatsrath.	Fünfte id.

6. Oberst.	Kollegialrath.	Sechste id.
7. Oberstlieutenant.	Hofrath.	Siebente id.
8. Major.	Assessor.	Achte id.
9. Hauptmann.	Titularrath.	Neunte id.
10. Staabskapitän.	Senatssekretär.	Zehnte id.
11. Lieutenant.	Regierungs id.	Eilfte id.
12. Unterlieutenant.	Senatsschreiber.	Zwölfte id.
13. Fähnrich.	Regierungs id.	Dreizehnte id.
14. —	Kollegial id.	Vierzehnte id.

Die Fortschritte, welche Reichthum und Zivilisation in Rußland gemacht, haben den unbedingten Ausschluß des Handelsstandes beseitigen lassen. Man gesteht jetzt ausgezeichneten Mitgliedern desselben den Titel „Kommerzienrath" zu, was sie den Adelichen achter Klasse gleichstellt, ohne ihnen die Laufbahn der Zivilämter zu eröffnen. Sie können jedoch Ehrenzeichen erlangen, und dürfen mit vier Pferden fahren.

Alle, welche zu diesen vierzehn Klassen gehören, nehmen Theil am öffentlichen Dienste. Sie genießen unter diesem Titel des persönlichen Adels, und so lange sie im aktiven Dienst sich befinden, dürfen sie, nach dreijährigem Verweilen in einem Grade, Anspruch machen auf einen höhern, anfänglich nur bis zum achten, womit sie das Recht erlangen, Landgüter mit Leibeigenen zu besitzen, wonach sie ebenfalls vom achten bis zum ersten Grade steigen können. Das Vorrecht, Ländereien mit Leibeigenen zu haben, steht nur den acht ersten Klassen zu.

Nicht ohne Erstaunen hört man, daß sogar die Hofkutscher in Rußland zum Adel gehörten, ein Mißbrauch, den erst Kaiser Alexander abgestellt. Peter's III Kutscher hatte den Rang eines Generalmajor's. Die Hofbedienungen, die Sänger, die Mauthbeam-

ten, die Angestellten bei den Posten und den kaiserlichen Fabriken, ꝛc., können ebenfalls auf den Adel Anspruch machen, doch bedürfen sie dazu vorläufiger Bewilligung von höhern Orts.

Schauspieler und selbst Tanzmeister, haben mehr als einmal Adelsbriefe erhalten, und man hat einen dieser letzten seine Lektionen in einer Ziviluniform, den Degen an der Seite und die Kokarde auf dem Hute geben sehen. Mancher Schauspieler ist zugleich Major oder Kollegial-Assessor, wenigstens hat er, durch seinen Grad, das Recht, diese Titel sich beizulegen. Man begreift nun sehr leicht, wie Professoren oder Erzieher (unter andern der des Kaisers Alexander, Herr Laharpe) Generale geworden sind.

In den öffentlichen Versammlungen, ja sogar in Privatvereinen, nimmt Jeder den nach der hierarchischen Ordnung seines Grades ihn bestimmten Platz ein. Die alten Adelichen, gleichviel welche Erbtitel sie tragen, ob den der Fürsten, Grafen, Barone ꝛc., nehmen in der Stadt, wie am Hofe, nur den Rang ein, den ihre Militär- oder Zivilstelle ihnen gibt, und können in den Adelsversammlungen selbst nicht stimmen, wenn sie nicht den durch ihre Dienste erlangten Platz einnehmen, der oft auf einer der untersten Stufen ist. Unter der Kaiserin Katharina hatte der Adel freien Eintritt im Hoftheater, an dessen Eingang man Jedermann nach seinem Grade fragte, um ihn den für denselben bestimmten Platz anzuweisen.

Die alten Feudaltitel bestehen in Rußland eben so wohl, wie in andern Ländern; sie sind dort sogar noch häufiger, weil sie von allen Kindern der ade-

lichen Familien getragen werden, so daß die 5 oder 6 Söhne eines Fürsten oder Grafen eben so gut Fürsten und Grafen sind, als ihr Vater, während die Töchter gleichfalls Prinzessinnen oder Gräfinnen genannt werden. Man findet auch denselben Gebrauch in Deutschland und anderswo.

Ueberdem haben die aufeinandergefolgten Eroberungen, wie die von Kasan, Astrakan, der Krimm, von Georgien, Mingrelien, Zirkassien ꝛc., das russische Reich mit einer Menge Fürsten und Adelichen bevölkert, denen man, zur Beschwichtigung der ihnen entnommenen Rechte, wenigstens ihre Titel gelassen. Man findet sogar noch Zarewitsche, Zaritetzen, Zarewnen, ꝛc., denen nichts mehr übrig geblieben, als diese Schatten ihrer ehemaligen Souveränetäten.

Aber in einem Lande, wo der Rang Alles ist, weil er allein der gesellschaftlichen Rechte Genuß, gesellschaftliche Achtung und persönlichen Einfluß sichert, begreift man, daß Jeder, der seinen Rang nur seinem Grade zuzuschreiben hat, diesen nicht vertauschen möchte gegen den eines Erbfürsten oder Erbgrafen, wodurch er hinter die gestellt würde, denen er ietzt voranschreiten darf.

Die solchergestalt Jedermann zugänglichen, in Menge verbreiteten Adelstitel, können indessen Denen, welche sie tragen, nicht ein großes Ansehen verschaffen, besonders würde es ihnen schwer werden, eine die Regierung bedrohende Zunft zu bilden. Der Adel kann also den Selbstherrschern wenig gefährlich werden, was wir weiter unten näher auseinandersetzen wollen.

Kaiser Nikolaus hat vor Kurzem eine Ukase er-

lassen, das Wahlprivilegium des Adels seines Reiches betreffend, wonach er direkten Antheil zu nehmen hat an Erhaltung der öffentlichen Ordnung, wie an der Gerechtigkeitspflege. Kraft dieses Vorrechts bilden die Adelszünfte in jedem Regierungsbezirk Versammlungen, nicht blos um über ihre Bedürfnisse und Interessen sich zu berathen, sondern auch, um aus ihrer Mitte die würdigsten Beamten für die verschiedenen Zweige der Gerechtigkeitspflege und der Verwaltung zu wählen.

Obgleich das Wahlrecht beschränkt worden auf die alten adelichen Landeigenthümer, und auf die acht ersten Klassen, weil man, um dies Recht auszuüben, Ländereien mit Leibeigenen besitzen mußte, hatte die Zahl der Wähler in den letzten Zeiten, „durch der Dinge natürliche Umgestaltungen," wie die Ukase sagte, vorzüglich aber durch der Adelsgüter Zersplitterung, in Folge verschiedener Verkäufe und Vererbungen, so sehr sich vermehrt, daß die Ergebnisse der adelichen Wahlen nicht mehr dem Zwecke und dem Geiste der Institution entsprachen.

Durch die Kaiserliche Ukase sind nun nicht etwa die Wahlrechte des Adels vermehrt, sondern vielmehr derselben Ausübung ist beschränkt worden, um die Güte und Tauglichkeit der Wahlen mehr zu sichern.

Die Ukase hat den Adelichen nicht die Wahl zu allen gerichtlichen und verwaltenden Stellen zugestanden, weil der Feudaladel dazu schon das Recht hatte. Nur, um die größte Schwierigkeit der Bestimmungen eines durch die neuen Vorschriften so beschränkten Wahlkörpers zu heben, und die Erwählten zu den örtlichen Diensten zu ermuthigen, welche durch

die adelichen Wahlen ihnen auferlegt worden, gesteht man ihnen Belohnungen und Vortheile zu, denen ähnlich, welche der Staatsdienst darbietet.

Nichts ist übrigens in dem alten Bestande der Dinge verändert worden, ausgenommen, daß die Präsidenten der Regierungsbezirks-Gerichte in Zukunft vom Adel zu ernennen sind, wie die andern Mitglieder dieser Behörden, und daß er ebenfalls die Regierungsmarschälle *) zu wählen hat, deren Ernennung, wie die aller übrigen, zuvor der Gutheissung des Kaisers unterzogen werden muß.

Die so eben erwähnten Veränderungen, machen noch einige Erklärungen nothwendig. Die durch die Wahlen auferlegten örtlichen Aemter, die man nicht ablehnen konnte, wurden bisher als wirkliche Frohnden betrachtet, weil sie wenig geachtet, nicht besoldet waren, dennoch eine größere oder geringere Verantwortlichkeit nach sich zogen, und die Inhaber den Launen oder Anmaßungen der großen Herren des Landes aussetzten.

Die kaiserliche Ukase stellt nun mit den Staatsdiensten auf gleiche Linie die Aemter, zu denen man durch die Adelswahlen berufen wird, ohne daß der Adel dadurch ein neues Vorrecht gewonnen. Alles, was man ihm zugestanden, sind die beiden Wahlen eines Regierungs-Bezirksgerichts-Präsidenten, und die des Regierungsmarschalls, welche früher der Kaiser sich allein vorbehalten.

*) Die Regierungsmarschälle sind die Präsidenten des Adels. Man wählt gewöhnlich dazu den adelichsten und reichsten, oder wenigstens den reichsten Eigenthümer, wäre er auch nur Unterlieutenant. Ihr Einfluß ist sehr beschränkt.

Die zu den örtlichen Aemtern Erwählten, müſſen bereits in öffentlichen Militär- oder Zivildienſten geſtanden haben. Sie haben alſo einen Grad. Da ſie jedoch auſſer Dienſt ſich befinden, und auf ihren Gütern leben, haben ſie weniger Abneigung ein Lokalamt anzunehmen, weil ſie dadurch von Neuem das Recht erlangen, im Grade zu ſteigen. Man kann alſo die Wahl auf unterrichtetere, vorzüglich auf unabhängigere Männer leiten, und vielleicht wird nicht mehr die hohe Ariſtokratie die Verwaltungen und Gerichte mit unbedeutende oder der Regierung unbedingt ergebene Männer anfüllen, wie früher geſchehen.

Man entnimmt aus dem Ebengeſagten, worauf die Zugeſtehungen des Kaiſers von Rußland, gegen den Adel ſeines Reiches, ſich beſchränken. Man entnimmt daraus zugleich, auf welche Weiſe Europa's Unabhängigkeit bedrohet werden dürfte durch dieſe Abänderung in der Organiſation des ruſſiſchen Adels, „den man," ſagt ein berühmter Publiziſt, „als eine furchtbare Anſtalt, gewiſſermaßen als die alleinige dieſes großen Reiches, betrachten kann, hinter welche man nichts als Leibeigene erblickt."

Unſers Erachtens iſt dieſe Vorausſetzung oder Folgerung, wie man ſie nennen will, durchaus unrichtig. Man rechnet alſo für nichts jene griechiſche Geiſtlichkeit, die um ſo mächtiger iſt in dem großen Zaarenreiche, da vielleicht kein Volk ſo ſehr wie das ruſſiſche, ſeiner Religion und den Prieſtern derſelben ergeben iſt. Deshalb auch ſieht man den Kaiſer ſelbſt ehrerbietig des Erzbiſchofs Hand küſſen. Welcher europäiſche Monarch würde die religiöſe Selbſtverleugnung wohl ſo weit ausdehnen? —

Man vergißt auch die zahlreiche, beständig sich vermehrende Zunft der Kaufleute und Krämer, die bald vielleicht die erste Adelsklasse durch ihren Reichthum und ihren Luxus verdunkeln dürfte, und die ein vortreffliches Mittel gefunden, die Auszeichnungen und Privilegien zu rechtfertigen, welche Kaiser Alexander ihnen zugestanden, durch die ausgezeichnete Erziehung, welche sie ihren Kindern ertheilen läßt.

Um aber zu dem eigentlichen Punkte zurückzukommen, muß man die Frage aufstellen: „Ist es wahr, daß Kaiser Nikolaus den Adel fürchtet, und daß er ihm schmeicheln muß, um seiner Dienste sich zu versichern? Ist es nur wahrscheinlich, daß er das Bedürfniß gefühlt, diesen wilden Adel zu den Aemtern zuzustutzen (wie die französischen Politiker sagen), und daß er darauf hinarbeitet, seine Unabhängigkeit zu umgarnen mit den Netzen der besoldeten Stellen, seine Wildheit in Hofdiensten zu zähmen?“

Nichts in der mehrerwähnten Ukase läßt solche Absichten vermuthen. Zum Ueberfluß ist auch die Geschichte da, sie zu widerlegen.

Um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der russische Adel dem Selbstherrscher nicht besonders furchtbar werden könne, braucht man nur zu wissen, aus welchen Elementen er besteht. Katharina II hatte sehr gut die Wirkung der Verschmelzung berechnet, welche so mächtig, den einen durch den andern, den Zivilstand und den aristokratischen oder landbesitzenden Adel neutralisiren mußte. Der Adel, als Zunft, war also gelähmt in seiner eigenen Hälfte, wenn er irgend etwas gegen den Thron hätte unternehmen wollen.

Rußlands ganze Geschichte, besonders die der letz-

ten Zeiten, selbst vor dem Neutralisirungssystem der Kaiserin Katharina, beweiset durch die That, daß nicht vom Adel, sondern von der Armee die Staatsumwälzungen veranlaßt worden. Das Unternehmen von 1826 ist uns noch nahe genug, und es ist das einzige, dessen Gegenstand nicht eine Hofrevolution gewesen. Man weiß, weshalb sie einen andern Karakter haben sollte. Man weiß, welchen andern Umwälzungskeim eine Armee nach Rußland gebracht, die Waffenglück bis in das Herz von Frankreich geführt....

Macht man jetzt den Einwurf, daß der Kern des russischen Adels sich an der Spitze der militärischen Verschwörung gegen den Kaiser Nikolaus befunden, so kann man antworten, daß in den militärischen Verschwörungen, die aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten bewaffneten Körper eine thätige Rolle spielen, und nicht die Adelszunft, als Adel, wie das die Strelitzen und die Garderegimenter unter Peter I, unter Anna, Elisabeth, Katharina II, Paul I und selbst unter Nikolaus I beweisen.

Die letzte Verschwörung würde nur einen gewissen Glanz auf den russischen Adel werfen, wenn er allein daran Theil genommen. Denn ihr Zweck (behauptet man) bestand nicht darin, die Vorrechte einer Kaste zu vermehren, sondern eine politische Umgestaltung, eine allgemeine Reform der Institutionen und der Regierung herbeizuführen.

Thatsachen, die jetzt schon der Geschichte anheimgefallen sind, und die so zu sagen unter unsern Augen sich ereignet haben, beweisen noch zum Ueberfluß, wie wenig ein Kaiser von Rußland die Macht, und

im äussersten Falle sogar den Haß des Adels seines Reiches zu befürchten habe.

Unter den Verschwörern, die 1826 vor dem höchsten Kriminalgericht erschienen, befanden sich 117 Offiziere. Davon waren 3 Fürsten, 3 Grafen, 3 Barone, 6 Generalmajore, 2 Staatsräthe, 13 Obersten, 9 Oberstlieutenants, 6 Majore, 9 Hauptleute, 30 Lieutenants, 10 Unterlieutenants, 15 Fähnriche.

Diese 117 Individuen gehörten theils zum Feudal- theils zum Rangadel, ihrer Stellen wegen. Eines der Vorrechte des Adels, und eins von denen, worauf er am meisten hält, ist die Ausnahme von jeder körperlichen Strafe, besonders von der entehrendsten von allen, dem Galgen.

Demungeachtet wurden 1827 von den adelichen Verschwörern fünf gehängt. Alle übrigen wurden nach Sibirien geschickt, um dort zur Zwangsarbeit, und in den Minen, gebraucht zu werden. Alle befinden sich noch dort. Und dennoch gehörten sie zu 117 der ausgezeichnetsten, der reichsten und mächtigsten Familien Rußlands.

Man weiß gewöhnlich ausser Rußland nicht, daß der Kaiser, wie sehr er auch Selbstherrscher sein mag, dennoch Niemand zu einem Amte ernennen kann, der nicht alle dazu unumgänglich erforderlichen Eigenschaften hat. So kann er z. B. nur einen Offizier zum Oberst machen, der vorher alle unteren Grade durchschritten hat.

Niemand ist wählbar in den Adelsversammlungen der Regierungsbezirke, der nicht zuvor im Zivil- oder Militärdienst gestanden. Man hat auch gesehen, daß die von den Adelsversammlungen auferlegten Aemter

nicht besoldet sind. Will man nun wissen, welche Bindungsmittel die besoldeten Aemter der Krone darbieten? Ein Senator bezieht ein jährliches Gehalt von 1400 rhein. Gulden, ein General zwischen 1400 bis 1800 fl., ein Oberst 560 fl., ein Unterlieutenant 140 fl. Die Richter sind in demselben Verhältniß bezahlt.

Daher auch rühren die vielen Mißbräuche, Unterschleife, die schamlose Bestechung, welche in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung vorherrschend sind. Man findet davon in Clarke's Travels in Russia (Clarke's Reisen in Rußland) ein eben so getreues als zurückstoßendes Gemälde.

Was soll man noch sagen über den Einfluß, den gewisse kostspielige Hofämter ausüben können auf einen so zahlreichen Stand, wie den Adel, vorzüglich mit den Elementen, woraus er besteht?

Was endlich des russischen Adels „Wildheit" anbelangt, so möchte man beinahe bedauern, daß die Personen dieser Kaste, welche man auf ihren Reisen durch Europa zu sehen Gelegenheit hat, nicht wenigstens etwas bewahrt von der, welche sie *vielleicht* noch zu verlieren hatten, weil sie alsdann nicht so ganz abgeschliffen sein würden, als unsere zierliche doch etwas kleinliche Salonzivilisation sie gemacht.

Malerische Züge der Physionomie Indiens.

Madras. — Die Mussoon.

Nichts Reizenderes, als der Anblick der Rehde von Madras. Sie hat etwas Ueberraschendes, etwas Hinreissendes für den Fremden, der sie zum ersten Male gewahrt. Der Gebäude Pracht, vermehrt durch optische Wirkung, die hohen Wiranda's *), die Dächer in Terrassenform, die schönen weissen Säulengänge, auf dem klaren, dunkelblauen Himmel sich zeichnend, und das Alles gekrönt von der imposanten Masse des Forts, bespült von schäumenden Meereswogen, worauf unzählige Fahrzeuge von den verschiedenartigsten Formen sich schaukeln; das sind die Gegenstände, welche am auffallendsten sich darstellen. Füge man dazu noch die zwischen Gebäuden und Schiffen sich drängende Menschenmasse, mit ihren schwarzen Gesichtern, mit dem Ausdruck rastloser Geschäftigkeit, und man kann sich ungefähr die Szene denken, welche Madras dem Reisenden darbietet. Die Stadt (sie hat bei 400,000 Einwohner), vom Meere aus gesehen, scheint weit über ihre Mauern hinaus zu reichen, und erregt hohes Erstaunen durch ihre Größe.

„Kaum hatte das Schiff, „Atlas," worauf ich die Ueberfahrt von England nach Indien gemacht, seine Anker geworfen," erzählt einer der neuesten Reisenden, dessen Schilderungen wir unsern Lesern vorlegen wollen, „als ich mich unverweilt auf ein Massulaboot begab, das uns rasch an's Ufer brachte.

*) Bedeckte Altane, oder vielmehr äussere Gallerie an den Häusern.

Diese Boote sind von ganz eigener Bauart. Sie haben die Form einer Barke, mit flachem Boden, und sind auf der Aussenseite mit des Kokosbaumes Rinde bekleidet. Das Ganze ist so geschmeidig, daß die Seitenwände, bei jedem nur einigermaßen starken Wellenschlag, sich biegen, ohne je zu brechen. Darum bieten diese Boote der heftigsten Brandung Trotz, der kein europäisches Fahrzeug sich aussetzen könnte, ohne in Stücke zerschellt zu werden.

Erstaunlich ist auch die Geschicklichkeit, womit die Ruderer so viel wie möglich den zu starken Wellenschlägen auszuweichen, und mit ihren dem Anschein nach unförmlichen Maschinen, auf dem fürchterlich hohlgehenden Meere sich zu erhalten wissen. Uebrigens sind an den Massulabooten fast immer Katamaran's (Flösse) befestigt, worauf im äussersten Fall Mannschaft und Reisende sich retten können.

Glücklicherweise wagen die Haifische sich nicht bis dahin, wo man, der Brandung wegen, beim Landen der größten Gefahr ausgesetzt ist. Sie verweilen gewöhnlich in dem ruhigen Theile der Rehde, weshalb es nur selten geschieht, daß Personen von ihnen angefallen werden.

Die Männer, welche sich auf den Katamaran's befinden, sind überdem so gewandt, daß ein Unglücksfall auf dem Meere als eine Seltenheit betrachtet wird. Die Katamaran's bestehen aus drei starken Balken, die aneinander befestigt sind, und wovon der mittlere länger ist, als die beiden andern.

Auf einem der hervorstehenden Enden hält sich der Mann, welcher das Floß lenkt. Meistentheils sitzt oder hockt er darauf, so daß man in der Ferne ihn

für eine Seemewe halten möchte. Die ganze Zurichtung ist äusserst einfach. Sie hat selten mehr als 10 Fuß Länge und 18 Zoll Breite.

Den 15. Oktober zog man die Flagge auf, welche allen Schiffen das Zeichen gibt, die Rehde zu verlassen, um von der Mussoon nicht überrascht zu werden. Schon am Morgen hatte man einige Anzeichen von dem nahe bevorstehenden Kampfe der Elemente bemerkt.

Wolken, in Gestalt leichter Flocken, waren von Zeit zu Zeit am Gesichtskreise erschienen, und verwandelten sich allmählich in einen hellgrauen Dunst, der auf dem tiefen Himmelsblau scharf abstach. Zu gleicher Zeit erhob sich auf dem Gewässer, in der Ferne, ein leichter Wind, der stufenweis stärker zu werden schien. Erstickende Hitze füllte die Atmosphäre. Menschen und Thiere litten gleichermaßen.

Nachmittags veränderte sich des Himmels Anblick. Der Gesichtskreis umwölkte sich, und die kurz vorher noch so strahlende Sonne, verbarg sich hinter nächtlichen Schatten. Schwarze, unheilverkündende Wolkenmassen, die unmittelbar aus dem Meere emporzusteigen schienen, mit heftigen Windstößen begleitet, die plötzlich wieder fielen, wonach eine bange Pause folgte, wie wenn die Luft vollkommen ihre Elastizität, alle ihre Lebenskräfte verloren hätte, schichteten sich immer dichter übereinander.

Nach und nach gewannen die unteren Theile des Horizonts einen röthlichen, vielmehr einen bronzefarbenen Anstrich. Das rührte her von dem theilweisen Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den Wolken.

Gegen 4 Uhr Nachmittags verbreitete sich eine auffallende Finsterniß, der Abenddämmerung ähnlich, über Stadt und Meer. Der ganze Gesichtskreis schien von einem dicken Nebel umhüllt, den die immer höher steigenden Meereswellen, welche gegen das Ufer sich brachen, noch finsterer zu machen schienen.

Auf einmal öffneten sich die Wolken, und ein starker Platzregen rauschte herab, begleitet vom Sturm und dem Geräusch der Wogen: ein Getöse, das sich mit nichts auf der ganzen Erde vergleichen läßt. In unserer Wohnung selbst konnten wir sehr gut das Entstehen der Mussun in ihrer ganzen Größe, wie die schreckliche Erhabenheit des von ihr dargebotenen Schauspiels bemerken. Der Sturm wurde bald so heftig, daß er die Wipfel der höchsten Kokosbäume bis zum Boden neigte.

Mächtige Sandsäulen wurden regelmäßig in derselben Richtung fortgetrieben. Der stromweis herabrauschende Regen verwandelte jedoch bald das lockere Ufer in eine feste, unbewegliche Masse. Blitze zuckten auf allen Punkten des Gesichtskreises, so daß der ganze Himmel in Feuer zu stehen, und das Ende der Welt nahe zu sein schien. Die Donnerschläge, welche unmittelbar auf die Blitze folgten, erschütterten die Erde so gewaltig, daß sie unter unsern Füßen bebte.

Man denke sich das fürchterlichste Gewitter, welches man je in Europa erlebt, noch zehnmal stärker, und man kann sich einen oberflächlichen Begriff machen von dem, welches ich beim Beginn der Mussun vor Augen hatte.

Die Fluth, von dem auf's Aeusserste gestiegenen Orkan ihren natürlichen Grenzen entrissen, stürzte

ſich ſchäumend, brüllend über die Ufer, die ſie an mehreren Stellen durchbrach. Im Allgemeinen wurde das Meerwaſſer bis auf ungefähr tauſend Fuß in das Innere des Landes geſchleudert. Man denke ſich dazu die übrigen Umſtände eines ſo furchtbaren Schauſpiels. —

Während der ganzen Dauer der Muſſon fand man, auf den Dächern faſt aller Häuſer der Stadt, über drei Zoll lange Fiſche, die entweder durch den Sturm dem Meere entnommen, und bis hierher geſchleudert, oder durch Waſſerhoſen, die während dieſem Zeitpunkt ſehr häufig ſind, mitgeführt worden. Während dieſe Waſſerhoſen ſich ereignen, werden alle Gegenſtände, die in ihrem Bereich ſich befinden, in großer Entfernung von ihnen fortgetragen, und oft auf die ſonderbarſte Weiſe niedergelegt. Dies Ereigniß, das ſich alljährlich erneuert, hat nichts Erſtaunliches mehr für Jeden, der einige Zeit in Indien ſich aufgehalten.

Selbſt beim größten Ungeſtüm des Orkans war die Hitze oft unerträglich, vorzüglich nach den zwei erſten Tagen, wo ſcharfabgeſchnittene Windſtillen eintraten, während denen die Luft unbeweglich ſchien. Die Punka *) allein bot einige obgleich unzulängliche Erleichterung dar, ohne die man die Dauer der Muſſon vielleicht nicht überleben könnte.

Das war jedoch nicht das größte unſerer Uebel. Tauſende verſchiedenartiger Inſekten bedeckten die Wände, kriechendes Gewürm ſchlüpfte unter unſern

*) Eine Art Fächer von Muſſelin in einem Rahmen, der an der Decke befeſtigt iſt, und der durch einen Strick in Bewegung geſetzt wird, den ein Sklave zieht.

Füßen dahin. Legionen Ameiſen und Eidechſen, aus ihren gewöhnlichen Wohnſtätten durch die immer höher ſchwellende Fluth vertrieben, bemächtigten ſich unſerer Gemächer, wählten darin ihren Aufenthalt. Skorpione, Seeläuſe, Kröten, Tauſendfüße und ſogar Schlangen niſteten ſich bei uns ein, wie wenn unſer Haus eine jener Wohlthätigkeitsanſtalten geweſen, welche die übertriebene Menſchlichkeit der Hindus für allerlei herrenloſe oder verirrte Thiere geſtiftet.

Der Kröten, der Tauſendfüße und der Schlangen konnten wir uns ohne große Mühe entledigen. Aber mit den Skorpionen, den Eidechſen uud den Ameiſen ging das nicht ſo leicht. Sie verbargen ſich in alle Ritzen, oder liefen mit unglaublicher Schnelligkeit an den Wänden hinan, daß wir uns endlich genöthigt ſahen, von einer fruchtloſen Verfolgung gänzlich abzuſtehen.

Der Orkan hielt indeſſen Tag- und Wochenlang an, bald mit geringerer Heftigkeit, bald ſein Getöſe auf eine noch entſetzlichere Weiſe, als früherhin, erneuernd. In den wenigen ruhigen Zwiſchenräumen beſuchte man ſich, um nicht alle geſellſchaftliche Verbindung abzubrechen.

Die Eingebornen, oder Diejenigen, welche ſeit Jahren dies Land bewohnten, fanden an dieſem Aufruhr der Elemente nichts Auſſerordentliches mehr. Iſt es wahr, daß in gewiſſen Theilen der Erde, die Stürme in ihrer Heftigkeit den indiſchen Muſſons gleichkommen, muß man jedoch geſtehen, daß nirgends der Regen ähnliche Waſſerfälle bildet, daß nirgends Blitz und Donner ein ſo erſchütterndes, grauſenerregendes Schauſpiel darbieten.

Die Mussoon dauerte ungefähr zwei Monate und legte sich gegen Mitte Dezembers. Um diese Zeit wurde die als Wahrzeichen dienende Flagge von Neuem aufgezogen, um den Schiffen anzudeuten, daß sie ohne fernere Gefahr auf der Rhede vor Anker gehen könnten.

Gegen Ende der Mussoon sind Stürme und Gewitter gewöhnlich noch heftiger, als am Anfang. Dieser Fall ereignete sich gerade während meiner Anwesenheit in Madras. Mein Erstaunen darüber war so groß, daß seine Spur nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden wird. Kaum war jedoch die Zeit der Stürme vorüber, so gewann der Himmel seine dunkelblaue Farbe, und jene vollkommene Heiterkeit wieder, die dem bewunderungswürdigen Klima des Morgenlandes allein eigenthümlich ist.

Die diesem Himmelsstriche verliehenen malerischen Schönheiten übersteigen Alles, was die Einbildungskraft sich irgend Reizendes denken kann. Nichts vermag davon einen auch nur unvollkommenen Begriff zu geben, wenn nicht vielleicht der italische Himmel für Diejenigen, welche ihn in den schönsten Sommertagen gesehen.

Was dagegen nur von Zeit zu Zeit in der zisalpinischen Halbinsel sich darbietet, das ist des indischen Himmels gewöhnlicher Schmuck. Hier scheint die Natur allein sich zu gefallen in grenzenloser Fruchtbarkeit, in einer Pracht und Herrlichkeit, die an das Unglaubliche grenzt.

Gaukler.

Mit lebhafter Theilnahme wohnten wir der von einer Truppe herumziehender Gaukler gegebenen Vorstellung ihrer Künste bei. Ich hatte oft reden hören

von ihren Kenntnissen in der Phisik, und von ihrer ausserordentlichen Geschmeidigkeit, die ihnen die schwersten Kunststücke wie Spielereien verrichten läßt. Ich war nun höchst begierig, mit eigenen Augen mich zu überzeugen, in wiefern, was man von ihnen gesagt, wahr oder erdichtet sei.

Da viele ihrer Stücke allgemein bekannt, andere schon mehrmals beschrieben sind, begnüge ich mich, zwei von denen anzudeuten, deren Zeuge ich gewesen. Das eine war eine bloße Handgeschicklichkeit. Aber das andere ist eine der erstaunlichsten Gaukeleien, welche der menschliche Verstand je erdacht. Auf jeden Fall bin ich überzeugt, daß, mit Ausnahme der Personen, welche sich in Indien aufgehalten, Niemand in Europa davon den mindesten Begriff haben könne.

Nachdem die Jongleur's uns einige ihrer gewöhnlichen Kunststücke zum Besten gegeben, die unter andern darin bestanden, sich einen Degen durch den Schlund in den Magen zu stechen, Feuer auszuspeien, mit ausserordentlicher Geschicklichkeit Kugeln in die Höhe zu werfen und sie aufzufangen, u. s. w., alles „Arbeiten", die nur von den untergeordneten Subjekten der Truppe ausgeführt wurden — trat eine junge, hübsche Frau hervor, und befestigte sich eine Binde von steifem, sehr starkem Zeuge auf dem Kopfe, woran in gleicher Entfernung 20 Schnüre, jede mit einer Schleife am Ende, geheftet waren.

Unterm Arm trug sie einen Korb, worin 20 Hünereier lagen. Der Korb, die Binde, die Schnüre und ihre Schleifen wurden uns, einem nach dem andern, zur Untersuchung dargeboten. Wir gewannen

dadurch die Ueberzeugung, daß keine Hintergehung stattfinden könne. Es war heller Tag. Der Korb war ganz einfach geflochten. Eier und Schleifen waren wie sie sein sollten, und die junge Frau hatte nichts an sich, was die Täuschung befördern konnte, falls sie derselben bedurft hätte.

Sie trat allein hervor, und nahm Platz in geringer Entfernung vor uns. Nach einer kleinen Pause begann sie sich um sich selbst zu drehen, auf einem kleinen Raum von höchstens 18 Zoll im Durchmesser. Sie trat nie darüber hinweg, obgleich nach einigen Sekunden ihre Umdrehung so schnell geworden, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne eine Art Schwindel zu verspüren. Es war ganz dasselbe, wie wenn ein Kreisel vor uns sich umdrehet.

Als ihre Bewegung grade am heftigsten war, erfaßte sie leicht eine der Schnüre, die von ihrem Kopfe herabhingen, öffnete die daran befindliche Schleife, und steckte ein Ei hinein, wonach sie die Schnur wieder fahren lies. Auf gleiche Weise verfuhr sie mit den übrigen 19 Schnüren und Eiern, ohne daß ihre Umdrehung langsamer wurde.

Nach dieser Verrichtung, wozu sie ungefähr fünf Minuten gebraucht haben mochte, zog sie wieder eine Schnur nach der andern zu sich, öffnete die Schleifen, nahm die Eier heraus, und legte sie behutsam in den Korb. Kein einziges war zerbrochen oder angeknickt.

Sodann plötzlich, wie vom Blitz getroffen, erblickten wir sie ruhig dastehend vor uns, ohne uns erklären zu können, wie das, bei der Gewalt ihrer Umdrehung, möglich gewesen. Sie war auf einmal so unbeweglich,

als hätte sie in eine Bildsäule sich verwandelt. Sie schien keineswegs aufgeregt, sondern lächelte uns mit der größten Ruhe an. Unser Beifallklatschen nahm sie bescheiden auf, wahrscheinlich mehr mit natürlicher Untheilnahme, als mit instinktartiger Gefallsucht. Denn die meisten indischen Gaukler sind die entartetsten Subjekte ihrer Kaste.

Nach ihr trat ein starker Mann auf, von wildem Ansehen. Er bot uns zur Untersuchung einen großen Weidenkorb dar, der sehr einfach geflochten, und an mehreren Stellen durchbrochen war. Diesen Korb warf der Mann zu Boden, und steckte ein kleines, ungefähr achtjähriges Mädchen darunter, das von Gesicht sehr hübsch und vollkommen nackt war. Man hätte es als Muster eines Engels betrachten können. Denn auch seine Hautfarbe war nicht brauner, als die eines Kindes im südlichen Frankreich.

Kaum war das Mädchen von dem Korbe bedeckt, so zog der Mann die Augenbraunen zusammen, und richtete an jenes eine Frage, worauf es sogleich antwortete. Da die ganze Szene in einer Entfernung von 3 oder 4 Schritten vor uns stattfand, hörten wir des Kindes Stimme sehr deutlich unter dem Korbe hervorschallen, und waren alle fest überzeugt, daß es sich wirklich darunter befinde.

Beide setzten auf solche Weise einige Minuten ihre Unterredung fort. Auf einmal wurde der Mann zornig, stieß einen heftigen Ton aus, und drohete das Mädchen zu tödten. Die ganze Szene wurde mit so täuschender Natürlichkeit dargestellt, daß wir davon uns wirklich angegriffen fühlten.

Man hörte das Kind, mit den kläglichsten, herz-

zerreissendsten Tönen, um Gnade flehen, als der Mann, vor Wuth ausser sich, einen Degen ergriff, den Fuß auf den Korb stellte, unter welchem die um Erbarmen flehenden Laute jetzt noch dringender wurden.

Mit Entsetzen sahen wir nun, wie er die blitzende Klinge durch eine der durchbrochenen Stellen des Korbes in denselben stieß, und dies Manöver, mit dem Ausdruck der größten Wildheit, mehrmals wiederholte. Sein Gesicht war so gräßlich verzerrt, des Kindes Geschrei war so jämmerlich, daß ich mehrere Minuten lang alles Blut in meinen Adern erstarrt fühlte.

Meine erste Bewegung war, auf das Ungeheuer mich zu stürzen, und es von seines Vorhabens Vollbringung zurückzuhalten. Aber ich war unbewaffnet, und er schwang den blutigen Degen über sich. Ich warf einen Blick auf meine Gefährten. Sie waren bleich und vor Entsetzen unbeweglich.

Bei alledem konnten wir nicht glauben, daß der Gaukler es hätte wagen dürfen, an hellem Tage, und in Gegenwart so vieler Zeugen, einen Mord zu begehen. Wie dem auch sei, war dies Schauspiel im höchsten Grade dramatisch.

Indessen strömte dampfendes Blut in großer Menge unter dem Korbe hervor. Man hörte das Kind mit dem Tode ringen. Sein Stöhnen, Wimmern und Röcheln drang höchst schmerzlich in unser Ohr. Jede seiner sterbenden Bewegungen zerschnitt uns das Herz. Nach und nach wurde es ruhiger. Ein schwacher Seufzer, der der letzte zu sein schien, ließ sich noch vernehmen. Alles schien jetzt vorüber....

Der Gaukler ließ uns nicht lange in Ungewißheit.

Er warf den Degen bei Seite, sprach einige geheimnißvolle Worte, und hob den Korb in die Höhe. — Es war Niemand darunter. Ein Fleck auf dem festen Boden war wohl mit Blut getränkt. Aber nirgends sah man die geringste Spur eines menschlichen Körpers.

Wir blickten um uns... Der liebenswürdige Gegenstand unserer Besorgniß, trat lächelnd aus der Menge, grüßte, und hielt die Hand auf zu einer Gabe. Wie man sich wohl denken kann, fiel unser Geschenk ziemlich reichhaltig aus. Das Kind dankte mit einem zierlichen Salaam, und die ganze Truppe entfernte sich, mit sichtbarem Vergnügen über unsere Freigebigkeit.

Was der ganzen Szene einen wunderbaren Karakter der Wahrscheinlichkeit verlieh, war, daß der Gaukler, so lange die Vorstellung dauerte, immer 3 bis 4 Schritt von den Zuschauern entfernt blieb, während auch ihm sich Niemand näherte.

Pagoden. — Königs-Bildsäulen.

Am andern Morgen, vor Sonnenaufgang, setzten wir unsere Reise fort nach Mahabalipuram, einem der berühmtesten, am meisten verehrten Orte der Provinz Karnatik. Wir langten um 3 Uhr Nachmittags dort an. Des Landes Anblick war beinahe derselbe, wie der, welcher Tags zuvor sich uns dargeboten. Aber je mehr wir der Stadt uns näherten, um so lebhafter wurden wir betroffen von dem imposanten und malerischen Anblick, den sie darbietet.

In ihrer Umgebung findet man die Trümmer mehrerer Hindutempel, die gewöhnlich unter dem un-

eigentlichen Namen der sieben Pagoden bezeichnet werden. Diese Zahl ist nicht genau. Die Tempel alle waren Wischnu, der erhaltenden Macht der indischen Dreieinigkeit gewidmet.

Der Name Mahabalipuram bedeutet: „Stadt des großen Bali.“ Dieser Bali ist eine in der fabelhaften Geschichte von Hindostan vielgenannte Person, welche Robert Southey in seinem herrlichen Gedicht: „Der Fluch Kehama's“ ziemlich genau beschrieben.

An der Küste ist ein anderer sehr alter Hindutempel, der durch Seeluft und durch die Mussons hart mitgenommen worden. Alterthumsforscher jeder Art, wie Personen, welche mit der Urgeschichte Hindostans sich beschäftigen, haben sich viele Mühe gegeben, zu bestimmen, um welche Zeit dieser Tempel, und die in seiner Nähe, erbauet worden. Ihr Architekturstyl ist in nichts dem der Denkmäler in anderen Gegenden Indiens ähnlich.

Einige Gelehrten gestehen sogar Indien den Vorzug über Aegypten zu, in Betreff der kolossalen regelmäßigen Baukunst, und zwar in den entferntesten Zeiten, wo alle übrige Nationen noch Nomaden waren, und unter Zelten, oder im Schatten vereinzelter Haine lebten.

Der Architektur-Karakter der sieben Pagoden ist ein glückliches Gemisch des einfachen und des zusammengesetzten Styls, die man beide oft dicht neben einander erblickt. Die Bildhauereiverzierungen sind äusserst zart und in großer Menge vorhanden.

Das Meer hat auf dieser Seite schon viel Land weggerissen, folglich seit längerer Zeit mehrere kostbare Ueberreste des Alterthums verschlungen. Es ist

erwieſen, nach der Beſcheinigung noch lebender Perſonen, daß, ſeit ſie ſich erinnern können, die See einen bedeutenden Theil des ehemaligen Umfangs der Stadt Madras bedeckt hat.

Ungefähr 5 Minuten vom Ufer ſieht man zu Mahabalipuram Felſen, die mit äuſſerſt merkwürdigen Bildhauereien, Ueberreſten einer wundervollen Kunſt, ſelbſt in unſerm Jahrhundert einer ſo ſehr verfeinerten und nichtachtenden Ziviliſation, bedeckt ſind. Sie tragen einen augenſcheinlich genialen Stempel, beſonders wenn man bedenkt, welchem weit entfernten Zeitalter man ſie zu verdanken hat.

Dieſe Basreliefs gewähren beachtungswerthe Andeutungen über des alten Hindoſtan's Sitten. Die Kleidung der Frauen iſt darauf ungefähr dieſelbe, wie noch heute auf der Küſte Malabar, wo das ſchöne Geſchlecht (das dort in der That ſchön genannt werden kann) ſeine reizenden Formen, die den vollkommenſten Muſtern des Alterthums zur Seite geſtellt werden können, kaum zur Hälfte bedeckt.

Die Männer tragen eine Kopfbekleidung, die mit den heutigen Turbans groſſe Aehnlichkeit hat. Dieſe Verzierungen, wie die Ohrringe der Frauen, die Spangen am Kopfe und an den Füßen, ſind Beweiſe von dem hohen Alter der Tracht, welche die Hindus getreulich bis auf unſere Tage bewahrt haben. Die Pyramidalform der Gefäße, welche die Weiber auf dem Kopfe tragen, und worin ſie das benöthigte Waſſer ſchöpfen, iſt ebenfalls mit der größten Genauigkeit dargeſtellt.

In einer der Ausbölungen dieſer berühmten Felſen, ſieht man eine ſehr intereſſante Darſtellung, nämlich

Durga auf einem Löwen reitend und Mahischasur bekämpfend. Es ist eine Versinnlichung des Kampfes zwischen Tugend und Laster.

Dies Bildhauerwerk kann, mit Ausnahme der Meisterstücke Griechenlands, ohne Nachtheil den kostbarsten Ueberresten des Mittelalters, und der folgenden Jahrhunderte, bis zum siebenzehnten, zur Seite gestellt werden. Wie bereits gesagt, ist der Architekturstyl der sieben Pagoden und der Denkmäler in ihrer Nähe ein Problem, das man bisher noch nicht zu lösen im Stande gewesen.

Der größte dieser mit Bildhauereien bedeckten Felsen, ist 90 bis 100 Fuß lang, und ungefähr 30 Fuß hoch. Seine ganze Oberfläche bildet eine ungeheure Tafel, oder ein einziges Basrelief, von kühner Hand ausgehauen, worauf die verschiedenen höchst sonderbaren Erdichtungen der indischen Mythologie dargestellt sind.

Sie sind in einer Menge Zeichnungen nachgeahmt, welche mehrere Künstler herausgegeben. Indessen vermögen alle diese Nachbildungen, die oft nicht einmal ganz getreu sind, und die größtentheils von wenig geübten Griffeln herrühren, von dem erhabenen Anblick des Ganzen keinen genauen Begriff zu gewähren.

Zwei Elephanten, von äusserst korrekter Zeichnung, sind auf diesem Basrelief dargestellt. Der größte ist 70 Fuß 2 Zoll lang. Der andere, ein Weibchen, ist ein wenig kleiner, und befindet sich hinter dem ersten. Zwischen ihren Beinen sieht man mehrere kleine Elephanten spielen.

Nicht ohne Bewunderung kann man die natürliche,

belebte, kraftvolle Stellung dieſer Gruppe betrachten. Es iſt eine in ihrer Art unvergleichliche Schöpfung. Ueberall, wo man heilige Stiere ausgehauen findet, bemerkt man die Spuren einer bis zur höchſten Vollkommenheit gediehenen Kunſt, und man darf nicht zweifeln, daß die geſchickteſten Hände beigetragen haben zur Darſtellung dieſer hochverehrten Sinnbilder der indiſchen Religion. Auf jedem Schritte wird man mit Erſtaunen erfüllt bei den Beweiſen der Vollkommenheit, welche die Kunſt in dieſen entlegenen Gegenden zu einer Zeit gewonnen, die um mehrere Jahrhunderte früher, als der Beginn der Ziviliſation in Europa, feſtgeſtellt werden muß.

Kampf mit einem Haifiſch.

Eines Tages wurde ein etwa achtjähriger Knabe, der ſich mit ſeinem Vater auf einem Katamaran (Floß) befand, durch einen Wellenſchlag ins Meer geſchleudert. Bevor jener ihm zu Hilfe kommen konnte, hatte ſich ſchon ein Haifiſch ſeiner bemächtigt, und war mit ihm verſchwunden.

Der Vater verlor nicht einen Augenblick. Er ergriff ſein breites Meſſer, das er im Gürtel trug, nahm es zwiſchen die Zähne, und tauchte ebenfalls unter. Es verging einige Zeit, bis er wieder auf der Oberfläche erſchien, wo er nur einige Sekunden verweilte, um Athem zu ſchöpfen, wonach er ſich wieder tief in die Fluth verſenkte, wie wenn er mit einem gefährlichen Feinde einen Kampf auf Leben und Tod begonnen.

Gleich darauf färbte ſich der Ort, wo er ver-

schwunden war, blutroth. Die bei dieser Szene anwesenden Zuschauer stießen einen Schrei des Entsetzens aus, weil, ihrer Vermuthung nach, der unerschrockene Mann in dem ungleichen Kampfe mit dem Hai unterlegen war. Indessen zeigte sich der Schiffer abermals auf der Oberfläche, und verschwand gleich nachher wie früherhin, wodurch bewiesen wurde, daß er das Seeungeheuer noch nicht hatte überwältigen, und ihm seine Beute nicht hatte entreissen können.

So verstrich noch einige Zeit, bis auf einmal die Menge am Ufer, welche von allen Seiten herbeigeeilt war, das ausserordentliche Schauspiel zu sehen, den Körper eines sehr großen Haifisches erblickte, der sein Blut stromweis verlor, und mit Mühe sich wieder in die Fluth versenkte.

Unmittelbar darauf erschien der Mann auf der Oberfläche, und schwamm dem Gestade zu. Er war sehr erschöpft, hatte jedoch keine Verletzung an seinem Körper, des furchtbaren Kampfes ungeachtet, den er eben bestanden.

Ein Wellenschlag warf nun auch den Hai an's Ufer, den die Hindus mit großem Geschrei aufs Trockene zogen. Er war von riesiger Größe, und schien vollkommen leblos. Man betrachtete ihn genauer, und konnte sich überzeugen, welche Anstrengung es dem unglücklichen Vater gekostet, seines Kindes Tod auf eine vollkommen befriedigende Weise zu rächen.

Das Ungeheuer hatte an seinem Körper zahlreiche und tiefe Wunden. Eine derselben war so klaffend, daß dadurch die Eingeweide herausgequollen waren. Man bemerkte, wie der Mann das Messer in des

Fisches Bauch gebohrt, und es mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung gegen den Schweif gezogen, so daß die Wunde fast eine Elle lang war. Es zeigten sich auch mehrere Wunden unter den Floßfedern und in den Seiten. Mit einem Worte, es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit und Kraft dieser kühne Mann seinen gewaltigen Feind angegriffen, und sein Leben gewagt hatte, um den Tod seines einzigen Sohnes zu rächen.

Nachdem man den Haifisch in Sicherheit gebracht, öffnete man ihn, und fand in seinem Magen des Kindes Kopf und Rumpf. Der erste war gänzlich zermalmt. Auch die übrigen Theile waren zerbissen, ohne jedoch auffallend verstümmelt zu sein. Man sah, daß er sie verschlungen, ohne sie ordentlich kauen zu können.

Als der Vater die zerstreuten Ueberreste des Gegenstandes seiner Liebe erblickte, vergaß er die ruhige, fast untheilnehmende Haltung, welche die Hindus fast bei allen Ereignissen beobachten, um sich allein der Wuth seiner Verzweiflung, und den Qualen seines blutenden Herzens zu überlassen.

Er warf sich sodann auf den sandigen Boden, und zerfloß in Thränen. Endlich erhob er sich wieder, wickelte das nasse Tuch ab von seinem Turban, sammelte darin seines Kindes entstellte, blutige Ueberreste, trug sie in seine Hütte von Bambusrohr, mit Palmblättern gedeckt, um sie nach des Landes Gewohnheit zu verbrennen.

Als man ihn später befragte, über die einzelnen Umstände seines Kampfes mit dem Haifisch, erzählte er, daß, nachdem er unmittelbar nach des Knaben

Verſchwinden untergetaucht, er nach einigen Sekunden das Ungeheuer bemerkt, welches grade ſein Opfer verſchlang.

Er ergriff ſogleich ſein Meſſer, und verſetzte dem Hai einen Stoß unter den Floßfedern. Der Fiſch war noch mit dem Schlucken beſchäftigt, und ſchien den gegen ihn gerichteten Angriff nicht zu beachten. Erſt nachdem der Mann ihm eine zweite Wunde beigebracht, erhob er ſich zur Oberfläche des Waſſers, verfolgt von ſeinem Gegner, der ihm mit dem Meſſer gewaltig zu Leibe ging.

Das Ungeheuer wendete ſich mehrmals, den Mann zu ergreifen, der, um am beſten ſeinen Angriffen zu entgehen, ſich beſtändig unter jenes Bauch hielt, wo er ihm immer neue, immer tiefere Stiche beibrachte.

Erſt jetzt ſtellte ſich der Haifiſch ernſtlich zur Wehre, und nun auch begann ein Kampf, der am Ende für den verwegenen Mann dennoch ſehr übel hätte ablaufen können, wäre es ihm nicht gelungen, grade in dem Augenblicke wo das Thier ſich anſchickte eine heftige Bewegung zu machen, und ſeinen Gegner mit einem Streiche zu tödten, ihm das Meſſer tief in den Leib zu bohren, wonach der Hai ſelbſt, durch ſeine Bewegung, deren er nicht mehr Meiſter werden konnte, an der ſcharfen, in ſeinen Eingeweiden wühlenden Waffe faſt den ganzen Bauch aufriß.

Das Ungeheuer peitſchte nun einige Minuten ſo gewaltig mit ſeinem Schweife, daß der Mann alle Beſinnung verlor, und erſt wieder zu ſich kam, als ſein Feind ſterbend ſich ſtreckte; wonach er in die Tiefe ſank. Der Hindu hatte nun die Ueberzeugung,

daß er Sieger geblieben. Er tauchte zur Oberfläche empor, und schwamm dem Lande zu, wo er, wie bereits gesagt, fast in demselben Augenblicke anlangte, als des Haifisches lebloser Körper auf den Sand geworfen wurde *).

*) Man vergleiche mit der Schilderung einer ähnlichen noch tragischeren Szene in dem Aufsatz: „Ein zwölfjähriger Held wie es wenige gibt," im 2. Theile des Jahrgangs 1831 dieses Werkes.

Ein Mittagessen bei dem König der Franzosen *).

Man liest in einer der letzten Nummern des Journal of Commerce (der Handelszeitung) von New-York, den Brief eines amerikanischen Seeoffiziers, über den ihm und seinen Kameraden gewordenen Empfang von Seiten des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, begleitet von einigen Bemerkungen des Redaktors der Zeitung, welche wir dem Briefe voranstellen wollen. Sie scheinen uns für unparteiische Leser beachtungswerth genug, um es nicht zu bedauern, daß wir eine oder anderthalb Seiten ihnen zuzugestehen uns veranlaßt fühlen. Sie lauten also:

„Nicht ohne Theilnahme wird man sehen, auf welche Weise das politische Verfahren und die Privattugenden des Königs Ludwig Philipp von den Republikanern Nordamerika's gewürdigt werden, die von gewissen Blättern als Muster aufgestellt werden, und deren Unparteilichkeit vor Allem sie nachzuahmen sich bemühen sollten.

„Man wird den nachstehenden Brief mit einem mehr als gewöhnlichen Interesse lesen. Der wohlwollende Empfang, welcher den Offizieren des „Delaware" von Seiten des Königs der Franzosen geworden, die vertraute, herzliche Weise, womit er sie

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen: „Eine Audienz Ludwig Philipps, Königs der Franzosen," im ersten Theile des Jahrgangs 1831 — „Der jetzige schwedische Hof," im neunten Theile des Jahrgangs 1829 — „Der Hof des Präsidenten der Vereinstaaten Nordamerika's," im dritten Theile des Jahrgangs 1830 dieses Werkes.

behandelt, werden gewiß einen tiefen Eindruck in Frankreich wie in Amerika machen. Diese Aufnahme, diese Vertraulichkeit beweisen nicht blos seine freundschaftlichen Gesinnungen für uns, als Nation, sondern auch für unsere Institutionen und die Grundsätze unsers Regierungsverfahrens.

„Die Umstände haben Ludwig Philipp zum König erhoben, statt ihn zum Präsidenten zu machen, und die Amerikaner haben gesunden Menschenverstand genug, um einzusehen, daß er sein muß, was er ist. Durch seine ausgezeichnete Aufmerksamkeit aber gegen einige amerikanische Offiziere, hat er bewiesen, daß er eben so viel (wir sollten vielleicht sagen: mehr) Achtung und Werthschätzung für einfache Republikaner hegt, die weder Titel noch Rang haben, als wenn sie Unterthanen eines Kaiser, und mit allen Würden eines kaiserlichen Hofes bekleidet gewesen wären.

„Man hat schon versucht — wir wissen es wohl — Ludwig Philipp als einen vermummten Despoten darzustellen, und Frankreich, als habe es nichts gewonnen durch seine letzte Revolution, denn einen Tirannen für einen andern. Diese Angabe ist eben so ungerecht als ungegründet.

„Ludwig Philipp hat den Thron unter sehr schwierigen Umständen bestiegen. Er hatte einerseits die Anhänger des verbannten Monarchen, anderseits einen Haufen unruhiger Republikaner gegen sich, der, unter dem Namen der neapolitanischen oder bonapartischen Faktion, bekannten Ehrgeizigen, nicht zu gedenken, deren Hoffnungen durch den Tod des Herzogs von Reichstadt zu Wasser wurden. Durch sein Beharren

in einem Systeme, das die Mitte hält zwischen den Extremen der Parteien, hat er sich die Achtung und das Vertrauen aller gemäßigten Leute des Königreichs erworben, weil er dadurch allein vermieden, was das wahrscheinliche Ergebniß jedes andern Verfahrens gewesen wäre, nämlich eine neue Staatsumwälzung, oder einen Bürgerkrieg."

Theilen wir jetzt aus dem Schreiben des amerikanischen Seeoffiziers das Merkwürdigste mit:

„Paris, 28. Sept. 1833.

„In meinem vorgestern in aller Eil an Sie gerichteten Briefe, habe ich Sie unterrichtet von der schmeichelhaften Aufnahme, die an demselben Tage dem Kapitän Ballard und seinen Offizieren, von Seiten Ludwigs Philipp's I, in den Tuilerien, geworden. Nicht ohne Ursach haben wir uns darüber gefreuet, sowohl unsertwegen, als unsers Vaterlandes wegen.

„Die Ausbesserungen und neuen Ausschmückungen, in den Tuilerien, machen diesen Palast augenblicklich unzugänglich, selbst für die Fremden. Demungeachtet beauftragte der König, bevor er den Thronsaal verlies, den General Bertrand (Napoleon's Gefährten auf St. Helena) und den Grafen von St. Maurice, uns ohne Ausnahme alle Gemächer in ihren größten Einzelnheiten sehen zu lassen.

„Ich konnte mir nicht denken, vor meiner Reise nach Paris, daß die königlichen Residenzen in Frankreich denen in England an Pracht so sehr überlegen seien. Der Thronsaal, bis zu dem wir durch die Dianagalerie gelangt waren, und ein großes Vor-

zimmer, ſtehen nördlich mit dem Friedensſaale in Verbindung.

„Dieſer letzte iſt ein ſehr großes Gemach, blendend von Vergoldungen auf weißem Grunde. Auf einer Seite dieſes Saales befindet ſich eine ſilberne Bildſäule der Friedensgöttin. Der Künſtler hat ſie ſitzend dargeſtellt, in der einen Hand ein Füllhorn von gediegenem Golde, und in der andern einen Oelzweig von demſelben Metall. Dies Meiſterſtück wurde dem Konſul Bonaparte, nach ſeinen Siegen in Italien, von der Stadt Paris dargeboten.

„Ich muß verzichten, die lange Reihe Säle zu beſchreiben, welche wir durchſchritten: den Marsſaal, den der Marſchälle ꝛc. Die gegen den Garten gerichteten Zimmer werden von der königlichen Familie bewohnt. Das eine davon, worin Ludwig XVIII geſtorben, diente Napoleon als Schlafgemach.....

„Die Säle im Louvre, welche mit Sorgfalt ausgebeſſert werden, und die man täglich mit neuen Kunſtſchätzen und Alterthümern anfüllt, das ägyptiſche, das griechiſche Muſeum ꝛc. ꝛc. wie das Marinemuſeum, werden, wenn man ſie dem Publikum zu eröffnen im Stande iſt, eben ſo viele Denkmäler ſein, die Ludwig Philipps Andenken der Achtung und Erkenntlichkeit der künftigen Jahrhunderte empfehlen dürften. Sie ſind zum Theil von ihm vollendet, zum Theil ganz neu durch ſeine Sorgfalt, wie auf ſeine Koſten ausgebauet, und würdig des Bildes, welches die Geſchichte hoffentlich von ihm aufbewahren wird.....

„Ich wollte nur die Feder ergreifen, um in wenigen Worten unſer Mittageſſen in St. Cloud zu

beschreiben. Aber von Umstand zu Umstand habe ich unwillkürlich meine erste Absicht aus dem Gesichte verloren, und erst jetzt bemerke ich, daß ich schnell einlenken muß, wenn ich nicht die Gelegenheit verlieren will, diesen Brief durch das zunächst abgehende Packetbot an Sie abzusenden.

„Wir waren, an dem Tage unserer Vorstellung in den Tuilerien, kaum wieder in unserm Gasthofe angelangt, als die mündliche Einladung, welche der König an uns gerichtet, bei ihm zu Mittag zu speisen, durch ein offizielles Billet des diensthuenden Adjudanten wiederholt wurde. Jeder von uns erhielt ein solches persönlich. Die Einladung lautete auf St. Cloud.

„Das Aeussere dieser Lieblingswohnung der französischen Monarchen hat gar nichts Imposantes. Sie verdankt den ihr zugestandenen Vorzug vor mehreren anderen Schlössern, mehr der Schönheit ihrer Gärten, und ihrer bequemen innern Einrichtung, als der Pracht ihrer Architektur.

„Wir betraten eine mit Marmor gepflasterte Vorhalle, von wo aus eine herrliche Treppe in das obere Stockwerk führt. Lakeien in großer Livrey, standen auf beiden Seiten dieser Halle und auf der Treppe bis zum Vorzimmer, das ausserordentlich glänzend und geschmackvoll verziert ist. Im ersten Zimmer wurden wir empfangen von dem General Bertrand und dem Grafen von Rumigny, die uns in den Hauptsaal einführten. Der Admiral Rigny, der Graf von St. Maurice, und drei oder vier Generaladjudanten waren die einzigen Personen, welche wir darin bemerkten.

„Stellt man sich an das Mittelfenster dieses Saales, so hat man eine der wundervollsten Aussichten. Man bemerkt sehr gut in der Ferne die Domen und die Thürme einiger großen Gebäude von Paris, die der Landschaft einen durchaus großartigen Karakter verleihen. An diesem Fenster war es, sagte man uns, wo am 28. Juli 1830, als das Blut seiner Unterthanen in den Straßen der Hauptstadt stromweis floß, Karl X ganz ruhig Karten spielte, ohne zu ahnen, daß er bald genöthigt sein werde, aus diesem Palaste zu entfliehen, und seinen Thron zu verlassen.

„Nach einigen Minuten hörten wir ankündigen: „der König!“ und Se. Majestät trat herein ohne alles Gefolge, gekleidet in einer Generalsuniform, mit seiner Schwester, Madam Adelheid, am Arm. Er nahm unsere Begrüßungen mit dem einfachen Wesen eines Privatmannes auf, wie mit der Lebhaftigkeit, der Zuvorkommenheit und der Güte, die wir schon früher so sehr an ihm bewundert hatten. Er stellte uns, einen nach dem andern, der Prinzessin vor, die eben so rein und zierlich Englisch sprach, wie er. Sodann unterhielt er sich ohne Unterschied mit allen Personen, die sich in seiner Nähe befanden.

„Einige Minuten später erschien die Königin, begleitet von der Marquisin von Chanteret. Nach ihr kam die Prinzessin Maria, mit ihrer Ehrendame Frau von Malet, während die jüngste Prinzessin Klementina, mit ihrer Erzieherin, und dem dritten Sohn des Königs, dem Prinzen von Joinville, einem 16 oder 17jährigen Seemann, aus einem andern gegenüber befindlichen Zimmer hereintrat....

„Eine angenehme Musik verkündete uns, wie das Mittagsmahl bereit sei. Der Kapitän Ballard, den der König seiner Gemahlin vorgestellt, hatte die Ehre Ihre Majestät nach dem Speisesaal zu führen. Der König folgte ihm, seine älteste Tochter am Arm führend. Nach ihm kamen Herr Harris mit Madam Adelheid, der Prinz von Joinville und die Prinzeß Klementina, wie die Hofdamen, die Generale ꝛc.

„Die Königin nahm auf der einen Seite Platz, im Mittelpunkte des Tisches, mit dem Kapitän Ballard, der Prinzessin Klementina und dem Prinzen von Joinville. Eine der Ehrendamen und der Marinelieutenant Macomber waren zur Rechten. Der Admiral Rigny, die Marquise von Chanteret, die Lieutenants Seton und Lee befanden sich zur Linken.

„Der König setzte sich seiner Gemahlin gegenüber, auf der andern Seite, mit der Prinzeß Maria, dem Lieutenant Buchanan, Madam Malet und meiner Wenigkeit zur Rechten, wie mit der Prinzeß Adelheid, Hrn. Harris, einer Ehrendame und dem Lieutenant Magruder zur Linken.

„Unter den verschiedenen Schüsseln, die uns während den zwei Stunden, welche wir bei Tische blieben, dargeboten wurden, gedenke ich nur einer. Es war ein indianisches Gericht, welches der König ausdrücklich für uns bestellt, um eine Anspielung zu machen auf diejenigen, welche er mehrmals in unserm Vaterlande genossen.

....„Als man sich vom Tische erhob, brachte der König einen Toast aus auf die Gesundheit des Kapitän Ballard und auf das Wohlergehen der Vereinstaaten Nordamerika's. Wir kehrten sodann in den

früher verlaſſenen Saal zurück, wo man uns Kaffee darbot, den wir ſtehend genoſſen.

„Die Herzoge von Orleans und von Nemours befinden ſich eben jetzt in Belgien. Aber die beiden jüngſten Prinzen, der 8jährige Herzog von Aumale und der 10jährige Herzog von Montpenſier entſchädigten uns einigermaßen für die Abweſenheit ihrer älteren Brüder. Sie eilten beide hüpfend herein, und fielen, jeder von ſeiner Seite, ihrem königlichen Vater um den Hals, der ſich mit mir in einer Fenſtervertiefung unterhielt. Sie rannten ſodann zu ihrer Mutter, die ſie mit derſelben Innigkeit und Wärme umarmten.

„Die Erſcheinung dieſer beiden reizenden Kinder gab das Zeichen zu den häuslichen Vergnügungen des Abends. Die Damen ſetzten ſich um einen Tiſch, worauf allerlei Arbeiten lagen, und alle, von der Königin bis zur jüngſten Prinzeſſin, zeigten uns die meiſtentheils geſchmackvollen Sachen, woran ſie, zu irgend einem wohlthätigen Zwecke, mit Luſt und großer Emſigkeit arbeiteten.

„Die Männer gruppirten ſich um die Damen, oder ſprachen mit einander, und in Mitte dieſer vollkommenen Einfachheit, die ſich auf allen Seiten uns darſtellte, vergaßen wir beinahe, daß wir die Gäſte eines der glänzendſten Höfe Europa's und der ganzen Erde waren. Das kam daher, weil wir ſtatt Aufgeblaſenheit, Ziererei und Frivolität nichts bemerkten als Würde, vereint mit einer Milde, einer beiſpielloſen Anmuth, wie mit allen Tugenden, die Reiz und Glückſeligkeit des häuslichen Lebens bilden.“

Auffallende Verrückung der Sinne und deren Folgen.

„Ich werde nie an ein Wunder glauben,“ sagte Voltaire, „als wenn es am hellen Mittag stattgefunden, in Gegenwart der Akademie der Wissenschaften, oder der königlichen Gesellschaft von London, beigestanden von einem Garde-Regiment, um den Zudrang der Fanatiker und der Dummköpfe zurückzuhalten.“

Was die sogenannten „Wunder“ anbelangt, wird jeder vernünftige und aufgeklärte Mensch ohne Rückhalt dem Ausspruche des skeptischen Philosophen von Ferney sich beigesellen. Wenn aber ein neues Phänomen, seltsam und fast unglaublich auf den ersten Blick, sich darstellt, darf eben so wenig ein unterrichteter Beobachter es zurückstoßen, wäre es auch Allem, was er bisher gesehen und gehört durchaus fremd, stände es nicht in der geringsten Uebereinstimmung mit dem, was er zu kennen und zu wissen glaubt.

Mehr noch, der Beobachter darf sich daran nicht kehren, daß seine Entdeckung in den Augen des gelehrten Pöbels (der oft eben so albern ist als der ganz ununterrichtete) lächerlich scheint, weil sie den ihm eingelernten Theorien nicht entspricht. Er darf aus diesem Grunde sich nicht bewegen lassen, das geheim zu halten, was durch Oeffentlichkeit vielleicht zu den Fortschritten der Wissenschaft beitragen würde.

Ein sorgsam und genau beobachteter Umstand, von allen Irthumsursachen befreiet, denen die Beobachtung der natürlichen Phänomene unterworfen ist, verdient besonders dann unsere Aufmerksamkeit zu fes-

ſeln, wenn er organiſirte Weſen betrifft, und zwar deshalb, weil die Beobachtung hier um ſo ſchwieriger iſt, und man gewiſſermaßen die Natur auf der That ertappen muß, in dem Augenblicke ſelbſt, wo die Natur noch ihre Verrichtungen verſieht.

Weniger begünſtigt, als der Phyſiker oder der Chemiſt, die ſich immer wieder in dieſelben das Phänomen erzeugenden Umſtände verſetzen können, iſt der Arzt nicht im Stande, die Modifikationen der Urſächlichkeit und der Plötzlichkeit in den lebendigen Weſen wieder zu erzeugen. Daher rührt vielleicht die Seltenheit jener ſonderbaren Thatſachen, die bis auf den heutigen Tag mehr den oberflächlichen Spott, als eine ſtrengere Prüfung der Gelehrten veranlaßt haben. In dieſe Kategorie gehören unter andern auch die höchſt beachtungswerthen Beobachtungen über die Verrückung der Sinne. Theilen wir einige derſelben mit.

Den 5. September 1832 wurde in das Krankenhaus della Vita, in Bologna, ein Koch gebracht, der bereits acht Anfälle von heftigen Zuckungen gehabt, die regelmäßig alle zwei Tage, um 11 Uhr Vormittags, ſich erneuerten. Bei jedem Anfall verfiel der Kranke in vollkommene Fühlloſigkeit. Man überzeugte ſich, daß er nichts bemerke, von Allem was um ihn her ſich ereignete. Von Zeit zu Zeit ſtieß er ein entſetzliches Geſchrei aus.

Doktor Cini, Unterarzt des Spitals, beobachtete ihn bei ſeinem neunten Anfall, ohne die früheren geſehen zu haben. Seine erſte Bemerkung war, „daß jede direkte Anregung gegen das Ohr ohne Reſultat blieb, während die Zuckungen ſich legten, wenn der

Zuspruch gegen den Oberbauch und gegen die Herzspitze gerichtet wurde."

Dies Phänomen, das des Arztes ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, vermochte ihn, in Gemeinschaft mit dem Oberarzt, Dr. Boletti, in diesem Betrachte mehrere Experimente vorzunehmen. Sie verstopften mit der größten Vorsicht des Kranken Ohren so fest mit Scharpie und andern Gegenständen, daß es ihm unmöglich war, irgend ein Geräusch dadurch zu hören.

Sodann bückten sie sich über seinen Magen, redeten leise dagegen, und zu ihrem größten Erstaunen verstand der Kranke jedes von ihnen gesprochene Wort. Sie liessen nun zwei Personen sehr laut vor seinen Ohren, und eine dritte leise gegen seinen Magen sprechen. Er hörte die beiden ersten nicht, und antwortete sehr genau auf alle von der dritten an ihn gerichtete Fragen. War der Anfall vorüber, so hatte der Kranke von Allem, was sich mit ihm zugetragen, nicht die mindeste Erinnerung.

Kann man dieser Beobachtung Wahrheit bestreiten? Würden Aerzte, die sich an der Spitze eines großen Krankenhauses befinden, freiwillig der Gefahr sich aussetzen, sich lächerlich und verächtlich zu machen, blos um des Vergnügens willen, einen Irthum zu verbreiten? Bedarf es nicht im Gegentheil eines gewissen Muthes, dem Allem zum Trotz eine Wahrheit zu verkünden?....

Doktor Petetin, in Lyon, lies seine ärztliche Pflege einer jungen Frau angedeihen, die sehr heftige hysterische Zufälle hatte, während denen sie aus voller Kehle sang, obgleich ihre äussern Sinne vollkommen

erstorben zu sein schienen. Vergebens bemühete sich der Arzt lange Zeit ein Mittel zu finden, wodurch er im Stande sei, sie zu vermögen, ihren Gesang einzustellen, der sie sehr ermüdete. Zufälligerweise neigte er sich eines Tages über die Kranke, in der Gegend des Magens, und sagte mit einem Seufzer wie zu sich selbst:

„Es ist doch recht traurig, daß ich die arme Frau nicht verhindern kann, zu singen.“

— Nun, nun, entgegnete sie ganz ruhig, indem sie plötzlich ihren Gesang unterbrach, werden Sie nur nicht böse, ich will ja nicht mehr singen.

„Ich vermuthete,“ fügt Petetin hinzu, daß sie wieder zu sich gekommen, weshalb ich mich erhob, und ihr dringend vorstellte, wie ihr Gesang am Morgen sie schon so ausserordentlich ermüdet, und es sich voraussehen lasse, daß sie durch desselben Wiederholung sich noch mehr erschöpfen werde. Sie antwortete nicht. Ich wiederholte nochmals sehr laut, was ich so eben gesagt. Keine Antwort. Es kam mir nun der Gedanke ein, mich wieder gegen ihren Magen zu neigen, in welcher Stellung ich mit starker Stimme sagte: Madam, werden Sie immer singen?

— O, wie weh Sie mir gethan, entgegnete sie. Ich beschwöre Sie, leiser mit mir zu sprechen.

„Ich fragte sie nun, wie sie mich gehört?

— Wie alle Welt, entgegnete sie.

„Aber ich habe nur zu Ihrem Magen gesprochen.

— Es ist nicht möglich....“

In dem Werke des Ebengenannten über die thierische Elektrizität findet man merkwürdige Angaben über dies erstaunliche Phänomen. Er überzeugte sich

gleichermaßen, daß Geſicht und Geſchmack ihren Sitz in derſelben Region haben. Unglücklicherweiſe ſagt Dr. Petetin nicht, in welchem Jahre und bei welcher Perſon er den von ihm angeführten Umſtand beobachtet. Er deutet eben ſo wenig die Zeugen an, die bei dem von ihm in Rede geſtellten Experimente gegenwärtig geweſen. Es iſt das um ſo mehr zu bedauern, da die angeführte Thatſache wirklich ſehr merkwürdig iſt.

Dr. Roſtan, Oberarzt beim Salpetrièreſpital, in Paris, und Profeſſor bei der Medizinalſchule, ſtellte mehrere Male, in Gegenwart des Dr. Ferrus, eines ausgezeichneten Arztes, Experimente an mit einer Schlafwandlerin, von denen Folgendes das Auffallendſte war:

Er hielt ihr eine Uhr, in einer Entfernung von 3 bis 4 Zoll, hinter den Kopf, mit der Frage: „Sehen Sie etwas?“

— Ja wohl, entgegnete ſie, ohne ſich umzuwenden. Ich ſehe etwas Glänzendes, das mich blendet.

Man konnte den Ausdruck einer unangenehmen Empfindung in ihren Zügen leſen.

„Was iſt das Glänzende, das Sie ſehen? fragte Roſtan weiter.

— Ich weiß nicht; ich kann es nicht recht unterſcheiden.

„Geben Sie ſich Mühe, es zu erkennen.“

— Warten Sie . . . es ermüdet mich ſehr (nach einer langen Pauſe): ich ſehe eine Uhr.

„Können Sie mir ſagen, wie ſpät es iſt?“

— Ich glaube nicht; es iſt zu ſchwer.

„Sehen Sie recht ſcharf.“

— Ja, ja, ich glaube. Aber ich bin nicht gewiß. Doch jetzt. Indeſſen werde ich nicht die Minuten beſtimmen können. Warten Sie (nach langem Suchen): es iſt 8 Uhr weniger 10 Minuten.....

Die Angabe war vollkommen richtig, ſagen Roſtan und Ferrus. Der letzte beſonders war über die Maßen erſtaunt. Auch wir erſtaunen, wie billig, über einen ſolchen Umſtand, der, würde er nicht von zwei glaubwürdigen Aerzten beſcheinigt, wohl unſere Zweifel erregen dürfte. Er ſcheint uns ganz in die Kategorie des thieriſchen Magnetismus zu gehören, der in den Augen vieler Unterrichteten eitle Marktſchreierei und abſichtlicher Hintergehung iſt. Wie dem auch ſei, ſcheint uns die Beobachtung der beiden italieniſchen Aerzte und des Dr. Petetin dennoch ein mehr naturgemäßes Phänomen, und als ſolches einer beſonderen Aufmerkſamkeit würdig zu ſein.

Bericht über die Pseudovulkane und die beständigen Feuer in der Nähe von Baku.

Ueber die beständig brennenden Erdfeuer in der Nähe von Baku, am westlichen Ufer des kaspischen Meeres, entnehmen wir dem Bericht des Naturforschers Lenz, an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg, einige nähere Angaben, welche dies ausserordentliche Phänomen betreffen, das bisher mehr Erstaunen erregt, als genaue wissenschaftliche Untersuchungen veranlaßt hat.

Die merkwürdigsten Feuer werden vorzüglich an zwei Orten bemerkt. Die ersten, gewöhnlich die kleinen Feuer genannt, sind weniger beträchtlich, weniger bekannt, als die andern. Man gelangt zu diesen über die südöstlich von Baku sich hinziehende niedrige Hügelreihe. Jene befinden sich in einer Vertiefung, die während dem Besuche der Naturforscher durch des Schnees Schmelzung in einen Sumpf sich verwandelt hatte.

Dadurch war die Flamme erloschen, und das sie ehemals nährende Gas, zeigte sich in Bläschen im Wasser, oder entfuhr mit ziemlich starkem Geräusch einigen höher befindlichen Oeffnungen des lehmigen Bodens. Dieses Gases Temperatur war 12 Grad Réaumür, also wenig verschieden von jener des Bodens in der Nähe. Sein überwiegender Geruch war der des Naphta. Der von dem Gas aufsteigende Naphtadunst, und der davon sich ergebende Geruch,

unterſcheiden allein dieſe Feuer von den nordöſtlich von Baku befindlichen.

Eine glühende Kohle vermag dies Gas nicht zu entzünden, während es plötzlich brennt, ſobald man ihm mit einem entflammten Körper nahe kommt. Die Höhe des Ortes iſt, nach den korrespondirenden barometriſchen Beobachtungen, 807 Pariſerfuß über dem kaspiſchen Meere.

Alle dieſe Phänomene bemerkt man auch bei den großen Feuern, 18 Werſte (4 ½ Stunden) nordöſtlich von Baku, jedoch in einem viel größern Maßſtabe. Man nennt ſie Ateſchga (Herde), und alle Reiſenden, welche in dieſe Gegend kommen, beſuchen ſie. Ihre Berühmtheit im Morgenlande iſt ſo groß, daß ſelbſt neuerdings noch aus Indien 20 Nachkommen der alten Gebern angekommen ſind, um die Gottheit anzubeten in dieſen ewigen Feuern, und bei denſelben die ſonderbarſten Gelübde in Ausführung zu bringen, mit einer Beharrlichkeit, der frommen Zönobiten der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums würdig. Unſer Gewährsmann hat einen dieſer Gebern in Aſtrakan geſehen, der mehrere Jahre ununterbrochen vor dem Feuer bei Baku kniend, in vollkommener Unbeweglichkeit zugebracht. Sein entfleiſchter Körper, ſein hohlliegendes Auge, ſein ſtruppiges Haar und ſein vernachläßigter Bart, lieſſen in ihm kaum noch einen Menſchen erkennen. Seine Wohnung war ein Stall, worin er die freiwillig übernommene Buße vollbrachte.

Die in Rede ſtehenden Feuer befinden ſich in einem länglich-runden Umfang, deſſen große Achſe von Nordweſt nach Südoſt iſt. Am nordweſtlichen

Theile, wo das Gas am stärksten hervordringt, befindet sich das Hindugebäude, ein unregelmäßiges Fünfeck, in dessen Hofe die stärksten Feuer konzentrirt sind. Man betritt ihn durch ein mit einem Thurm versehenes Thor. In diesem Hofe sieht man auch die Thüren zu den Zellen der Hindus. Das Gas dringt durch Spalten aus dem Kalkfels, und wird durch Röhren überall hingeleitet, wo man desselben bedarf.

Die Hauptflammen sprühen aus vier roh erbaueten Pfeilern, die sich in der Höhe in vier Wölbungen verbinden. Darunter, in einem Becken, brennt eine wenig beträchtliche Flamme. Die vier Pfeiler, ungefähr 25 Fuß hoch, sind hohl, und dienen dem Gas, welches auf dem höchsten Punkte ihnen entfährt, als Röhren. Des Gases Flamme ist am Tage 2, und während der Nacht 3 Fuß hoch. Die dadurch verbreitete Helle ist so groß, daß man in der Entfernung von einer Werst (einer Viertelstunde), selbst in der dunkelsten Nacht, recht gut lesen kann.

Am Eingang in des Gebäudes Hof, worin sich ausser den fünf Hauptflammen, noch fünf andere befinden (die kleinen Feuer der Hindus, zu ihrem gewöhnlichen Gebrauche, nicht mit inbegriffen) empfindet man eine ziemlich starke Hitze, und einen Geruch, der mit dem des in einer Lampe brennenden Weingeistes einige Aehnlichkeit hat; dagegen durchaus keinen Geruch von Schwefel und Naphta. Man bemerkt auch keinen Rauch, obgleich es sich nicht bezweifeln läßt, daß solcher wirklich vorhanden ist, wie sich das in dem Innern der Hinduwohnungen beurkundet, deren Decke stark geschwärzt ist.

In diesen Behausungen, die alle Oeffnungen ha-

ben im Thonboden, damit das Gas an bestimmten Punkten herausfahren könne, wird man nicht wenig betroffen von einem starken Wasserstoffgas Geruch, was davon herrührt, daß die Bewohner einen Theil des Gases herausfahren lassen, ohne es anzuzünden.

Dieser Geruch beweiset vor Allem, daß die Ausdünstungen nichts anderes sind, als kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas. Die Frage besteht nur darin, zu wissen, in welchem Maße diese Kombination stattfindet, d. h. ob der Kohlenstoff in Mehrheit oder in Minderheit darin sich befindet, oder ob beide Substanzen gleichhaltig vorhanden sind, wie bei der Erleuchtung mit dem künstlichen Gas.

Um über diesen Punkt eine bestimmte Entscheidung aufstellen zu können, hat Lenz eine beträchtliche Menge Gas in Flaschen aufgefaßt, und dieselben fest verstopft mit sich genommen. Bei seiner Ankunft in Petersburg wurden einige Flaschen geöffnet, und die Entflammung des darin befindlichen Gases bewies, daß es weder durch den Transport, noch durch die atmosphärische Luft, oder durch irgend eine Zersetzung geschwächt worden.

Um des Gases Beschaffenheit genau kennen zu lernen, hat derselbe Gelehrte, im Verein mit dem Professor Heß, mehrere Experimente angestellt, besonders um zu wissen, ob noch andere Gase damit verbunden seien. Ihrer Nachforschungen Ergebniß ist gewesen, daß weder Kohlensäure noch reiner Wasserstoff darin sich befinde.

In dem obgedachten Distrikt ist die Menge des der Erde entfahrenden Gases sehr bedeutend. Denn ausser den fünf Hauptflammen, zählt man deren noch

wenigstens 25. Nimmt man an in mittlerer Schätzung, daß jede derselben einen Fuß im Durchmesser hat (der kleinen Gasströmungen in den Hinduzellen nicht zu gedenken), so kann man natürlicherweise voraussetzen, daß diese 30 unaufhörlich brennende Flammen eine große Hitze verursachen, und folglich eine aufsteigende Strömung warmer Luft erhalten müssen, wodurch die untere Luft aus der Umgegend angezogen wird.

Bestätigt sich der in der Zeitung von Tiflis gemachte Bericht in der Folge, müßte man wahrscheinlich dieser beständigen Luftveränderung den Umstand zuschreiben, daß man in den Umgebungen des Ateschga, im Sommer 1830, von den Verheerungen des Cholera verschont geblieben, während diese schreckliche Krankheit in einiger Entfernung ganze Dörfer verheerte. Es würde sich daraus der unumstößliche Beweis ergeben, daß starke Feuer die Luft reinigen, und folglich als Bewahrungsmittel bei ansteckenden Krankheiten in Anwendung gebracht werden können.

Am nordwestlichen Ende der obengedachten Ellipse, worin die beständigen Feuer brennen, sieht man die weissen Naphtabrunnen, die einzigen, welche in dieser Gegend sich befinden. Im Frühling, als die Naturforscher sie besuchten, waren sie mit Wasser überdeckt. Man kann sie nur ausbeuten, wenn die Hitze das Wasser gänzlich verzehrt hat.

Der weisse Naphta ist von dem schwarzen nicht bloß durch seine hellere, gräuliche Farbe verschieden, sondern auch durch seinen weniger unangenehmen Geruch, seine ausserordentliche Flüssigkeit, und seine große Flüchtigkeit.

Die Wärme der 5 Quellen war zwischen 11^0 5 und 18^0 R. Es erhebt sich von ihnen kein Gas. Aus allen vorgenommenen Experimenten ergab sich, daß die Luft in den engen Brunnen nichts als Naphta dunst enthielt. Diese Quellen sind 45 Fuß tiefer gelegen, als der Ateschga. Ihre mittlere Tiefe beträgt 18 Fuß.

Die schwarze Naphta zeigt sich auf des Bodens Oberfläche an mehreren Stellen, obgleich man ihn am häufigsten bei dem Dorfe Balkrani, nordöstlich von Baku, bemerkt. Es gibt 82 solcher Quellen, die 20,300 Pud (812,000 Pfund) Naphta monatlich liefern, dessen Farbe gräulichbraun ist. Sein Geruch ist unangenehm, durchdringend. Er ist zäher, als der weisse Naphta, und bleibt fest an den Fingern kleben, wenn man ihn berührt.

Im Grunde einiger Quellen vernimmt man sehr deutlich das von dem Aufsteigen der Gasbläschen verursachte Geräusch. Sammelt man dies Gas, und nähert man es einem brennenden Körper, so entzündet es sich auf der Stelle. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß im Grunde der Quellen ebenfalls viel kohlenhaltiges Wasserstoffgas befindlich ist, welches sich mit der atmosphärischen Luft kombinirt. Der 5 Brunnen Temperatur ist zwischen 16^0 und 18^0_2 R. Ihre Höhe über dem Meere beträgt 269 Fuß. Ihre Tiefe ist sehr verschieden. Die größte mißt 80 und die geringste 10 Fuß.

Die gleichzeitige Erscheinung der Entwickelung des Gases und des Naphta, die Nähe der Punkte der Halbinsel Abscheron, wo man diese Phänomene

am häufigsten bemerkt, die Gegenwart aller beiden in den Ausbrüchen der Pseudovulkane, sind hinreichende Beweggründe, um auf das Augenscheinlichste die unterirdische Verbindung dieser Phänomene, welche die Halbinsel Abscheron karakterisiren, zu erklären.

Aber wo befindet sich der Herd der vulkanischen Wirkung, welche die Schlamm-, die Gas- und die Nayhta-Auswürfe andeuten? Welches ist ihre Ursach?

Nach den bisherigen mangelhaften Beobachtungen ist es unmöglich, das genau zu bestimmen. Man hat darüber nur Vermuthungen, die eben sowohl gegründet, als ungegründet sein können, die uns jedoch zu weit führen, und die überdem ohne positives Interesse sein würden, wollten wir sie umständlicher in Erwägung stellen.

Nächst den pseudovulkanischen Phänomenen bei Baku, fesselten noch zwei andere Gegenstände unsers Gewährsmannes Aufmerksamkeit, nämlich die Verschiedenheit der Wasserhöhe des kaspischen Meeres längs den westlichen Ufern, und die allgemeine Verminderung seiner Wassermasse, die sehr bedeutend scheint.

Ueber die Ergebnisse seiner Beobachtungen spricht er sich in seinem Berichte an die Akademie jedoch nicht aus, und verweiset auf die ausführliche Beschreibung seiner Reise, worin er in nothwendigerweise sehr umständliche Erläuterungen eintreten will. Wir werden seiner Zeit Gelegenheit finden, ebenfalls das Erforderliche darüber mitzutheilen.

Fürchterlicher Mordkampf zweier zum Tode verurtheilten Verbrecher.

Vor einigen Monaten wurde ein Mulatte, Namens Eriaz, von dem Kriminalgericht in Port-au-Prince, auf Haiti, zum Tode verurtheilt, weil er einen Kaufmann ermordet hatte. Dieses mit den entsetzlichsten Umständen begleitete Verbrechen, war nur verübt worden, um einen beträchtlichen Diebstahl zu begünstigen. Einige Tage nachher wurde über einen jungen Portugiesen dieselbe Sentenz ausgesprochen, weil er in einem Anfall von Eifersucht seine Geliebte erdolcht.

Beide Verurtheilte befanden sich in demselben Gefangenhause, jedoch nicht in einem Kerker. Eriaz, dessen ausserordentliche Körperstärke und Wildheit man fürchtete, war in einem düstern Gemache, in welches die äussere Luft nur durch eine sehr schmale, stark vergitterte Oeffnung, gegen den innern Gang gewendet, hereindringen konnte.

Kein Lichtstrahl kam bis in seinen Kerker, wo beständige Finsterniß herrschte, selbst mitten am Tage. Dardeza, der Portugiese, dessen Verbrechen weniger Abscheu erregte, und den die Kerkermeister mit einem gewissen Mitleiden betrachteten, hatte als Gefängniß eine größere, luftigere Zelle, aus deren vergittertem Fenster man eine ziemlich angenehme Aussicht in's Freie hatte.

Beide Verurtheilte waren an Händen und Füßen mit starken Ketten gefesselt. Man verkündete beiden zu gleicher Zeit, daß ihre Hinrichtung nach drei Ta-

gen statt finden solle, und gab ihnen hinreichend Wasser und Brot für die Zeit, welche sie noch zu leben hatten.

Seit Langem hatten beide auf Mittel gesonnen, zu entweichen. Dardeza, der noch Besuche erhalten durfte von seinen Freunden, hatte einige Werkzeuge erhalten, die bei seinem Vorhaben ihm nützlich sein konnten. Aber es fehlte ihm eben so sehr an Muth, wie an Geschicklichkeit. Er lies sich bald entmuthigen, durch einige mißglückte Versuche, versank in dumpfe Niedergeschlagenheit, und erwartete mit Schrecken des Henkers baldiges Erscheinen.

Eriaz, von Natur stärker und kühner, verzweifelte nicht. Er beschloß, Alles aufzubieten, um dem ihm verkündeten Geschick zu entgehen. Unmittelbar legte er nun Hand an's Werk.

Um so viel als möglich alles Geräusch zu vermeiden, befeuchtete er die Wand, die er durchbrechen wollte, und begann mit seinen Ketten sie zu bearbeiten. Nach Ablösung einiger Brocken, befeuchtete er abermals die Steine, und setzte auf solche Weise ununterbrochen seine Arbeit fort.

Er bekämpfte Müdigkeit und Schlaf, um keine Minute zu verlieren. Von Zeit zu Zeit zeigte sich ein Kerkermeister an der Oeffnung gegen den Gang, und leuchtete mit seiner Laterne herein, um den Gefangenen zu bewachen. Dieser war immer auf seiner Hut. Beim leisesten Geräusch stellte er seine Arbeit ein, und wenn der Gefangenwärter in den Kerker schauete, sah er den Mulatten, vor dem von ihm begonnenen Durchbruch zusammengedrückt, in schlafender Stellung.

Schon war das Loch ziemlich tief. Aber wie dick war die Mauer eigentlich? Eriaz wußte es nicht, und konnte nicht muthmaßen, wie lange er noch zu arbeiten habe. Er war eben so wenig im Stande die Zeit zu berechnen, und die Stunde seiner Hinrichtung konnte erscheinen, bevor ihm sein Vorhaben gelungen war...

Entsetzliche Lage. Bei der geringsten Bewegung, die bis zu seinem Ohr gelangte, glaubte er, seine letzte Stunde sei erschienen; man komme, ihn zum Hochgericht zu führen: Alles sei verloren, und er habe keine Hoffnung mehr.

In solcher beständig sich erneuernden Angst, hatte er mehr als einmal sein Werk voll Entmuthigung eingestellt. Indessen ermannte er sich noch einmal. Er griff die Mauer an mit erneuerter Wuth. Seine Schläge klangen hohl und immer hohler. Jetzt noch einige Anstrengung, und der Stein gab nach; die Mauer war durchbrochen. —

Unglücklicherweise hatte er sich in seiner Berechnung geirrt. Er hatte gehofft, nach aussen durchzubrechen, und statt dem blickte er in einen zweiten Kerker, der durch einer Lampe mattes Licht spärlich erhellt wurde. Er vernahm dumpfes Gewimmer, und konnte voraussetzen, daß es von einem Gefangenen herrühre. Er rief, und Dardeza, der eingeschlummert war, erwachte mit einem Angstgeschrei.

Bald hatten die beiden Gefangenen sich genähert. Eriaz theilte dem Portugiesen sein Vorhaben mit, und da er erfuhr, daß in dem Gefängnisse dieses letztern ein gegen das Feld blickendes Fenster sich befand, hielt er ihre beiderseitige Flucht für gewiß.

Wie viele Tage aber waren verflossen, seit er seine Arbeit begonnen, wie viel Zeit hatten sie noch, bis zu der ihnen angedeuteten verhängnißvollen Stunde? Er befragte Dardeza, der ihm darüber Gewißheit geben konnte, und erfuhr, daß die so eben beginnende Nacht ihre letzte sein solle, und daß die nächste Morgensonne ihr Blutgerüst bescheinen werde.

Weit entfernt, durch diese schreckliche Mittheilung sich entmuthigen zu lassen, wurde Eriaz nur um so eifriger in seinem Entschlusse. Dardeza bot ihm hilfreiche Hand, und arbeitete auf seiner Seite zur Vergrößerung der Maueröffnung, durch die Eriaz bald in des Portugiesen Kerker gelangte.

Dieser hatte von einem Freunde eine Uhrfeder bekommen, um damit die Eisenstäbe seines Fensters zu durchsägen, und zu entfliehen. Seine geringe Energie, welche jede Flucht ihm als unmöglich erblicken lies, hatte ihn allein verhindert, davon Gebrauch zu machen.

Des Mulaten Gegenwart belebte seinen Muth. Er ergriff das kleine Instrument, und beide legten abwechselnd Hand an's Werk. Bald waren einige Eisenstäbe durchsägt. Die Oeffnung war groß genug, um sich hindurchzudrängeu, und hätten sie einen 60 Fuß hohen Sprung wagen können, wären sie vielleicht gerettet gewesen.

Sie hatten jetzt noch ihre Ketten an Händen und Füßen zu durchfeilen. Aber es war vorauszusetzen, daß diese Arbeit viel Zeit erfordern werde. Nach einigen Stunden brach der Tag an, und dann war Alles verloren. Die einzige Uhrfeder konnte nicht beiden zugleich dienen. Kaum daß es einem von ih-

nen gelingen dürfte, seiner Fesseln sich zu entledigen. und mit denselben wurde jede Flucht unmöglich.

Es begann nun ein wüthender Streit zwischen den beiden Unglücklichen. Die kostbare Uhrfeder befand sich in Dardeza's Händen. Er wollte sich ihrer zuerst bedienen. Eriaz bemühete sich, sie ihm zu entreissen. Ein Kampf auf Leben und Tod ersetzte bald das gegenseitige Verlangen, frei zu werden. Der stärkere Mulatte warf seinen Gegner zu Boden. Als dieser sich besiegt sah, schleifte er sich gegen das Fenster, um die Uhrfeder hinauszuwerfen. Eriaz, seine Absicht errathend, riß ihn zurück.

„Nein, Du sollst sie nicht haben„, rief der Portugiese in Verzweiflung. Er bot Alles auf, den nervigen Fäusten des Andern sich zu entwinden, bis er es endlich dahin brachte, mit der Hand zum Munde zu fahren, und die Uhrfeder zu verschlingen.

Eriaz, als er dies Begehen gewahrte, lies ihn los, und stürzte wie vernichtet neben ihm hin. So war denn alle Hoffnung verloren, und beide mußten in wenigen Stunden das Blutgerüst besteigen.

Dardeza, von dem heftigen Kampfe erschöpft, blieb unbeweglich, und röchelte wie ein Sterbender. Die Uhrfeder war ihm in der Kehle stecken geblieben, und drohete ihn zu ersticken. —

Auf einmal bemächtigte sich ein entsetzlicher Gedanke des Mulatten. Er ergriff den Andern mit übermenschlicher Gewalt, erwürgte ihn mit den Händen, zerschmetterte ihm den Schädel gegen die Mauer, bohrte ihm seine Faust in die Gurgel, zerriß sie mit den Zähnen, durchsuchte sie, drang bis in die zitternde Brust des Unglücklichen, und fand endlich in der-

ſelben, beim matten Schein der Lampe, das unſchätzbare Rettungswerkzeug.

Unverzüglich legte er nun Hand an's Werk. Seine Ketten fielen. Er riß dem todten Portugieſen die Kleider ab, verfertigte daraus eine Art Strick, band dieſen an ein Fenſtereiſen, und lies ſich hinab. Indeſſen reichte der Strick nur bis zur Hälfte der Höhe, und als er deſſelben Ende erreichte, ſah er noch eine Tiefe von beinahe 30 Fuß unter ſich.

Zögerung war unmöglich. Er lies ſich auf einen Vorſprung fallen, von dem er zerſchlagen und blutig auf den Boden hinabrollte. Aber auch hier war er noch nicht gerettet. Denn er befand ſich in einem ſchmalen Gang, jenſeits demſelben eine ziemlich hohe Mauer zu überſteigen blieb.

Er ſuchte eben eine Stelle, wo ſie am leichteſten zu erklimmen ſei, als ein großer Wachthund ſich auf ihn ſtürzte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, und ſowohl um des Hundes Gebell zu erſticken, als ihn von ſich abzuwehren, wendete er ſich, ſties ihm den Arm in den Rachen, und erwürgte ihn. Doch bevor er es ſo weit gebracht, hatte das Thier in ſeiner Wuth ihm die Fauſt abgebiſſen.

Er hatte keine Zeit zu verlieren, weil es ſchon zu tagen begann. Bald fand er eine Stelle an der Mauer, wo mehrere Riſſe dem bis auf den Tod ermüdeten und verſtümmelten Mulatten feſten Fuß zu faſſen vergönnten, und wo es ihm endlich gelang, das letzte ſich ihm darbietende Hinderniß zu überſteigen, wonach er aus voller Bruſt frei Athem ſchöpfte.

Bald nach Tagesanbruch erſchienen die Kerkermeiſter, um die Verurtheilten zu ihrem letzten Gang ab-

zuholen. Des Mulatten Gefängniß war leer, und in dem des Portugiesen fanden sie nur dessen gräßlich verstümmelten Leichnam.

Das Gerücht von diesem Ereigniß verbreitete sich bald in der ganzen Gegend, und des Entwichenen Personbeschreibung wurde überall bekannt gemacht. Aus den Blutspuren, wie aus einigen Merkmalen an dem von Eriaz erwürgten Hunde, folgerte man, daß er die rechte Faust eingebüßt, weshalb man vorzüglich auf dieſen Umstand aufmerksam machte.

Der Mulatte war eine Stunde ununterbrochen gelaufen, wonach er, wegen Ermüdung und Hunger, nicht weiter konnte. Er wagte es, in eine kleine Hütte zu treten, in der Voraussetzung, daß man hier von seiner Entweichung noch nicht unterrichtet sein könne. Eine alte Negerin, die allein sich in der Hütte befand, gab ihm auf seine Bitte einige Lebensmittel, die er gierig verschlang. Schon wollte er sich entfernen, als der Negerin Sohn, Karo, ein großer, starker Mulatte, hereintrat.

Er kam aus der Stadt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu erzählen, was er dort gehört. Kaum hörte Eriaz, daß von ihm die Rede sei, und man vorzüglich auf seine verstümmelte Faust aufmerksam gemacht, so wollte er sie schnell verbergen.

Es war jedoch zu spät. Karo hatte schon erkannt, mit wem er es zu thun habe. Er stürzte sich auf den Verbrecher, ergriff dessen rechten Arm, und überzeugte sich, daß er wirklich den Entwichenen vor sich sehe. Dieser sprang zurück, bemächtigte sich einer Axt, die er in einem Winkel bemerkt, und stellte sich dem Andern gegenüber, der seinerseits einen großen Knittel

schwang, womit er geschickt den gewaltigen Streich abwendete, den Eriaz gegen ihn gerichtet. Die Axt nahm eine andere Richtung, und fiel auf den Schädel der armen Negerin, die ihrem Sohn zu Hilfe geeilt war.

Karo's Wuth, durch diesen Umstand auf's Aeusserste gesteigert, verlieh ihm Riesenkräfte. Er unterlief seines Gegners wiederholten Streich, versetzte ihm zugleich einen ungeheuern Schlag über den Kopf, wovon er besinnungslos niederstürzte. Erst jetzt eilte er zu seiner Mutter, und bemühete sich vergebens, ihr Blut zu stillen. Sie verschied in seinen Armen.

In demselben Augenblick langten drei von den nach allen Richtungen zur Einbringung des Flüchtlings ausgesendeten reitenden Polizeisoldaten bei der Hütte an. Eriaz wurde mit auf den Rücken gebundenen Armen an den Schweif eines Pferdes befestigt, und ohne Verzug nach dem Gefangenhause gebracht.

Dort angelangt forderte er eine Flasche Rum, und einen Priester, dem er mit der größten Kaltblütigkeit alle Umstände seiner Entweichung erzählte, wie wir sie mitgetheilt. Er schüttete sodann mit einem Zuge den ihm gegebenen Rum hinunter, wonach er völlig erschöpft zu Boden sank. Als die Henker kamen, ihn zum Blutgerüst zu führen, fanden sie nichts als seinen entseelten Körper.

Der Vendée innere Lage unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Nichts Auffallenderes, beinahe möchte man sagen nichts Unerklärlicheres, als der gegenwärtige Zustand der Vendée. Der Handel ist in diesem Lande jetzt so lebhaft, als je. An Geld fehlt es nicht. Ueberall rege Gewerbthätigkeit, überall mehr als das Nothwendige, und doch nirgends Ruhe und Sicherheit.

Des Landeigenthums Werth ist um das Doppelte gestiegen. Die Steuern werden ohne Schwierigkeit eingetrieben. Ein Fremder kann dies Departement eben so unbesorgt in allen Richtungen durchreisen, wie jeden andern Theil Frankreichs. Alles mit einem Worte gewährt den Anblick des tiefsten Friedens wie des größten Wohlergehens.

Und demungeachtet gibt es in diesem scheinbar so ruhigen Lande nicht einen Eigenthümer, der, falls er im Verdacht ist, auch nur auf die entfernteste Weise der jetzt bestehenden Regierung zugethan zu sein, es wagen dürfte, zwei Tage hinter einander in einem Landhause, einen halben Flintenschuß von dem Flecken oder dem Dorfe zuzubringen, wo sich Truppen befinden.

Wenn, um des Landes wahren Zustand zu erkennen, das Ministerium es unternähme, die darin zerstreueten Truppen zurückzuziehen, würde vollständige Zerrüttung eines solchen Versuches unmittelbare Folge sein. Maire's, Adjunkten, Munizipalräthe, patriotische Eigenthümer, würden mit den Soldaten zu-

gleich über Hals und Kopf sich aus dem Staube machen, und in den benachbarten Städten einen sicherern Aufenthaltsort suchen....

Ist es bloßes Entsetzen vor den Chouans, das so sehr die Patrioten dieser Gegend beherrscht? Nein, es ist die wohlverstandene Würdigung ihrer Lage in Mitte einer Bevölkerung, die keine ihrer politischen Meinungen theilt. Sie wissen (und traurige Ereignisse haben nur zu oft die Wahrheit ihrer Besorgnisse bescheinigt) daß, sobald sie vereinzelt sind, sie darauf gefaßt sein müssen, überfallen, beraubt, mißhandelt, vielleicht selbst ermordet zu werden von den legitimistischen Banden, die so zu sagen überall und nirgends sind.

Wollte man voraussetzen, daß diese Banden zahlreich seien, würde man sich wieder irren. Alle zusammen genommen in der ganzen Vendée, mögen ein Effektif von kaum dreihundert Mann ausmachen. Aber hinter diesen 300 bewaffneten, unstät herumirrenden Strauchdieben, erblicken wir 30,000 Bauern, die jenen mit Leib und Seele zugethan sind, und die früher oder später ihr Beispiel nachahmen würden, zöge man die Truppen zurück.

Wahr ist es, daß die meisten Bauern jetzt keinen direkten Antheil nehmen an den Verheerungen, den Grausamkeiten, den Morden und Verbrechen jeder Art, die fortwährend in der Vendée verübt werden, und deren Opfer die „Patrioten", d. h. die Anhänger der gegenwärtigen Regierung, oder die wenigen, ihrer republikanischen Gesinnungen wegen Gehaßten, sind.

Sie verhalten sich „ruhig" bei den Exzessen,

welche die Vertheidiger Heinrichs V begehen. Aber sobald diese verfolgt werden, sobald die Soldaten ihnen auf der Ferse sind, öffnen sie ihnen die geheimsten Schlupfwinkel, verbergen, nähren sie dieselben, machen sie sich für sie zu Kundschafter, und sind ihnen aus Kräften behilflich, die das Land durchziehenden beweglichen Kolonnen zu vermeiden.

Und was sie thun, geschieht nicht etwa aus Furcht vor Rache, womit die Chouans sie bedrohen, und die sie schon mehr als einmal geltend gemacht, sondern einzig und allein jener politischen Gleichstimmung wegen, die sie in den Anhängern der alten Dynastie ihre Freunde, und in denen der neuen ihre Feinde erkennen läßt.

Hätten während der Restauration die Konstitutionellen gethan, was jetzt der Legitimität Vertheidiger thun, würde die Strafe für ihr Unternehmen sie bald ereilt haben. Sie hätten immerhin drohen, sie hätten immerhin mit der fürchterlichsten Rache Diejenigen heimsuchen können, welche sie verrathen: das Alles würde die Bauern nicht verhindert haben, bei ihrem Erscheinen die Sturmglocke zu läuten, sie zu verfolgen von Dorf zu Dorf, sie von allen Seiten zu umzingeln, und in wenigen Tagen sie zu vernichten.

Freilich auch hätte damals der Priester sich mit einem vorsichtigen Schweigen nicht begnügt, über die von den Liberalen in seinem Pfarrsprengel verübten Verbrechen. Von der Kanzel herab hätte er die Blitze seiner Beredsamkeit geschleudert, um seine Herde zu vermögen, mit heiligem Eifer gegen die Störer der öffentlichen Ordnung und Ruhe sich zu

erheben. Von solchem Betragen bemerkt man jetzt nichts, oder oft sogar das absolute Gegentheil. —

Am betrübendsten für die Patrioten, in der Vendée gegenwärtigem Zustande, ist es, daß sich unmöglich der Zeitpunkt bestimmen läßt, wo die Unruhen in ihr ein Ende erreichen dürften. Diese Unruhen haben heute noch immer dieselbe Intensität, als an dem Tage ihres Ausbruches, vor drei Jahren.

Die aus widerspenstigen Konskribirten, aus gemeinen Räubern und Mördern bestehenden Banden, welche hier und da auf dem offenen Lande sich zeigen, und die Alles, was von der Regierung abhängt, oder ihr sich zugethan zeigt, unermüdlich bekriegen, können Frankreich im Ganzen wenn auch nicht ernste Besorgnisse geben, ihm aber, falls man sie nicht mit einem kräftigen Schlage beseitigt, sobald es in irgend einen fremden Krieg sich verwickelt sähe, sehr schädlich werden.

Kein Zweifel, daß, in einem solchen Falle, diese Banden der Kern sein könnten, um den ein allgemeiner Aufstand im Westen sich ausbilden dürfte. Wer kann sagen, welches das Resultat der Schlacht von Waterloo gewesen wäre, hätte Napoleon die 40,000 Mann an sich ziehen können, die unter Lamarque's Befehl die Vendée militärisch besetzt hielten?

Wenn, beim Beginn der Unruhen im J. 1830, die neue Regierung mit voller Kraft alle ihr zu Gebote stehenden Hilfsmittel in Anwendung gebracht, würde sie in den Augen der Vendéer sich mächtig beurkundet haben. Sie hätten sie gefürchtet, und sich ruhig gehalten. Aber das schwankende, ungewisse System, das man in Allem, sowohl im Innern als

im Aeussern, in Anwendung brachte, lies die Aufrührer glauben, daß man nicht im Stande sei, mit Energie ihnen sich entgegenzustellen. Ihre Kühnheit vermehrte sich in dem Maße, als man gemäßigt und nachsichtig gegen sie sich zeigte; und als man endlich kräftig einzugreifen für nothwendig erachtete, war es zu spät.

Während der letzten Erndte hielten die Chouans sich ziemlich ruhig und verborgen. Aber seit Anfang Oktober haben sie ihre Streifzüge, ihre nächtlichen Ueberrumpelungen, ihre Räubereien und Morde wieder begonnen. Nichts empörenderes, als das Verfahren dieser Menschen, die im Namen der Religion und der Ehre die abscheulichsten Verbrechen begehen, vor denen selbst der abgehärtetste Straßenräuber zurückschaudern würde....

Die legitimistischen Versammlungen sind seit Winters Anfang häufiger als je. In allen Wirths- und Trinkhäusern singt man Lieder zu Ehren Heinrichs V. Ueberall sieht man weisse Fahnen, und die dreifarbigen, welche man unter dem Schutze der Truppen aufgepflanzt, werden, sobald diese sich entfernen, wieder in Koth geschleift. Die meisten Personen tragen weisse und grüne Bänder an ihren Hüten.

Solche Aufregung, solch' Verfahren, das den Anschein einer beständigen Herausforderung hat, und das sich ganz unter denselben Zügen beurkundet, wie das vor der „Equipée" vom Juni 1832, scheint anzudeuten, daß die Chouans ein neues Unternehmen im Schilde führen, dessen Erfolg sie natürlicherweise nicht bezweifeln.

Schon sind an mehr als einem Orte Flintenschüsse gefallen; schon sind von Neuem Personen geplündert und mißhandelt worden, die im Verdacht stehen, mit der gegenwärtigen Regierung es gut zu meinen; schon sind Transporte angehalten, öffentliche Kassen ausgeleert, eingefangene widerspenstige Konskribirte (réfractaires) mit Gewalt wieder befreiet worden.

Fügen wir von allen diesen traurigen Ereignissen nur eines an, das vollkommen der Chouans Verfahren karakterisirt, und zugleich andeutet, aus welchen Elementen sie sich bilden.

Zu Anfang Oktobers 1833 fanden sich gegen Mitternacht 5 oder 6 Chouans vor dem Hause des Eigenthümers Borderon, Maire's der Gemeinde Saint-André-Goule-d'Oie ein. Dies Haus liegt in Mitte des starkbevölkerten Fleckens. Die Strauchhelden schlugen mit Gewalt gegen die Thür, und verlangten, man solle ihnen öffnen. Natürlich weigerte man sich, dem zu willfahren. Sie bemüheten sich nun, mit Kolbenstößen die Thür zu sprengen, und belagerten das Haus zwei Stunden lang.

Während dieser ganzen Zeit kam den Bedrängten keiner ihrer Nachbarn, kam ihnen nicht ein einziger Bewohner des großen Fleckens zu Hilfe. Es fand sich sogar Niemand veranlaßt, nach einem nicht besonders entfernten Nachbarorte zu eilen, wo eine Truppen-Abtheilung lag, um diese zur Hilfe aufzufordern, — des herzzerreissenden Nothgeschreies der bedrohten Familie ungeachtet....

Schon war sie auf eine blutige Entwickelung dieser Szene gefaßt, schon war eine der Fensterladen

zersplittert, als bei einem letzten Flintenschuß (deren bereits mehr als 20 gefallen waren), das Gewehr zersprang in der Hand eines dieser Elenden, und ihm die Faust abriß, wobei zugleich ein anderer stark im Gesicht verletzt wurde.

Dieser Zufall schien den Chouans ein so schreckliches Ereigniß, daß sie über Hals und Kopf sich entfernten. Das Individuum, dessen Flinte in Folge seiner Ungeschicklichkeit in seinen Händen zersprungen, war ein gewisser Trottin, Schenkwirth aus einem benachbarten Dorfe. Bisher hatte Niemand vermuthet, daß er mit den legitimistischen Strauchdieben gemeinschaftliche Sache mache. Seine saubern Kameraden hatten ihn im Stich gelassen, und er war genöthigt gewesen, im nächsten Dorfe zu verweilen. Man bemächtigte sich seiner Tags darauf, wonach er in das Gefängniß von Bourbon-Vendée abgeführt wurde.

Dergleichen Szenen, deren wir noch eine Menge ähnlicher in Rede stellen könnten, haben abermals allgemeine Unruhe und Aufregung in der Vendée verbreitet. Einige Maire's versichern, den Befehl erhalten zu haben, auf's strengste alle Fremden zu bewachen, weil man zu glauben sich berechtigt hält, daß die gewesene Herzogin von Berri sich in der Vendée befinde, oder in Kurzem eintreffen solle. Sie fügen hinzu, daß schon die Zitadelle bestimmt worden, wohin sie gebracht werden soll, falls man ihrer habhaft werden könne.

Alle diese Gerüchte scheinen uns durchaus grundlos. Demungeachtet tragen sie viel dazu bei, eine

immerwährende Gährung in dem westlichen Frankreich zu erhalten. Die Regierung würde, unsers Erachtens (insofern sie durch fortwährende Duldung des obenbezeichneten Verfahrens, nicht andere „politische“ Absichten bezweckt), sehr weise thun, durch kräftige, tiefeingreifende Maßregeln, sobald als möglich einem Unwesen ein Ende zu machen, das bei dem ersten äussern Anstoße gewiß die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen müßte.

Ein in der Südsee neuentdeckter und kolonisirter Koralleninsel-Archipel.

Ein ganz eigenthümliches lebendiges Interesse knüpft sich an Geschichte und Beschreibung der Südseeinseln. Mit immer neuem Vergnügen wendet man seine Blicke den glücklichen Eilanden zu, die über des stillen Ozeans unermeßliche Fläche wie gesäet sind, und ruhet dort aus von dem Geräusch des alten Europa's, indem man in dem Schauspiel des einfachen Urlebens ihrer Bewohner sich ergötzt.

In ihren Berührungen mit den Südsee-Insulanern, scheinen die Seefahrer selbst einer unwiderstehlichen Sympathie sich überlassen zu haben. Sie konnten sich eines Gefühls der Erkenntlichkeit nicht erwehren gegen diese Inseln, wo sie das Ziel langer Entbehrungen gewahrten. Haben sie ihren natürlich einfachen Bewohnern die Wohlthaten wie die Laster der Zivilisation kennen gelernt, haben sie dieselben ihnen wenigstens nicht mit Gewalt aufgedrungen, und Blutvergiessen hat nicht die leichte Eroberung entehrt.

Alles in den Inseln der Südsee nimmt des Beobachters Aufmerksamkeit in Anspruch; sogar ihr Dasein und ihre Bildung. Man weiß, daß ihre Basis aus Korallenmassen besteht. Die Klippen, wovon sie umschlossen sind, bilden senkrechte Mauern, die oft mehr als tausend Klaftern hoch vom Grunde des Meeres bis zu desselben Oberfläche sich erheben.

Um sich einen ziemlich genauen Begriff zu machen von der Art und Weise, mit welcher die Natur bei ihrer Bildung verfährt, ist es hinlänglich, zu wissen,

wie der Korallenfels entsteht, nämlich aus der Uebereinanderhäufung zahlloser Zellen, die von einer gewissen Polypengattung erbauet werden. Diese Thierchen bauen unaufhörlich in senkrechter Richtung immer höher, bis sie zu des Wassers Oberfläche gelangen. Die Trümmer dieser Zellen nehmen sodann die von den Fluthen herbeigeschwemmten Saamenkörner in sich auf, und werden solchergestalt der Vegetation Prinzip.

Welcher Stoff zum Nachdenken bietet in diesem langsamen doch ununterbrochenen Gange der Natur sich dar. Jene steinernen Wälder sind aus dem Grabe eines unbemerklichen Insektes emporgewachsen. Täglich erheben sich aus dem Schooße des Meeres neue Klippen von ähnlicher Bauart, während andere in geringer Tiefe im Gewässer verborgen, auf tausend verschiedenen Stellen die Seefahrer erschrecken.

Könnte man nicht den Zeitpunkt vorausberechnen, wo alle diese einzelnen Eilande und Klippen, durch zwischen ihnen beständig neu entstehende, endlich ein großes Festland bilden, und die noch jetzt sie trennenden Gewässer zwingen werden, unter andern Himmelsstrichen neue Betten sich zu graben? Freilich werden noch viele Jahrhunderte vergehen, bevor eine solche Umgestaltung zur Vollendung gedeihen dürfte. Aber was sind Jahrhunderte für die ewige Natur? —

Einige arme Indianer, von einem der beiden Festlande, welche der atlantische Ozean bespült, mit ihren zerbrechlichen Fahrzeugen vom Sturm verschlagen, bildeten, aller Wahrscheinlichkeit nach die ersten Elemente der Bevölkerung dieser Inseln. Auch jetzt ist diese Bevölkerung noch wenig zahlreich und weit

zerstreuet. Die Unzulänglichkeit der Schifffahrtsmittel hat die Auswanderung von einem Punkte zum andern sehr erschweren müssen, weshalb es in dieser Hemisphäre noch Inseln gibt, die eines Menschen Fuß nie betreten hat, und die im Ueberfluß Alles darbieten, was zu des Lebens Erhaltung nothwendig ist.

Man kann sich nichts Malerischeres, nichts Lachenderes denken, als diese unbewohnten Erdwinkel, deren Fruchtbarkeit alle Beschreibung übertrifft. Das dortige Klima ist sehr gesund, gemäßigt und bleibt sich immer gleich. Man athmet so zu sagen Gesundheit und Leben. So viele Vortheile haben unternehmende Menschen angelockt. Kleine Kolonien haben sich gebildet auf verschiedenen Punkten, und Alles läßt voraussetzen, daß sie gedeihen werden.

Wir wollen hier eine kurze Beschreibung geben von einem der zahlreichen Archipele, die den meisten Seefahrern noch unbekannt sind. Bemerken wir nur im Voraus, daß die Aehnlichkeit zwischen allen Inseln des stillen Meeres wirklich auffallend ist.

Der Kokos-Archipel (so haben die ersten Entdecker ihn genannt) befindet sich unterm 12. Grade südlicher Breite, und unterm 97. Grade östlicher Länge. Er besteht aus einer Gruppe von etwa dreissig Inseln, die meisten von länglicher Gestalt, ein Wasserbecken umschliessend, das gewöhnlich drei Stunden im Durchmesser hat. Von der einen zur andern führt eine Art natürlicher Damm, der während der Ebbe trocken wird. Dieser Damm bietet nur an zwei Stellen Durchbrüche dar, wovon einer des Hafens Eingang bildet. Die Schiffe gelangen mit Mühe durch

denselben, weil er sehr eng und zum Theil mit Klippen besetzt ist. Im Innern des Beckens befinden sie sich jedoch in voller Sicherheit, indem sie darin gegen die wüthendsten Stürme gedeckt sind.

Der Inseln Anblick vom Hafen aus, ist entzückend. Das Gestade, woran des Meeres Wellenbewegung sich bricht, ist mit blendend weissem Sande bedeckt, worauf die prächtigsten Muscheln liegen. Dahinter bildet der Wälder dunkeles Grün einen großartigen Rahmen. Kokosnußgebüsche dehnen ihre zierlichen Palmen aus bis in das immer klare Gewässer der Bucht. Wie um einen wunderbaren Kontrast darzubieten mit dem tiefen Frieden, der auf dem Ganzen ruhet wiederholt das Echo weithin das Geräusch der gegen das Ufer schlagenden Wellen, deren Schaum alle Klippen bedeckt.

Die gewöhnliche Erhöhung der Inselgruppe über die Meeresfläche, ist zwischen 15 und 20 Fuß. Im Mittelpunkte einiger Inseln bemerkt man ziemlich hohe Spitzberge, deren angenehme Umrisse, auf allen Seiten mit verschiedenartigem Grün bedeckt, der Landschaft überraschende Schönheit noch vermehren.

Die Kokosinseln verdanken ihren Namen der ungeheuern Menge Kokosnußbäume, welche darauf wachsen, und die fast überall undurchdringliche Gebüsche bilden. Der Boden ist mit ihren Früchten bedeckt. Man kann sich einen Begriff machen von ihrer Menge, wenn man weiß, daß ein einziger Baum mehr als 120 kopfgroße Nüsse jedes Jahr abwirft.

Tritt man in diese dichtverschlungenen Waldungen, welche nie eine Axt gelüftet, vermehrt ein unerwartetes Schauspiel des ersten Eindrucks Reiz. Sie

dienen Seevögeln als Zufluchtsort, die, ihrer Plattfüße ungeachtet, sich tausendweis auf den Zweigen niederlassen und darauf sich schaukeln. Des Menschen Gegenwart erschreckt sie nicht. Sie lassen ihn ganz nahe kommen, und ahnen die Gefahr nicht früher, als bis sie ihr nicht mehr entrinnen können.

Es gibt im Kokos-Archipel weder Schlangen, noch schädliche Thiere irgend einer Art. Dagegen findet man viele Krabben von vortrefflichem Geschmack, und sehr große Krebse, deren Gewohnheiten etwas ganz Eigenthümliches haben.

Ihre Bewegungen sind viel langsamer, als die der Krabben. Sehen sie sich bedrohet, so machen sie sich auf Vertheidigung gefaßt, indem sie den Schwanz in die Höhe strecken, ihre ungeheuern Scheeren öffnen, allen Bewegungen ihres Gegners folgen, und sich immerwährend um sich selbst, wie auf einer Schraube, drehen, um jedem Angriffe die Stirn zu bieten. Diese Krebse haben unter ihrem Schwanz eine ölige Substanz in großer Menge, die man in der Küche recht gut gebrauchen kann.

Das Pflanzenreich ist wenig abwechselnd auf den Inseln. Die Kokosbäume scheinen allen nährenden Stoff des Bodens zu verschlingen. Man findet hier und da wohl einige Bäume von anderen Gattungen, doch sind sie nur in geringer Zahl vorhanden, und auffallend verkrüppelt.

Dieser Archipel hat noch einen andern Vortheil, den die Natur den meisten Südseeinseln verweigert hat. Wo man in die Erde graben mag, findet man überall süßes Wasser, beinahe auf des Bodens Oberfläche. Schweine und Geflügel vermehren sich auf

eine fast unglaubliche Weise, ohne daß man um ihre Nahrung sich zu bekümmern braucht. Sie finden dieselbe im Ueberfluß unter den Kokosnußbäumen. Alle diese Thiere werden schnell fett, und haben ein sehr saftiges, wohlschmeckendes Fleisch. An mehreren Orten hat man bereits Getreide und andere Zerealfrüchte gesäet, doch sind diese Versuche nicht vom besten Erfolg gekrönt worden.

Der Boden des Archipels ist mit Unebenheiten bedeckt, die von den Korallenspitzen herrühren, welche sich in vielen Stellen entblößt, wie Klippen oder zertrümmerte Felsen, zeigen. Die Korallensubstanz befindet sich in einem beständigen Vegetationszustande in des Beckens ganzer Ausdehnung. Man sieht sie von allen Seiten wachsen, und ihre Verzweigungen ausdehnen, während das Auge in großer Tiefe ihre mit Seepflanzen jeder Art bedeckte Basis gewahrt.

Die am häufigsten vorhandenen Seepflanzen sind die, welche die Engländer Turtle-grass (Schildkrötenkraut) nennen. Die Schildkröten fressen sie sehr gern, und finden sich oft in unzählbarer Menge in den Buchten ein, wo sie wachsen. Man braucht alsdann nur einen Stock zu ergreifen, und sich auf ein kleines Floß zu begeben, um in einem Tage eine große Menge zu erlegen. Obgleich die Schildkröte, ihrer Schwere ungeachtet, anfänglich ziemlich schnell schwimmt, wird sie doch bald müde, und nach einigen Minuten kann man sich ihrer mit Leichtigkeit bemächtigen.

Man bemerkt auf den hiesigen Küsten keine andere Amphibien. Fische jeder Art sind sehr häufig, und

die hier verweilenden Fahrzeuge salzen davon immer eine große Menge.

Vor drei Jahren waren die ebenbeschriebenen Inseln noch unbewohnt. Um diese Zeit ging der Brite Hare, mit einem zahlreichen Malayen-Gefolge, auf einem ihm gehörigen Schiffe, von Borneo unter Segel, um auf dieser jungfräulichen Erde sich niederzulassen. Er hatte sich mit Lebensmitteln, Werkzeugen und Vorrath jeder Art im Ueberfluß versehen.

Die Ankömmlinge liessen sich auf drei nahe bei einander ligenden Inseln nieder. Sie baueten sich anfänglich kleine Hütten, die jetzt durch bequeme Wohnungen ersetzt worden. Zu Anfang 1833 genoß die entstehende Kolonie bereits alle Bequemlichkeiten eines ruhigen, sorgenfreien Daseins. Jeder Pflanzer hatte alle zur Bebauung einer gut eingerichteten Meierei erforderlichen Werkzeuge. Er hatte sein Wohnhaus, seine Scheuer, Hühnerhaus, Taubenschlag, ꝛc. Niemand erleidet irgend ein Hinderniß in der Ausübung seiner Gewerbthätigkeit, und der Boden gehört dem, wer ihn zuerst bearbeiten will.

Seit ihrer Ankunft haben die Kolonisten einige Erdstöße verspürt, doch waren sie weder stark, noch von langer Dauer. Ihr Geflügel, und die ungeheure Menge Kokosnüsse, welche sie nur aufzulesen brauchen, können ihnen Veranlassung geben, Tauschhandel mit den europäischen Schiffen anzuknüpfen. Aber man weiß wahrlich nicht, ob man das als ein Glück für sie betrachten darf....

Gegenwärtiger Zustand der französischen Schaubühne.

Des französischen Publikums Geschmack hat sich in den drei letzten Jahren von Grund aus verändert. Sein früheres Zartgefühl, sein oft bis zur Uebertreibung gesteigerter Begriff von Schicklichkeit, sind in der neuesten Zeit ausgeartet in eine Rohheit der Sprache, in eine Schamlosigkeit des Benehmens, die seinen intellektuellen Zustand in keinem günstigen Lichte erscheinen lassen, und die im Allgemeinen höchstens Abscheu und Verachtung zu erregen im Stande sind.

Szenen der Raserei, des absolutesten Unsinns, Darstellungen der empörendsten Leidenschaften, der unnatürlichsten Laster, erlogene angeblich geschichtliche Thatsachen, unmögliche Karakter, abgeschmackte Verschlingungen barbarischer Ereignisse: solches sind die Lieblingsgegenstände, woran dieses Publikums Neugier sich weidet, womit seine Einbildungskraft sich sättigt, und die es zu Verbrechen jeder Art in das alltägliche Leben überträgt.

Mord und Todschlag, Ehebruch und Blutschändung, Nothzucht und Vergiftung, Straßenraub und Schriftverfälschung beleben nicht blos alle Romane, alle sogenannten „historischen Werke“ (Parodien der wirklichen Geschichte unter den entstellenden Händen eines Alexander Dumas, eines Bibliophilen Jakob, eines Capefigue, eines Hügo und mehrerer anderer), sie bilden nicht allein die Hauptmotive in allen Schau- und Trauerspielen, in allen Melodramen und Vaudevillen, sie figuriren auch im wirklichen Leben in so

kolossalen Verhältnissen, daß man bei ihrem Anblick erstarrt und daß man nicht mit Unrecht an der französischen Gesellschaft Zukunft verzweifeln müßte, dürfte man nicht zu gleicher Zeit der Voraussetzung Raum geben, daß ihr gegenwärtiger Zustand erzwungen, unnatürlich sei, daß er nichts ist, als eine rückwirkende Nachwehe der gewaltigen physischen und moralischen Aufregung von 1830, die erst in ihren Folgerungen so verhängnißvoll sich gestaltet, als wir sie jetzt erblicken, die aber früher oder später vorüber gehen, und durch eine ruhigere, würdigere, menschlichere Haltung ersetzt werden wird.

Wir erinnern uns noch sehr wohl, einer Vorstellung der französischen Maria Stuart, in schnarrende Reime gezwängt von Lebrun, beigewohnt zu haben. Die Königin von Schottland drückte selbst im größten Schmerz mit jenem an das Lächerliche grenzenden Pathos sich aus, den Corneille und Racine der Bühne ihres Vaterlandes verliehen, und den Voltaire, wie seine Nachahmer bis zum Unerträglichen vervollkommt haben. Doch in allen diesen Reden kein zweideutiges, sogar kein alltägliches Wort. Immer die steife, selbst langweilige Deklamation des sogenannten guten Ton's, immer Tackt, Haltung, Manieren, das ganze Wesen und Leben der höhern Gesellschaft. Das Gefühl soll hier nur durch tiefergreifende Worte, durch moralische Ereignisse, nicht aber durch physische Handlungen, durch Szenen des Entsetzens in Anspruch genommen werden. Man treibt die Delikatesse soweit, daß man nicht einmal die zur Hinrichtung der unglücklichen Nebenbuhlerin Elisabeths erforderlichen Zurüstungen auf der Bühne erblickt. Alles das mußte

der Zuschauer sich in einem Nebengemache des Gefängnisses denken, nach der gereimten Schilderung einiger in Szene gestellten Personen. Selbst der Streich, welcher das Fallen des Hauptes der verurtheilten Königin andeutete, wurde unterdrückt, weil er des Publikums Nerven zu sehr angegriffen, und einige wahre oder erkünstelte Ohnmachten veranlaßt hatte.

Welch ein Riesenschritt von diesem zurückhaltenden Zartgefühl der alten Muse, bis in den Schmutz der heutigen dramatischen Kunst, wie sie in Frankreich an der Tagesordnung ist! — Greuel und Empörung, Schande und Verhöhnung aller Schicklichkeit bieten sich hier die Hand.

Sehen wir nicht in der kläglichen Trauerposse: „der König vergnügt sich", Franz I (von Frankreich) in einem Bordell, das nebenbei eine privilegirte Mördergrube ist, wo die bezeichneten Opfer à tant par tête wie Schöpse abgestochen werden? Und sollte man glauben, daß der Verfasser dieses unsinnigen Machwerks (Viktor Hügo) die Schamlosigkeit so weit getrieben, öffentlich vor Gericht zu behaupten, sein als unmoralisch verbotenes Stück sei profondement moral....

Sehen wir nicht in Lukrezia Borgia, von demselben Verfasser, eine Mutter alle erdenklichen Mittel aufbieten, um die sinnliche Liebe ihres eigenen Sohnes zu erregen, der die Frucht einer blutschänderischen Verbindung mit ihrem leiblichen Bruder gewesen?

Sehen wir ihn nicht den Verbrechen dieser Familie, welche die Geschichte als wirklich stattgefunden darbietet, noch andere erdichtete beigesellen, worin die Unkenntniß aller Möglichkeit, die Verspottung

alles Wahrscheinlichen, die unglaublichsten Fabeln vom Blaubart und andern ähnlichen Phantasiegeschöpfen weit übersteigen?....

Und diese Lauine dramatischer Verdorbenheit wächst unaufhaltsam von Moment zu Moment. So gewahren wir in einem der neuesten Melodramen, von Benjamin und Hyacinthe, welches vor einigen Wochen zuerst unter dem Titel: „Aimer, Mourir“ in Paris gegeben worden, einen vollständigen Galgen, nebst allen dazu erforderlichen Zugehörungen, mitten auf der Bühne.

Ein Verurtheilter, Don Blas genannt, nähert sich der schauderhaften Verlängerungsmaschine, in der Kleidung eines armen Sünders, mit nackten Füßen, die Hände auf den Rücken gebunden. In der Entfernung vernimmt man das Geläut der großen Sterbeglocke. Das Volk plärrt Bußpsalmen und freuet sich auf das bevorstehende Schauspiel.

Alle „Anregungsmittel“, womit Viktor Hügo gewöhnlich seine Dramen beschließt, sind hier am Anfang angebracht. Bei den Nachahmern geht Alles crescendo. Sie übertreiben, in der Hoffnung ihre Unzulänglichkeit zu verbergen. Schwarze Draperien und Wachskerzen sonder Zahl, verlarvte Büßer und weiße Mönche sind die Hauptmotive dieser Szene. Das Ganze macht einen wirklich beängstigenden Eindruck.

Der Delinquent beichtet auf dem Theater und erhält Absolution, wobei Kreuzschlagungen, Weihwasserspenden und andere Akzidenzien des römischen Kultus, nicht gespart worden. Wenn gleich alle diese Dinge an und für sich unbedeutend sind, darf man sie doch,

so lange sie zum Zeremonial öffentlich anerkannter kirchlicher Gebräuche gehören, höchst unschicklich auf dem Theater nennen.

Endlich wird der Verurtheilte unter den Galgen geführt. Der Strick wird an das Todesgerüst befestigt. Der Henker manipuliert den Unglücklichen, putzt ihn zurecht für die „feierliche Handlung," miraudirt ihn, wie Frau von Sévigné von jener Giftmischerin Brinvilliers sagte, die zu ihrer Zeit verbrannt wurde. Jetzt wird dem Elenden das Hanfseil um den Hals geschlungen, jetzt baumelt er, verdreht fürchterlich die Augen, knirscht mit den Zähnen, und streckt die Zunge weit zum Munde heraus.....

Man glaubt den Unglücklichen schon verschieden, oder zweifelt, daß ein lebendiger Schauspieler einer so entsetzlichen Rolle sich unterzogen. Aber nein; es verhält sich in der That Alles, wie eben gesagt. Der gehängte Schauspieler ist vielleicht der beste der ganzen Truppe.

Glücklicherweise für ihn, langt grade, wie er die fürchterlichsten Gesichter schneidet, und schon kirschbraun von der Nasenspitze bis zu den Ohrzipfeln wird, seine Begnadigung an. König Ferdinand VII (denn das Stück spielt in Spanien, und der Prolog in Ceuta) braucht einen Menschen wie Don Blas zur Vollstreckung seiner philantropischen Absichten, und nirgends bot sich ihm ein würdigeres Subjekt dar, als ein seiner gesellschaftlichen Verbrechen wegen zum Tode Verurtheilter, dessen Hinrichtung, wie wir gesehen, nur durch ein so unerwartetes Ereigniß unterbrochen werden konnte.

Der Patient wird losgeschnitten, bekomplimentirt,

ſeiner Bande entledigt, ſäuberlich herausgeputzt, und in eine bequeme Kutſche geſetzt, um über die Meerenge von Gibraltar nach Madrid zu fahren, was, wie man weiß, gar keine Schwierigkeit darbietet. Vielleicht auch wußten die Verfaſſer oder „Zurichter“ des in Rede ſtehenden Meiſterſtücks nicht einmal, daß Ceuta in Afrika ligt, und daß ein Meerarm dies Feſtland von der iberiſchen Halbinſel ſcheidet.

Wie dem auch ſei, der gehängte und wieder abgeſchnittene Don Blas wird zum Polizeidirektor in Valenzia ernannt, wo man eine Landung von Seiten ausgewanderter Konſtitutionellen befürchtet. Auf dieſem Poſten ſpielt er, mit einigen Abänderungen, ganz dieſelbe ſchmachvolle Rolle, durch welche der Statthalter oder General-Kapitän von Malaga, Moreno, ſeinen mit unauslöſchlicher Schande gebrandmarkten Namen dem Fluche von Mit- und Nachwelt aufbewahrt.

Wie dieſer in Wirklichkeit gegen Torrijos, Pinto und ſeine Gefährten ſich benommen, die er durch täuſchende Vorſpiegelungen, aus ihrem ruhigen und ſichern Aufenthalt in Gibraltar gelockt, um ſie zu einer Landung im Hafen Blaque zu bewegen, ſich ihrer zu bemächtigen, und ohne weitere Anklage oder Verurtheilung ſie erſchieſſen zu laſſen, eben ſo verfuhr Don Blas gegen die erdichteten Negros, welche in der Nähe von Valenzia ihr Vaterland wieder zu betreten wagten.

Der Polizeidirektor hat ſich indeſſen verheirathet, und ſeine Frau liebt einen dieſer Communeros, der ſie von ſeiner nahe bevorſtehenden Ankunft hat benachrichtigen laſſen. Um deſto ſicherer zu ſeiner Gelieb-

ten zu gelangen, verbirgt er sich in einen großen Koffer, den er in des Polizeidirektors Behausung tragen läßt. Dieser Koffer spielt fast während dem ganzen vierten Aufzuge die Hauptrolle.

Don Blas hat gleich auf den ersten Blick bemerkt, daß in dem Kasten etwas Verdächtiges enthalten, und daß dieses Verdächtige nichts anderes sei, als der Enamorado (Liebhaber) seiner Frau. Er will eben das Schloß erbrechen, oder den Deckel zertrümmern, als ein Aufstand, veranlaßt durch die Anhänger Ramoset's sein schnelles Erscheinen unumgänglich nothwendig macht. Fernand (eine Art *Lelo* en amour) benutzt die Gelegenheit, seinem Kasten zu entspringen. Aber eben so ungeschickt, als sein Nebenbuhler listig ist, fällt er durch eigenes Verschulden in dessen Hände, schlägt sich einige Augenblicke mit ihm herum, und stürzt bald, mit einem derben estocada (Degenstoß) durch die Rippen, heulend zu Boden.

Ines, des Polizei-Direktors Gattin tritt in demselben Augenblicke herein, um ihres begünstigten Liebhabers letztes Todesröcheln zu vernehmen. Don Blas, der laut dem Melodrama eine unumschränkte Gewalt in Valenzia ausübt, läßt sie, ihres Jammergeschreies ungeachtet, mit dem Leichnam Fernandos gemeinsam einmauern.

Das Ende dieses Schauderstücks ist also seines Anfangs vollkommen würdig. Es fehlt nichts als eine letzte Szene, worin man Ines in derselben Lage erblickt, wie Ugolino, nachdem Ruggieri ihn in den Thurm in Pisa eingesperrt, wo er sich selbst seine Fäuste abgefressen, bevor er den schrecklichen Hungertod starb.

Sollen wir noch anderer Schau- oder Trauerspiele von demselben Gehalte, von derselben Sittlichkeit gedenken? An Stoff dazu fehlt es nicht. Verlegenheit der Wahl allein ist vorherrschend. Ueberall Szenen die keine andere als empörende Empfindungen und Leidenschaften aufzuregen im Stande sind. Wozu uns noch länger beschäftigen mit so abgeschmackten, jedes bessere Gefühl beleidigenden Gegenständen? Was wir von einem derselben gesagt, ist vollkommen passend für alle: ab uno disce *omnes*.

Die menschliche Körpergröße im Allgemeinen, und die der größten bekannten Riesen im Besonderen.

Einige Naturforscher haben sorgsam die Gesetze studiert, denen die Verschiedenheiten des menschlichen Wuchses unterworfen zu sein scheinen, je nach den Gattungen, dem Zivilisationszustande, dem Klima und dem Zeitraum. Im Allgemeinen ist die Größe des weiblichen Geschlechts viel weniger auffallend verschieden, als die des männlichen, und nur auf dies letzte können, bei strenger Erwägung, die nachstehenden Bemerkungen anwendbar gemacht werden.

Die neuern Reisenden, vorzüglich die Seefahrer, haben sorgsam die mittlere Größe der von ihnen besuchten Völker bestimmt. Um den Begriffen über diesen Punkt eine festere Basis zu gewähren, wollen wir einige dieser Messungen anführen, es jedoch bei den entgegengesetzten Extremitäten bewenden lassen.

Völker von kleinem Wuchs.

Buschmänner im Gebirg *) . .	4	Fuß —	Zoll **).
Eskimohs	4	„ —	„
Metis-Papus von Offack . . .	4	„ 7	„
Kamtschadalen	4	„ 10	„
Mogolische Tataren	4	„ 10	„

Völker von großem Wuchs.

Neuseeländer	5	Fuß 7	Zoll.
Karaiben in Südamerika	5	„ 9	„

*) Bosjemanns, in den rauhesten Hochebenen des Hottentottenlandes, nördlich vom Vorgebirg der guten Hoffnung.

**) Pariſermaß.

Bewohner der Seefahrerinseln . . 5 Fuß 10 Zoll.
Patagonier (die größten) . . . . 6 „ — „

Die mittlere Größe der Zwergvölker ist demnach 4 Fuß, und die der Riesenvölker 6 Fuß, wonach man die des ganzen Menschengeschlechts im Durchschnitt auf 5 Fuß anschlagen kann. Um jedoch eine wahre mittlere Schätzung zu erhalten, müßte man bei jedem Völkerstamme die gleiche Zahl Menschen von jeder Größe messen, um allen Ergebnissen sodann eine mittlere Zahl entnehmen zu können.

Die atmosphärischen Umstände sind jetzt zu einem anscheinend stationären Zustande gelangt, es möchte also scheinen, daß mit den organisirten Wesen etwas Aehnliches sich ereignet. Man könnte daraus folgern, daß das menschliche Geschlecht ein Lebensprinzip besitzt, welches fähig ist, auf viele Jahrhunderte die gleiche mittlere Körpergröße zu erhalten, aller ihrer zufälligen Abweichungen unbeschadet. Man kann gleichfalls voraussetzen, daß dies Prinzip sich stärkt, oder sich schwächt, und zwar auf eine beharrliche Weise, oder aber, daß es einen auf- und absteigenden Gang verfolgt, dem eines jeden Individuums im Besonderen ähnlich.

Jedermann weiß, daß man bisher noch keine menschlichen Körper im versteinerten Zustande gefunden. Es würde also schwer sein, zu bestimmen, welche Leibesgröße der Mensch bei seinem Erscheinen auf der Erde gehabt, als die dem Erdball eigenthümliche ursprüngliche Wärme auf das Menschengeschlecht denselben Einfluß ausgeübt, den sie auf die ersten Pflanzen und Thiere gehabt.

Jene Pflanzen wie jene Thiere der ersten Zeiten

unsers Weltkörpers, die man noch jetzt in Schichten von Urgestein wieder findet, haben in der That einen bei weitem größeren Umfang, als die noch vorhandenen Gattungen, welche ihrer Form nach mit jenen Aehnlichkeit haben. Aller geologischen Entdeckungen ungeachtet, welche man in den neuesten Zeiten gemacht, hat man dennoch keine Spur entdeckt von irgend einem Ueberreste des alten Riesengeschlechts, wovon die Tradition unserer Vorfahren einige Andeutungen aufbewahrt.

Wie dem auch sei, darf man doch als erwiesen annehmen, daß die Größe des menschlichen Leibeswuchses seit den entferntesten geschichtlichen Zeiten keine besondere Abweichungen erlitten, und daß sie im Durchschnitt immer dieselbe gewesen, wie jetzt. Das beweisen uns unter andern die ägyptischen Mumien, und die genauen Angaben von der Größe gewisser ausgezeichneten Personen des Alterthums.

Moses war (nach dem Talmud) nicht über 5 Fuß 2 Zoll Parisermaß groß. Die Körpergröße Jesu Christi war 5 Fuß 3 Zoll 6 Linien. Die Alexanders des Großen war nicht ganz 5 Fuß 4 Zoll. Cäsar maß 5 Fuß 7 Zoll. Augustus 5 F. 4 Zoll. Cicero 5 F. 1 Z. Brutus 5 F. 2 Z. Nur Pipin, zubenannt der Kleine, und sein Sohn Karl der Große maßen über 6 Fuß. Luther war 5 Fuß 2 Zoll 5 L. groß; Kalvin 5 F. 4 Z., Gustoph Adolf 5 F. 6 Z. ꝛc.

Nimmt man an, was höchst wahrscheinlich ist, daß alle Maße des Alterthums nach der menschlichen Natur genommen worden, so finden wir, daß im

Durchschnitt die mittlere Leibesgröße der Aegypter 5 F. 2 Z. 10 L.; die der Griechen 5 F. 4 Z. 6 L.; die der Römer 5 F. 1 Z. 8 L.; die der Araber 5 F. 7 Z. war.

Es würde auch gut sein, den äussersten Werth der menschlichen Größe in seinem gegenwärtigen Zustande zu kennen, d. h. die der kleinsten Zwerge und die der größten Riesen unserer Zeit.

Selten findet man die ersten unter 2 Fuß, dagegen kennt man weniger genau die äusserste Riesengröße. Um sie mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, wollen wir eine gedrängte Uebersicht von der Geschichte der merkwürdigsten Riesen geben. Wir wollen dabei die Ordnung der Leibesgröße, nicht die der Chronologie befolgen, und um die Verwandlung der alten Maße in unsere gegenwärtigen so richtig als möglich zu bewerkstelligen, wollen wir dabei auf die Kenntnisse uns beruhen, welche spezielles Studium der alten Messungskunde uns gegeben.

Nach Manetho war Sesostris, jener mächtige Aegypterkönig, der seine siegreichen Waffen bis zu Szythen und Thraciern trug, der so viele Kanäle graben, so ungeheure Denkmäler aufführen lies, von den vielen Tausenden fremder Gefangenen, die er mit sich nach Aegypten gebracht; war dieser gewaltige Krieger von Leibesgestalt groß. Er maß 4 Kudeen 3 Palmen und 2 Finger, was nach Pariſermaß 6 Fuß 4 Zoll und 2 Linien macht.

Rudsbeck, in seinem „Atlantis“ betitelten Werke, sagt, wie er selbst einen schwedischen Bauer gesehen, der eine Größe von acht schwedischen Schuhen, folglich von 7 F. 3 Z. 9 L. hatte.

Kaiser Maximin war gebürtig aus Thrakien. Er hatte sich als gemeiner Soldat in der römischen Armee anwerben lassen, und erhob sich schnell von Grad zu Grad, bis er, nach dem Tode des Kaisers Septimus Severus, von den Truppen, sowohl seines geistigen Einflusses, als seiner Körpergröße, und der fast unglaublichen Kraft seines Armes wegen, zum Imperator ausgerufen wurde. Er maß 8 römische Fuß 4 Zoll, oder 7½ Fuß Pariſermaß.

Man erzählt von ihm ausserordentliche Dinge. Er konnte die härtesten Steine mit den Händen zerbrechen, ziemlich starke Bäume entwurzeln, schwer beladene Wagen große Strecken weit ziehen. Täglich trank er eine Amphora (16 Maß) Wein, und speisete zwischen 30 bis 40 Pfund Fleisch, des Brotes und der andern Gerichte nicht zu gedenken.

In dem Kriege, den Xerxes, König von Persien, gegen Griechenland unternommen, lies er die Halbinsel des Athosberges durchstechen, um seiner Flotte eine Wasserstraße zu bahnen. Dies erstaunliche Unternehmen wurde unter Leitung zweier persischen Großen, Bubares und Artacheus, ausgeführt. Der letzte starb dabei an einer Krankheit. Er war sehr groß, und es fehlten ihm nur 4 Finger um 5 königliche Kubeen zu messen. Er maß also 7 F. 10 Z. 2 L. Xerxes betrauerte seinen Verlust sehr, und die persische Armee setzte ihm ein Denkmal an der Stelle, wo seine Ueberreste bestattet wurden. Es ist davon jetzt keine Spur mehr vorhanden.

Ryckius gedenkt eines Holländers, der nicht weniger als 8½ rheinländische Schuh groß war, was nach Pariſermaß 8 F. 2 Z. 7 L. macht.

Der Riese Gabbara, Gesandter Arabiens an den Kaiser Klaudius, maß, nach Plinius, 9 röm. Fuß 9 Zoll, oder 8 F. 10 Z. P. Maß.

Wer kennt nicht die Geschichte des Riesen Goliath, der vor sich her einen Panzer tragen lies, welcher 6000 Sickel (61 Pfund 18 Loth) wog, und der mit einer Eisenlanze von dem Gewicht von 600 Sickel (7 Pfund 12 Loth) bewaffnet war. Der gewaltige Philister, dem der nicht ganz 5 Fuß große David mit jenes eigenem Schwerte den Kopf abhieb, nachdem er ihn, mit einem gegen die Stirn geschleuderten Stein, zu Boden gestreckt, maß (nach dem alten Testamente) 6 Kudeen und eine Spanne.

Man hat sich viel gestritten über Goliaths wirkliche Größe. Aber seit man in den ägyptischen Gräbern die zu jener Zeit gebräuchlichen Kudeen wieder gefunden, kann man obige Angabe, falls sie richtig ist, auf 9 Pariserfuß feststellen.

Diese Größe Goliaths ist nicht ganz unwahrscheinlich, darf man anders der Behauptung Delrio's, in seinen Anmerkungen zu Seneka's Oedip, Glauben beimessen, wodurch er bescheinigt, im J. 1572 in Rouen mit eigenen Augen einen Piemontesen gesehen zu haben, der über neun Fuß groß war.

Plinius berichtet, daß man unter der Regierung des Kaisers Augustus einen Riesen und eine Riesin gesehen, Pusio und Secundilla genannt, die nicht weniger als 10 röm. Fuß 3 Zoll (9 F. 3 Z. 6 L. P. Maß) groß waren. Nach ihrem Tode wurden ihre Gerippe in Sallust's Gärten aufbewahrt.

Soll man endlich noch die Größe des Riesen Eleasar, eines gebornen Juden, in Rede stellen,

den Artaban, König der Parthen, an Kaiser Tiber gesendet? Josephus, in seinen „jüdischen Alterthümern," gibt ihm sieben Kudeen. Meinte er römische Kudeen, die kürzesten von allen, so war Eleasar's Größe 9½ Fuß Pariſermaß.

Solches ist die äusserste Grenze der Riesengröße, deren Erinnerung von den Geschichtschreibern aufbewahrt worden. Sie enthält beinahe zweimal des Menschen mittlere Größe, und 4¾ Mal die der kleinsten Zwerge. Um sich indessen anders, als durch Zahlen, eine genaue Idee zu machen von diesen auffallenden Naturabweichungen, ist es nothwendig, gegen eine Mauer, mit ihrem wirklichen Umfange sich die Profile eines Eleasar, eines Goliath oder eines Gabarra, neben dem des Zwerges Bebe zu denken, der, genau gemessen, 2 Fuß groß war.

Der durch Lavaters System verrathene Mörder.

Die Wissenschaft der Doktoren Gall und Spurzheim, ist seit einiger Zeit wieder ein Gegenstand interessanter Debatten zwischen mehreren Gelehrten geworden, deren tief eindringende Gründe für und wider, von Neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf die psychologischen Studien gefesselt haben. Die Werke Lavater's selbst, wie viele Irthümer darin auch vorherrschen mögen, werden jetzt wieder sehr gelesen, und auf eine mehr oder weniger treffende Weise kommentirt.

Welches nun auch der Grad von Vertrauen sei, den man in dergleichen Nachforschungen setzen möge, kann man doch nicht ableugnen, daß sehr viele Umstände und Beobachtungen von hoher Wichtigkeit der Schädellehre wie der Physionomik ein hohes Interesse verleihen, das um so mächtiger für solche Personen wird, die kraft ihrer gesellschaftlichen Stellung, oder ihres Amtes, berufen sind, die Vertrauten der geheimsten Gedanken von Menschen zu werden, deren Gemüth durch des Verbrechens stürmische Leidenschaften oft tief bewegt worden.

Man erinnert sich noch der entsetzlichen Mordthat in Montmorency, bei Paris *). Zwei junge Eheleute wurden auf eine gräßliche Weise ermordet von zwei Unbekannten, welche sie über Nacht in ihrem Wirthshause beherbergten. Die Thäter waren zwei

*) M. s. „Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich," Jahrgang 1831 dieses Werkes.

kurz vorher dem Sklavenhause in Rochefort entsprungene Verbrecher, die eine Sentenz des Kriminalgerichts zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt hatte.

Sie waren entflohen, der Bewachung zahlreicher Soldaten, des tiefen Bettes der Charente, der hohen Mauern des Hafens und der noch höheren Wälle der Stadt, wie der doppelten, schweren Kette ungeachtet, womit die auf Lebenszeit Verurtheilten Tag und Nacht belastet sind.

Dieser beiden Menschen Geschichte, war eine lange Reihe von Verbrechen jeder Art. Aneinandergeschmiedet durch dieselben Umstände, erzeugte die Gemeinschaft ihres elenden Daseins, vielleicht auch eine gleiche Gemüthsstimmung, zwischen beiden eine innige Sympathie, die sich bei jeder Veranlassung beurkundete, weshalb man im Sklavenhause ihnen den Namen „Waffenbrüder" gab.

Einer dieser Freunde hieß Daumas-Dupin. Nach seinem Verbrechen floh er nach Italien. Die französische Regierung erhielt jedoch seine Auslieferung, und er erschien vor den Assisen in Paris. Sein Gesicht war im höchsten Grade zurückstoßend. Er sprach mit Leichtigkeit, oft sogar mit Tackt und Gewandheit; demungeachtet glaubte ihm Niemand. Seine schmalen Lippen, seine spitze Nase mit den weiten Nasenlöchern, seine grauen lebhaften Augen, vorzüglich sein unten sehr schmaler Kopf, der hinter den Ohren immer breiter wurde, dieser mit schwarzen, dicken in unordentliche Locken geschlagenem Haar bedeckte Kopf, gab ihm das Ansehen einer Hyäne, mit der Stirn eines Tiegers.

Das von ihm eingeflößte Entsetzen war so groß, sagen die seinen Prozeß betreffenden Akten, daß eine jener Elenden, die in den Straßen von Paris ihre Reize feil bieten, alle Aufforderungen dieses Menschen, wie sein Geld zurücksties, mit dem Andeuten, daß sein Anblick ihr einen Schauder nach dem andern abjage, und daß sie unmöglich mit ihm gehen könne.

Daumas-Dupin wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Sein Mitschuldiger hieß Robert Saint-Clair. Dieser Mensch, mit ausserordentlicher Stärke und großer Verwegenheit begabt, übertraf seinen Genossen noch an Wildheit und Energie. Er erdachte den Entweichungsplan aus dem Sklavenhause, und fand die Mittel, ihn in Ausführung zu bringen. Die beiden Flüchtlinge stürzten sich von der mehr als 20 Fuß hohen Mauer herab. St. Clair kam ohne Schaden davon; aber Daumas-Dupin zerbrach sich ein Bein, und blieb auf der Stelle ligen. Sein Gefährte lud ihn auf den Rücken, und dieser Last ungeachtet, die noch bedeutend durch ihre beiderseitigen hindernden Ketten vermehrt wurden, legte er, in der sumpfigen Ebene längs der Charente, mehr als zehn Stunden Weges zurück, ohne irgendwo zu verweilen. Von ihm auch rührte der Entwurf zu dem Doppelmorde von Montmorency her, wobei er des Verbrechens größten Theil über sich nahm.

Nach verübter That machte er seinem Mitschuldigen den gewonnenen Raub streitig, zwang ihn, sich zu entfernen, und verschwand. Vergebens waren die unermüdlichsten Nachforschungen, um seiner habhaft zu werden. Man erfuhr blos, daß er durch Piemont, die Schweiz und Deutschland gereiset, und auf der

türkischen Grenze geblieben sei, wo er Dienste in einem der Regimenter genommen, denen die Grenzbewachung übertragen ist. Später erhielt man auf eine bestimmte und offizielle Weise die Nachricht, daß er in einem Gefechte gegen eine der Räuberbanden, welche in dieser Gegend ziemlich häufig sind, geblieben sei, als er sich mit fast übermenschlicher Tapferkeit durch einen feindlichen Haufen schlagen wollte, der ihn von allen Seiten umringte. Das erfuhr man, und dachte nun nicht weiter an ihn, als sich 1830 folgende merkwürdige Begebenheit ereignete.

Es war gegen Ende August, als in einem der ersten Kaffeehäuser in Valence, in Dauphiné, in zahlreicher Gesellschaft die Rede auf die Systeme Lavater's und Gall's kam. Mehrere Personen scherzten darüber, andere vertheidigten sie. Ein Arzt, Namens Dourille, von Crest, der sich lange einem tiefen Studium dieser Systeme überlassen, sprach am eifrigsten dafür, und bewies durch mehrere Experimente mit Individuen, die er nie vorher gesehen, wie unrecht man habe, eine Wissenschaft, worin wirklich manches Tiefe sei, geradezu der Marktschreierei zu beschuldigen.

Er behauptete unter andern, daß die Hauptereignisse und Zufälle unsers Lebens tiefe Spuren zurücklassen auf unserm Gesichte, diesem unfehlbaren Spiegel der Seele; daß die Wiederkehr derselben Gedanken, die Qualen der Reue oder heftiger Leidenschaften, auf eine beständig gleichförmige Weise den Gesichtszügen sich einprägen. Er fügte hinzu, daß diese Spuren, in Uebereinstimmung mit den jetzt als unwiderleglich anerkannten phränologischen Beobachtungen, hinlänglich seien, dem Eingeweihten die Nei-

gungen anzudeuten, welche Natur oder Gewohnheit jedem Menſchen gegeben, wie die Handlungen, wozu er ſich habe hinreiſſen laſſen.

Tags darauf wurde Dourille zu einem Mittagseſſen in Granges-les-Valence eingeladen. Unter den Gäſten befand ſich ein Mann von mittlerm Alter, in einem blauen Ueberrock, mit dem Bande der Ehrenlegion im Knopfloche. Er hatte die Reiſe von Montelimart bis Valence mit einem der Eingeladenen gemacht, der ihn aus Höflichkeit eingeführt.

Gegen Ende der Mahlzeit erinnerte man den Arzt an ſeine Experimente vom vorigen Abend, und bat ihn, ſie zu erneuern. Er entſprach dieſem Verlangen, doch mit vieler Behutſamkeit, um Niemand zu beleidigen. Die Hausleute, und einige Frauenzimmer aus der Nachbarſchaft, wollten ebenfalls wiſſen, was in ihren Zügen oder auf ihrem Schädel zu leſen ſei, und Dourille ſagte ziemlich treffend, welches, ſeiner Vorausſetzung nach, ihre vorherrſchendſten Neigungen ſeien. Lautes Gelächter und Bravogeſchrei bewies ihm mehrmals, daß er ziemlich richtig gerathen habe.

Man wollte ſich eben vom Tiſch erheben, als der Mann mit dem rothen Bande ſich dem Doktor näherte, ſeine Experimente verſpottete, und Gall's, wie Lavaters Syſteme dumm und abgeſchmackt nannte. Seiner Behauptung zufolge, ſei einem Schurken nichts ähnlicher, als der erſte beſte ehrliche Mann, weshalb man täglich die rechtſchaffenſten Leute für Diebe oder Betrüger halte.

Dourille bemühete ſich, ſeinem Gegner durch triftige Gründe zu beweiſen, daß, wenn man ſich manchmal in Hinſicht auf den allgemeinen Ausdruck der

Gesichtszüge auch irren könne, bei einem genauern Studium derselben in ihren Einzelnheiten, sich indessen Umstände darböten, nach denen man, mit einiger Zuverläßigkeit voraussetzen könne, wie gewisse Neigungen und Leidenschaften wirklich in dem Gemüthe des Menschen, vorherrschend seien, weil sie überall auf gleichförmige Weise im Gesichte sich auszudrücken pflegten. Alle diese Erklärungen schienen den Mann im blauen Rocke keineswegs zu befriedigen. Er wurde bitterer in seinem Spott, und sagte zu dem Doktor:

Ich behaupte, daß Alles geradezu falsch und erlogen ist in diesem System: daß es unmöglich ist, des Menschen innigste Gedanken in seinem Gesichte zu lesen, seine heftigsten Neigungen und Leidenschaften an den Höckern seines Schädels zu erkennen. Weniger Menschen Leben ist wohl so bewegt und abwechselnd gewesen, als das meinige, wenige Gedanken und Leidenschaften haben wohl tiefere Spuren zurücklassen können, als die meinigen, und doch wette ich mit Ihnen, um Alles, was Sie wollen, daß es Ihnen ganz unmöglich sein wird, auch nur annähernd zu sagen, wer oder was ich eigentlich bin.

Niemand kannte den Mann im blauen Rocke. Alle Anwesenden sahen ihn an diesem Tage zum ersten Male. Während der Unbekannte sprach, hatte Dourille beständig die Augen auf ihn geheftet. Er entgegnete nichts. Aber eine Aufregung, deren er nicht Meister werden zu können schien, kämpfte in seinem Innern.

Der Fremde, durch sein Schweigen noch mehr gereizt, drang immer heftiger in ihn. Er entschuldigte

sich in sichtbarer Verlegenheit. Da jedoch der Andere nicht ablies, bat er ihn seinen Hut abzunehmen, den er die ganze Zeit aufbehalten. Man konnte bemerken, daß er dieser Einladung mit Widerwillen sich unterzog, obgleich er sich das Ansehen geben wollte, als finde er das ganz in der Ordnung. Lassen wir Dourille selbst die Entwickelung dieser merkwürdigen Szene schildern.

„Kaum hatte ich ihn fest und aufmerksam betrachtet," sagt er, „als ein unwillkürlicher Schauder sich meines ganzen Wesens bemächtigte. Ich war nicht im Stande den Blick seiner Augen mir zu erklären, die hin- und her sich wendend, zwischen Zorn, Angst, Wildheit und Reue schwankend, den meinigen entgehen zu wollen schienen. Indessen bemühete er sich dennoch zu lächeln, indem er mich fragte, was ich von ihm denke?

— Sie sind, entgegnete ich, in zu guter Gesellschaft, als daß ich Ihnen auf diese Frage antworten könnte.

„Sagen Sie nur. Ich will es wissen."

— Nein; es ist mir unmöglich.

„Er drang immer stärker in mich, und wurde endlich so ungestüm, daß ich nicht anders konnte, als ihm erklären, er habe die aller unglücklichste und verhängnißvollste Physionomie, welche ich je gesehen, und daß Lavater, an meiner Stelle, ihn für einen Mörder gehalten haben würde. — Er schien ein wenig zusammenzufahren, biß sich auf die Lippen, sammelte sich jedoch schnell und machte mehrere Einwürfe, die ich höflich beantwortete.

„Es war bereits finster geworden, als wir über

die Brücke zurückkehrten. Der Unbekannte suchte sich beständig an mich zu drängen, und ich gestehe es, das Entsetzen, welches sein auffallendes Benehmen mir einflößte, war so groß, daß ich mit aller Kraft bis zur Stadt mich an dem Arm eines meiner Freunde festhielt. Ich besorgte, er könne mir einen Stich versetzen, oder mich in die Rhone stürzen. Nach unserer Ankunft im Kaffeehause erneuerte er seine boshaften Neckereien. Meine Meinung über ihn hatte indessen so tiefe Wurzel gefaßt, daß ich ihn bedrohete, ihm den Schädel mit einem Bierkrug zu zerschmettern, wenn er mich nicht in Ruhe lasse. Gleich darauf ging ich hinaus, und begab mich nach Hause.

„Ich dachte nicht mehr an diese Begebenheit, als ich 2 oder 3 Tage nachher erfuhr, daß der Unbekannte im blauen Rock, eines betrügerischen Unternehmens wegen, in einem Gasthofe in Valence verhaftet worden. Während er sich im Gefängnisse befand, häufte sich über ihn Verdacht auf Verdacht. Er wurde oft verhört. Seine Antworten waren äusserst verworren. Eine genauere Untersuchung wurde verordnet, bei welcher man die Buchstaben T. P. (Travaux publics) auf einer seiner Schultern fand.

„Er gestand nun selbst, daß er Niemand anders sei, als Robert Saint-Clair, der Mitschuldige von Daumas-Dupin, bei dem Morde von Montmorency. Er war nicht geblieben in dem Gefechte gegen die Räuber, sondern hatte sich in einen Wald geflüchtet, fest entschlossen, nicht mehr zu seinem Regimente zurückzukehren. Eine unwiderstehliche Vorherbestimmung hatte ihn, beinahe gegen seinen Willen, wieder nach Frankreich geführt, das er einige Tage vor der

obenangedeuteten Szene betrat. Er wurde nach Paris gebracht, erschien vor den Assisen, wurde des Mordes der beiden jungen Eheleute schuldig erklärt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet."

Pro Memoria zur Kenntniß der französischen Literatur zu Ende 1833.

Unter den neuesten Erzeugnissen der französischen schönen Literatur, haben vorzüglich zwei Werke eine größere Aufmerksamkeit erregt. Das erste ist der „Bierbrauer-König (le Brasseur Roi)," von dem Vikomt von Arlincourt, das zweite „Alminti", von Nepomuk Lemercier, Mitglied der französischen Akademie.

Mit größerer Sorgfalt als weiland, polirt der sentimentale Vikompt jetzt seine Periphrasen, die sich früher auf dieselbe Weise versetzen oder umdrehen ließen, als das bekannte: Luna splendit et obscurat lumine suæ stellas. Man entnimmt daraus, daß er auf die Erbfolge des ersten besten Immortel (Akademikers) hinstrebt, der das Zeitliche segnen möchte, obgleich er, in diesem Betrachte, für die nächsten Jahre wenigstens, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben dürfte.

Er ist nicht mehr einer jener Schriftsteller, die, gemeinen Seiltänzern oder Luftspringern ähnlich, ungeheure Stylgambaden machen, ihre Wortfügungen bald pirouettiren bald sich mühsam fortschleifen lassen; die rückwärts schreiten, um desto besser zu springen

nach dem alten Sprüchlein: Faut réculer, pour mieux sauter; die auf dem schlaffen Seil einer abgeschmackten Fabel, ohne Balanzierstange, sich schaukeln, und die, zur Belustigung ihres Pfennig-Publikums, bald aus ihrer Zunge eine Wetterfahne machen, bald mit ihren Sitzfleisch-Proeminenzien die Grundsätze der politischen Selbsterhaltung zu versinnlichen sich bemühen.

Du tout: M. d'Arlincourt reihet gegenwärtig seine Worte mit wahrhaft akademischer Regelmäßigkeit aneinander. Mehr noch, er erfindet, oder sucht jetzt Fabeln auf, worin wenigstens etwas halbgesunder Menschenverstand ist. Sein neuer historischer Roman gehört zu einem Genre, den er seit der Julirevolution geschaffen, und wovon er in seinen Ecorcheurs (Schindern) die erste Probe aufgestellt, nämlich den aufrührerischen Genre.

Aber, sagt man, die von ihm dargestellte Begebenheit ereignet sich im 14. Jahrhundert.....

„Man lese 1830," entgegnet er.

Aber sie betrifft die berüchtigte Revolution von Gent...

„Man lese die Julirevolution."

Aber die Heldin nennt sich Bertrade, die edele Wittwe.

„Man lese Karoline Herzogin von Berry, die Mirakelmutter."

Und Néolie?...

„Man lese Mademoiselle."

Und also fort und fort, Zug für Zug dieselbe schlagende Aehnlichkeit, ja Uebereinstimmung. Nichts Pikanteres (falls man Geduld genug bewahrt,

weiter zu lesen) als diese Mystifikation der Gens du Roi des Bürgerkönigs und seines famosen Schiste-Mille-o-weh in zwei starken Oktavbänden. Mit solchen Anspielungen gestützt auf halb gelehrte halb ungereimte Noten, ist des Verfassers aufrührerischer Gedanke überall und nirgends. Der Usurpator des Romans ist übrigens ein sonderbarer Held: er zerstört Alles, um Alles zu haben. Das scheint uns wieder eine der alten Lieblingsphrasen des Vikomt, eine Phrase à rebours, weil man gewöhnlich erst haben muß, um zerstören zu können.

Alminti, von Lemercier, ist, des hohen Alters dieses Akademikers ungeachtet, eins der unreifsten und zugleich eins der unsittlichsten Werke, welche je dem Publikum mehr vorgeworfen, als zum anständigen Genuß dargeboten worden. Im Uebrigen ist man bei diesem Akademiker an beständige Widersprüche seit Langem gewöhnt, an die Rechtgläubigkeit seiner Lehren, und an die Ketzerei seiner Werke. Doch ist sein letzter Widerspruch ärger als alle früheren. Man findet in Alminti nicht blos ein seltsames Gemisch schöner klassischer Phrasen und einer erbärmlichen Fabel, sondern auch eine klägliche Paarung guter Moral in Worten, und empörender Unsittlichkeit in Bildern und Einzelnheiten. Gern möchte man gegen einen Greis die kindliche Schonung von Sem und Japhet nachahmen, und einen Schleier über seine Blöße werfen. Aber wie ist es möglich zu verbergen, was in tausend Exemplaren sich selbst der Verachtung aller gesitteten Menschen preisgibt?

Hat der Verfasser von Alminti beabsichtigt eine „Parodie“ gewisser Produkte der neuen schönge-

Literatur Frankreichs aufzustellen, die er selbst „schamlos und abscheulich“ nennt, so muß man gestehen, daß er bei Vollstreckung seines Vorhabens sonderbar zu Werke gegangen. Denn seine Parodie ist noch viel unsittlicher und abgeschmackter, als das Original, sei es, daß die Vollbringung einer Blutschändung durch einen Donnerschlag gehemmt, sei es, daß durch einen bloßen Pistolenschuß des Verbrechens Ausübung verhindert werde.

Der Verfasser verfährt übrigens stufenweis. Bevor sein Held Hand an die Ehre seiner eigenen Tochter legt, ist er ein Ehebrecher de bonne compagnie; bevor er mit den Opertänzerinnen in einer logé grillée fraternisirt, macht er einem Gespenste den Hof; bevor er der Unschuld Fallstricke legt, läßt er sich von abgefeimten Buhlerinnen umgarnen. Das Alles ist in der Regel. Aber nicht in der Regel scheint es, daß ein hochbejahrter Akademiker, um nicht für impotent gehalten zu werden, 700 bis 800 Seiten mit den schmutzigsten Anzüglichkeiten besudelt, die den Obszönitäten des alten Skeptikers von Ferney in seinem Candide und in seinem Huronen zur Seite gestellt werden können, obgleich sie bei weitem nicht so geistreich sind, als diese.

Kritische Revüe.

Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Von August Grafen von Platen. Frankfurt a. M. 1833. Bei J. D. Sauerländer. In 12. von X und 360 S.

Geschichten zu erzählen, ist nicht Jedermann's Sache. Es gehört dazu nicht blos strenge Wahrheitsliebe, Unparteilichkeit, Tackt, sondern auch genaue Kenntniß des politischen und sittlichen Gesellschaftslebens, unterscheidende Kunde der mannigfachen Ereignisse der Staatenexistenz, kritischer, zergliedernder Scharfsinn und selbst poetischer Schwung, dieser lezte jedoch nur in so fern, als er sich streng mit der Begebenheiten Wirklichkeit verträgt. Darstellungsgabe zu dem Allem gefügt, und was man auch im historischen Fache gebe, es wird entsprechend, es wird befriedigend ausfallen.

In dem vorliegenden Umriß finden wir alle so eben angedeuteten Eigenschaften in einem mehr als gewöhnlichen Maße vereinigt. Der Verfasser hat den Stoff zu seiner Schilderung eines der merkwürdigsten Zeiträume Neapels, an Ort und Stelle aus den lautersten Quellen geschöpft. Er hat diesen Stoff mit Glück, Umsicht und Genie verarbeitet. Man folgt der Begebenheiten Verschürzung und Entwickelung mit immer gleichem, lebendigem Interesse.

Lustfahrten in's Idyllenland. Gemüthliche Erzählungen und neue Fischergedichte von Franz Xaver Bronner. Aarau 1833. Bei H. R. Sauerländer. Zwei Bändchen in 12. von 548 S.

Hübsche Bilder in Versen und in Prosa, in beiden trefflich gelungen, in beiden Reiz und Schmelz und Kraft und Befriedigung. Viel Phantasieschwung und innige Anklänge in „Gefahren und Rettung;“ viele karakteristische Züge in „Dinen's Befreiung;“ in „Perseus und Andromeda“ meisterhafte Schilderung, in dem „Ring“ Leben und Frische, in „Ladon's Heirath“ Manches zu bedenken, in „Phormio“ Wahrheit und Tackt; in fast allen Idyllen dichterisches Feuer, reiche Erfindungsgabe, künstlerisches Talent. In Summa: Bronners Lustfahrten ins Idyllenland sind wirklich was ihr Verfasser sie nennt. Man liest sie mit „Lust,“ und legt sein Werk nicht ohne freundliche Erinnerung aus der Hand.

Der Selbstlehrer. Ein Lehr- und Uebungsbuch für den Privat- und Selbstunterricht in der französischen Sprache. Von F. A. Solomé, Lehrer an der Musterschule in Frankfurt am Main. Zwei Theile von XXVIII und 1206 S. Frankfurt am Main 1829 und 1832. Bei J. D. Sauerländer.

Für Jeden, der es in der heutigen Welt, wie gesellschaftliche Bedürfnisse sie gemacht, weiter bringen will als zur alltäglichen Beschränktheit in geistiger und physischer Hinsicht, für Jeden, der Anspruch auf Unterrichtung zu machen sich berechtigt halten möchte, ist Kenntniß der französischen Sprache eine absolute Nothwendigkeit.

Solomé's Selbstlehrer dürfte bald, in jeder nur irgend wohlhabenden Familie, ein unentbehrliches Buch werden, und zwar aus dem Grunde, weil es Eltern, Geschwistern und Freunden ein höchst zweck-

mäßiges Mittel darbietet, selbst das Lehreramt zu versehen, oder ihnen Gelegenheit darbietet, sich gegenseitig zu unterrichten.

Die Einfachheit und Leichtigkeit der von ihm befolgten Methode wird gewiß ein rasches Gedeihen merklicher Fortschritte sichern. In seinen Vorbemerkungen deutet der Verfasser umständlich an, wie man bei dem gegenseitigen oder Selbstunterricht zu verfahren habe, um am ersten und leichtesten das sich vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Anweisung zum Schachspielen. Die vorzüglichsten Spieleröffnungen und Endspiele, nebst einigen eigenthümlichen Stellungen, und fünfzig ausgewählten Aufgaben enthaltend. Von Georg Walker, Präsident des Schachklubs in Nottingham. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. F. Schierek. Frankfurt a. M. 1833. Bei J. D. Sauerländer.

Jedermann weiß, wie das Schachspiel entstanden, zu welchem Zwecke man es anfänglich verwendet, wie es im Morgenlande sich ausgebildet, und wie es endlich, obgleich nicht ganz mehr seinen ursprünglichen Grundregeln und Bedeutungen getreu, nach Europa gelangt ist.

Wie früher in Holland, gibt es jetzt in England und Schottland besondere Schachspielergesellschaften, die durch Briefwechsel mit einander spielen, und den Gewinn zu Gastereien verwenden, bei denen man das Schachspiel hoch leben läßt. Die berühmteste Schachspielergesellschaft ist gegenwärtig die in Edinburg, welche der von London den letzten bedeutenden

Einsatz abgewonnen. Nach ihr nimmt die in Nottingham einen ausgezeichneten Rang ein.

Aus vorligendem Werkchen ersehen wir, mit wie viel Methode, Umsicht und Scharfsinn man dort das edle Königsspiel zu führen versteht. Darum auch, wie um alle die Hilfsmittel kennen zu lernen, welche diesem Spiele zu Gebote stehen, dürfte dies kleine Buch jedem ächten Schachspieler unentbehrlich sein.

Es enthält, nächst einer ausführlichen Erklärung der beim Schachspiel vorkommenden Ausdrücke, ꝛc., eine allgemeine Anleitung für Anfänger, und eine große Zahl Spiele, durch deren Studium man in Kurzem eine gewisse Stärke erlangen kann, welche unvorbereitetes Spiel nicht zu geben im Stande sein dürfte. Besonders wichtig sind die Endspiele, wie die bedenklichen Stellungen, Aufgaben und bedingten Spiele, wozu man durchaus einer leitenden Anweisung bedarf.

Walter Scott's Werke. Aus dem Englischen. Neue Folge. Fünfter bis zwölfter Theil. Zwickau 1832 und 1833. Bei den Gebrüdern Schumann.

Mit Lob haben wir bereits der vier ersten Theile dieser neuen Folge von Walter Scott's Werken gedacht. Die nun folgenden acht Theile stehen in nichts hinter jenen zurück. Dieselbe ämsige, umsichtsvolle Sorgfalt der Bearbeitung, dieselbe Klarheit und Strenge der Sprache, welche wir bei Hrn. Dr. Bärmann gewohnt sind. Anderseits auch die gleiche Zierlichkeit (wir möchten fast sagen Pracht) der typographischen Ausstattung, welche die Verlagshand-

lung der HHrn. Gebr
so rühmlich karakteris

Die vorligenden ac
bert von Paris; das g
Dämonologie und Hexe
als die schottischen H
Brief im zwölften The
ten und Sitten die so
fend sind, daß man, selbst
heutigen Lebens, wo eine Welle au
eignisse die andere drängt, davon sich ge

In demselben Verlage ist auch erschienen: „
dangerous, a tale by W. Scott," zum Schul- und Privatgebrauch, mit einem vollständigen Wörterbuche, herausgegeben von Dr. Bärmann: ein ebenfalls empfehlungswerthes Werk, das bereits eben so ausgezeichnete als ermuthigende Aufnahme gefunden hat.

Gedichte von Nänny.

Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von Eduard Duller. Frankfurt a. M. 1833. Bei J. D. Sauerländer.

Nänny's Gedichte, sanft und schwebend, mild und rein wie sie sind, haben einen ganz eigenthümlichen Reiz. Wie süß sein „Gruß," wie schwärmerisch seine „Einsamkeit," wie lockend seine „Sehnsucht." — Wir müßten fast aller dieser sinnigen Gaben gedenken, wollten wir vollkommen unparteiisch sein. Eine liebe, leichte, freundliche Lektüre für Jeden, der mit Erheiterung Genuß, stilles Sinnen, beglückende Erinnerungen vereinigen will.

Franz von Sickingen bietet Sitten und Leben einer

Einsatz abgewZeit dar. Aufklärung ringt hier mit
ham einen Ungestüm. Die wilden Ereignisse einer
Aus…che uns beinahe fabelhaft erscheint, sind in
viel …gen, oft etwas grellen Zügen geschildert.
ei… Karakter, wie die eines Franz von Sickingen,
eines Friedrich von Somebrief, eines Ulrich von
Hutten, eines Hilchen Lorch sind für uns nur Kuriositäten, deren Gleichbilder nirgends die Gegenwart darzubieten vermag. Greiffenklaue und Konsorten dagegen gibt es noch; die Frage ist nur, ob die Menschheit durch diese wiedergewonnen, was sie an jenen verloren hat.

Bilder aus Italien. Von Aloys Freiherrn von Oefele, Königlich Baierischem Regierungsrath. Frankfurt a. M. 1833. Bei F. D. Sauerländer. Zwei Theile von 650 S.

Es ist mehr Gründlichkeit und Originalität in diesem Buche, als man dem bescheidenen Titel nach voraussetzen möchte. Der Verfasser hat das „Reisewesen“ (falls man so sagen darf) unter einem ganz eigenen Gesichtspunkte aufgefaßt. Er skizzirt und malt aus zu gleicher Zeit, d. h. er deutet mit flüchtigen Umrissen an, was mehrmals schon geschildert worden, und verweilt mit Muße bei dem, was man früher übersehen oder wenig beachtet hat.

Schon seine Einleitung gibt uns von dem Ganzen einen vortheilhaften Begriff. Nichts Treffenderes, als sein „Uebergang des deutschen zum italienischen Himmel (Natur und Menschen).“ Sein moralischer Abriß der „Städte der Lombardei und Oberitaliens

im Allgemeinen (Kulturstufen, Volksleben)," wie gedrängt er auch sei, ist dennoch befriedigend.

Mit Vergnügen und herzlicher Theilnahme folgt man dem Reisenden nach Verona, verweilt mit ihm bei dem Grabmal von Julia und Romeo, besucht mit ihm die Mausoläen der Skalierie, Teodorichs des Großen Kastell, den Zypressengarten Giusti, und das Amphitheater, um darin die Eroberung von Algier zu sehen.

Ein Sprung versetzt uns nach dem Campo santo zu Bologna, versetzt uns in die Appeninen, in das Arnothal und nach Florenz. Wir sehen Fiesole, Boggio imperiale und die Villa Riccardi. Die Leiden der Vetturinfahrt treffen auch uns. Pisa und seine vier Wunder erfreuen uns. Livorno's reges Gewühl hält uns gefangen, bis uns ein Dampfschiff mit dem Verfasser nach Neapel trägt.

Mit ihm durchstreifen wir diese letzte Stadt, und seine so äusserst merkwürdige Umgegend. Wir bringen mit ihm eine Nacht auf dem Vesuv zu, versenken uns mit ihm in die geheimnißvolle Vergangenheit von Pompej und Herkulanum, wohnen dem Feste des hl. Januarius bei, fliegen mit ihm nach Puzzuoli, Baja, Kap Misene, Procida, Ischia; besuchen die Katakomben ꝛc.

Unter den Karakterbildern sind vorzüglich bemerkenswerth die der Neapolitaner im Allgemeinen und die der Räuber. Von Neapel führt uns der Verfasser, durch die Todtensümpfe des Pontus, nach Rom, dessen Physionomie und Psychologie er sehr richtig schildert. Seine Prachtruinen, seine Peterskirche, seine Kirchenfeierlichkeiten, sein Tag eines römischen

Kirchenfürsten, seine Villa Pamfili, seine Schätze der Kunst, sein neues und sein altes Rom ziehen wie in einer magischen Laterne an unsern Blicken vorüber. Mit Bedauern sehen wir unsern freundlichen Führer, nach kurzem Verweilen in Tivoli, Frascati, Tuskulum, ꝛc. den Rückweg nach Deutschland antreten, womit sein in jeder Hinsicht anziehendes und befriedigendes Werk sich schließt.

Mannigfaltigkeiten.

Douville's Reise.

Der bekannte Douville, von dessen Entdeckungsreise im Innern Westafrikas, unter dem Aequator und in dessen Nähe, wir unsern Lesern, im dritten, vierten und fünften Theile des Jahrgangs 1832 wir einige Auszüge vorgelegt, und die nach unsern eigenen frühern Vermuthungen, wie nach den vom Foreign Quarterly Review, und der Revue des deux Mondes, aufgestellten Beweisführungen, erdichtet sein soll, hat unmittelbar nach seiner déconfiture Europa verlassen, und ist, nach Briefen, welche er an die Akademie der Wissenschaften, wie an die geographische Gesellschaft in Paris, gerichtet, im August 1833 zu Bahia, in Brasilien, eingetroffen.

Er kündet an in seinem Schreiben, daß er sich unmittelbar in des Landes Innere begeben, und den wilden Stämmen der Patachos, Bolindos, ꝛc. die zum Theil noch „Menschenfresser" sind, einen Besuch abstatten will. Diese durchaus rohen Völkerschaften verbreiten seit Kurzem ein allgemeines Entsetzen in der Provinz Bahia, ihrer haaremporsträubenden Grausamkeiten und Verheerungen wegen.

„Ich will," fügt er hinzu, „alle diese wilden Horden, welche die Doktoren Spix und Martius, wie St. Hilaire, an den Ufern der Flüsse gesehen, auf das aller Genaueste prüfen. In Mitte dieser Völker werde ich alle möglichen wissenschaftlichen Beobachtungen anstellen. Für jeden Andern könnte ein solcher Ausflug als eine wichtige Reise betrachtet werden; für mich ist sie nur ein „Zeitvertreib," in Erwartung einer Gelegenheit mich nach Mozambique zu begeben. Afrika erwartet mich. Dort werden meine Gebeine bleiben, oder ich werde die Ehre haben, es von Ost nach West, und von Ost nach Nordost zu durchreisen."

So viel wir erfahren, besteht Douvilles Plan darin, von der Stadt Mozambique (den Portugiesen gehörig, unterm 15 Grad südlicher Breite gelegen, der Insel Madagaskar gegenüber) zuerst den Volksstamm der Makuas zu besuchen, sodann nach dem Marawisee vorzudringen, genau die Quellen des Manganza, des Roanga, des Zambez: und Zaire zu bestimmen, und diesem letzten Flusse bis zu seiner Mündung in den atlantischen Ozean zu folgen.

Eine sehr hohe Bergkette, deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, und die folglich eine Höhe von 18,000 bis 20,000 Fuß haben müßten, soll hier das afrikanische Festland vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis zu den Mondbergen durchschneiden. Oberflächlichen Angaben zufolge würde seine höchste Wasserscheide ungefähr 300 Stunden von der östlichen Küste (Mozambique) und beinahe 280 Stunden von der westlichen (Benguela) entfernt sein.

An seinem Fuße entspringen die zahlreichen Ströme, welche den beiden Meeren zueilen, und wovon einige sehr bedeutend sind. So soll die Länge des Zairelaufes 460 bis 500 Stunden betragen, die des Koanza über 300 Stunden, die des Orange 350 Stunden, die des Zambeze 500 bis 550 Stunden, die des Mangaza (vermuthlicher Ausfluß des 80 Stunden langen und 20 Stunden breiten Marawisees) 200 Stunden, die des Loffik 400 Stunden, und die des Quilimaney ebenfalls 400 Stunden.

Nach dieser ersten Reise will Douville wieder zur östlichen Küste zurückkehren, wir wissen nicht, ob zu Wasser oder zu Lande. Sein Abgangspunkt soll Lama, an der Mündung des Quilimaney werden, dem er bis zu seiner Quelle entgegenreisen will, die seines Erachtens im Mondgebirg ist, wo er auch die Nilquelle zu finden hofft. Er will sodann dem weißen Nil folgen, und dessen Lauf, bis zu seiner Vereinigung mit dem blauen Nil auf das Genaueste beschreiben.

Seine Reise (falls er sie in Ausführung bringt, was wir indessen sehr bezweifeln) würde von großer Wichtigkeit sein. Doch begreifen wir nicht, warum er von Ben-

guela wieder zur Ostküste zurückkehren will. Sein Unternehmen würde noch viel verdienstvoller sein, wenn es ihm gelänge, von Unterguinea, mitten durch Innerafrika, nach den Nilquellen vorzudringen, und einiges Licht über diesen noch gänzlich unbekannten Theil des großen Kontinents zu verbreiten.

Neue Entdeckungen in Van-Diemensland.

In Folge der neuesten Nachforschungen in Van Diemensland hat man in desselben westlichem Theile eine weite fruchtbare Gegend entdeckt, von der man große Vortheile zu gewinnen hofft. Sie besteht aus Hügeln, Thälern und kleinen Ebenen, ist wohl bewässert, und mit herrlichen Waldungen bedeckt. Der Boden ist locker, schwarz, und scheint eben so gut zur Viehweide als zum Ackerbau geeignet. Seine Wellenform verleihet ihm eine ausserordentliche Abwechslung. Das Klima ist sehr schön und gesund. Jede der Ebenen hat eine Ausdehnung von 2000, 3000 bis 4000 Morgen. Das Vieh, welches man hier gefunden, ist sehr zahlreich und so fett, als hätte man es im Stall gefüttert. Es gibt hier unter andern viele Pferde. Man hat sogleich Hand ans Werk gelegt, um einen Fahrweg von den nächstgelegenen Pflanzungen nach dieser Gegend zu bahnen. Auch der Hafen Springriver, in Nähe des südöstlichen Vorgebirges, ist sehr bequem, und von dem neuen Landstriche nicht weit entfernt. Die Regierung will hier kleine Meiereien bauen lassen, und darin die neuangekommenen Kolonisten ansiedeln, denen es größtentheils an Geld gebricht, um Grundstücke kaufen zu können, und die gerade deswegen ihre Zuflucht zu den großen Eigenthümern nehmen müßten, die ihre Lage leicht mißbrauchen könnten.

Der französische Seeräuber Love.

Einer der kühnsten, berüchtigtsten Piraten der neuesten Zeit, ist ein gewisser Love, Franzos von Geburt, dessen Leben viel abenteuerlicher, viel erstaunlicher gewesen, als das aller Romankorsaren, aus erdichteten, oft eben so abgeschmackten als unglaublichen Ereignissen zusammengewebt. Seine Verwegenheit war so groß, daß er nicht allein Handelsfahrzeuge, sondern auch britische Kriegsschiffe angriff, daß er in den ungleichsten Kämpfen nicht selten obsiegend blieb. Dreimal gerieth er in der Briten Hände, und dreimal wußte er wieder mit eben so viel Geistesgegenwart als Unerschrockenheit zu entrinnen.

Seiner eigenen Angabe zufolge war er sehr reich. Man wußte, daß er unter verschiedenen Namen in Nord- und Südamerika große Pflanzungen besitze, und daß er in einigen derselben Frau und Kinder zurückgelassen, um neuen Gefahren auf dem unsichern Elemente sich preiszugeben. Er hatte unter andern in einer bedeutenden Stadt des ehemaligen spanischen Amerika's ein reiches Eigenthum, das von seiner Gattin, Tochter einer der angesehensten Familien des Landes, die ihn für einen reichen Kaufmann und Schiffsausrüster hielt, bewohnt wurde.

Von Gestalt ist Love groß und kräftig gebaut. Sein Auge ist sprühend, und der Ausdruck seiner Züge, wie das ganze Aeussere seiner Person hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Mungo Parks. Seine Manieren sind äusserst höflich, und seine Unterhaltung eben so lebhaft als geistreich. Er spricht englisch und spanisch eben so geläufig, wie seine Muttersprache, obgleich mit einer etwas fremdartigen Betonung, die er sich mit aller Mühe nicht abgewöhnen konnte.

Seit seinem letzten Angriff gegen ein britisches Brig, im Angesicht von Jamaika, ist er verschwunden, und man weiß nicht, ob er im Gefechte umgekommen, ertrunken, oder nach einer seiner Besitzungen entkommen ist. In diesem letzten Fall dürfte er sich in Zukunft vielleicht ruhig sehen, weil er jetzt schon zu bekannt ist, und er seine

Rolle nicht mehr fortspielen könnte, ohne den größten Gefahren sich auszusetzen.

Betrügerische Nachahmung des Silbers.

Man bedient sich seit einiger Zeit im öffentlichen Verkehr, vorzüglich in Frankreich, einer betrügerischen Versetzung, bekannt unter dem Namen Melchior, Maillecher, Argentat, ꝛc. die dem Silber vollkommen ähnlich ist, und deren man sich zu den verschiedenartigsten Arbeiten, wie zu Verzierungen, Beschlägen an Tabackspfeifen, Geschirren, ꝛc. oder als Löffel, Gabeln, Schüsseln, Gefäße und zu vielen andern Gegenständen bedient.

Dies zusammengesetzte neue Metall hat polirt ganz denselben Glanz und dieselbe Farbe wie gutes Silber. Seine Schwere steht hinter der dieses letzten nur wenig zurück. Auf dem Probierstein hinterläßt es beim Reiben ganz dieselben Streifen, und man muß sehr geübt sein, um den kaum bemerklichen Unterschied zwischen diesem Metall und dem Silber zweiter Qualität zu erkennen. Man hat in Frankreich bereits eine Menge größtentheils sehr schön gearbeitete Sachen von Melchior für ächtes Silber verkauft, und sich sogar bemühet darauf den Garantiestempel des Staates zu erschleichen, bei welcher Gelegenheit der in Rede stehende Betrug entdeckt worden.

Auf höheren Befehl ist der Melchior chemisch zersetzt worden, und man hat gefunden, daß er, auf hundert Theile, folgendermaßen zusammengesetzt ist:

Kupfer - - - - - -	55 Theile.
Nickel - - - - - -	23
Zink - - - - - - -	17
Eisen - - - - - - -	3
Zinn - - - - - - -	2
	100

Wollte man damit sich begnügen, die Beschaffenheit dieses Metalls bei kleinen Arbeiten, wie z. B. bei Pfeifenbeschlägen, Ketten ꝛc. durch Versuchen auf dem Probierstein zu beurtheilen, würde man sich ausserordentlich

leicht täuschen. Nur durch Scheidewasser kann man sich überzeugen, ob der probirte Gegenstand von Silber oder Melchior ist. Bei diesem letzten wirkt das Scheidewasser nur langsam, doch verschwindet allmählig der auf dem Stein durch die Reibung entstandene weisse Streifen vollkommen, während von dem ächten Silber jedesmal eine graue Spur übrig bleibt.

Hat man übrigens noch irgend einen Zweifel, braucht man nur einen Tropfen Salpetersäure auf den ungewissen Gegenstand fallen zu lassen. Ist er von Melchior, wird er unmittelbar darauf wirken, dergestalt daß man einen grünlichen Fleck auf der Stelle bemerkt, wo der Tropfen gewesen, was bei ächtem Silber nie stattfinden kann, wo jedesmal ein schwarzer Fleck auf der angegriffenen Stelle sichtbar wird.

Damit jedoch diese letzte Verrichtung so genau als möglich vorgenommen werde, muß man der Säure, nachdem sie eine der vorstehend angedeuteten Wirkungen hervorgebracht, einen Tropfen Salzwasser beifügen, der auf dem Silber einen weissen Niederschlag bewirkt. Im entgegengesetzten Fall, d. h. auf Melchior, vermindert der Zusatz des Salzwassers nur der Auflösung Schnelligkeit, ohne die vorher erzeugte grünliche Farbe merklich zu verändern.

Des Menschen Größe und Schwere in den verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens.

Unmittelbar nach der Geburt wiegt ein Kind männlichen Geschlechts im Durchschnitt 6 ½ Pfund, und ein solches weiblichen Geschlechts 6 Pfund. Des ersten Leibesgröße mißt 1 Fuß 6 Zoll 4 Linien, und die des letzten 1 Fuß 5 Zoll 10 Linien. Im gleichen Alter wiegt ein männliches Individuum gewöhnlich immer schwerer als ein weibliches, ausgenommen im zwölften Jahre, wo beide Geschlechter von gleicher Schwere sind. Bei vollkommener Entwickelung ist der Mensch zwanzigmal schwerer und 3¼ mal größer, als im Augenblicke seiner Geburt.

Im hohen Alter verlieren Mann und Frau 12 bis 14 Pfund von ihrem Gewicht, und 2 Zoll 7 bis 8 Linien von ihrer Größe. Der Mann wiegt am meisten in seinem vierzigsten und die Frau in ihrem fünfzigsten Jahre. Des erstern mittlere Schwere kann auf 96 Pfund, und die der letzten auf 86 Pfund angeschlagen werden, wie die des Menschen überhaupt, ohne Unterschied des Geschlechts, auf 90 Pfund 3 Loth.

Noch eine Nachahmung der Julirevolution in Frankreich.

Die Insel Anjuan (Hinzuan), zur Gruppe der Komoren gehörig *), nordwestlich von Madagaskar und nordöstlich von Mozambique gelegen, ist zu Anfang des Jahres 1833 der Schauplatz einer Staatsumwälzung gewesen, die einige Aehnlichkeit mit der in Frankreich im Jahr 1830 stattgefundenen hat, wovon die Bewohner des genannten Eilandes mehrere Umstände erfahren.

Aus der auf der Morityinsel **) erscheinenden Zeitung, le Cernéen, entnehmen wir über dies Ereigniß nachstehende Angaben:

Nach dem Tode Radama's, Königs von Madagaskar, bemächtigte sich Ranawalu, eine der Frauen des verstorbenen Monarchen, der höchsten Gewalt, und der Prinz Ramactaka-Riwo wurde, nach Ermordung aller übrigen Mitglieder der königlichen Familie, vollstreckt auf Befehl der

---

*) Die Komorischen Inseln liegen im nördlichen Theile des Kanals von Mozambique, zwischen 11° und 13° südlicher Breite. Diese Gruppe besteht aus vier großen Eilanden: Angazaye oder Komoro, Anjuan (St. Johanna), Mohilla oder Molallé und Mayotte. Ihre Bewohner sind theils Neger, theils muselmännische Araber, die bereits ziemlich civilisirt sind. Sie haben sehr von den Räubereien der Sekelawen auf Madagaskar, zu leiden.

**) Sie liegt östlich von Madagaskar und gehört England seit 1814. Ihre weissen Einwohner sind größtentheils von französischer Abkunft.

Königin, muthmaßlicher Erbe des Thrones der Owas *). Aus diesem Grunde lies ihm Ranawalu überall nachstellen, um ihm ebenfalls das Leben zu rauben, weshalb er es am Gerathensten erachtete, Madagaskar zu verlassen, und mit seiner Familie, wie mit 200 Owas, sich nach Anjuan zu flüchten, wo er von dem Sultan Subda Abdallah, Beherrscher der Komorischen Inseln gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Er half sodann diesen Monarchen einen Aufstand beschwichtigen, und gewann dadurch nicht geringes Ansehen im Lande.

Indessen war der Sultan nicht geeignet, ein Land auf eine vernunftgemäße Weise zu regieren. Er vereinte in seinem Karakter eben so viel Albernheit als Neigung zur Grausamkeit, und bedrückte seine Unterthanen auf jede erdenkliche Weise. Einige der von ihm erfundenen Abgaben verdienen besonders ausgezeichnet zu werden. Sie beweisen, wie weit das fiskalische Genie selbst bei Barbaren gedeihen könne.

Eine Abgabe von zwei starken Piastern (5fl. rhein.) mußte von den Eltern bei jedes Kindes Geburt entrichtet werden. So lange sie nicht bezahlt waren, durfte die Mutter das Kind nicht säugen oder pflegen, so daß die meisten armen Leute gewissermaßen verdammt waren, keine Familie zu haben, weil sie alle ihre Kinder verschmachten lassen mußten. Eine gleiche Abgabe mußte von allen Verstorbenen entrichtet werden, die nicht eher begraben werden durften, woher es kam, daß die Armen die Leichname ihrer Angehörigen oft ziemlich lange in ihrer Wohnung behielten. Die Zeremonie der Beschneidung konnte ebenfalls nicht eher stattfinden, als bis dem Sultan 24 Piaster (60 rhein. Gulden) bezahlt worden. Um sich den Kopf scheeren zu können, mußte man 10 Piaster (25 rhein. Gulden) Abgabe geben.

*) Man sehe die verschiedenen Aufsätze über Radama, seinen Tod und seine Beerdigung, die Revolution auf Madagaskar und den Krieg der Franzosen gegen die Owas, in den Jahrgängen 1829, 1830 und 1831 dieses Werkes.

Diese Steuern, wie die übrigen Bedrückungen, welche der Sultan sich zu Schulden kommen lies, erbitterten seine Unterthanen so sehr gegen ihn, daß sie zu Anfang 1833 sich in Masse gegen ihn erhoben, und ihn vom Thron stießen. Um nicht in Anarchie oder Bürgerkrieg zu gerathen, hielten des Volkes Vorsteher es am entsprechendsten, sich unmittelbar ein neues Oberhaupt zu geben. Sie warfen die Augen auf Ramanetaka, und luden ihm ein, sich an ihre Spitze zu stellen. Der Prinz zeigte sich geneigt, ihrem Verlangen zu entsprechen, und zwang den Tirannen, Anjuan am 16 Januar zu verlassen. Er begab sich nach Mohilla, wo er sehr übel aufgenommen wurde, weshalb ihm nichts anderes übrig blieb, als mit seiner Familie und seinem Minister sich nach Mozambique einzuschiffen. *)

Anfänglich weigerte sich Ramanetaka den Titel Sultan anzunehmen, und zwar aus dem Grunde, weil er kein Muselmann war. Man vermuthet sogar, daß er ein Christ ist. Indessen gab er wiederholten Vorstellungen nach, und beherrscht seitdem die Komorischen Inseln, deren Bewohner er durch Befreiung von den meisten Abgaben, wie durch milde Gesetze allmählich zu erheben sich bemühet. Er hat bereits kräftige Maßregeln ergriffen, um sie gegen die Räubereien der Sekelawen zu sichern.

Luftsteinregen.

Es hat sich am 4. Juli 1833 ein höchst merkwürdiges Phänomen ereignet im Dorfe Nackratschin, im Distrikt und Regierungsbezirk Tobolsk, in Sibirien. Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags zog ein düsteres Gewölk, von Abend kommend, über das Dorf hin. Auf einmal fielen aus demselben Hagelkörner, so groß wie Gänseeier, untermischt mit einer beträchtlichen Menge Aerolithen, die alle Fenster zerschlugen, und die meisten Küchengewächse

*) Mozambique ist eine portugiesische Stadt von 3000 Einwohnern auf der Ostküste Afrikas, ungefähr 60 Stunden von den Komorischen Inseln entfernt.

vernichteten. Man hat sehr viele davon aufgelesen, und sie theils nach Moskau, theils nach Petersburg geschickt, um sie dort einer näheren Untersuchung preiszugeben.

Die meisten dieser Steine waren theils von röthlich brauner, theils von schwärzlicher Farbe. Ihre Gestalt war sehr verschieden. Einige waren länglich rund, andere zugespitzt, noch andere beinahe flach. Alle rochen in der ersten Stunde ziemlich stark nach Schwefel. Einige waren lauwarm; die meisten unterschieden sich jedoch von gewöhnlichen Kieselsteinen nicht, woraus man vielleicht schliessen darf, daß man viele dieser letzten für Luftsteine gehalten. Es wird sich bald ergeben, was wirklich Beobachtungswerthes an dieser Sache ist.

Schwingungen der Metallplatten.

Man verdankt einem Schottländer, Namens Arthur Trevelyan, die Entdeckung eines in seiner Art sehr merkwürdigen akustischen Phänomens, das sich folgendergestalt beurkundet. Er nimmt eine Messingstange, die er in Gleichgewicht erhält auf dem Rande eines bleiernen Gefäßes, und mit Hilfe einer Weingeistlampe erhitzt er sodann das äusserste Ende der Stange. Sobald diese einen gewissen Wärmegrad erlangt, beginnen ihre Schwingungen, begleitet mit einem sehr vernehmlichen Tone. Man kann diese Schwingungen so verschiedenartig machen, als man will, und dadurch bald starke bald schwache Töne hervorbringen. Bemerkt zu werden verdient noch, daß die Schwingungen keineswegs durch das der Lampe entströmende Gas hervorgebracht werden, sondern durch die Wärme der Stange allein. Man hat davon sich überzeugt, indem man die Lampe zurückgezogen, nachdem man die Stange für warm genug gehalten, und die Töne haben noch sechs Minuten lang fortgedauert.

Inhalt des zwölften Theiles.

Seite

Metaphysik, Mythologie, Philosophie, Ausbreitung und gegenwärtiger Zustand der Budha-Religion 3

Reise längs den Küsten China's, zur Anknüpfung näherer Handelsverbindungen zwischen Großbritannien und diesem Lande. (Letzte Mittheilung.) 21

Entstehung, Zunahme und gegenwärtiger Zustand des Abgabensystems in England - - - - - - - - 39

Außerordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse - - - - - - - - - - - 56

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich - - - - 73

Karakteristik der berühmtesten Staatsmänner Frankreichs. (Horaz Sebastiani.) - - - - - - - - 97

Gegenwärtiger Zustand des Adels in Rußland - - 118

Malerische Züge der Physionomie Indiens - - - - 130

Ein Mittagessen bei dem König der Franzosen - - 150

Auffallende Verrückung der Sinne und deren Folgen 158

Bericht über die Pseudovulkane und die beständigen Feuer in der Nähe von Baku - - - - - - - 164

Fürchterlicher Mordkampf zweier zum Tode verurtheilten Verbrecher - - - - - - - - - - - - 171

Der Vendée innere Lage unter den gegenwärtigen Verhälnissen - - - - - - - - - - - - - 179

Ein in der Südsee neuentdeckter und kolonisirter Koralleninsel-Archipel - - - - - - - - - - - 187

Gegenwärtiger Zustand der französischen Schaubühne 194

Die menschliche Körpergröße im Allgemeinen, und die der größten bekannten Riesen im Besonderen - - 202

Der durch Lavaters System verrathene Mörder - - 209

Pro Memoria zur Kenntniß der französischen Literatur zu Ende 1833 - - - - - - - - - - - - - 217

Kritische Revüe - - - - - - - - - - - - - - 221

Digitized by Google

Seite

Mannigfaltigkeiten.

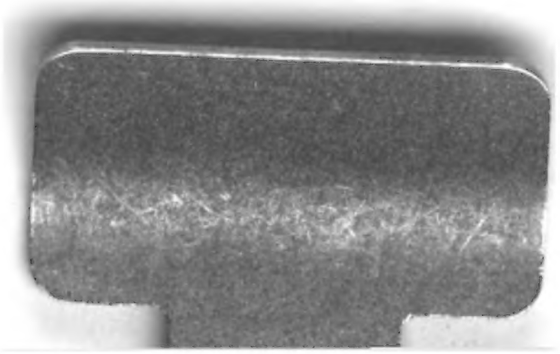
Douville's Reise - - - - - - - - - - - - - - - 229
Neue Entdeckungen in Van-Diemensland - - - - - - 231
Der französische Seeräuber Love - - - - - - - - 232
Betrügerische Nachahmung des Silbers - - - - - - 233
Des Menschen Größe und Schwere in den verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens - - - - - - - - - - 234
Noch eine Nachahmung der Julirevolution in Frankreich 235
Luftsteinregen - - - - - - - - - - - - - - - - 237
Schwingungen der Metallplatten - - - - - - - - 238

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google



Digitized by Google